BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Stöllorf. sc. 1779.

<366271030600l3 S

<36627103060013

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1033

Oeconomica. Lecira. 17.

Fritsch. inv. et sc.

Oeconomische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Fünfzehnter Theil,

von Fre bis Gam. Mit 14 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joseph Georg Traßler, Buchdrucker,
Buch- und Kunsthändler.

1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHEK
MUENCHEN

F. F.

Frech. 1. Stark, eine veraltete Bedeutung, in welcher noch Mathesius einen frechen Magnet denjenigen nennet, dessen Kraft durch nichts geschwächt wird.

2. Muthig, kühn, herzhaft, tapfer, in gutem Verstande. Diese Bedeutung, in welcher auch fraek im Schwed. üblich ist, ist im Hochdeutschen veraltet. Indessen sagt man noch in dem sächsischen Churkreise, der Rocken wuchs in wenig Tagen so frech daß man sich darüber verwunderte, d. i. stark, muthig.

3. Im hohen Grade verwegen, sowohl die Gefahr auf eine unbesonnene Art verachtend, als auch die Gesetze des Wohlstandes, der Ordnung, der Menscheit und der guten Sitten ohne Scheu verletzend. Ein frechs Maul. Besonders, die Schamhaftigkeit ohne Scheu verletzend, im hohen Grade unverschämt. Freche Geberden. Ein frecher Anzug. Eine freche Weibsperson. Da dieses Wort ein harter Ausdruck einer verächtlichen Eigenschaft ist, so bedient man sich oft, wenn die Umstände es nöthig machen, der gelindern Ausdrücke frey, ein wenig frey, allzu frey dafür.

Fréderic le grand, heißen bey den Blumisten gewisse Nelkensorten; siehe unter Nelke.

Frégate, siehe Fregatte.

Fregaton, Fr. Frégaton, ein spanisches und venetianisches Fahrzeug, welches von mittelmäßiger Größe ist, ein viereckiges Hintertheil, einen Mittelmast, Hintermast und ein Bugspriet hat. Man bedient sich derselben zur Transportirung der Truppen, und zur Abladung der Galleeren. Seine Ladung ist ungefähr 800 bis 1000 Centner, oder 4 bis 500 Tonnen.

Die Fischer in der Provence nennen auch Frégaton ein kleines Fahrzeug, dessen sie sich zum Fischfange bedienen. Es ist dasselbe an beyden Enden spitzig, 18 Fuß lang, 6 Fuß breit, vorn und hinten mit einem kleinen Verdecke versehen, und wird entweder nur gerudert, oder führt Segel und Ruder.

Fregatte, aus dem Franz. Frégate, oder Ital. Fregata, Lat. Lembus exploratorius, Liburnica, Navis bellica minor, Holl. Fregaat, heißt auf dem Oceane eine Art leichter Kriegsschiffe, welche von länglicher (d. i. nicht bauchiger oder galliotenartiger) Bauart ist, nicht hoch über Wasser geht, gemeiniglich nur zwey Verdecke oder Böden, und hinten einen Spiegel oder ein viereckiges Hintertheil hat. Es führt 20 bis 40, auch wohl mehrere Kanonen, und ist, weil es sehr leicht segelt, zum Kreuzen und Recognosciren sehr bequem; daher man auch vor allen Seehäfen dergleichen Fregatten findet, deren man sich zuweilen zu Convoyirung der Kauffahrteyschiffe, imgleichen zu Transportirung vornehmer Herren, mehrentheils aber zum Recognosciren der Schiffe, die in den Hafen einlaufen wollen, bedient.

In den französischen Seedienſten wird gemeiniglich jedes Kriegsschiff, welches weniger als 60 Kanonen führt, Frégate genannt.

Eine Advis- oder Avis-Fregatte, Avis-Jacht, Avis-Schiff, L. Navis bellaria, Fr. Frégate d'avis, Holl. Advijs Fregat, Advijs-Jacht, ist ein kleines leichtes Schiff, welches wohl besegelt ist, dessen man sich, wie zu Lande der Couriers, bedienet, um von einem Orte zum andern, Briefe und Nachrichten geschwinde zu überbringen. Ein solches Schiff ist z. B. einer Armee

Packete

Packete und Verhaltungsbefehle, oder auch Kundschaft von andern Schiffen zu zubringen, bestimmt. Es geht mit Segel und Ruder; und seine Ladung ist von 120 bis 200 Tonnen.

Die Spanier schicken allemal eines mit der Silberflotte nach der Havana in Amerika, welches in dortigen Ländern von einem Handelsplatze zum andern geht, und von der Kaufmannschaft Nachrichten einhohlt.

Eine leichte Fregatte, Fr. Frégate légère, nennt man ein kleines Kriegsschiff, welches schnell segelt, nur ein Verdeck hat, und 16 bis 25 Kanonen führt.

Ehemals hatte man auch Fregatten auf dem mittelländischen Meere. Dieses waren lange Fahrzeuge mit Segeln und Ruder, kleiner als die Brigantine (s. Th. VI, S. 704, f.), höher von Bord als die Galeeren, und mit Löchern zum Durchstecken der Ruder versehen.

2. Die Fregate oder der Fregatt-Vogel, Pelecanus Aquilus *Linn.* Fr. Oiseau Fregatte, Oiseau de frégattes, ist ein überaus hoch und schnell fliegender Schwimm Vogel, welcher sonst auch der Kriegsschiff-Vogel, der schwarze Eisvogel, und die große See-Schwalbe genannt wird, und dem man den Namen Fregatte, wegen seines schnellen Fluges gegeben hat; denn dieser ist, in Vergleichung mit dem Fluge anderer Vögel, eben das, was die leichte Bewegung einer Fregatte gegen den schweren Zug eines großen Lastschiffes ist. Nach Albin's Berichte, haben die Fregatten sich lange Zeit auf einer gewissen, in der kleinen Bucht von Guadalupe liegenden kleinen Insel aufgehalten und allemal daselbst gebrütet, daher man ihr auch die Benennung der Fregatten Insel, Fr. islette des frégates, gegeben hat. Unter allen Vögeln fliegen diese am höchsten, am längsten, und mit größter Leichtigkeit. Selbst ein Adler kann ihre Geschwindigkeit im Fluge nicht erreichen. Man trifft sie zuweilen 3 bis 400 Meilen tief im Lande an. Ehe es ihnen einfällt, einmal auszuruhen, haben sie oft schon 7 bis 800 Meilen zu-

rück geleget. Zuweilen schwingen sie sich zu einer solchen Höhe, daß man sie ganz aus dem Gesichte verlieret. Ihre ausgebreitete Flügel halten sie beständig schwebend in der Luft, ohne daß es nöthig wäre, dieselben zu bewegen. Sie ruhen sich daher nur selten an den Küsten aus, weil es ihnen zu beschwerlich fallen würde, sich oft wieder empor zu schwingen. Noch weniger darf man von ihnen glauben, daß sie zuweilen, wie andere Wasservögel, auf dem Wasser ruheten; denn außerdem, daß ihnen ihre Füße nur schlechte Dienste auf dem Wasser leisten könnten, würde die Größe der Flügel ihnen besonders gefährlich werden. Sie ruhen beständig auf Bäumen, oder andern erhabenen Oertern.

Man findet die Fregatten auf dem Wege von Guinea nach Brasilien, oder von Europa nach den amerikanischen Inseln. Einige Naturkundige rechnen sie mit unter die so genannten Sturm- oder Ungewittervögel (Procellaria,) und behaupten, daß ihr niedriger Flug über den Küsten allemal ein sicherer Vorbote eines bevorstehenden Ungewitters sey.

Diese Vögel erhaschen mit ihrem Schnabel, der wie bey den Charniergänsen gebildet ist, und mit ihren langen gekrümmten Krallen, die fliegenden und andern Fische, welche von den Gold Fischen verfolget werden. Letztere vertreten in diesem Falle die Stelle der Jagdhunde, weil sie das Wildbret für die Fregatten aufjagen. Wenn diese das Wasser in der Nähe bestreichen, fangen sie den gesuchten Raub mit einer so bewundernswürdigen Geschicklichkeit, daß er ihnen fast nie entwischen kann. Sie verfolgen auch die Mewen, Charnier-Gänse und andere Wasservögel, um ihnen ihren Raub abzujagen, und sich dessen als einer guten Beute zu bemächtigen. Bey dieser Gelegenheit pflegen die Charniergänse gemeiniglich ein großes Geschrey zu erheben, und ihren Raub nicht anders, als gezwungen, fahren zu lassen. Die verwegenen und stärkern Fregatten verachten

achten dieses Geschrey, und setzen ihre Verfolgungen so lange fort, bis es ihnen geglückt ist, ihre Absicht zu erreichen, und ihren Feind endlich zum Gehorsam zu zwingen.

Man sieht diese Art Vögel als Anzeiger eines nahen Landes an; doch ist der Schluß nicht sicher, wenn sie sich nur einzeln sehen lassen, weil sie sich sehr weit vom Lande entfernen. Wenn sie aber in Haufen erscheinen, so kann man sich von der Nähe einer Insel versichert halten.

Das Fleisch der Fregatten schmeckt zwar ein wenig nach Fischen, ist aber sehr nahrhaft, und fast von eben dem Geschmacke, als das Fleisch der Flußteufelchen (Fulica aterrima *Linn.*). Ihr Fett schätzt man, zum Einreiben beym schmerzhaften Hüftweh, sehr hoch. Um dieses Fettes willen werden sie sehr verfolget. Wenn sie auf ihren Nestern sitzen, schlägt man sie mit langen Stäben, und sie fallen sodann fast ganz betäubt aus dem Neste.

Man giebt eigentlich zweyerley Arten von Fregatten, eine große, wie die jezt beschriebene, und eine kleine, an. Obgleich die erste nicht größer ist, als ein Huhn, so betragen doch die ausgebreiteten Flügel, von einer Spize bis zur andern, 7½ Fuß. Ihr Hals ist von einer mittelmäßigen Länge, ihr Kopf klein, die Augen groß und schwarz, ihr Blick sehr durchdringend, die Füße sind kurz, und ihr ganzer Leib ist mit schwarzen Federn bekleidet; ihr Schwanz ist gabelförmig zertheilt, der Schnabel dick, schwarz, und an 7 Zoll lang, auch etwas herab gebogen. Die Zehen sind kurz, und es liegen zwo nach vorn und zwo nach hinten gestreckt. Das Männchen, wenn es alt genug ist, hat rothe knospige Kinnlappen, fast wie ein wälscher Hahn. Das Weibchen unterscheidet sich durch den weißen Bauch, und hat keine solche Kinnlappen.

Die kleine Fregatte, welche vielleicht nur das Weibchen der ersten ist, hat einen minder langen, rothen Schnabel, und ist übrigens rostfarbig-braun, vorn aber weiß. Ihr Schwanz ist eben so getheilt, und sie kann ihre Flügel 5½ Fuß weit ausbreiten.

Berlin. Sammlungen, 5 B. S. 520, fgg. n. e. Abbild.
Neueste Mannigfaltigk. 1 Jahrg. S. 594. f.

Frei, und die damit zusammengesetzten Wörter; s. Frey.

Frein, siehe Gebis. Zaum.

Freis, siehe Fraiß.

Freisamkraut, siehe Fraißamkraut.

Frelampe, eine kleine französische Scheidemünze, welche 12 bis 15 Deniers, oder nach unserm Gelde 4 bis 5 Pfennige gilt.

Frelon, siehe Horniß.

Fremd, L. Peregrinus, Extraneus, Fr. E'trange, E'tranger. 1. Eigentlich, entfernt, fern, in welcher nunmehr veralteten Bedeutung es noch Ephes. 2, 14 vorkömmt: daß ihr zu derselben Zeit waret — fremde von den Testamenten der Verheißung.

2. Figürlich. 1) Ausländisch, nicht aus unserm Lande. Fremde Völker, Länder, Städte. Fremder Wein, fremde Tücher, fremde Waaren. Ein Fremder, der nicht aus unserm Lande ist. 2) Nicht aus unserm Orte. So werden an vielen Orten die Fremden, oder, wie man sie auch im Oberdeutschen nennet, die Ausleute den Bürgern und Einheimischen entgegen gesetzet. 3) Nicht zu unserer Zunft, Innung, Gesellschaft u. s. f. gehörig; in welchem Verstande dieses Wort gleichfalls sehr häufig ist. 4) Nicht zu unserm Hause gehörig. Fremde Kinder. Fremdes Gesinde. Ein fremder Hund. Personen, welche zum Besuche kommen, werden in Niedersachsen Fremde genannt. 5) Nicht uns gehörig. Fremdes Gut, Fremdes Brod schmeckt am besten. In fremde Hände kommen. In ein fremdes Amt greifen. Fremde Haare tragen. 6) Was uns nicht angeht, nicht zur Sache gehörig. Sich in fremde Händel mischen. Fremdes Licht, bey den Malern, dasjenige, welches von dem Hauptlichte verschieden, und zur guten Wirkung eines Gemäldes wohl angebracht ist. 7) Unbekannt. Fremde Thiere. Eine fremde Sprache. Das ist mir ganz fremd. Er stellet sich sehr fremde,

sehr

sehr unbekannt in dieser Sache, il fait l'étranger. Ein Fremder, oder ein fremder Mensch, im gem. Leben auch Jemand Fremdes. 8) Ungewöhnlich, seltsam, wunderlich, sonderbar. Sich fremd kleiden.

Fremde, die Fremde; ein Wort, welches nur im gem. Leben üblich ist, ein fremdes Land, einen fremden Ort zu bezeichnen. In die Fremde gehen, aus seiner Vaterstadt, aus seinem Vaterlande reisen. In der Fremde seyn, Außer Landes. Aus der Fremde kommen.

Fremdling, Fr. Forain. 1. Eigentlich, eine fremde Person, ein Ausländer, der in unserm Lande und Orte nicht einheimisch ist.

2. Figürlich. In der Sache bin ich ein Fremdling, d. i. sie ist mir unbekannt, ich bin nicht darin erfahren.

Fremdlings-Recht, L. Albinagium, Jus Albinagii, Fr. Droit d'Aubaine, das Recht des Landesherrn oder der Obrigkeit des Ortes in Ansehung der Fremdlinge, d. i. Ausländer, nach welchem das sämtliche Vermögen eines solchen Ausländers, wenn er ohne Kinder stirbt, dem Landesherrn anheim fällt.

Frêne, siehe Esche.

Frère Claude, Frère Jean, Frère imperial und Frère royal, nennen die Blumisten gewisse Tulpensorten; siehe unter Tulpe.

Fresco-Malen, Fresco-Malerey, Malerey *al fresco*, aus dem Ital. fresco, frisch, Fr. Fresque, peindre à fresque, Mauergemälde, die Malerey mit Erdfarben auf den frischen oder nassen Kalk einer Wand oder Mauer, oder eines Plafonds; L. Ars parietes coemento recente obductos pingendi.

Unter allen Arten von Malereyen, welche heut zu Tage üblich sind, kann ein vortrefflicher Künstler in der Malerey auf frischen Kalk, seine größte Geschicklichkeit anbringen, und seinem Werke die größte Stärke

geben. Allein, um hierin etwas rechtschaffenes zu leisten, muß er ein guter Zeichner seyn, eine große Uebung und besondere Kenntniß seines Werkes, welches er vor sich hat, haben; sonst würde seine Arbeit armselich, frostig und unangenehm ausfallen, weil sich die Farben nicht so leicht, wie im Oehle, vereinigen, und zusammen wirken. Diese Art zu malen, hat in Italien grosse Künstler hervor gebracht, welche sich aber mit dem Wachsthume der Oehlmalerey sehr vermindert haben; und es bequemt sich ein Maler ungern dazu, da er mit dem Kopfe über sich, auf Gerüsten, und sehr eilfertig, auf dem Kalke der Decken (Plafonds) zu arbeiten genöthigt ist.

Nachdem sich also derselbe des Mäurergerüstes wohl versichert hat, und die schädlichen Dünste des angeworfenen Kalkes, durch den Beystand eines guten Luftzuges verwehen lassen, macht er die Verfügung, daß der trockne Kalk mit dünnerm Kalke, und dieser mit einer noch dünnern Tünche überpinselt werde.

Der erste Anwurf, welcher aus gutem Kalke und Kitte von gestoßenen Ziegelsteinen gemacht werden könnte, wird gemeiniglich von grobem Flußsande und gutem Kalke gemacht. Ehe man ihn aufträgt, muß man in die Steine, wenn sie nicht so porös und durchlöchert als sonst viele Bruchsteine sind, schräge Löcher von allerhand Art Meißeln, damit die Tünche desto besser eingreife, und nicht abfalle. Ist die Mauer von Ziegelsteinen, nimmt sie den Mörtel vor sich selbst schon an. Dieser erste Anwurf muß wohl zugerichtet, aber sehr rauh seyn, damit der zweyte desto besser fasse, und sich mit dem ersten völlig vereinige.

Ehe man das zweytemal bewirft, feuchtet man den ersten Auftrag an, um ihn zur Aufnahme des zweyten geschickt zu machen. Zum zweyten Anwurf nimmt man Kalk, welcher seit einem Jahre, oder wenigstens seit 6 Monaten gelöscht worden ist, weil man aus der Erfahrung weiß, daß der Anwurf von diesem Kalke nicht aufspringt. Man braucht hiezu Flußsand, welcher weder zu grob noch zu fein seyn muß. In Italien, und besonders in Rom, bedient man sich des puteolanischen Sandes, welcher bey Grabung der Brunnen aus der Erde gebracht wird; weil aber die Körner desselben ungleich sind, ist es auch schwer,

davon

davon einen guten Anwurf zu machen. Weil aber dieser zweyte Anwurf sehr leicht seyn soll, und man auf demselben nur naß malen kann, muß man einen geschickten Mäurer haben, der ihn gehörig gleich mache, und nur so viel auf ein mal verfertigen, als man in einem Tage bemalen kann.

Sobald die Mauer übertüncht worden ist, muß man mit einem Pinsel die kleinen Sand Körnchen hinweg nehmen, damit die Farben desto besser darauf haften mögen. Diese Arbeit nennt man das Graniren, d. h. das Abkörnen oder Entkörnen, und geschieht nur bey grossen, und vom Auge weit abstehenden Dingen; wiewohl es bey nahe gelegenen auch vorgenommen werden kann. Damit aber doch die rauhe Malerey nicht so sehr in das Gesicht fale, pflegt man zu Ende der Arbeit einen Bogen Papier darauf zu legen, und mit der Mäurer Kelle sanft anzudrücken, damit die allzu viele Rauhigkeit dadurch vertrieben werde.

Ehe man zu malen anfängt, verfertiget man seine Zeichnung, oder das Modell, und noch eine andere Zeichnung, welche so groß, als die Arbeit selbst, ist, und welche man an der Wand befestiget, um die Fehler von fern desto besser wahrzunehmen. Zu grossen Kirchendecken, Säln, krummen Gewölben, die für ein Papier zu groß sind, bedient man sich des Gitterrahmens, durch dessen Hülfe man Sachen aus dem Großen ins Kleine bringt. Man theilt das kleine Modell in eben so viel kleine Netzquadrate, um die Sache in eben so viel größere Vierecke auf die betünchte Mauer davon überzutragen. Von diesen Quadraten wählet sich nun der Frescomaler täglich so viele, als er in einen Tage auszumalen gedenkt. Diesen Platz läßt er täglich übertünchen, und er zeichnet jedesmal von neuem die durch den Kalk bewor-fenen Vierecke auf die frische Tünche, um danach zu malen. Kann er sein Tagewerk nicht vollenden, so schneidet er die überflüssige Tünche, nur nicht mitten an nackten Theilen, sondern an der äußersten Zeich-

nung, von dem fertigen ab. Sein Pinsel läuft solcher Gestalt von einem Stücke zum andern unaufgehalten fort; und man warnet den Mäurer beständig, nicht den Rand der vollendeten Arbeit mit dem Pinsel zu verunstalten. Es ist daher am sichersten, das Gemälde von oben anzufangen, und jederzeit unter sich hinab tünchen zu lassen. Auf den getünchten Theil der Decke wird die Zeichnung des großen Papieres sanft gedrückt, und der Umriß mit einem eisernen Griffel solcher Gestalt vorsichtig in den noch frischen Kalk durch das Papier gezeichnet. Kleine Risse durchlöchert man mit der Nadelspitze, überstäubt sie mit Kohlenstaube, und reibet diesen Staub durch das Papier mit einem trocknen Pinsel auf den Kalk ab.

Man bedient sich der Borsten und anderer Pinsel von steifen, langen und spitzigen Haaren; allein, man muß sich hüten, auf dem Grunde des nassen Mörtels nicht zu viel zu arbeiten. Man kann auch eckige oder stumpfe Borstenpinsel beym Gründen gebrauchen, doch müssen ihre Haare allemal lang seyn.

Alle Farben werden vorher, von jeder so viel, als das ganze Werk erfordert, auf einmal mit Wasser fein gerieben, damit keine Farbenabsätze entstehen mögen. Das übrige kömmt mit den Oehlmalen überein. Die Farben werden in ihren Geschirren vor dem Staube in Acht genommen. Die Palette besteht aus verzinntem Blech; ein umgebogener Rand hindert das Ablaufen der flüssigen Farben, welche hier ziemlich dünn sind. Auf der Mitte der Palette befindet sich ein Wassergeschirr, die Farben zu verwaschen. Der Kalk muß, ehe man zu malen anfängt, keinen Fingerdruck mehr annehmen, weil ein nachgebender Kalk nur schwache Anzeigen eines Gemäldes zurück lassen würde. So bald die ersten Farben den Kalk erreichen, verlieren sie ihr Licht und ihre Schönheit mit einem Male; man muß daher eben diese Lagen mehrmals wiederholen, und ein Stück nicht eher aus der Arbeit lassen, als bis es völlig aus-

ausgearbeitet und fertig ist. Jeder hinzu gesetzte Farbenzug würde nach etlichen Stunden nichts als Flecken zum Vorschein bringen. Ehe man eine neue Lage giebt, muß so lange gewartet werden, bis die alte Farbe erst recht trocken geworden ist. Frische Tünche macht ein Gemälde lebendig und dauerhafter; weil aber der Kalk vornämlich die Schatten ein wenig bleich naget, so muß man diese Farbenblässe durch Pastelfarben, oder durch Pinselchen, die man mit eben der Farbe mässig eingerieben hat, überfahren.

Ehe man zu malen anfängt, muß man die in den irdenen Gefäßen zubereiteten Tinten vorher probiren, indem man sie, eben so wie in der Wassermalerey, auf Platten von Gyps oder Kalk, oder auch Ziegelsteine, welche die Feuchtigkeit sogleich an sich ziehen, trocknen läßt; denn das Wassermalen hat viel Aehnlichkeit mit dem Frescomalen; ausgenommen, daß bey diesem der Grund Kalk ist, und daß man nur in bloßem Wasser aufgelöfete Farben hiezu gebrauchet.

Es ereignet, sich zum öftern, daß einem Maler das Gemälde mißlingt, so, daß er dasselbe gern wieder hinweg nehmen möchte. Daher muß er dasselbe abschroten lassen, jedoch daß die übrige Arbeit nicht berührt werde. Wenn alsdann der verlangte Ort auf das beste gesäubert worden ist, muß man denselben mit besonderer Geschicklichkeit zu nutzen wissen, und zur neuen Malerey eine frische Tünche anwerfen; wiewohl man an bedeckten Orten auf die alte Tünche neue Figuren malen kann, wofern sie nur gelinder als die übrigen gemalt sind.

Alle Farben, welche nicht Erden sind, taugen zu dieser Art von Malerey nicht, weil das zerstörende Kalksalz sie verändern würde. Auch müssen diese Erden, wo möglich, von trockner Natur, oder gestoßene Steine und Marmor seyn, weil sie alsdann eine Art von colorirten Mörtel geben.

Die Farben, welche man gebraucht, sind folgende. Das Weiß des Kalkes selbst ist das beste Farben zu nuschen, und Fleisch und Kleider auszudrücken. Man muß dazu solchen nehmen, der wenigstens seit einem halben Jahre gelöscht wor-

den

den ist. Man verdünnt ihn mit Wasser, läßt ihn durch ein dichtes Sieb laufen, und in flachen Gefäßen sich setzen. Das oben stehende Wasser wird abgeseihet, und man verwahrt den Satz vor den Staub. Der feine weiße Marmorstaub wird mit Kalkweiß vermischt, um ihm mehr Körper zu geben. Einige nehmen von beyden gleich viel; zuweilen ist auch ein Viertel Marmorstaub genug. Von allzu vielem Marmor wird das Weiß schmuzig. Das Weiße von Eyerschalen, giebt zum Fresco- und Pastell Malen eine angenehme Weiße; die Zubereitung desselben zu diesem Behuf, habe ich im XI. Th. S. 760, angezeigt. Ocher, italienische Erde, Massicot, dessen Gebrauch doch nicht allzu sicher ist; das neapolitanische Gelb; doch giebt der Ocher das schönste Gelb. Wenn man ihn hell machen will, versetzt man ihn mit Kalkweiß. Der Zinnober ist zwar ein Mineral, aber doch hiezu tauglich; wiewohl er nicht in freyer Luft, sondern nur an verschlossenen Orten dauert. Nach der Läuterung bekleidet man die Gewänder mit feinem Zinnober, nachdem derselbe vorher auf folgende Art zubereitet worden ist. Man thut ihn in ein irdenes Gefäß, und gießt Kalkwasser, welches noch vom Aufsieden des ungelöschten Kalkes heiß ist, darüber; nimmt das Klarste und Reinste davon; seihet hernach dieses Kalkwasser ab, ohne den Zinnober aufzurühren, und gießt noch einigemal dergleichen Wasser darauf, nachdem jedesmal das erstere abgegossen worden ist. Römischer, im Ofen gebrannter Vitriol, sticht sehr wohl auf der frischen Tünche ab. Man bereitet ihn in Branntwein zu, wodurch er eine Purpurfarbe bekömmt. Man gebraucht ihn zum Anlegen, und überfährt ihn mit Zinnober, da sich denn die Gewänder so gut, wie in der Oehllasirung, ausnehmen. Das englische Braunroth vertritt des vorhergehenden Stelle, weil es ebenfalls aus blauem Vitriol besteht; wenn es trocken wird, verbreitet es, im Licht und Schatten eingemischt, eine angenehme Purpurfarbe. Der Kreuzdornsaft, oder das Saftgrün, wird von dem Weißen des Kalkes gelbgrün, ohne sehr zu verschießen. Das Berggrün belebet die Gewänder in frischem Kalk. Das Erdschwarz schattirt die gelben Gewänder. Das venedische Erdschwarz ist die schwärzeste unter allen Kalkfarben. Man gebraucht auch die zu Kohlen gebrannten Weinhefen, Pfirsichsteine, Papier ꝛc. Mit allen diesen Farben vermischt der Frescomaler das Kalkweiß zum Lichte, zu Schatten und zu Mittelfarben. Schmalte und Lasurblau gepülvert, bestehen recht wohl an der Luft und im Regen. Diese Farben sind besonders in Landschaften gut.

Ul-

Ultramarin ist hier schön, aber kostbar. Der Kalk zerstört folgende Farben: Bleyweiß, Mennig, Lack, Grünspan, Auripigment, Beinschwarz.

In Rom hat man noch eine Art al fresco auf alte Wände zu malen, welche man mit sehr wenigem und verdünntem Gypse überwerfen läßt. Diese Art leidet alle Farben ohne Unterschied, wenn man nur die oft geweißten Wände vorher überschabt hat, um der überflüssigen Tünche keine Gelegenheit zum Abspringen zu geben. Frisch getünchte Wände werden nur mit Gypse überzogen, um die Farben begierig und schnell in sich zu saugen.

Das Frescomalen verstattet folglich nicht dem Pinsel, wie die Oehlmalerey, nasse Farben in einander zu mischen; er schraffirt oder punctirt gemeiniglich seine Schatten; und bloß die Entfernung vom Auge muß diese leichte Striche in farbige Flächen verwandeln. Eine kurze Zeit nach dem Malen steigen erst alle Farben aus dem Kalke mit ihren Schönheiten herauf, da sie unter der Arbeit nichts, als ein unförmliches Chaos von Pinselstrichen vorstellten; die scheinbaren Ansätze verschwinden, und die Wärme der Luft vereinigt die Stücke zu einem Ganzen, dessen Lebhaftigkeit unzerstörbar scheinet.

Das Frescomalen ist vormals, ehe man die Oehlfarben ausgedacht hat, zur Verzierung der Wände, sowohl in den Zimmern, und an den Decken und Gewölben, als auf den Außenseiten, mehr im Gebrauch gewesen, als heut zu Tage, wiewohl sie noch jetzt in großen Gebäuden, zu ganz großen Stücken viel gebraucht wird. Die Alten scheinen die Farbenmischung dazu vollkommen verstanden zu haben; denn man trifft bisweilen noch Stücke an, die seit vielen Jahrhunderten die frischeste Farbe behalten haben. Die herrlichsten Werke des Raphael im Vatican, sind in dieser Art gemalt, wiewohl sie jetzt in Absicht auf die Färbung sehr viel verloren haben; denn zu Raphaels Zeiten verstand man die Ausübung dieser Art zu malen noch nicht so gut, als hernach zu der Tanacci Zeiten. Hannibal's Gemälde in der Gallerie des farnesischen Pallastes, sind in Ansehung der Ausführung weit schöner, als alles, was vor ihm in dieser Art gemacht worden ist.

Von

Von dieser Malerey sind ganz unvergleichliche Deckenstücke von den Händen des Jesuiten Andr. Pozzo, in einigen römisch-katholischen Kirchen vorhanden; welcher auch, im Anhange bey seiner Maler- und Bildhauer-Perspectiv, Augsp. 1749, f. eine lat. und deutsche Anleitung dazu, u. d. T. Institutio brevis pingendi albarium recens; kurze Unterweisung zum Frescomalen, gegeben hat. Unter den französischen Frescomalern, war *Charles de la Fosse* (geb. 1640, gest. 1716) sehr berühmt.

In England und in den Niederlanden wird diese Art der Malerey nicht gebraucht, weil solche wegen der feuchten salzigen Seeluft daselbst nicht dauern, noch trocknen kann.

Die beste Art von Frescomalerey zu machen, st. im 34. St. der Giess. wöchentliche gemeinnütz. Anz. und Nachr. v. J. 1764, S. 268, f.

Hallens Werkstätte der heutigen Künste, 1. Band, Brandenb. und Lpz. 1761, 4. S. 310—314.

Pernety Handlexicon der bildenden Künste, Berl. 1764, 8. S. 96, f. und in der dabey befindlichen praktischen Abhandl. von den verschiedenen Arten der Malerey S. 35—41.

Sprengels Handwerke und Künste, 10 Samml. Berl. 1773. 8. S. 55—61.

Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste, 1. Th. Leipz. 1773, gr. 8. S. 536, f.

Fresque, siehe den vorhergehenden Artikel.

Fresse, die Fresse, ein sehr niedriger Ausdruck, das Maul, das Werkzeug des Fressens, zu bezeichnen; in Bayern das Gefriß, an andern Orten das Gefräß, Niederf. Vrete.

Fressen, Niederf. und Holl. freten. 1. Eigentlich, essen, zur Nahrung zu sich nehmen, doch in verschiedenen Einschränkungen. 1) Von allen Arten von Thieren, wenn sie Nahrung zu sich nehmen. Der Wolf hat ein Lamm gefressen. Die Heuschrecken haben alles Getraide gefressen. Dem Viehe zu fressen geben. Von Raubthieren gebraucht, bedeutet es so viel als zerreißen. Von einem wilden Thiere gefressen werden. Die Jäger brauchen diesen Ausdruck nur von dem Schwarz und Roth Wildbrete, dagegen sie von den andern Arten sich äsen, und weiden sagen. 2) Von Menschen. (a) Ein unanständiges oder unmäs-

siges

siges Essen zu bezeichnen, in der harten Sprechart. Fressen und saufen, unmäßig essen und trinken. (b) Für essen überhaupt, in den niedrigen Sprecharten. Er hat einen Narren an ihm gefressen, figürlich, er hat eine unmäßige, blinde Liebe zu ihm. Den Tod an etwas fressen. Sein Leid in sich fressen, figürlich, sich heimlich kränken, ohne seinen Gram auszulassen. Er will alle Wissenschaften gefressen haben.

2. Figürlich: verzehren, vertilgen, verderben, auch von leblosen Dingen. Der Rost frißt das Eisen. Der Krieg hat viel Volk gefressen. Es frißt ihn der Neid. Ein Geschwür, der Krebs frißt um sich, frißt weiter, wenn es sich weiter ausbreitet und die gesunden Theile verderbt. Ein fressender Schade.

Fresser, der viel isset, ein unmäßiger Esser, Vielfraß, L. Gulo, Vorax. Wie ist der Mensch ein Fresser, Matth. 11, 19.

Ein merkwürdiges Beyspiel eines unersättlichen Magens, war der Wittenbergische Vielfraß, ein Gärtner, mit Namen Jacob Kahle, von welchem Hr. Prof. Ge. Rud. Böhmer, in einer gelehrten Abhandlung, de polyphago & allotriophaga Wittembergensi, 1757, auf 5 Quartbogen, eine aus glaubwürdigen Acten und etlichen Zeugenaussagen gezogene, ausführliche Nachricht ertheilt hat. Dieser Mann hat bey seinem Leben nicht nur eine ungeheure Menge von Speisen, sondern auch fremde und ungewöhnliche Dinge zu sich genommen. Er hat z. B. mit einemmal 8 Schock Pflaumen, samt den Kernen, und zu einer andern Zeit 4 Metzen Kirschen, ebenfalls mit der Kernen, gegessen. Noch mehr ist zu verwundern, daß Derselbe seinen Appetit auch mit fremden, und sonst der menschlichen Natur ungewöhnlichen Dingen vergnügen konnte, so, daß er zuweilen die Speisen samt den irdenen Schüsseln und Tellern, Ofenkacheln, Glas und Kieselsteine, fraß, und dabey mit so scharfen Zähnen versehen war, daß man, wenn er auf einen Stein gebissen hatte, die Zähne darin sehen konnte. Lebendige Vögel, Mäuse, Raupen, ein Spanferkel ein Hammel mit Haut, Haar und Wolle, wurden von ihm mit der größten Delicatesse verzehrt: ja, er soll einmal kein Bedenken getragen haben, ein blechernes Schreibzeug, sammt Tinte, Streusand, Federn

und

und Federnesser, aufzufressen, wie solches von einem der beeidigten Zugen, der es selbst mit angesehen hat, ausgesagt ward. Ferner machte er sich ein andermal in Gegenwart vieler Leute, und um etwas Geld zu verdienen, über einen Dudesack her, fraß ihn auf; und überdies verfolgte er den Besitzer desselben, der darüber erschrack, und aus Furcht, daß ihm ein gleiches begegnen möchte, zum Fenster hinaus sprang, noch ziemlich weit. Solche und andere Umstände gaben ehedem Anlaß, daß besonders die gemeinen Leute diesen so genannten Freßkahle beschuldigten, als ob er durch Hülfe eines bösen Geistes bey seinen Unternehmungen unterstützt würde, weshalb denn über seine Lebensart im J. 1713 Untersuchungen angestellt, und 7 Zeugen eidlich abgehört worden sind. Als nun dieser Mann 1754, im 79 Jahre seines Alters starb, ward sein Körper, auf königlichen Befehl, auf dem wittenbergischen Theatro anatomico von Hrn. Prof. Böhmer geöffnet; man hat aber den eigentlichen Grund dieser Gefräßigkeit nicht entdecken können.

In der Normandie fand sich, vor etwa 10 Jahren, ein Steinfresser, welcher eine Menge Kiesel- und Feuersteine verschlang, so daß man sie im Magen klappern hören konnte. Ueber diesen hat der berühmte le Cat eine physikalische Betrachtung angestellt.

Obgleich in den Schulen der Aerzte behauptet wird, daß man sich durch den Ueberfluß gemeiniglich eher, als durch die Beschaffenheit der Speisen, ungesund machen könne: so bemerkt man doch, daß die meisten Fresser zugleich eine außerordentliche Leibesstärke besessen haben. Nach dem Berichte der Griechen, konnte sich Herkules nie satt essen; doch ward er vom Lepräus Elaus in einem Freßwettstreite überwunden. Letzterer hatte drey Reihen Zähne im Munde, und verzehrte bey einer Mahlzeit einen ganzen Ochsen, weswegen er auch Buphagus, der Ochsenfresser, genannt wurde. Milo von Kroton trug in den olympischen Spielen einen Stier auf seinen Schultern hinweg, und verzehrte denselben ganz allein in einem Tage. Eben dieses wird von dem Fechter Theogenes Thasius erzählet. Astidamas Milesius, welcher dreymal zu Olympia gesiegt hatte, aß mehr als neun andere starke Männer. An der Tafel des Königs in Persien, Ariobarzanes, fraß er alles allein auf, was für die ganze Gesellschaft aufgetragen war. Ein außerordentlich großer Pfeifer und Tänzer,

Na-

Namens Herodot von Megara, verlangte zu seiner Malzeit nicht weniger als 20 Pfund Fleisch, eben so viel Brod, und einen halben Anker Wein; die Pfeifferin Aglais aber ließ sich mit 12 Pfund Fleisch, eben so viel Brod, und 8 Kannen Wein begnügen. Vom Kaiser Maximinus liest man, daß er sehr groß und stark gewesen, aber auch täglich 40 bis 60 Pfund Fleisch und einen ganzen Eimer Wein verzehren konnte. Aurelianus hatte einen Fresser, der in einer Mahlzeit ein wildes Schwein, einen Hamel und ein Ferkel zu sich nahm. Claudius Albinus konnte auf einmal 500 Feigen, 100 Pfirsichen, 10 Melonen, 20 Pfund Weintrauben, 100 Schnepfen und 40 Austern verzehren. Der littauische Fürst Suidrigellus saß gemeiniglich 6 Stunden lang an der Tafel, und hatte 130 Schüsseln. Dem Kaiser Maximilian ward im J. 1511 ein sehr großer und dicker Nordländer vorgestellt, welcher mit einemmale ein ganzes rohes Kalb und ein Schaf auffraß. In den Nordländern, wo die stärksten Leute wohnen, soll die Freßsucht am gemeinsten seyn.

Im J. 1765 fand sich zu Dresden unter der königl. Leibgarde ein Mensch, der bey einer Malzeit beynahe 20 Pfund Rindfleisch, die Hälfte eines gebratenen Kalbes, mit andern Gerichten in gleicher Menge vermischt, aufzehren konnte. Um die Verdauung zu befördern, verschluckte er auf diese Gerichte eine Menge kleiner Steine.

In No. 476 der Philosophical Transactions wird erzählt, daß ein zwölfjähriger Knabe in England binnen sechs Tagen seiner natürlichen Freßsucht 377 Pfund und 12 Unzen, nämlich jeden Tag nicht unter 52 Pfund 8 Unzen, und nicht über 77 Pfund gegessen und getrunken habe.

Die Baumkrankheit, welche unter dem Namen des Krebses am bekanntesten ist, wird an einigen Orten auch der Fresser genannt.

Frésserey, Nieders. Vreterije, Vritup. 1. Der Zustand, da man unmäßig ißt. 2. Eine Gasterey, ein Schmaus in den niedrigen Sprecharten. Eine Fressérey anstellen.

Freß-Fieber, Freß-Krankheit, L. Febris famelica, eine Art eines nachlassenden Fiebers, wo der Kranke zur Zeit des Anfalles einen außerordentlichen Hunger bekömmt, und sich, alles starken Essens ungeachtet, den-

noch nicht sättigen kann. Siehe Heißhunger im Art. Hunger.

Freß-Glocke, Fr. Heure du repas, im gem. Leben der Glockenschlag, welcher die Zeit zum Essen ankündiget; daher das Sprichwort: mit der Freßglocke läuten, den Tisch decken.

Freß-Krankheit, siehe Freß-Fieber.

Freß-Pulver, ein Pulver, welches den Thieren, als: Pferden, Schweinen, Hühnern ꝛc. beym Appetitsmangel, um ihnen wieder Lust zum Fressen zu machen, gegeben wird; siehe Th. II. S. 321, f.

Freß-Rehe, eine Krankheit der Pferde, welche aus unmäßigem Fressen entstehr, eigentlich eine Cardialgie ist, und mit der Rehe nichts gemein ist; siehe Hunger.

Freß-Sack, Niederf. Vretsack, im gem. Leben ein Sack, worin gemeine Leute auf der Reise ihr Essen bey sich führen. Im niedrigen Scherze auch eine Person, welche viel ißt.

Freß-Spitze, bey den Insecten; siehe im Art. Insect.

Freß-Wasser, wird das Bitter- oder Natterwasser genannt, weil dessen Gebrauch den Magen reizt und stärkt, und gemeiniglich den Appetit erweckt; siehe Th. V. S. 513.

Freß-Wurzel, eine Benennung der Th. II. S. 466 fgg. beschriebenen Aronwurzel.

Freß-Zange, kleine Zangen, womit einige Insecten an dem Maule versehen sind, und welche ihnen statt der Zähne zum Zermalmen der Speise dienen.

Fressure, siehe Geschlinge.

Fret, *Fretage*, *Fretement*, *Freteur*; siehe Befrachten. Fracht.

Fretins, unnütze Aeste und Reiser, Wirrreiser; s. Th. II. S. 608.

Frett, Frettchen, Frette, Fretewiesel, Mustela Viverra *Klein.*; siehe unter Wiesel.

Fretter, in den gemeinen Sprecharten, besonders in Schwaben, ein Pfuscher; vielleicht von dem noch in Schwe-

Schwaben üblichen Zeitworte fretten, schwere Arbeit verrichten, imgleichen plagen, treiben.

Nach anderer Meinung ist diese Benennung aus dem Worte Verräther durch eine geschwinde und zusammen gezogene Aussprache entstanden, durch die Unwissenheit des eigentlichen Ursprunges aber mit dem F und schlechten e geschrieben worden; denn eigentlich sollte es Vrätter geschrieben werden. Es wird dieser Name insgemein gewissen Störern der Rechte und Gebräuche eines Handwerkes gegeben, es möge dergleichen ein widersinniges Glied der Innung selbst oder ein anderer seyn.

Die Sache selbst hat eine gar schlimme Quelle. Die Handwerkszünfte machten vormals, vielleicht aus Mißtrauen zu ihrer schlimmen Sache, aus ihren Mißbräuchen und Ungezogenheiten, die sie Handwerksgebräuche nannten, die größten Geheimnisse, und verfolgten daher diejenigen ihres Mittels, sowohl Meister als Gesellen, die solche offenbarten. Diese nun nannten sie am ersten ihre Verräther oder Fretter, und suchten dadurch nichts anders, als heimlich wider die Obrigkeit und Gesetze ihre Leichtfertigkeit und Ungezogenheiten zu treiben und zu conspiriren. Weil aber solche Fretter selbst von den andern dadurch diffamirt, und wenigstens indirecte aus ihrer Gemeinschaft gestoßen, oder sonst so sehr geängstiget wurden, bis sie solche selbst verliessen, hernach aber ohne Zunft- und Handwerksgebrauch lebten, und ihr Handwerk trieben: so wurden sie dann auch Pfuscher, und gaben den andern Gelegenheit, Fretter und Pfuscher für eins auszugeben, und zu klagen, daß diese Leute die besondern Stücke ihrer Kunst und Handwerksarbeit kund und gemein machten, folglich in dieser Absicht Verräther hießen. Daher aber ist es endlich gekommen, daß viele einen Pfuscher überhaupt oder einen Sonderling nunmehr einen Fretter nennen, nachdem ihre Gebräuche keine Geheimnisse mehr sind, und die alte Arkanisteren der Vorheit abgeschafft ist; insonderheit da sie heut zu Tage selbst nicht mehr wissen, woher das Wort Fretter seinen Ursprung habe. Ja es wird auch derjenige öfters für einen Fretter geschmähet, welcher aus ihrem Mittel die heimlichen Handwerksbetrügereyen entdecket.

Man findet übrigens auch noch viele Handwerke, welche bey der Aufdingung sonderlich das Versprechen der Verschwiegenheit erfordern; wer nun solches übertritt, der heißt auch ein Fretter. Ja es giebt noch jezt so einfältige und thörichte ein-

zelne Handwerksleute, welche mit Verdruß ertragen, wenn ein anderer nach der Art und Weise ihrer besondern Arbeiten fraget, und solche Arcanisterey treiben, ja entweder grob und abgeschmackt, wenn sie recht nach der alten groben und ungezogenen Art noch geschnitzt sind, oder doch listig mit Unwahrheit und Verstellung antworten, und den Fragenden etwas aufzubinden suchen, ja sich nachher darauf etwas rechtes zu gute zu thun meinen, wenn sie glauben, sie hätten einem etwas weiß gemacht, oder doch das beste verhehlt. Und eben dieses ist die Ursache, warum es nicht so leicht ist, wenn ein Gelehrter die Handwerke zergliedern, untersuchen und speciell beschreiben soll; weil doch dazu viele sinnliche Begriffe und Specialia gehören, die man zum Theil von den Handwerksleuten erfahren muß, darunter aber viele glauben, sie würden sich selbst sehr schaden, oder wohl gar Fretter werden, wenn sie alles rein und aufrichtig heraus sagten, oder sich nur mit einem nachfragenden Gelehrten, von dem sie nur vermuthen, er wolle es etwa zu einer Schrift brauchen, über ihre Handwerksarbeit einließen. Man muß also allerdings sehr behutsam mit solchen thörichten und bisweilen sehr groben Leuten umgehen, wenn man nicht Verdruß haben, oder doch nicht betrogen werden, oder etwas erfahren will. Uebrigens schlage man hiebey auch im VI. Th. S. 65. den Art. Böhnhäse nach.

Fretzen, ein Wort, welches nur im gem. Leben einiger Gegenden üblich ist. 1. Für fressen, so wie man in einigen Provinzen auch ätzen für essen braucht. 2. Als ein Factitivum, zu fressen geben. Das Vieh fretzen, d. i. mästen. Gänse, Kapaune fretzen, im Oberd. sie stopfen. In einigen Mundarten auch frexen.

Daher auffretzen 1. für auffressen, 2. für auffüttern, aufziehen. Beyde Bedeutungen aber sind im Hochdeutschen völlig unbekannt.

Freude. Die Freude ist ein hoher die Seele durchdringender Grad des Vergnügens, welches aus einem ungewöhnlichen oder plötzlichen Gefühle der Glückseligkeit entsteht. Sie scheint das höchste Ziel der Wünsche des Menschen zu seyn. Wenigstens ist sonst keine Leidenschaft, die so ganz Genuß ohne Beymischung von Unruhe und von anderm Bestreben wäre. Da sie aus der

Vor-

Vorstellung entsteht, daß alle Wünsche erreicht sind, so wünscht, hofft und fürchtet das ganze freudige Herz nichts mehr, sondern überläßt sich ganz dem gegenwärtigen Genusse. Daher kömmt es, daß der Mensch, indem er die Freude genießt, ein großmüthiges, gefälliges und durchaus angenehmes Geschöpf ist, mit dem man beynahe machen kann, was man will. Denn da er selbst währender Freude an dem Ziele seiner Wünsche zu seyn glaubt, so sucht er für sich nichts mehr, hat kein eigenes Interesse; und wenn ihm noch etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es dieses, daß nun auch alle Menschen so glücklich wie er selbst seyn mögen. Nur muß man ihn in seiner Glückseligkeit nicht stören; denn weil die Freude natürlicher Weise unbedachtsam, leichtsinnig und dabey schnell ist, so könnte sie auch leicht in wüthende Rache ausbrechen.

So erwünscht die Freude dem Menschen ist, so darf er sich doch nicht beklagen, daß ein beträchtlicher Grad derselben selten kömmt, und nicht lange anhält; denn dieses würde ihm mehr schädlich als nützlich seyn. Große Freude spannt alle Saiten der Seele ab, weil sie nichts wünscht und nichts sucht. So wie der Mensch, der von Kindheit auf nie gefühlt hat, daß ihm etwas fehlt, natürlicher Weise leichtsinnig, träg und unbesonnen wird, und sich sehr wenig über die Sinnlichkeit erhebt: so würde es derjenige, der lauter Freuden genossen hat, noch viel mehr werden, da ihm gar alle Gelegenheiten zur Anstrengung seiner wirkenden Kräfte benommen wären.

Dessen ungeachtet aber kann diese Leidenschaft, wenn sie nur zur rechten Zeit erweckt wird, ganz wichtige Folgen haben, wie z. B. alle öffentliche Freuden, da man in religiösen oder politischen Feyertagen eine glückliche Begebenheit feyert. Daß ein ganzes Volk seine Glückseligkeit erkenne, und sich derselben erfreue, ist in mehrern Absichten wichtig, weil dieses Gefühl sehr vortheilhaften Einfluß auf den Character dieses Volkes und auf seine Handlungen hat. Da können die schönen Künste, besonders Musik, Poesie und Beredsamkeit große Dienste thun. Oden und Lieder, die durch Vorstellung des Nationalglückes zur Freude ermuntern, sind unter die wichtigen Werke der Künste zu zählen. Horaz hat die Römer mehr als einmal zur Freu-

de über ihr Glück ermuntert (z. B. im 1. B. die 37. III. B. 14. VI. 5.) und die dahin abzielenden Oden gehören unter seine vornehmsten Werke. Wenn wir die Päane der Griechen noch hätten, so würden wir vielleicht begreifen, daß mancher Sieg dieses außerordentlichen Volkes hauptsächlich den Freudengesängen, womit sie ihre Schlachten angefangen haben, zuzuschreiben seyn möchte.

Aber auch jede Art der Privatglückseligkeit, die allgemeinen Wohlthaten der Vorsehung, und was etwa einzelne Familien oder Menschen glücklich macht, und die Aeußerungen der Freude dabey sind wichtige Gegenstände. Ich will auch die Lieder nicht als unnütz verwerfen, welche bloß sinnliche Gegenstände des Vergnügens zu Erweckung der Freude brauchen; ob ich gleich dem vollkommensten Trinkliede eben keinen hohen Rang anweisen würde. Es kann nicht leicht einem aufmerksamen Beobachter der Menschen unbemerkt bleiben, daß bisweilen eine freudige Minute, wenn ihre Veranlassung auch noch so gering gewesen ist, wichtige Folgen haben kann, Gemüther, welche durch allerhand Verdrüßlichkeiten etwas in Unthätigkeit gesunken waren, wieder aufzurichten.

Große Freuden, die wir an andern Menschen sehen, können auch die Wirkung auf uns haben, daß sie das Gemüth menschlicher und wohlthätiger machen. Man sollte denken, ein Tyrann selbst müßte der Tyranney entsagen, wenn er die große Scene liest, welche Plutarch und Livius beschreiben, da der römische Feldherr Flaminius dem ganzen versammelten Griechenlande durch Herolde die Freyheit öffentlich hat ankündigen lassen. Es scheint, als wenn Menschen, indem sie in festlichen Freuden begriffen sind, etwas Geheiligtes und Unverletzliches an sich haben, daß sich auch der ruchloseste Mensch ein Gewissen daraus machen müßte, sie darin zu stören. Also hat die Freude anderer Menschen überhaupt auf gute Gemüther die Wirkung, daß man diesen Menschen gewogen wird, sich bereit findet, ihre Freude mit zu genießen, und wo möglich die Quelle derselben noch voller fließen zu lassen. Hingegen flößen ungezogene Freuden, die Leichtsinn oder wohl gar Muthwillen und ungezogene Schwelgerey zum Grunde haben, Verachtung ein.

Zu den jetzt angestellten politischen Betrachtungen über die Freude sey es mir, noch einige diätetische oder oeconomische hinzuzufügen, erlaubt. Wenn wir die

Le-

Lebensbeschreibungen solcher Leute lesen, die ein sehr hohes Alter erreicht haben, und stets gesund gewesen sind: so finden wird, daß sie entweder von lustiger Gemüthsart, oder doch so leichtsinnig gewesen seyn, daß sie nichts von Sorge, Gram, Neid, Zorn und Traurigkeit gewußt haben. Aus dergleichen Erfahrungen schlossen die Alten, daß das ununterbrochene Vergnügen, welches in sanften Gemüthsergötzungen besteht, zur Gesundheit des Leibes und zum hohen Alter sehr vieles beytrage.

Unter allen Leidenschaften sind die Arten der stillen Freude oder des Vergnügens darum die heilsamsten, weil sie die Lebensbewegungen lebhafter machen, ohne ihnen doch Gewalt anzuthun. Da nun aber die Lebensbewegungen der Ursprung aller übrigen Verrichtungen der Theile unsers Körpers sind, so wirkt das Vergnügen gleichsam von innen von dem ersten Grunde der Bewegungen heraus, und durchdringt mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit das ganze System der Bewegungen unsers Körpers bis in die kleinsten Theile desselben. Nichts ist demnach heilsamer, als sich über alles zu freuen, bey den geringsten Kleinigkeiten ein Vergnügen zu empfinden, und die Welt jederzeit von der besten Seite zu betrachten. Allein es ist ein Vorzug, welchen gemeiniglich diejenigen, die ihn besitzen, mehr der Natur als ihrer Geschicklichkeit zu verdanken haben. Diejenigen, welche diese Glückseligkeit aus den liebreichen Händen der Natur empfangen haben, können ihr nie genug dafür verbunden seyn; denn sie sind glücklich, ohne es zu seyn, und sie werden es ohne Ursache. Ein glücklicher Zufall hat ihnen einen Vorhang vor allen Unvollkommenheiten des Weltgebäudes gezogen. Die Traurigkeit ist ihnen etwas Unbekanntes, und der Zorn beweiset bey ihnen seine Grausamkeit mehr durch eine rednerische Beredsamkeit, als durch eine Empfindung des Herzens. Von dieser Art war der hun-

dertjährige Hr. von Fontenelle, der noch beym Froste des höchsten Alters Scherze sagte, die Sinngedichte waren, und der auch im Tode noch ein schöner Geist blieb. Der berühmte Arzt Fried. Hoffmann hatte sein 84jähriges Alter gewiß mehr diesem glücklichen Temperamente als seinem Lebensbalsame zuzuschreiben; und ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Beyspiele anführen wollte, welche dieses bestätigen.

Sanctorius hat angemerkt, daß die Freude, indem sie die Ausdünstung befördert, den Körper leichter mache, und daß er bey der Zufriedenheit des Gemüthes am leichtesten werde. Dieses geschieht durch denjenigen Mechanismus, da das Vergnügen die Bewegung des Herzens, des Pulses, der Lungen, und den Umlauf des Geblütes ohne natürliche Heftigkeit vermehret, und hiedurch alle Absonderungen und Ausführungen zum großen Vortheile der Gesundheit befördert. Eine unverhoffte Freude ist öfters die beste Arzney in Krankheiten gewesen, und man hat davon unläugbare Beyspiele. Pechlin führt den Lorenz de Medicis an, welcher an einer schweren und langwierigen Krankheit danieder gelegen, und der nicht durch Arzneymittel, sondern bloß durch das Anhören einer lustigen Geschichte davon befreyet worden ist. Der berühmte Hermann Conring lag ehedem an einem kalten Fieber krank; und da alle Arzneyen nichts verfangen wollten, wurde er bloß von dem Vergnügen gesund, das er empfand, wenn der große Meibom zu ihm kam, und mit ihm von gelehrten Sachen redete. Quintus Fabius hatte zwölf Jahre das viertägige Fieber gehabt, und wurde es endlich doch durch die Freude los, daß er den Sieg über den Hannibal erhielt. Wie oft werden nicht die elendesten Kranken von dem Besuche eines angenehmen Freundes oder durch den Zuspruch eines liebreichen Arztes dergestalt gestärket und erquicket, als ob sie die kräftigsten Arzneyen genommen hätten! Alles dieses sind Folgen der heilsamen Einflüsse, welche das Vergnügen in die Oeconomie der Lebensbewegungen äußert. Von den erstaunlichen Wirkungen, welche zu allen Zeiten die Musik in Krankheiten gehabt hat, und welche keiner andern Ursache, als dem dadurch erregten Vergnügen zuzuschreiben

ben sind, werde ich an seinem Orte ein Mehreres anführen.

Die Ausbrüche der Freude, nämlich: der Tanz, das Lachen, das Reden, der Gesang, sind eben so viele Arzneymittel wider mancherley gefährliche Krankheiten. Wie große Wirkungen thut nicht in vielen Krankheiten ein zur rechten Zeit getrunkenes Glas Wein, dessen ganze Wirkung darin besteht, daß es angenehme Leidenschaften erreget! Alle diese Sachen sind Jedermann bekannt, und ich kann daraus eine sichere Folge herleiten. Wenn das sanfte Vergnügen fast allen Kranken heilsam ist: wenn seine Wirkungen und Ausbrüche selbst etwas Belebendes und Erquickendes haben, und wenn seine Eindrücke in das Herz diese Quelle des Lebens erweitern: so ist die Freude eine Sache von der Natur, so ist sie ein Kleinod, wonach man täglich ringen muß, bis man es erreicht hat, so ist sie die erste Pflicht und der Beruf unsers Daseyns. Man sollte kaum glauben, daß es Leute geben könnte, die sich zum Vergnügen nöthigen lassen, und denen man es empfehlen muß, als ob es ein schweres Gesetz wäre. Allein der Geist der Schwermuth besitzt den größten Theil des menschlichen Geschlechtes; wenn ich nur die Kinder davon ausnehme. Die Sorgen der Nahrung, der Ehrgeiz, der steife Ernst, welchen die meisten männlichen Geschäfte erfordern, die Kränklichkeit, und selbst die schwermüthige Tugend, welche die Pietisten die Gottesfurcht nennen: dieses alles, und noch viel mehr solche Ursachen entwöhnen uns von dem Vergnügen, welches unsere erste Jugend glückselig machte; und so werden wir elend, indem wir gesetzte Leute und Personen von Ansehen werden.

Da ich sehr wohl weiß, daß es der rechte Weg nicht sey, Leidenschaften durch Ermahnungen zu erregen, welche bloß darauf gegründet werden, weil sie gesund sind; und da es die ernsthaften und melancholischen Leute gar

für einen Frevel halten, die Vergnügungen anzupreisen: so will ich mir die vergebliche Mühe ersparen, Schwermüthigen oder andern, die es für anständiger, frömmer, ehrbarer und nothwendiger halten, die Freude zu fliehen, Bewegungsgründe vorzutragen, warum sie keine Gelegenheit vorbeygehen lassen sollten, sich auf eine anständige und gesittete Weise zu vergnügen. Ich hoffe, daß es nützlicher seyn werde, wenn ich denen, die das Vergnügen suchen und lieben, einige heilsame Regeln gebe, wie sie es auf eine solche Weise gebrauchen sollen, welche ihrer Gesundheit nicht nachtheilig ist.

Es ist eine allgemeine Regel bey allen Vergnügungen, zu verhüten, daß sie nicht schnell den höchsten Grad erreichen. Ein hoher Grad der Freude wirket, wenn er schnell hervor gebracht wird, mit solcher Gewalt in die Lebensbewegungen, daß daraus die gefährlichsten Zufälle entstehen. Das Herz wird gleichsam über seine Macht ausgedehnt; der Puls schlägt gewaltig, und es entsteht ein Herzklopfen, welches zuweilen die Umstehenden hören können; die Ausdünstung wird in einem solchen Grade vermehrt, daß man ohnmächtig zu Boden fällt; das Athemholen wird unterbrochen; und wo nicht der Tod selbst augenblicklich darauf erfolgt, so können doch andere Fälle hinzu kommen, welche bitter genug sind, und der Freude allen ihren Reiz benehmen. Von dieser leztern Art sind die Krankheiten, welche von dem Einflusse der heftigen Freude in das ganze System der Nerven ihren Ursprung nehmen, als welches dadurch zu seinen Verrichtungen ungeschickt gemacht wird. Hievon kömmt das Herzklopfen, und bey empfindlichen Personen die Ohnmacht. Ja noch mehr, eine schnelle große Freude kann durch eben diese Zerrüttung des Nervensystems sogar eine Verrückung des Verstandes veranlassen.

In diese Gefahr gerieth Dionysius, der Tyrann von Heraclea im Pontus, von welchem Photius erzählt, daß

er

er für Freude einen Schwindel bekommen, der ihn fast zu Boden gestürzt hätte, und daß er beynahe verrückt geworden wäre, als er die frohe Zeitung von Alexanders Tode vernommen habe. Rhodius erzählt von einem Gefangenen, dem seine Freyheit angekündigt worden war, daß er für Freude über diese Nachricht alsobald das Fieber bekommen habe; und es ist bekannt, daß die Missethäter, welche auf dem Gerichtsplatze Gnade erhalten, von der schnellen Abwechslung der Todesangst mit der lebhaftesten Freude in Lebensgefahr gerathen, und oft durch alle Hülfsmittel der Arzneykunst nicht gerettet werden können.

Es ist unstreitig, daß ein sehr hoher Grad einer schnellen Freude zuweilen plötzlich tödte. Ich will nur wenige unzweifelhafte Beweise anführen. Livius erzählt es von einer Römerin, daß sie bey der unverhofften Zurückkunft ihres Sohnes aus der Schlacht in seinen Umarmungen plötzlich gestorben sey. Marcellus Donatus hatte zu seiner Zeit ein ähnliches Beyspiel. Im J. 1544 lag der bekannte Seeräuber, der Jude, Sinanus Cessurus, zu Arsinoe, einem Hafen am rothen Meere, und rüstete sich zum Kriege wider die Portugiesen. Hier bekam er die unverhofte Botschaft, daß Seleucus, sein Sohn, welcher bey der Eroberung von Tunis in die Sclaverey gerathen war, von dem Barbarossa ranzionirt, und mit sieben Raubschiffen, die zu seinem Befehle ständen, nach Alexandrien geschifft sey, und bald ankommen würde. Diese Neuigkeit rührte den Vater wie ein Schlagfluß, so daß er alsobald seinen Geist aufgab. Im Bonetus liest man eine andere Geschichte, die in weichen Herzen einen unvergänglichen Eindruck machen wird. Im Thale Lode im Neuburger Gebiete nahm im J. 1658 ein junger Bauersmann wider Willen der Mutter, doch mit Genehmhaltung des Vaters, ein schönes aber dürftiges Mädchen zur Ehe. Die Schwiegermutter hielt aber diese ihre Schwiegertochter so übel, daß sie sich wieder zu ihren Aeltern begeben, und ihren Ehemann mit großer Betrübniß verlassen mußte. Nachher wurden diese beyden Eheleute vor Gram und Kummer krank; doch war der Mann viel schlimmer, und trug ein großes Verlangen, seine Frau zu sprechen. Diese wurde auf einem Schlitten in ihres Mannes Behausung gebracht. Sie umarmten sich beyde, und nahmen Speise zu sich, welche sie vorher beyde nicht gewollt hatten. Man ließ sie allein, um sich auszuruhen. Nach zwo Stunden fand man sie entseelt, da sie sich beyde einander umhalset hat-

hatten. Ich übergehe, was man im Valerius Maximus 9 B. 12. Cap. im Plinius 7. B. 53. Cap. und in andern Schriftstellern von Beyspielen dieser Art liefet.

Bey dem allen glaube ich doch nicht, daß die Todesfälle, welche mit Recht auf die Rechnung der Freude geschrieben werden können, so gemein sind, als sie seyn würden, wenn man alle diejenigen zusammen zählen wollte, welche dafür ausgegeben werden. Ich will nicht untersuchen, was an der Geschichte mit Leibnitzens Erbin seyn mag, die für Freude gestorben seyn soll, weil sie unvermuthet Geld unter seinem Bette gefunden. Das aber scheint mir gewiß zu seyn, daß der Pabst Leo X. nicht von der Freude gestorben ist, ob es gleich verschiedene Schriftsteller geradezu versichern. Er war auf einem seiner Lusthäuser, als er die Nachricht von der Eroberung Maylands und Parma erhielt, und er gerieth hierüber in eine solche Freude, daß ihn dieselbe Nacht ein kleines Fieber überfiel, worauf er wenige Tage darauf starb. Allein so langsam tödtet die Freude nicht. Vielleicht verleitete sie nur den lustigen Pabsten zu solchen Ausschweifungen, wovon Johann Zapolika, ein ehemaliger Woywode von Siebenbürgen, der 1526 zum Könige von Hungarn erwählt wurde, sein Leben einbüssen mußte. Man sagt, daß dieser Herr vor Freude gestorben wäre, als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß ihm seine Gemahlin Isabella einen Prinzen geboren hätte. Man sollte aber dabey sagen, daß er auf gut Ungarisch bey dieser Freude getrunken, und daß er von dieser Ausschweifung erkranket, und in wenigen Tagen gestorben sey. Das, was Gellius von dem Diagoras sagt, scheint ebenfalls kein guter Beweis für die Tödtlichkeit einer grossen Freude zu seyn. Jedoch ich muß wieder zu meinen Lebensregeln zurück gehen.

So wie eine große und schnelle Freude gefährlich ist, so sind auch alle Arten der Vergnügen dem Leben und der Gesundheit nachtheilig, wenn man sie zu Ausschweifungen macht. Alle sanfte und sparsam genossene Ergötzlichkeiten sind uns nützlich. Aber es ist keine große Leidenschaft, kein Uebermaß weder im Grade noch in der Dauer der sinnlichen Ergötzungen ohne Gefahr und Schaden. Die wahre Wollust, in die sich nichts Niedriges mischt, ist weder ein Laster, noch nährt sie es. Diese tugendhafte Wollust ist es allein, welche ein hohes Al-

ter

ter befördert, und eine Freundin der Gesundheit ist. Kein Laster macht alt; kein heftiges Vergnügen läßt die Gesundheit ungekränkt; keine vergnügte Lebensart macht uns glücklich, wenn das Gewissen nicht mit vergnügt seyn kann. Die gesunden Vergnügungen bestehen überhaupt nicht sowohl in eigentlich sogenannten angenehmen Leidenschaften, als vielmehr in einer Gemüthsfassung, bey der man immerr bereit ist, nur an den vergnügten Begebenheiten in der Welt Antheil zu nehmen, und die traurigen zu vergessen. Diese geruhige Art des Vergnügens ist es allein, die einer ununterbrochenen Dauer fähig ist. Die Leidenschaften gleichen den Lufterscheinungen, welche nur wenig Augenblicke dauern. Ein vergnügtes Herz ist ein heiterer Himmel, der lange Zeit unumwölkt bestehen kann. Diese Fortdauer des Vergnügens ist aber eine wesentliche Bedingung, wenn Leben und Gesundheit davon Vortheile haben sollen. Durch die Fortdauer einer stillen Freude wird unsere Natur nach und nach an so ordentliche Bewegungen gewöhnt, die der Erhaltung des Lebens gemäß sind. Die Heiterkeit des Gemüthes, das stille Vergnügen des Herzens ordnet unsere Lebenskräfte aufs vortheilhafteste, indem es dieselben von tausend Hindernissen befreyet, welche ihnen unangenehme und traurige Vorstellungen in den Weg legen würden. Es kömmt nur auf das Geheimniß an, die so glücklich angebrachten Kräfte in dieser Spannung zu erhalten; und weil keine starke Leidenschaften, keine sehr lebhafte Vorstellungen einer langen Dauer fähig seyn können, da sie die Zeit selbst schwächt und verdunkelt, so können wir zu nichts anderm, als zu der vergnügten stillen Zufriedenheit, die sich auf Sorgenlosigkeit, Genügsamkeit, auf Tugend und ein gutes Gewissen gründet, unsere Zuflucht nehmen.

Freuden = Geld, ein Geld, welches in einigen Gegenden Sachsens verlobte Personen vor der Trauung bey Rutscher=

scherrecht in dem Amte erlegen müssen. Ledige Personen geben jede 3 Gr. 6 Pf., verwittwete aber 7 Gr.

Freund, Niederf. Fründ, Holl. Vriend, Engl. Friend, Schwed. und Isländ. Fraende, überhaupt eine Person, welche uns liebt, doch unter verschiedenen Einschränkungen. 1. Eine Person, welche durch die Bande der Verwandtschaft mit uns verbunden, und uns folglich zu lieben verbunden ist, ein Verwandter, eine Verwandte, Fr. Parent. Ein weitläuftiger Freund. Ein naher Freund. Seine Freunde (d. i. Verwandte) wollten die Heurath nicht zugeben. 2. Eine geliebte Person des andern Geschlechtes, man mag ehelich mit ihr verbunden seyn oder nicht, in der edeln und anständigen Schreibart. 3. Eine Person, mit der man durch den Umgang verbunden ist. Er ist mein alter Freund. Ein vertrauter Freund. Ihre Freundinnen und Gespielen. 4. Der Neigung nach, eine Person, die man liebt, deren Bestes man zu befördern sucht, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, L. Amicus, Fr. Ami. Er ist mein sehr guter Freund. Jemanden zum Freunde haben. Sich Jemanden zum Freunde machen. Ein wahrer Freund. Ein falscher, verstellter Freund. Er ist ein guter Freund von mir, für, er ist mein Freund, ist eine im gem. Leben sehr übliche, vermuthlich nach dem Französischen gebildete Art des Ausdruckes. 5. Im gem. Leben nennt man Freunde sehr oft solche Personen, mit welchen man in entfernten Verbindungen der Handlung oder der Nahrung steht. In diesem Verstande pflegen die Kaufleute ihre Correspondenten und Bekannten Freunde zu nennen; siehe Th. VIII. S. 394. 6. Oft ist mein Freund oder guter Freund ein Ausdruck, mit dem man geringere unbekannte Personen aus Vertraulichkeit anredet, deren Namen oder Stand man nicht weiß. 7) Figürlich. Ich bin kein Freund von vielem Reden, d. i. ich liebe das viele Reden nicht. Er ist ein Freund vom Trinken.

ken. Die Nacht ist Niemands Freund, begünstiget Niemandes Vorhaben.

Freundbrüderlich, so nur in den Kanzleyen, besonders unter fürstlichen Personen, welche sich in den Titulaturen Brüder zu nennen pflegen, üblich ist, für freundschaftlich und brüderlich. S. auch Freundvetterlich.

Freundlich, im Nieders. fründlik, Liebe, freundschaftliche Gesinnungen habend, verrathend, liebreich. 1. Eigentlich, sofern sich diese Gesinnung durch Geberden und Mienen äußert. Ein freundlicher Mann. Er sieht immer freundlich aus. Jemanden freundlich anreden, aufnehmen. Sich freundlich stellen. Ein freundliches Gesicht, Fr. Visage doux, gracieux. Er war sehr freundlich gegen mich. Jemanden freundlich grüßen, Fr. saluër quelcun civilement.

2. Figürlich auch, 1) sofern sie sich durch andere Merkmaale an den Tag leget, in welcher Bedeutung dieses Wort nur im gem. Leben, imgleichen von Vornehmern gegen Geringere üblich ist. Einem freundlich schreiben. 2) Freundliche Bergarten, im Bergbaue, Steinarten, welche Metallmütter abgeben, und daher gleichsam Freunde der Bergleute sind.

Bey den Malern ist ein freundliches Colorit dasjenige, welches einen schimmernden und hellen Glanz hat. Man muß dieses nicht mit dem guten Colorite vermengen. Letzteres kann nicht gut seyn, ohne zugleich freundlich (Fr. agréable) zu seyn; dahingegen das freundliche Colorit mit dem Flittergolde verglichen werden kann, welches einen Glanz ohne innerlichen Werth hat. Von dieser Art sind alle Farben, welche etwas vom Email haben.

Freundvetterlich, so nur in den Kanzleyen unter solchen fürstlichen Personen üblich ist, welche sich in ihren Titulaturen Vettern zu nennen pflegen, für freundschaftlich und vetterlich. Weibliche Personen bedienen

sich

sich im Oberdeutschen in eben diesem Verstande des Freundmuhmlich. Siehe Freundbrüderlich.

Freundwillig, ein gleichfalls in den oberdeutschen Kanzleyen einheimisches Wort, für freundschaftlich und bereitwillig. Der gute Geschmack im Hochdeutschen hat dieses Wort, so wie die ähnlichen freunddienstlich, freundwerth u. s. f. längst verbannet.

Frevel, der Frevel, im Oberd. auch die Frevel, Fr. Malice, Mêchanceté, Temerité. 1. In der eigentlichen Bedeutung, Gewalt, Stärke. In dieser Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet.

2. Figürlich, unrechtmäßige Gewalt, vorsetzliche Beleidigung anderer; wo dieses Wort 1) für eine jede vorsetzliche Beleidigung Gottes und der Menschen, für Laster, Bosheit, Verbrechen gebraucht wird. In einigen oberdeutschen Gerichten theilt man die Verbrechen in den kleinen und den großen Frevel, wovon jener für die niedere, dieser aber für die höhere Gerichtsbarkeit gehört. 2) Am häufigsten bedeutet dieses Wort eine jede vorsetzliche Beleidigung des Nächsten, eine muthwillige Uebertretung der Gesetze, wovon der Beleidiger oder Uebertreter keinen Nutzen hat. Frevel an Jemanden begehen. Den Frevel büßen, Strafe dafür geben oder leiden. Er hat es aus bloßem Frevel gethan. 3) In den Gerichten werden oft geringe Verbrechen, dergleichen Scheltworte, Backenstreiche u. s. f. sind, die vorhin gedachten kleinen Frevel nur schlechthin Frevel genannt, zum Unterschiede von den höhern Verbrechen. Auch die Strafe für dergleichen Uebertretungen der Gesetze oder Beleidigungen anderer führt in manchen Gegenden diesen Namen; daher wird in einigen oberdeutschen Gegenden die Geldstrafe für geringe Verbrechen, die Frevelbuße, ein Gericht, welches nur geringe Verbrechen richtet, das Frevelgericht so wie dessen Richter der Frevelrichter, und eine Rechtssache, welche geringe Verbrechen betrifft, die

Fre-

Frevel-Sache genannt. 4) Muthwillen, Leichtfertigkeit, und leichtfertige Gesinnung. Das Kind weiß vor Frevel nicht, was es anfangen soll.

Frevel-Buße,
Frevel-Gericht,
Frevel-Richter,
Frevel-Sache,
} s. im vorherg. Artikel.

Frevel-Vogt, in einigen oberdeutschen Gegenden, z. B. in Strasburg, eine obrigkeitliche Person, welche im Namen des Landesherrn die begangenen Verbrechen rüget und anklaget; ein Fiscal.

1. Freveln, Frevel begehen, in allen kurz vorher angeführten figürlichen Bedeutungen dieses Hauptwortes. In einigen oberdeutschen Gerichten auch die auf den Frevel, d. i. geringe Verbrechen, gesetzte Strafe erlegen. Der frevelt 30 Schillinge, im Strasburger Stadtrechte.

2. Freveln, ein Wort, welches nur in dem Salzwerke zu Halle üblich ist, wo die gesottenen Salzstücke gefreveit werden, wenn man sie auf die Trockenböden bringet, damit sie daselbst trocknen.

Frey, in der Schweiz, fryg, im Niederf. frij, ehedem frig, L. Liber, Fr. Libre, Franc, Engl. free, Holländ. vry. Dieses Wort bezeichnet eine Abwesenheit aller solcher Dinge, welche als eine Einschränkung, als ein Zwang, oder als ein Hinderniß angesehen werden.

I. In der weitesten und vielleicht eigentlichsten Bedeutung, da dann die Sache, welche als abwesend vorgestellet wird, das Vorwort von bekömmt. Fr. Exemt, libre. Frey von Sorgen, von Geschäften, von Abgaben, von Schulden. Gemeiniglich wird das Wort frey, wenn es diese Bedeutung hat, an das Hauptwort angehänget, als: schuldenfrey, sorgenfrey, zinsfrey, zollfrey, accisefrey ꝛc.

II. In engerm Verstande wird dieses Wort absolute und mit Auslassung des Hauptwortes fast von allen

Arten des sowohl körperlichen, als auch bürgerlichen und sittlichen Zwanges gebraucht. Die vornehmsten mögen etwa folgende seyn.

1. Frey von dem körperlichen Zwange, oder der körperlichen Einschränkung. 1) Frey von demjenigen, was die Bewegung hindert oder einschränket. Sich frey bewegen können. Einen Gefangenen auf freyen Fuß stellen. Jetzt athme ich wieder aus freyer Brust, wenn sie vorher beklemmt gewesen. Ein freyer Eingang in ein Haus, der durch keine körperliche Hindernisse erschweret wird. Das Wasser hat seinen freyen Lauf, wenn dasselbe durch nichts gehindert wird. Einer Sache ihren freyen Lauf lassen, sie nicht hindern, auch im figürlichen Verstande. Aus freyer Hand zeichnen, ohne Original, imgleichen ohne mechanische Hülfsmittel. Ein freyer Pinsel, Fr. un pinceau franc, ein freyer Grabstichel, Fr. un burin franc, ein freyer Meißel, Fr. un ciseau franc, in den bildenden Künsten, der mit einer leichten und dreisten Hand geführet wird. Siehe Freyheit. In engerer Bedeutung ist frey dem gezwungenen entgegen gesetzt. Ein freyer Gang, freye Minen und Geberden, welche der natürlichen Beschaffenheit der Gliedmaßen gemäß sind. 2) Frey von demjenigen, was den Raum oder die Ausdehnung einschränket. Ein freyer Platz, der nicht mit Gebäuden oder andern großen Körpern angefüllt ist. Das freye (ebene, offene) Feld, Fr. pleine campagne. Freye Luft athmen. In der freyen Luft schweben. Unter freyem Himmel schlafen. Eine freye Aussicht haben, die durch nichts eingeschränkt wird. Jemanden die freye Aussicht verbauen. Ins Freye (in die freye Luft) gehen. 3) Frey von der Berührung anderer Körper; am häufigsten als ein Nebenwort. Ein Balken liegt frey, wenn er zwischen seinen beyden Enden nirgends aufliegt; imgleichen, wenn er an den Seiten von keinem andern Körper berühret wird. Ein

Schrank

Schrank steht frey, wenn er an nichts ansteht. Das Haus steht ganz frey, wenn es auf keiner Seite an andere Gebäude stößt, Franz. isolé. Der Baum steht ganz frey auf dem Felde, wenn er allein ohne andere Bäume steht.

2. Frey von dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Zwange. 1) Frey von dem Eigenthumsrechte anderer. (a) von Personen, wo dieser Zustand wiederum mehrere Grade hat. Ein freyer Mensch, eine freye Person, ein Freyer, Fr. Personne de condition franche. im Gegensatze eines Knechtes, Sclaven oder Leibeigenen. Einen Leibeigenen frey geben, frey machen, frey sprechen, frey lassen. Einen Lehrburschen frey sprechen, ihn von der Dienstbarkeit, worin er in den Lehrjahren steht, frey erklären, ihn zum Gesellen machen. Die freyen Künste, weil sie ehedem nur von freyen Personen geübet wurden, zum Unterschiede von den Handwerkern, welche von Knechten und Leibeigenen getrieben wurden. (b) Von Sachen. Ein freyes Gut, dessen Besitzer nicht leibeigen ist, auf welchem keine Frohndienste haften; siehe Frey-Gut. Ein Gut frey machen, die darauf haftenden Schulden bezahlen. Waaren, Güter frey machen, in einem andern Verstande, die Abgaben deren sie unterworfen sind, bezahlen. 2) Frey von der Oberherrschaft anderer, wiederum mit mancherley Graden dieses Zustandes. Ein freyes Gut, ein Allodium, so keinen mit Lehnspflicht zugethan ist, im Gegensatze des Lehngutes. Ein freyer Herr, so keines Vasall oder Lehenmann ist. Eine freye Republik, ein freyer Staat, so keinen auswärtigen Oberherrn unterworfen ist; siehe Frey-Staat. In dem deutschen Reiche schließt dieses Wort nur die Oberherrschaft der Reichsstände, nicht aber des Kaisers und des Reichs, aus. Freye Reichsstädte, freye Reichsdörfer, die freye Reichsritterschaft, u. s. f. welche nur allein dem Kaiser und dem Reiche unterworfen

sind. 3) Frey von der Abhängigkeit und von der Verbindung mit andern. Ich bin nicht frey, hänge nicht von mir selbst ab, bin nicht mein eigener Herr. Eine Person ist noch frey, wenn sie mit Niemanden ehelich versprochen ist. Sein Herz ist nicht mehr frey, ist schon von Liebe gegen eine Person eingenommen. 4) Frey von der Strafe, von der Verbindlichkeit eines Gesetzes, oder auch von willkührlichen Pflichten. Frey gesprochen werden, von einem Verbrechen, oder von einer Strafe. Frey rauben und stehlen können, ohne deshalb einige Strafe zu besorgen. Die freye Jagd in einem Gehäge haben. 5) Frey von Geschäften. Ich habe keine Stunde frey. Sich einen halben Tag frey machen. 6) Frey von einer Gefahr, als ein Nebenwort. Frey herum gehen. Frey aus- und eingehen. Vor dem Schuße frey seyn; siehe Schußfrey. Imgleichen, was diese Sicherheit gewähret, in einigen Fällen, und als ein Beywort. Ein freyes (sicheres) Geleit. 7) Frey von allerley bürgerlichen Beschwerden, Polizeyanstalten, und gesellschaftlichen Hindernissen, mit Freyheiten begabt. Eine freye Messe. Ein freyer Jahrmarkt. Ein freyer Hafen. Besonders frey von Abgaben. Ein freyes Haus; siehe Frey-Haus. Ein freyes Gut. Freyen Zutritt zu Jemanden haben. Imgleichen von der Bezahlung. Einem den freyen Tisch, freye Wohnung, freyes Holz ꝛc. geben, ihm diese Dinge unentgeltlich geben. Alles frey haben. Jemanden frey halten, im gem. Leben, für ihn bezahlen, Fr. defraïer. Eine Zeche baut sich frey, im Bergbaue, wenn sie keine Zubuße mehr erfordert, sondern die Kosten von ihrem Ertrage bestreitet. 8) Keinen eigentlichen Besitzer habend, von Dingen, deren Gebrauch mehrern zusteht. Es geschahe auf freyer Straße, in freyem Felde. In diesem Walde ist die Jagd frey, einem jeden erlaubt. Ein freyer Wald, dessen sich Jedermann bedienen kann;

zum

zum Unterschiede von einem Forste. Freyes Feld, im Bergbaue, welches keinen eigentlichen Besitzer hat. Ein Feld frey machen, es für frey, d. i. verlassen, Niemanden gehörig, erklären. Eine Zeche fällt ins Freye, wenn sie von ihrem Besitzer verlassen wird. Siehe Vogelfrey. Frey-Bürsché.

3. Frey von dem moralischen Zwange. 1) Ueberhaupt, vermögend etwas zu einerley Zeit und unter einerley Umständen zu thun oder zu lassen, oder fähig von zwey möglichen Dingen dasjenige zu wählen, welches uns am meisten gefällt. Er hat die freye Wahl, er kann wählen, was er will. Ein freyes Versprechen, das durch nichts gezwungen worden ist. Etwas von freyen Stücken thun, im dem. Leben, freywillig aus eigener Entschließung. Einem etwas frey stellen. Freye Hände haben, nach eigenem Willkühr handeln können. 2) In engerm Verstande: (a) Frey von der Herrschaft der Sinne und Begierden, fähig seine Handlungen nach der Vorschrift der Vernunft einzurichten, und diese auf solche Art bestimmten Handlungen. (b) Frey von Vorurtheilen. Frey reden, frey denken. Sehr frey urtheilen. (c) Frey von Furcht, von Sorgen, von einem bösen Gewissen, u. s. f. offenherzig, freymüthig. Jemanden frey, (unerschrocken) ansehen. Er hat ein freyes, offenes Gesicht. Ich sage es ihnen frey heraus. (d) Frey von der ängstlichen Beobachtung der Regeln der Kunst. Eine freye Uebersetzung, eine freye Nachahmung, welche sich nicht sclavisch an das Original bindet. (e) Frey von den Gesetzen des Wohlstandes und der guten Sitten, im nachtheiligen Verstande und als ein glimpflicher Ausdruck für das härtere frech; Fr. Licentieux, Dissolu. Der Mensch spricht sehr frey. Ein freyes Leben. Ein freyes Frauenzimmer. Ein freyer Maler, welcher schlüpfrige Gegenstände, nackende Bilder, und Sachen, welche keusche Augen beleidigen, malet.

Frey-Arche, eine Arche oder ein Gerinne an einem Teiche, welches auf eine gewisse Höhe offen ist, so daß das Wasser, wenn es diese Höhe erreicht, frey und ungehindert ablaufen kann; s. Th. II. S. 386. Siehe auch Frey-Gerinne.

Frey-artig, eine freye Art habend, von Aeckern, wenn die Art, d. i. Bestellung derselben auf des Besitzers Willkühr beruhet, und nicht durch das Herkommen eingeschränkt ist. In Sachsen wird der Feldacker ordentlich für freyartig gehalten. Siehe auch Feld-Art.

Frey-Bank. 1. Bey den Bildhauern, eine bewegliche Bank, die Figur in dieselbe einzuspannnen.

In einigen oberdeutschen Städten und Märkten gewisse Fleischbänke, wo der Landmann sein Vieh ungehindert schlachten und verkaufen darf. Siehe Th. XIV. S. 176, fgg.

Frey-Bauer, Fr. Tenancier franc. 1. Ein freyer Bauer, der von aller Dienstbarkeit frey ist, und nur die gewöhnliche Landsteuer bezahlet, einen Freysaß, im Gegensatze der leibeigenen Bauern, Frohnbauern u. s. f. In Dänemark werden sie Landeigner genannt. Siehe Frey-Gut.

2. Ein freyer Reichsbauer, ein Bauer in einem freyen Reichsdorfe, so Niemanden als dem Kaiser und Reiche unterworfen ist.

Frey-Bede, siehe Frey-Gut 4, und Frey-Pfennig.

Frey-Beuter, ein Seeräuber; einer, der ohne Paß, oder auch mit doppelten falschen Pässen, auf Seeräuberey ausgeht, keiner gewissen Partey zugethan ist, und bald unter dieser, bald unter einer andern Flagge, Freund und Feind angreift; Fr. Armateur, Capre, Flibutier, Forban, Occassionaire. Siehe auch Boucaniers. Kaper. Flibust. Seeräuber.

2. Auch Landsoldaten, welche an die strengen Gesetze der Kriegszucht nicht gebunden sind, werden im gem. Leben Freybeuter genannt.

Frey-Bier. 1. Bier welches Jemanden unentgeldlich gegeben wird. Der Gemeinde ein Freybier geben.

2. Bier, welches gewissen Personen, z. B. den Kirchenbedienten, ohne Abtrag der Trankſteuer zu brauen erlaubt wird.

Frey-Brief. 1. Ein Brief, d. i. eine Urkunde, worin einem Leibeigenen die Freyheit ertheilet wird; ein Freyheitsbrief.

2. Eine Urkunde, worin einem andern eine gewisse Freyheit ertheilet wird; ein Privilegium Freyheitsbrief; Fr. Privilége, Diſpenſe, Lettre de franchiſe.

2. Eine Urkunde, vermöge deren man ſicher durch ein Land reiſen kann; ein Paß. Siehe, Paß, Paſſirzettel.

Frey-Bürger, Fr. Franc-Bourgeois. 1. Ein freyer Bürger, zum Unterſchiede von dem ehemaligen leibeigenen; ſiehe Th. VII, S. 398.

3. Ein Bürger einer freyen Stadt, oder einer freyen Reichsſtadt.

In England verſteht man unter Frey-Bürger, Engl. Free-Deniſon, oder Free-Denizen, einen Fremden oder Ausländer, welcher auf die Hälfte oder Drevviertel naturaliſirt iſt. Es giebt nämlich daſelbſt, in Anſehung der Fremden, eine Gattung einer halben Naturaliſation, oder auch wohl etwas mehr. Dieſes giebt ihnen zwar Macht zu handeln, unbewegliche Güter zu erwerben, Aemter zu beſitzen; ꝛc. ſie erſtreckt ſich aber doch nicht ſo weit, als eine förmliche Naturaliſation. Dieſe lezte kann nur durch eine Parlamentsacte erlanget werden, anſtatt daß des Königs offene Briefe allein zur erſten Naturaliſation zureichend ſind. Wenn ein Fremder ein ſolcher Freybürger geworden iſt, wird in den Rechten von ihm geſaget, er gehöre ad fidem regis Angliæ, oder, er ſtehe unter dem Schuz des Königs. Weil ſie nun gebornе Fremde oder Ausländer ſind, und folglich ihre Mutterſprache ſo gut, als die Landesſprache, verſtehen: ſo geſchieht es zum öftern, daß die fremden Handelsleute, die wegen ihrer Handlungsgeſchäfte dahin gekommen ſind, ſich ihrer zu Dolmetſchern und Commiſſionären bediene.

Frey-Bürsche. 1. Die freye Bürsche oder Jagd in einem Walde.

2. Eine Gegend, in welcher man frey jagen darf.

Frey-Busch, ein freyer Busch, oder Wald, in welchem Jedermann zu jagen oder Holz zu fällen erlaubt ist.

Frey-Denker, der frey, d. i. ohne Vorurtheile, denkt und handelt; ein Name, den sich die Feinde des Christenthumes seit Collins Zeiten gegeben haben, ungeachtet ihre gerühmte Freyheit nur zu oft in Zügellosigkeit und Widerstrebung gegen die Gesetze der Vernunft, Religion und Sitten ausartet: ein Freygeist. Daher die Freydenkerey und Freygeisterey, die Art zu denken und zu handeln eines Freydenkers und Freygeistes, dessen Lehren, einzelne Urtheile und Handlungen; und freydenkerisch, freygeisterisch, einem Freydenker und Freygeiste gemäß, denselben verrathend. Der Absicht meines Werkes ist es unstreitig gemäß, über die Freydenkerey und Freygeisterey eine politische Betrachtung anzustellen.

Daß die Freydenkerey und Freygeisterey ein jetzt mehr als sonst herrschendes Laster sey, bedarf keines Beweises; denn die allgemeine Erfahrung zeigt es. Ich weiß wohl, daß das letzt verflossene Jahshundert eine Menge grober Atheisten und Naturalisten gehabt hat. Ein Spinoza, ein Toland, ein Cherbury und mehrere, werden von ihren Freunden noch jetzt für große Prediger der Wahrheit gehalten. Allein, das Uebel war damals nicht so allgemein; es getraute sich keiner, dergleichen Grundsätze zu vertheidigen, wenn er sich nicht einer großen Gelehrsamkeit rühmen konnte, wiewohl sie, wie mehrentheils geschieht, übel angewendet ward. Nunmehr aber ist die Sache zum gräulichen Verderben des menschlichen Geschlechtes viel weiter gegangen. Da das Bücherschreiben in unsern Zeiten ein besonderes Handwerk geworden, und da jetzt die Zahl der Studirenden, obgleich nicht der Gelehrten, größer ist: so wer-

den

den auch solche Mißgeburten des Verstandes in größerer Menge ausgeheckt. Da die Schreibart mehrentheils witzig ist: so werden auch in einem Jahrhunderte, in welchem der Witz vor der Beurtheilungskraft den Vorzug hat, diese Sätze mehr angenommen und vertheidigt. Die Jugend, welche selten in der Religion gründlich unterrichtet, und noch weniger zu einer wahren Gottesfurcht angeführet wird, giebt solchen Irrthümern, welche der verderbten Natur eine zügellose Selbstgewalt ertheilen, gern Beyfall; daher lieset man Bücher, die eine Religion predigen, welche für alle ausschweifende Ergötzlichkeiten und eigennützige Absichten passet, mit Vergnügen. Es ist nicht genug, daß die Menschen nach so gottlosen Lehrsätzen ihr Leben einrichten; sie vertheidigen sie auch ohne Scheu gegen andere. Das leereste Gehirn glaubt in einer Gesellschaft, wie ein Mann von großem Verstande glänzen zu können, wenn es hie und da ein Stück aus einer deistischen Schrift vorbringt, und davon ein Spinnengewebe flicht, welches es ausspannet, Fliegen und Mücken, d. i. so schwache Seelen, wie es selbst ist, zu fangen. Eine offenbare Gottlosigkeit, welche man bey einigen von denen antrifft, deren vornehmste Pflicht wäre, andern in Lehre und Leben mit guten Beyspielen vorzuleuchten, trägt viel bey, daß sich diese Seuche allgemein verbreitet; insonderheit, wenn ihre Reden im täglichen Umgange nicht von größerer Ehrfurcht für die göttlichen geoffenbarten Wahrheiten zeugen, als solcher Menschen, die sich einbilden, ihr Stand lasse ihnen darin größere Freyheit. Diese falsche Religionssätze begleiten die Menschen von der Jugend zum männlichen, und von diesem zu dem hohen Alter. Denn, so wie sie anfänglich zur Vertheidigung aller jugendlichen Raserey dienten: so werden sie nachher, alle Ränke, Betrügereyen, Zudringlichkeit und Gewalt, welche der Eigennutz zum Schaden seiner Mitbürger und wider die Wohlfahrt seines Vaterlandes ausübt, zu über-

decken, genuzet. Daher kömmt es, daß die Aeltern bey der Erziehung der Kinder nichts weniger beherzigen, als wie sie zu einer wahren Gottesfurcht angewiesen werden möchten. Und wenn solchergestalt ein solches Geschlecht ein ihm ähnliches erzeuget, so kann es leicht noch dahin kommen, daß der Naturalismus, (d. h. der Lehrbegriff, oder die Meinung, da man die natürliche Uebung der Pflichten gegen Gott für hinlänglich zu seiner Gemeinschaft mit Demselben hält) oder die Religion des honnetes gens, wie man sie bereits zu nennen beliebt, in Europa herrschend wird; besonders wenn die Regenten dieselben nicht nur in ihrem Betragen befolgen, sondern sie auch, als die beste öffentlich vertheidigen. Dann bedarf es eines Julianus Apostata, ein ganzes Reich mit theoretischen Naturalisten und Gotteslängnern anzufüllen, oder von diesen Lehrsätzen ein Gebäude zusammen zu schmieden, welches alsdann die so genannte Religion dominante wird. Da aber bey einer solchen Religion kein gemeines Wesen lange bestehen kann, wie ich weiter unten zeigen werde: so ist eine Zeit möglich, da das Heidenthum die Stelle der christlichen Religion in Europa einnimmt. Doch, ich will jezt nicht die Freydenkerey nach ihren Lehrsätzen untersuchen, oder zeigen, wie weniz sie mit einer gesunden Vernunft überein stimme; denn dieses gehört nicht in den Plan meines Werkes, und überdem findet man diese wichtige Materie bereits in verschiedenen schönen Schriften abgehandelt; sondern meine Absicht ist bloß, von der schädlichen Wirkung der Freydenkerey und Freygeisterey zu handeln, welche sie in Absicht des gesellschaftlichen Lebens, sowohl zwischen Obrigkeit und Unterthanen, als auch lezterer unter einander, hat.

Ich weiß, daß es zu allen Zeiten falsche Religionen gegeben hat, welche die Staaten an einer zeitlichen Glückseligkeit nicht hinderten; denn wir finden, daß heidnische Regenten ihre Unterthanen nach Gerechtigkeit regiert

giert haben; daß man in ihren Ländern die bürgerlichen Gewerbe zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat; daß sie die Begleiterin des Fleißes, Reichthum und Wohlstand, mit Ehre, Macht und Ansehen gekrönt haben: aber wir werden auch dabey bemerken, daß bey diesen Völkern das Gesetz der Natur in großem Ansehen gestanden hat; daß die bürgerlichen Gesetze auf dasselbe gegründet waren, und daß, welches insonderheit zu merken ist, bey denselben allemal eine geoffenbarte Religion in Ansehung erhalten worden ist, welche, ob sie gleich erdichtet war, dennoch in den Herzen des Volkes eine Ehrerbietigkeit gegen die Götter unterhielt, welche auf ihre Handlungen Acht hätten, und sie nach Verdienst nicht bloß in diesem Leben, sondern auch nach dem Tode, belohnten, oder bestraften. Es war daher nicht bloß die Furcht vor der Strafe, welche die Menschen vermochte, der Obrigkeit zu gehorchen, und die Pflichten zu erfüllen, die ihnen theils als Menschen, theils als Bürger des Staates, oblagen, sondern es war zugleich ein in ihnen seyendes Gewissen, welches sie verklagte oder entschuldigte, und sie antrieb, das Böse zu unterlassen, und das Gute zu thun. Eine solche Religion, so falsch und abergläubisch sie auch seyn mag, und ob sie gleich nie eine rechte Gewissensruhe geben und eine ewige Glückseligkeit verschaffen kann, ist doch von der Beschaffenheit, daß ein Staat dabey Bestand haben, und Friede, Einigkeit, Recht, Billigkeit, Künste und Wissenschaften in dessen Grenzen blühen können. Die christliche Religion richtet leider oft nicht mehr aus, wenn sie bloß mit dem Munde vertheidiget wird, und die Herzen nicht einnehmen kann; alsdann nützt sie bloß für dieses Leben; ja, der Mißbrauch, den die so genannten Christen mit den göttlichen Gnadenverheissungen begehen, verleitet sie oft zu Untugenden, deren sich selbst Heiden schämen würden. Daher kömmt es, daß es christliche Reiche giebt, deren Zustand weit schlechter,

ter, als der Zustand gewisser heidnischer Mächte, ist. Erstere nahmen in der Maße ab, als die Gottlosigkeit überhand nimmt, die Handleitung der Jugend zur Tugend und Ehre mehr verabsäumt wird, und solche Laster, welche Gott entehren und das Band der bürgerlichen Gesellschaften schwächen, einreißen. Ich bin übrigens nicht in Abrede, daß nicht die Grundsätze der christlichen Religion schon für sich selbst im Stande seyn sollten, die zeitliche Wohlfahrt weit über die Glückseligkeit der Heiden bey ihrem Gottesdienst zu bringen, wenn sie gleich nur äußerlich befolget wird; woraus man zugleich abnehmen kann, wie glücklich ein Reich seyn würde, in welchem Obrigkeit und Unterthanen solche wahre Christen, wie sie das Evangelium verlangt, wären.

Aber lasset uns dagegen die Religion (wenn sie diesen Namen verdient) derer Menschen betrachten, die entweder alle Offenbarung verwerfen, oder auch die blosse historische Kenntniß derselben nutzen, um auf ihren Naturalismus eine bessere Farbe zu setzen, in der Absicht, Christen, die der herrschenden Religion des Landes zugethan sind, genennet werden zu können, weil sie sonst ihr Bürgerrecht und die damit verknüpften Vortheile zu verlieren befürchten. Diese Menschen läugneten gern das Daseyn Gottes, wenn sie nur ihre eigene Ueberzeugung und die unumstößlichen Gründe zu besiegen im Stande wären; sie geben daher ein Daseyn eines Gottes zu, legen Ihm und sich selbst aber Eigenschaften bey, welche ihrer ungebundenen Sittenlehre angemessen sind. Gott ist in ihren Augen eine unwiderstehliche Macht, oder auch ein Wesen, welches ganz Liebe ist, und welches weder erzürnet werden, noch strafen kann. Sich selbst halten sie für so künstliche Maschinen, die bloß alle übrigen, welche Leben und Bewegung haben, übertreffen, mit ihnen aber einerley Schicksal erwarten müssen, nachdem das Gewicht, welches

diese

diese Uhr in Bewegung setzt, abgelaufen ist. Andere sind so billig gegen sich selbst, daß sie glauben, außer dem Körper sey noch ein edlerer Theil, er bestehe nun aus einer feinern Materie, oder habe eine geistige Natur; sie läugnen daher ein Leben nach dem Tode nicht. Aber die Gerechtigkeit ist die Eigenschaft, welche sie nicht mit Gottes Wesen reimen können; das Böse nach diesem Leben zu strafen, heißt nach ihren Begriffen Gott erniedrigen, und Ihm zu einem Wesen zu machen, welches von Leidenschaften regiert wird, und an dem Unglücke seiner Geschöpfe Vergnügen finden kann. Und da die Offenbarung buchstäblich wider ihre verkehrte Denkungsart streitet, so muß sie Erklärungen leiden, welche mit ihren Religionsbegriffen übereinstimmen. Daher muß das Erlösungswerk ganz verworfen werden, und Christus nichts weiter als ein nachahmungswürdiges Muster der Tugend seyn. Da ihnen aber das nicht möglich fällt, so bilden sie sich ein, daß ihr Schöpfer (denn einen andern Gott geben sie nicht zu,) von dem Menschen nichts mehr fordere, als so zu leben, wie es seine eigene Kräften gestatten, das ist: seinem im Verstande angezündeten schwächern oder stärkern Lichte zu folgen, und nach dessen Anweisung das Gute zu thun, und das Böse zu lassen, so weit ihm möglich ist. Mit einem Worte: Ein jeder soll nach seiner Ueberzeugung leben; seine Begierden so viel unterdrücken, daß sie seiner zeitlichen Wohlfahrt kein Hinderniß werden, und sich hauptsächlich vor solchen Verbrechen hüten, welche ihn in die Hände des Richters oder Büttels liefern. Das Kirchgehen und andere Uebungen der Gottseligkeit halten sie für Dinge, die der Aberglaube eingeführt hat; daher unterwerfen sie sich den die Religion betreffenden Landesverordnungen nicht weiter, als in so fern sie davon Vortheile zur Beförderung ihrer zeitlichen Wohlfahrt erwarten können. Man erkennt deutlich, daß sich diese feinere Naturalisten in nichts, als der

Sprache,

Sprache, von den gröbern unterscheiden; im Herzen ist die Religion beyder einerley, und es ist nur die Furcht vor der Strafe, oder der Eigennutz, welcher einige antreibt, äußerlich einem Theile der Offenbarung beyzufallen. Daher können wir auch, ohne uns an einem Theile derselben zu vergehen, sie alle aus einem Gesichtspuncte betrachten, wenn wir untersuchen, was für Wirkungen ihr Glaubensbekenntniß auf die bürgerliche Gesellschaft haben könne; um so mehr, da ihre Sittenlehre zu einem Zwecke führt, nämlich die göttliche Strafgerechtigkeit zu verwerfen, und solchergestalt in der That alle Moralität und allen den Nutzen, der den Menschen daraus theils als Menschen, theils als Mitbürgern des gemeinen Wesens zufließt, aufzuheben.

Daß solche Religionsgrundsätze, wie hier kürzlich angeführt worden ist, das Band zwischen Obrigkeit und Unterthanen, und zwischen den leztern unter einander, wirklich auflösen, ist nicht schwer zu erweisen. Denn, was verbindet die obrigkeitlichen Personen, ihre Unterthanen zu beschützen, ihre Rechte und Freyheiten zu vertheidigen, und ihren Wohlstand zu befördern? und was bewegt die Unterthanen, ihrer Obrigkeit gehorsam zu seyn, ihre Würde zu vertheidigen, und Gut und Blut für das allgemeine Beste aufzuopfern? Sagt man, das sey der unter ihnen getroffene Vergleich, der sie von beyden Seiten zur Beobachtung ihrer Schuldigkeiten bewege: so beweiset man die Sache mit dem, was zu erweisen wäre, oder (welches einerley ist) man behauptet: Contracte müssen gehalten werden, weil sie gehalten werden müssen. In sich selbst könnten die Contracte keine Verbindlichkeit mit sich führen, wenn kein Gesetz wäre, welches verdiente, daß die Contracte gehalten werden müßten. Wenn aber auch diese äußerliche Verbindung, wie sie einige Moralisten nennen, ihren Grund in der Natur der Sache hätte: so wäre das dennoch unzureichend, das Band zusammen zu halten;

ten; denn, wer will denn die Obrigkeit, welche die Macht in Händen hat, ihre Versicherungen zu brechen, hindern, wenn ihre Bequemlichkeit oder ein eingebildeter Eigennutz es erfordern! und wie schwach wäre nicht die bloße Furcht vor der Macht der Obrigkeit, die Unterthanen zur Unterwürfigkeit und zur Erfüllung dessen, was sie sich unter einander versprochen haben, zu bewegen! Es wäre natürlich, daß keiner seinen Pflichten weiter eine Genüge leistete, als ihn der Eigennutz dazu veranlassete. Wenn Jemand zur Ausführung seiner Entwürfe Macht oder List genug besäße, so würde er ohne Rücksicht auf das allgemeine Beste oder seine Verbindungen, bloß weil er dadurch Vortheile erlangte, durchsetzen, was ihm gut dünkte. Aber edelmüthige Handlungen, Tugenden und Pflichten, welche das Gesetz nicht fordern kann, wären keineswegs zu erwarten. Solchemnach ist klar, daß zum Bestande des gemeinen Wesens eine innerliche Verbindlichkeit, Versprechungen und Pflichten zu erfüllen, erfordert wird. Diese Betrachtung führt zu dem natürlichen Gesetze, welches befiehlt, daß Contracte und Vergleiche heilig gehalten werden müssen; daß, da die Wohlfahrt der Menschen erfordert, sich in bürgerliche Gesellschaften zu begeben, auch alle die Bedingungen, welche sie sich dabey selbst vorgeschrieben haben, erfüllet werden müssen; daß ein jeder zum allgemeinen Besten freywillig beytragen müsse; daß sich gewisse Personen besondere Pflichten schuldig sind, als Männer und Weiber, Aeltern und Kinder, Herrschaften und Gesinde, Lehrer und Schüler u. s. w. Jedes Gesetz setzt an der einen Seite das Recht zu befehlen, und an der andern die Verbindlichkeit zu gehorchen, voraus. Ich nehme hier für ausgemacht an, daß Gott und seine Geschöpfe, die Menschen in solchem Verhältnisse gegen einander stehen. Ist Gott befugt, Gesetze zu geben, so hat er auch die Macht zu belohnen, und zu strafen. Seine Gesetze wären unkräftig, und

Er

Er selbst unvollkommen, wenn Er sich gegen die Befolger und Uebertreter seiner Gebote gleich verhielte. Wenn sich aber seine Belohnungen und Strafen bloß auf dieses Leben erstreckten, so wäre kein zureichender Grund, die Menschen zur Beobachtung des Gesetzes der Natur zu bewegen; besonders, da es den Gottlosen oft ergeht, als ob sie die Werke der Gerechten gethan hätten, und so umgekehrt. Aus diesem allen folgt, daß ein gemeines Wesen, welches glücklich und von Bestande seyn soll, aus Menschen bestehen müsse, welche Gott verehren, und aus innern Trieben des Gewissens die Pflichten erfüllen, welche ihnen als Menschen und Bürgern des Staates obliegen. Ein solches Gewissen aber kann nur bey denen anzutreffen seyn, welche von einem künftigen Leben überzeugt sind, in welchem die Gerechtigkeit Gottes ohne Ansehen der Person ausgeübet werden wird, und wo Strafen und Belohnungen auf alle Handlungen, welche die Menschen in diesem Leben gethan oder unterlassen haben, folgen. Zum Bestande der bürgerlichen Gesellschaften wird schlechterdings eine Religion erfordert, welche die Strafen oder Belohnungen nach diesem Leben verspricht. Alle Religionen setzen einen äußerlichen Gottesdienst, gewisse bey demselben zu beobachtende Cerimonien und dabey zu verrichtende Handlungen fest; die Freydenkerey aber kann man keine Religion nennen, weil sie allen äußerlichen Gottesdienst und alle Moralität verwirft; und der Staat, in welchem die Religion unter die Füße getreten wird, muß nothwendig zerfallen.

Um uns hievon desto stärker zu überzeugen, möchte nöthig seyn, sich ein Reich vorzustellen, in welchem die Freydenkerey oder der Naturalismus zur herrschenden Religion angenommen wäre; eine Religion, die entweder den ganzen Menschen zur Maschine machte, dessen Wesen mit dem natürlichen Tode aufhörte, oder welche Gott zu einem Wesen machte, welches nach diesem Leben weder das Böse bestrafte, noch das Gute belohnte! eine Religion, welche dem zu Folge die Menschen antrei-

den müßte, ihren natürlichen Trieben zu folgen, ihr Vergnügen zu befördern, und den Eigennuz zum vornehmsten Zweck aller ihrer Handlungen zu machen. Wäre es nicht natürlich, daß alle zur Beförderung der geoffenbarten Religion getroffene Anstalten als unnöthig abgeschafft würden? ja, die Kirchen würden entweder niedergerissen oder zu Zeughäusern und ähnlichen Gebrauch angewendet werden; von den Glocken würde man Kanonen oder Ehrensäulen für die Stifter dieser herrlichen Religion gießen; die Priester, Kirchendiener und alle Lehrer der geoffenbarten Religion würde man als unnüze Brodesser abschaffen; die Bibel hüben die Gelehrten oder Neugierigen, in den Büchersälen auf eben die Weise, und in eben derselben Absicht, wie den Talmud, auf; Sonn- und Werkeltäge wären sodann einerley; Schulen, wenn man sie noch ferner brauchte, dienten bloß die Jugend zu unterweisen, wie sie ihre Glückseligkeit in allen erdenklichen Ergözungen suchen, und alle Hindernisse derselben, durch was für Mittel es auch nur geschehen möchte, aus dem Wege räumen könne; Lazarethe, Hospitäler und Armenhäuser wären unnöthige Anstalten, denn keiner gestände die Verbindlichkeit zu den Werken der Barmherzigkeit ein, und die darauf verwandten Kosten könnte das Volk besser anwenden. Der Regent würde glauben, das ganze Reich sey seinetwegen, und ihm zum Vorrathshause geschaffen, aus welchem er alles, was die Befriedigung seiner Wollust und seines Ehrgeizes erfodere, nehmen könne; die Unterthanen wären in seiner Hand, wie eine Citrone aus welcher man den Saft drückt und sie alsdann auf die Erde wirft; er nuzte sie und ihr Vermögen auf eben die Weise, wie sich das Vieh des Grases auf dem Felde bedient; wäre er einem Nero oder Caligula gleich, so säbelte er, um sich nach seiner Tafel eine Motion zu machen, oder auch bloß zum Vergnügen, einige Köpfe herunter; wäre er ein Heliogabal, so verzehrte er ein Fürstenthum zum Frühstück; einem turkischen Kaiser gleich richtete er für das Frauenzimmer, so wie für die Canarienvögel Hecken an; artete er nach dem Alexander, dem sogenannten Großen, oder nach einem Tamerlan, so thäte er auf der Erde, was die Fische im Wasser thun, da nämlich die großen die kleinen verschlingen. Die vornehmsten Beamten und Lieblinge des Regenten würden ungescheut in allen Arten der Gewaltthätigkeiten rasen, wenn sie nur sinnreich genug wären, die Wollust, Tyranney oder den Ehrgeiz ihres Herrn durch neue Erfindungen zu befriedigen. Alle geringere Staatsbediente würden, jeder für sich, Tyrannen des gemeinen Wesens; die zu ihren

Aemtern gehörige Autorität wäre in ihren Händen eine Fliegenklatsche, mit welcher sie alle die kleinen Insecten erlegten, welche ihren Vergnügungen in Weg kämen. Einer würde des andern Plagegeist; und wer von fremdem Schweiß und Blut am meisten strozte, der hätte die Pflichten seiner Religion am besten beobachtet, weil er sich zum Wohlleben und Ueberfluß die reichsten Mittel zu verschaffen gewußt hätte. Die Stimme des Gewissens wäre dagegen viel zu schwach; denn solche Leute, die sich einbildeten, ihr Daseyn höre mit diesem Leben auf, oder auch daß Gott weder belohnen noch bestrafen wolle, hätten nicht Ursache, sich vor Gottes Gericht zu fürchten. Wollte man sagen, daß die Vorstellung des Uebels, welches solche Gewaltthätigkeiten vor andern Menschen zu erwarten habe, die unbändigen Begierden hinreichend im Zügel halten könne: so darf man sich nur erinnern, wie wenig die kräftigen Ueberzeugungen von einer zeitlichen und ewigen Strafe oft mitten im Christenthume die Menschen von bösen Handlungen abzuhalten im Stande sind, wenn die bösen Affecten bey ihnen einmal recht in Bewegung gerathen sind. Was würde sich nicht sodann erst ereignen, wenn durch die Grundsätze der Religion selbst alle Riegel gesprengt wären! In einem solchen Lande müßten durchaus Tugend und Ehre verachtet seyn, und wenn sich ja einige fänden, welche darauf einen Werth setzten, so würde man dieselben für kleine Geister, für dumme Menschen halten, welche sich nicht in diese Welt zu schicken wüßten, und ihr eigenes Beste nicht verständen. Was für ein scheuslich Bild zeigt sich nicht unsern Augen, wenn wir uns einen großen Staat, der aus theoretischen und practischen Naturalisten besteht, vorstellen: Menschen, welche alle Offenbarungen, allen öffentlichen Gottesdienst, alle heilige Religionshandlungen verwerfen; Menschen, welche glauben, daß alles frey sey, was zu unserm Vergnügen und Wohlleben beytragen könne; Menschen, welche von keiner künftigen Rechenschaft ihres Betragens wissen wollen! In so einem gemeinen Wesen ist eines jeden Mitglieds einziger Zweck, sein eigenes Bestes zu befördern; in Folge dieses müssen keine Gelegenheiten verabsäumt, und keine Mittel verworfen werden, welche dazu beytragen können. Worte und Versprechungen, ja beschworne Verbindungen müssen bey Seite gesetzt werden, wenn es der Eigennutz erfodert; eine zügellose Selbstgewalt tritt an die Stelle der Unterwürfigkeit gegen das Gesetz; Gewaltthätigkeiten und Betrügereyen sind rühmliche Handlungen,

wenn

wenn einzelne Vortheile dadurch gewonnen werden können, es läßt sich weiter keine Einracht erwarten, als es der Eigennutz verstattet. Macht und List sind die einzigen Mittel, seine zeitliche Wohlfahrt zu befördern, und des ruhigen Genusses des Lebens und Vermögens; der Regent selbst ist auf dem Throne nicht weiter sicher, als ihm diese Mittel zur Vertheidigung und Beschützung dienen. Die Fortpflanzung der Menschen geschähe auf eben die Weise, wie bey unvernünftigen Thieren; der Ehestand wäre eine beschwerliche Lebensart, die sich für zügellose Menschen nicht schickte; Kinder wären eine schwere Bürde, die man auf das schleunigste bey Seite schaffen, und ihrem Schicksale überlassen müßte; wenn irgend ein Vater oder eine Mutter in der Auferziehung eines Kindes eben das Vergnügen fände, welches die Zucht eines andern schönen Thieres gewährt, so würde doch diese Vorsorge nicht länger dauern, als das Kind die Aeltern mit Spielen und Possen belustigen könnte; ja, wenn allenfalls einige ökonomische Absichten die Aeltern bewogen hätten, die Kinder länger bey sich zu behalten, so würde man sie, so lange es der Eigennutz der Aeltern erfoderte, als Sclaven gebrauchen; des Kindes Denkungsart, Religion und Lebensart würde nothwendig eben so; daher würden sie ihren Aeltern nicht länger gehorsam seyn, als bis sie glaubten, ihre Kräfte mit den Kräften der Aeltern messen zu können; alsdann würden sie mit ihnen über das Hausherrnrecht streiten, und sie auch wohl aus dem Wege schaffen, wenn ihre eigene Vergnügungen und ihr Wohlstand dadurch einen Zuwachs erhalten könnte. Mit einem Worte: ein solcher Staat gliche der Beschreibung, welche Thomas Hobbes von dem natürlichen Zustande der Menschen giebt: Bellum omnium in omnes.

Doch, man möchte mir nicht ohne Grund vorwerfen, daß ich einen Staat, in welchem der Naturalismus die herrschende Religion sey, erdichte, ob gleich ein solcher nie gewesen, und wohl auch nie seyn würde. Ich gestehe gern ein, daß diese sogenannte Religion bequemer ist, die Bande eines gemeinen Wesens aufzulösen, als sie zu knüpfen; daher glaube ich auch, daß ein Regent, welcher selbst ein Naturalist wäre, (wenn er sein eigenes Wohl bedächte) nicht verstatten würde, daß sich alle seine Unterthanen zu denselben Lehrsätzen bekenneten; ja, er würde wahrscheinlich sein Ansehen zur Vertheidigung der geoffenbarten Religion anwenden, ob er sie gleich in seinem Herzen verwürfe. Man wird aber auch kaum in Abrede seyn können, daß der Einwurf

selbst so viel zu meinem Vortheile beweiset, als ich nur verlangen kann. Denn, kann eine solche Religion in einem Reiche nicht zur herrschenden werden, so müssen ihre Grundsätze wider die Natur des gemeinen Wesens streiten. Es wäre ja sonst unbegreiflich, daß kein Geschichtschreiber uns von irgend einem gemeinen Wesen, welches auf solche Religionsgrundsätze errichtet worden, Nachricht giebt, ob es gleich zu allen Zeiten Menschen, die denselben zugethan gewesen, gegeben hat; und es wäre noch unbegreiflicher, daß, da wir Beyspiele an Regenten haben, welche wirklich Naturalisten gewesen sind, sich gleichwohl keiner gefunden hat, der seine Unterthanen von Glaubenssätzen hätte befreyen wollen, die er selbst für Einbildungen hielt. Wollte man sagen, daß sie die im Lande herrschende Religion nur als ein Mittel, den unbändigen Pöbel im Zaume zu halten genützet, ob sie dieselbe gleich selbst für eine Einbildung gehalten hätten, und durch ihre Vernunft zu bessern Einsichten gelangt wären: so würde die Ungereimtheit hieraus folgen, daß eine leere Einbildung das Band des gemeinen Wesens zu erhalten, die Eintracht, den Gehorsam gegen die Gesetze und die zeitliche Wohlfahrt zu befördern, kräftiger sey, als eine gereinigte Vernunft. Wenn daher von dem Naturalismus behauptet werden soll, daß er eine Religion sey, der ein vernünftig denkender Mensch folgen müsse: so muß man auch beweisen, daß entweder die Staaten bey derselben glücklich seyn können, oder, daß die Menschen auch außer den bürgerlichen Gesellschaften glücklich leben können. Man möge aber zu beweisen übernehmen, was man will, so wird der Beweis dennoch fehlen. Solchemnach wird am besten seyn, die Richtigkeit des Satzes zuzugeben: daß kein gemeines Wesen ohne eine geoffenbarte Religion, auf welcher es erbaut ist, bestehen könne, und daß sich ohne dieselbe das Band der Gesellschaft selbst auflöse. Und da viele Religionen sind, welche sämtlich Offenbarungen vorgeben: so befiehlt die Vernunft, daß man derjenigen folgen müsse, welche die wahre Glückseligkeit der Menschen am besten befördert. Welche läßt sich aber in dieser Absicht mit unserer Seligkeitslehre in Vergleichung stellen! und wie angelegen ist es daher nicht für die Obrigkeit, mit eigenen Beyspielen und Anstalten eine Religion zu vertheidigen, welche, außer einer ewigen Glückseligkeit, zur Ruhe, Einigkeit und Folgsamkeit gegen die Gesetze so viel beyträgt, mit einem Worte, die alles, was zur Macht und Sicherheit des Reichs gehört, befördert! Von den Vorzügen derer Länder, in denen die

christ-

christliche Religion herrscht, vor andern Staaten, werde ich in dem Art. Religion besonders handeln.

Jo. Fr Reyger, von der Freydenkerey; aus dem zweiten Theile seiner Gedanken übers. st. in Schrebers neuer Cameralschr. 7. Th. S. 105—133.

Frey-Ding, siehe Frey-Gericht.

Freydingshof, gewisse freye Bauerhöfe im Hildesheimischen, deren Besitzer Frey-Männer heißen, und keinen Hauptfall, Heergewette, noch Gerade, sondern nur den freyen Zins bezahlen. Sie haben ihren Frey-Gräfen und Ober-Freygräfen, welches letztere der Amtmann zu Steuerwald ist.

Frey-eigen, in einigen oberdeutschen Gegenden für erb- und eigenthümlich, allodial, von aller Lehnbarkeit befreyet. Ein freyeigenes Gut. Ein Gut freyeigen besitzen.

Frey-Fahne, siehe unter Frey-Markt.

Frey-Fleischer, Freyschlächter; siehe Th. XIV, S. 176, und Frey-Meister.

Frey-Fräulein, ein Fräulein, d. i. eine unverheurathete weibliche Person, freyherrlichen Standes, die noch ledige Tochter eines Freyherrn.

Frey-Frau, eigentlich eine freye Frau. Jetzt braucht man es nur noch als ein Ehrenwort für das ausländische Baronessin, die Gattin eines Freyherrn zu bezeichnen; welche zuweilen auch Freyin und Freyherrin genannt wird. Siehe Frey-Herr.

Frey-Frohn, siehe unter Frey-Gericht.

Frey-Gast, bey den Schustern, ein Gesell eines Frey-Schusters, der sich von selbst zu den zünftigen Schustern wendet.

Frey geborne, L. Ingenui, sind die, welche von freyen Aeltern geboren sind. Es ist hiezu schon genug, wenn nur die Mutter, entweder da sie schwanger geworden ist, oder schwanger gegangen ist, oder geboren hat, frey gewesen ist.

Frey-Geist, Freygeisterey; siehe Frey-Denker.

Frey-gelassen, so aus der R. A. frey lassen zusammen gesetzt worden ist, der Knechtschaft, der Leibeigenschaft entlassen; L. Libertus, Manumissus, Fr. Franchi. Ein freygelassener Knecht, Leibeigener.

Dieses geschah bey den alten Römern mit besondern Cerimonien. Bey den alten Deutschen, und insonderheit zu des Fränkischen Königs Clodoväus Zeiten, waren die Freygelassenen zu keinen andern Diensten, als wozu sie sich bey ihrer Freylassung verbunden hatten, verpflichtet, daher man sie auch gemessene Dienste nannte.

Frey-Geld, in der Grafschaft Rietberg, ein Geld, welches die Leibeigenen statt der Hälfte der Verlassenschaft geben, welche der Erbherr bey ihrem Tode ehedem von ihnen erbte.

Frey-Gericht, ein freyes, d. i. privilegirtes Gericht. Ehedem wurden die Fehmgerichte in Westphalen sehr häufig Frey-Gerichte, Frey-Dinge und Frey-Stühle genannt, weil sie im Namen des Kaisers Recht sprachen und mit ausschweifenden Freyheiten begabt waren. Der Gerichtsdiener bey einem Freygerichte heißt der Frey-Frohn. Siehe auch Feld-Gericht, und in den künftigen Supplementen Fehm-Gericht.

Frey-Gerinne, siehe unter Gerinne.

Frey-Graf. 1. Der Graf, d. i. Richter eines Freygerichts, besonders der ehedem in Westphalen üblichen Fehmgerichte.

2. Im Hildesheimischen und einigen westphälischen Gezenden, z. B. in der Grafschaft Mark, der Richter über die Freymänner und ihre Güter, so aber nur in Realsachen über sie zu richten hat, und im Hildesheimischen unter dem Ober-Freygräfen steht, welches der Amtmann zu Steuerwald ist. Siehe Frey-Dingshof und Frey-Gut.

Frey-Gut, ein freyes Gut, doch in verschiedenem Verstande.

1. Güter, d. i. Waaren, welche von gewissen Abgaben befreyet sind, privilegirte Güter.

2. Ein

2. Ein freyes Landgut im schärfsten Verstande, welches Niemanden mit Lehnspflicht zugethan ist, ein Allodium, ein freyeigenes Gut, Fr. Franc-aleu, Franc-alleu, Terre franche.

3. Ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienstbarkeiten verpflichtet ist, sondern nur die gewöhnlichen Landsteuern oder einen gewissen Freyzins bezahlt; siehe Frey-Bauer. In einigen Gegenden werden sie Freymanns-Hufen, Freymanns-Lehen genannt.

4. In einigen Gegenden versteht man unter diesem Ausdrucke solche Güter, welche von Kriegs- und oft auch von andern Lasten frey sind, und dabey nur auf das männliche Geschlecht fallen.

5. Gewisse freye Bauergüter im Hildesheimischen und Westphälischen, deren Besitzer Frey-Männer, in der Grafschaft Mark aber auch Stuhl-Freye heißen, und gegen Bezahlung eines gewissen Zinses, welcher die Frey-Bede oder Leib-Bede genannt wird, von einigen Lasten der Leibeigenschaft frey sind, aber doch ihre Güter nicht willkührlich veräußern dürfen; Freydings-Höfe, siehe dieses Wort.

Frey-Hafen, siehe unter Hafen.

Frey-Haus, Fr. Maison franche, ein Haus, welches von gewissen Gerichtsbarkeiten, Abgaben, Obliegenheiten u. s. f. frey ist.

In Berlin stehen die Freyhäuser, welche ehmals freye Burglehn-Häuser hießen, und welche man auch von außen an dem Worte FREYHAUS, welches über den Hausthüren mit vergoldeten Buchstaben zu stehen pflegt, kennt, unmittelbar unter dem Hof- und Kammergerichte, sind von aller Einquartierung und andern bürgerlichen Auflagen frey, müssen aber dagegen, wenn fremde Herrschaften nach Berlin kommen, das Gefolge derselben logieren, oder auch für dasselbe gewisse Nothwendigkeiten, als: Betten, u. s. w. liefern,

Die Eigenthümer der Freyhäuser werden zu den Eximirten gerechnet; ja, vor Zeiten waren auch diejenigen, die nur in Freyhäusern wohnten, eximirt. Die Frage, ob die bürgerlichen Eigenthümer der Freyhäuser unmittelbar unter dem Kammergerichte stehen, ist laut des Reſcripts v. 23. Nov. 1762, (ſ. die Edictenſamml. a. d. J. 1761—1765, Col. 169,) noch nicht gänzlich entſchieden.

In dem berl. Servis-Reglement *de Ao.* 1724, iſt Art. 12. feſtgeſetzt, daß diejenigen Häuſer, welche alte, und von damalen regierender königl. Maj. confirmirte Burgfreyheiten haben, von der wirklichen und perſönlichen Militär-Einquartirung, wie auch vom Servis, da ſie die Hof-Præſtationes wegen der fremden Herrſchaften auf den Freyhäuſern haben, zwar frey bleiben, wenn aber in ſolchen Häuſern bürgerliche Nahrung getrieben wird, die Beſitzer und Eigenthümer derſelben, ſowohl als die Miethsleute, nach Proportion ihres Gewerbes, einen Beytrag an Gelde zur Serviscaſſe thun müſſen.

Beſcheid an Jo. Fr. Roſen und Conſorten, da ſie in Anſehung ihrer Freyhäuſer, aber nicht wegen der bürgerlichen Nahrung, von dem Servis frey ſeyn können, *d. d.* Berl. d. 10. März. 1745, ſt. im Corp. Conſt. March. Cont. III. Col. 7.

Von dem hochſeel. Könige Friedrich Wilhelm, ward im J. 1733, in Anſehung der bisherigen Immunität der Freyhäuſer eine Veränderung getroffen. Es wurde nämlich bey Ankunft fremder Herrſchaften, Deroſelben Suite in die Freyhäuſer einquartirt, und daſelbſt mit Stube, Bette, Holz und Licht verſorgt. Weil nun dieſerwegen ſich hier und da Schwierigkeiten fanden, weshalb man die Logierung der Suite von den allhier ankommenden fremden Herrſchaften nicht übernehmen konnte, ſo ergieng, den 27. Apr. 1733, der königliche Befehl an die Serviscommiſſion, Jemand, welcher die Häuſer kennt, auszumachen, und in Beyſeyn des Hofſtaatsrentmeiſters, oder wen ſonſt das Hofmarſchallamt dazu deputiren würde, dem Kriegs-Hof- und Criminalgerichte anzuzeigen, wo jeder, falls die Freyhäuſer ſelbſt nicht logiren können oder wollen, einzumiethen ſey. Dieſem Befehle zu Folge wurden die Quartiere bedungen, von dem Hofmarſchallamte jedem ſein Billet gegeben, und dafür geſorgt, daß die Perſonen in den gemietheten und bedungenen Quartieren gut untergebracht wurden.

Zu Bezahlung der Quartiere ward das Geld nach dem Feuersocietät-Quanto auf die Freyhäuser repartirt, und den Besitzern der Freyhäuser frey gelassen, Jemand zu bestimmen, welcher bey der zu machenden Logierung, Aussuchung und Bedingung der Quartiere, auch Repartition der Gelder, zugegen seyn könnte.

Verschiedene specielle Nachrichten von den berlinischen Freyhäusern, findet man in Küsters alten und neuen Berlin, 3. Abtheil. Berl. 1756, 8. und eine Abhandlung über die Natur, Beschaffenheit und Vorrechte der Freyhäuser in Berlin, in *Henr. Brenn.* selectis Obs. forensibus, Lub. & Alton. 1765, 8. Obs. 149, S. 233—240.

Bey den Handwerkern, versteht man unter Freyhaus ein Haus, in welchem ein unzünftiger Handwerker wohnen darf.

Es geben, wie bekannt, die Handwerker genau Acht, daß ihnen von Niemanden, der in ihrer Zunft nicht ist, Eingriff geschehe, und sich eben der Rechte bediene, die ihnen das Zunft- und Meisterrecht giebt, andern aber, die nicht rechtmäßig in der Zunft, oder gar nicht sind, verbietet. Und daher verfolgen sie alle, die sich dessen unterfangen, als Störer und Pfuscher, fallen mit obrigkeitlichem Beystande in die Häuser, und heben sie auf. Weil aber einige dieses Recht gemißbraucht, auch allerley andere Ungerechtigkeiten durch dieses Zwangs- und Bannrecht verübt, und auch diejenigen, die ihre Arbeit brauchen, damit incommodirt haben: so ist es gewissen Handwerkern an einigen Orten widerfahren, daß man gewisse Häuser von diesem Bannrechte ausgenommen, und darin den Störern Sicherheit und Schutz geleistet hat. Diese nennt man alsdann Freyhäuser. Insonderheit haben dieses die Schneider an vielen Orten, vornämlich bey Stiftern und Höfen, erfahren müssen. Also sind z. B. zu Zeitz, in Ansehung der Schneider, verschiedene solche Häuser, als: der Stiftsräthe, Domherren, auch anderer adeliger und vornehmer Personen, wie auch die Geistlichen, die fürstlichen Beamten, und Raths- auch Gerichtspersonen, von dieser Ordnung des Zunftzwanges ausgenommen. Es steht ihnen daher frey, entweder einen Meister aus der Stadt, oder aber einen Freyschneider, d. i. einen, der entweder kein, oder doch ihrer Meinung nach kein rechtmäßiger Meister ihrer Zunft, oder ein fremder Meister ist, in ihrer Behausung zu gebrauchen. Es ist dieses auch auf andere Handwerker gezogen worden. Nur die Zeugmacher haben in ihren Privilegien, v. J. 1684, erhalten: daß keinem, der sich

nicht in ihre Innung begeben, daselbst in der Stadt, in dem Domcapitel, dem Amte und andern zuständigen Freyhäusern sich aufzuhalten, und darin weder heimlich noch öffentlich sein Handwerk zu treiben, erlaubt seyn solle; welches auch im 14. Art. auf das Land ertendirt worden ist. Dergleichen findet man auch hin und wieder noch viel mehrere.

Siehe auch den Art. Frey-Meister.

Frey-Herr. 1. Ueberhaupt ein freyer Herr, der Niemanden unmittelbar unterworfen ist. In diesem Verstande pflegt man im gem. Leben mehrmals einen, der sein eigener Herr ist, einen Freyherrn zu nennen.

2. Im engern Verstande wurden im deutschen Reiche nach Carls IV. Zeit ehedem diejenigen Edeln, welche keinem Größern zu einigen Diensten verpflichtet waren, die Dynasten, Freyherren genannt, zum Unterschiede von den Nobilibus Ministerialibus oder adeligen Dienstmännern. Heut zu Tage machen die Freyherren, oder wie man sie auch nennt, die Barone, einen Mittelstand zwischen den Grafen und gemeinen Edelleuten aus, und ihre Würde ist ein bloßer Ehrennahme, der vermittelst eines Diploms erhalten werden muß. Ein dem Kaiser und Reiche unmittelbar unterworfener Freyherr, wird ein Reichs-Freyherr oder Reichs-Baron genannt.

Man theilt die Freyherren in mittelbare und unmittelbare ein. Jene führen allein freyherrliche Namen und Wappen; diese aber genießen alle Gerechtigkeiten, welche einem Reichsfreyherrn zukommen können, und haben, wie die Grafen, in den Reichsversammlungen Sitz und Stimme.

Eine solche Person weiblichen Geschlechts, wird sowohl Frey-Frau, als Frey-Herrin und Freyin, Fr. Baronne, genannt; das letztere, sofern die Freyherren ehedem auch nur Freye genannt wurden, wie aus einer Urkunde in Scheidts Nachr. vom hohen und niedern Adel, S. 25, erhellet.

Frey-Herrin, siehe im vorhergeh. Artikel.

Frey-Herrschaft, eine freye Herrschaft, welche Niemanden als dem Kaiser und Reiche mit Lehnspflicht zugethan ist; eine Baronie.

Frey-

Frey-Hocke, siehe unter Hocke.

Frey-Hof, Fr. Cense (Metairie) franche, ein freyer, d. i. von gewissen Dienstbarkeiten, Gerichtsbarkeiten, Abgaben u. s. f. befreyter Hof. Ehedem wurden auch die Edelhöfe Freyhöfe genannt, weil sie von den Dienstbarkeiten der Bauerhöfe befreyet waren. Jetzt sind die Freyhöfe an einigen Orten Bauerhöfe, welche zu keinen Frohndiensten verbunden sind, Frey-Güter.

Freyhöfe, Freythöfe, Friedhöfe, war ehedem auch eine Benennung nicht nur der Kirchhöfe, sondern aller Freystätten, und befreyter Oerter. So braucht Ottfried Frithof von einem Palaste, Notker, die monseeische Glosse und der Schwabenspiegel Vrithofa und Frithof, von einem Gottesacker.

Frey-Hufe, siehe Hufe.

Frey-Jahr, ein Jahr, in welchem man gewisse Freyheiten genießt. Insbesondere versteht man darunter gewisse und bestimmte Jahre, binnen welchen Jemand von den bürgerlichen Abgaben oder andern öffentlichen Beschwerungen befreyet ist, dergleichen z. B. in den Städten den jungen neu-angehenden Bürgern und Aubauern, den Abgebrannten und Baubegnädigten, oder auch anderer besonderer Umstände wegen privilegirten Personen, ertheilt werden. An einigen Orten wird auch das Gnaden-Jahr oder Nachjahr, d. i. dasjenige Jahr, in welchem eine Wittwe nach ihres Mannes Tode noch dessen Besoldung und Einnahme genießt, ein Frey-Jahr genannt.

In der deutschen Bibel ist das Freyjahr dasjenige Jahr, in welchem Leibeigene und Gefangene ihre Freyheit erhalten. Ezech. 46, 17. Jer. 34, 8. f.

Frey Kur, siehe unter Kur.

Frey Lauf, Frey-Gerinne; siehe unter Gerinne.

Frey-laut, so nur bey den Jägern für voreilig im reden und bellen üblich ist. Ein Hund ist freylaut, wenn er zu hitzig ist, und schon bey der Fährte ausgiebt; welches auch Fährten-Laut genannt wird; s. Th. XII, S. 47.

Ein

Ein Jäger ist freylaut, wenn er zu voreilich angiebt. In beyden Fällen ist dafür auch vorlaut üblich.

Frey-Lehen, siehe unter Lehen.

Frey-machen, die Freymachung; die Handlung, da man etwas frey macht. Die Freymachung der Waaren, im gem. Leben, die Handlung, da man die Accise oder Abgaben von denselben bezahlt.

Im Bergbaue ist das Freymachen, oder die Freymachung diejenige Handlung, da ein Bau für frey oder verlassen erklärt wird; daher der Frey-Macher, derjenige Bergmann, der eine verlassene Zeche für frey erklären läßt; das Freymachens-Buch, dasjenige Buch, in welches diese Handlung eingetragen wird; der Freymachens-Richter, der dazu verordnete Bergmeister.

Frey-Märker, an einigen Orten ein Dorf- und Landmeister, welcher die Freyheit hat, seine Waaren, z. B. Fleisch, Brod ꝛc. in die Stadt zu Markte zu bringen, und dort selbst, doch nicht in öffentlichen Fleischscharren, noch unter verdeckten Buden auf dem Markte, sondern unter freyem Himmel, feil zu haben. In Breßlau werden sie Gäßler genannt, weil sie auf der Gasse feil haben; s. Th. XIV, S. 177, in der Anmerkung.

Es ist dieses oft ein Mittel, die ordentlichen Meister in besserer Zucht zu halten. Allein man muß damit sehr behutsam verfahren, wenn man nicht die Stadthandwerker ruiniren, und die Handwerkssachen gar auf das Land wider ihre Natur, und zum Verderben der Landwirthschaft, ziehen will. Siehe Dorf-Handwerker.

Frey-Mäurer, Fr. Franc-Maçon, ein Mitglied des Freymäurerordens, eines sehr alten und in alle Welttheile ausgebreiteten Ordens, welcher sich zur Ausübung der Freundschaft, der Wohlthätigkeit, und aller dem Staate und der Gesellschaft schuldigen Pflichten auf eine besonders genaue Art verbunden hat, und dessen zum Theile von dem Geschäfte des Mauerns hergenommene Gebräuche eine hieroglyphische Deutung auf gewisse

wisse, höchst wichtige, noch nicht verrathene Mysterien haben.

Um sich eine richtige Idee von den Freymäurern zu machen, muß man sie als eine Gesellschaft mystischer Philosophen betrachten; und ihr ganzes Geheimniß besteht in einem symbolischen Unterrichte, daß nur die Moral wahre Wissenschaft, und wahre Tugend nur die gesellige sey. Ihre Versammlungen werden Logen genannt.

Die Absicht der Freymäurergesellschaft ist, den Menschen vernünftig, sanft und tugendhaft zu bilden, und in dieser Absicht bemüht sie sich, seine Irrthümer zu zerstreuen, seine Sitten durch unschuldige Vergnügen des Lebens zu mildern, ihm beyzustehen, und ihn in seinen Bedürfnissen zu unterstützen. Alle Glieder dieser Gesellschaft sind Brüder; und weder Sprachen noch Kleider, noch Meinungen, weder Würden, Stand noch Güter, machen unter ihnen den geringsten Unterschied. Die Gleichheit ist ihr erstes Gesetz. Nach diesem Systeme wird die ganze Welt gleichsam als eine Republik angesehen; eine jede besondere Nation ist eine Familie, und jedes einzelne Glied ein Sohn derselben. Da nun alle einzelne Glieder dieser Gesellschaft Brüder sind, Brüder, welche sich vorgesetzt haben, vernünftig und tugendhaft zu handeln: so haben sie die Pflicht auf sich, sich unter einander zu lieben und zu helfen, sich auch gegen andere Menschen rechtschaffen und anständig zu betragen, und gute getreue Bürger des Staats zu seyn. Daher schwören die Mäurer in allen ihren Graden, ihrer Obrigkeit treu und gehorsam zu seyn. Da der Orden keine äußern Zwangsmittel besitzt, so nimmt er zu der Gewalt der Moral seine Zuflucht, und bemüht sich daher, seine Glieder empfindsam und tugendhaft zu machen. Aus dieser Quelle entspringen alle übrige Gesetze, deren Gegenstand Einigkeit, Ordnung, Harmonie, Anständigkeit der Sitten und Ruhe des Geistes, ist. Diese nun in ihrer Stärke zu erhalten, und Zerrütterungen vor-

zubeugen, war es nothwendig, das schöne Geschlecht zu entfernen.

Schreiben eines Mäurers an Mylord Rob. Truell, einem Mitgliede der Gesellschaft der Plauderer, über die Ausschließung des schönen Geschlechts aus dem Freymäurerorden. Aus dem Engl. übersetzt. 1741, 8.

Ge. Fr. Müllers ehrenrettende Beantwortung der immerwährenden neubegierigen Frage: Weshalb kein Frauenzimmer in den Freymäurerorden aufgenommen werde, gelegentlich bey einem Besuche der zunftmäßigen freyen und angenommenen Mäurer, in ihrer Versammlung abgelesen. Berl. 1777, 4 gr. 1. B.

Man hat die Gewohnheit, jedem neu angenommenen Bruder ein Paar Frauenzimmerhandschuhe zu überreichen, um sie derjenigen zu geben, die er am meisten schätzt. Ja, man hat sogar seit einiger Zeit, durch Nachahmung, Frauenzimmer in die Geheimnisse der Mäurerey eingeweiht; doch sind diese von denjenigen, welche dem männlichen Geschlechte mitgetheilt werden, unterschieden. Die Grade der Frauenzimmer sind aus dem ersten Buche Mosis genommen. Die Symbolen und Bilder haben auf die Tugenden ihres Geschlechts Beziehung, und die Loge stellt bey der Aufnahme den Garten Eden vor. Dieser weibliche Orden hat die Lehre zur Absicht, daß das Weib von Gott zur Gehilfin des Mannes geschaffen sey, und daß diese Vereinigung, als ein Geschenk seiner wohlthätigen Hand, eine Freystätte des Vergnügens, der Ruhe und der Unschuld, seyn sollte, daß aber die Neugier auf der einen, und die Süßigkeit der Verführung auf der andern Seite, den Fall des ganzen menschlichen Geschlechts verursacht habe. Beym Schlusse ermahnt man die Aufgenommenen, diesen Schaden durch ihre Tugenden wieder zu ersetzen, wodurch sie allein das Band der Vereinigung befestigen, und uns die reinen und wahren Freuden des Lebens empfinden lassen können.

Aus eben diesem Grunde ist es auch ausdrücklich verboten, in den Logen über theologische und politische Gegenstände zu streiten; ja, man darf nicht einmal davon reden, und eben so wenig zuchtlose und unanständige Gespräche führen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung, Treue, Glaube und Mitleid sind die Tugenden, die ein Mäurer ausüben muß. Ueberhaupt ist der einzige Endzweck dieser verehrungswürdigen Gesellschaft, den Menschen zu verbessern, und die Moral zu vervollkommnen. Der Orden der Mäurer nimmt es

zur

zur Grundregel, daß jedes Glied nicht nur in ihm selbst, sondern auch in dem Ansehen seiner Mitbrüder, eine sichere und wirksame Stütze findet. Ein Unglücklicher, der durch Gewalt, Verläumdung oder Haß unterdrückt wird, ist mehrentheils ohne Rettung verloren; ist er aber ein Mäurer, so wird es ihm sehr leicht, unter allen Nationen ein Vaterland, Brüder und Beschützer, ja nicht selten sein Glück, zu finden. Daher ist ein Hauptzweck dieser Gesellschaft, die freundschaftliche Hilfe und Dienstwilligkeit unter Unbekannten in der Fremde, auf der Reise und bey andern Vorfallenheiten, durch die Zunftverbindlichkeit eines Freymäurers zu befördern; und sie haben deshalb geheime Zeichen, Geberden, Worte ꝛc. unter sich, um sich als Freymäurerbrüder zu erkennen. Uebrigens muß man die Gesellschaft der Mäurer weder nach ihren Geheimnissen, noch nach ihren Sprachen, Gebräuchen und Bildern beurtheilen. Ihre Mysterien zielen auf die Erheiterung des Geistes, Erhaltung der Harmonie und Bildung des Herzens. Die Allegorie der Gesellschaft selbst ist sinnreich und unterhaltend. Man nimmt sich vor, einen Tempel aufzubauen; und dies ist der Tempel der Tugend. Die Werkzeuge zu diesem Bau sind Symbolen der Architektur des Herzens. Das Winkelmaß, der Triangel und der Zirkel, bilden die Billigkeit, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit vor. Das Licht ist eine Anspielung auf die Tugend. Der Mensch, ehe er zur Arbeit an diesem erhabenen Tempel zugelassen wird, d. i. ehe er die Bahn der Tugend betritt, ist ein Unglücklicher, der im Finstern wandelt; will er in diesen Tempel zugelassen werden, so muß er sich vorher von seinen Lastern reinigen, und deshalb hinreichende Proben seiner Beständigkeit und seines guten Willens ablegen. Die Handschuhe und der weiße Schurz, womit man einen neugeweihten Bruder bekleidet, stellen die Reinigkeit und Unschuld der Sitten vor, durch welche sich ein ächter Mäurer auszeichnen muß. Die Mäurer erkennen kei-

nen andern Unterschied, als den die Tugend giebt. Geburt, Rang und Glücksgüter werden wagerecht gesetzt, so bald man den ersten Grad ertheilet. Alle Grade haben einen mystischen Sinn; aber wenig Männer sind fähig, die Allegorie derselben zu enthüllen. Nach der Sprache der Freymäurer werden alle, die nicht zu ihrer Gesellschaft gehören, für Profane gehalten; aber jeder redliche und tugendhafte Mann ist ihr Freund, und nur ein solcher ist es, welchen sie des Brudernamens, oder des Anspruches, ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu seyn, würdigen. Man wird keinen einzigen guten Mäurer, d. i. einen vernünftigen und rechtschaffenen Mann finden, welcher den Profanen die Geheimnisse seiner Gesellschaft entdeckt. Man hat immer bemerkt, daß auch diejenigen, welche in allen andern Dingen sehr unvorsichtig gewesen, dennoch hierin undurchdringlich geblieben sind. Wenn man diese Gesellschaft deswegen schmähet, weil sie ihr Geheimniß auf das heiligste verwahrt; so ist es eben, als wenn man an einem Gebäude die Regelmäßigkeit des Entwurfes tadeln wollte. Geheimnisse dieser Art sind nur alsdann ehrwürdig, wenn man dieselben unter dem Siegel des Eides geheim hält; werden sie allgemein verbreitet, so hören sie auf, Geheimnisse zu seyn.

Leute, welche alles auf das genaueste nehmen, halten die Freymäurerey aus dem Grunde dem Staate für nachtheilig, weil sich ihr System auf Gleichheit und Freyheit gründet. Man versteht hierunter eine vollkommene Gleichheit des Standes, des Ranges und der Lebensart; in dieser Bedeutung aber ist eine vollkommene Gleichheit höchst widersinnig und chimärisch. Die Menschen sind sich nie, weder der Stärke, den Talenten, noch der Gestalt nach, vollkommen gleich; jeder hat noch überdies jenen schrecklichen angebornen Hang, über andere zu herrschen, und es würde unmöglich seyn, eine völlige individuale Gleichheit einzuführen. Die Gleich-

heit

heit der Freymäurer besteht darin, daß sie sich insgesamt wie Brüder ansehen, um unter sich die Pflichten der Wohlthätigkeit und des Mitleids auszuüben. Das Urtheil über ihre Freyheit ist eben so ungegründet. Man nimmt an, daß die Mäurer eine gänzliche Unabhängigkeit von den Gesetzen lehren, und daß sie die bürgerliche Subordination als ein die Menschheit entehrendes Joch betrachten. Das System der Mäurerey ist vielmehr der Unregelmäßigkeit und der Zügellosigkeit gerade entgegen gesetzt, und es erlaubt keine andere Freyheit, als die sittliche. Nur in dieser Rücksicht nennen sich die Logen frey, weil sich Tugend und Liebe umarmen müssen, und weil jene niemals ächt seyn kann, wenn sie nicht frey und ungezwungen ausgeübet wird. Eben dieses ist der Grund, warum sich die Arbeiter an dem Tempel der Tugend in Italien liberi Muratori nennen. In Frankreich hat man das Wort Franchise angenommen; ein Ausdruck, der noch genauer die Freyheit des Herzens bezeichnet, und von diesem sind die Beywörter Franche-maçonnerie und Franc-maçon, abgeleitet.

Unter allen Verläumdungen ist diese die unwürdigste, wenn man die Mäurer beschuldigt, daß sie Atheismus und Irreligion lehren. Alles ist Frömmigkeit und Sittlichkeit in ihren unschuldigen Geheimnissen. Sie rufen Gott als den großen Baumeister der Welten an; und dieser Ausdruck ist edel und erhaben. Wer glauben kann, daß eine Gesellschaft, welche die Gottlosigkeit lehrt, und schändliche Gebräuche hat, lange Zeit bestehen könne, der kennt das menschliche Herz noch wenig. So oft von einer lange dauernden Gesellschaft die Rede ist, kann man kühn behaupten, daß sie sich nur durch ihre gute Moral ehrwürdig gemacht hat.

Es ist immer niedrig und ungerecht, wenn man die Freymäurerlogen, wie der schwache und unwissende Pöbel beurtheilt; da sie sich doch nur damit beschäftigen, Tempel der Tugend, und Altäre, der Freundschaft und

Menschlichkeit geweihet, zu errichten. Besser unterrichtete und gerechte Leute verwechseln niemals diese geheimnißvollen Versammlungen mit unerlaubten Zusammenkünften, oder mit verdächtigen, dem Staate verhaßten Secten. Also urtheilt ein Statist vom ersten Range, der Freyherr von Bielfeld, im 1. Th. seines Lehrbegriffs der Staatskunst, Breßl. und Lpz. 1777, gr. 8. S. 214.

„Die Policey muß keine Versammlungen gewisser Gesellschaften oder Verbrüderungen erlauben, deren Absichten, Grundsätze, Satzungen und Einrichtungen sie nicht weiß, weil sich in solchen finstern Versammlungen hundert Complotte, hundert gefährliche oder schädliche Entwürfe für den Staat anspinnen können. Indessen muß man unter dieser Regel die Logen der Freymäurer nicht mit begreifen. Dieser Orden ist auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet, besteht seit Jahrhunderten in den gesittetsten Ländern; hat sich niemals in Staatssachen gemischt, und hat dem gemeinen Wesen und seinen Bürgern niemals etwas anders, als Vortheile, gebracht. Es giebt so viel regierende Fürsten, große Herren, Obrigkeiten, ja Geistliche, welche Glieder dieser Gesellschaft sind, daß der Staat von ihren Versammlungen nichts zu fürchten hat; viel Unterthanen, und sonderlich viel Arme, nichts anders als gutes von ihnen zu gewarten haben.“

Der klarste und überzeugendste Beweis, daß in der Freymäurerversammlung nichts vorgeht, was die Ruhe des Staates stören kann, ist wohl dieser, daß sie sich seit vielen Jahrhunderten nicht nur in allen Provinzen Europens, sondern auch in manchen asiatischen Gegenden, und fast im ganzen von Europäern bewohnten Amerika, ausgebreitet, dennoch aber niemals die geringste Unordnung angesponnen, sondern sich vielmehr beständig durch Werke der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, (wohin unter andern auch das im XIII. Th. S. 368, erwähnte Kinderhaus der Freymäurer zu Stockholm, welches zugleich ein Findelhaus ist, zu rechnen,) ausgezeichnet hat. Und hat man sie auch gleich in

ei-

einigen Staaten aus einem ungegründeten Argwohne nicht geduldet: so ist es doch nicht zu läugnen, daß man sie im Gegentheil in vielen andern geschützt und aufgemuntert hat.

Der König von Preußen, Friederich der Große, ertheilte dem Orden in allen seinen Landen öffentliche Freyheit. Am Johannistage 1743 feyerte die ehrwürdige Loge ihre Aufnahme in Berlin auf eine überaus solenne Art. Seit der Zeit sind fast in allen Städten der preußischen Provinzen Freymäurer. In Berlin zeichnen sich diese schätzbare Männer ganz vorzüglich durch Mildthätigkeit und Wohlthaten gegen die Armuth aus allen Religionssecten aus. Die hiesige Loge ward in England, unter d. 30. Nov. 1773 zur großen Landesloge erklärt, und es ward ihr d. 16. Jul. 1774, von Sr. Majestät dem Könige, ein förmlicher Freyheits- und Schutzbrief, (unter der im XIII. Th. gegenwärtigen Werkes, S. 362, erwähnten Bedingung,) allergnädigst verliehen. Sie haben aus allen Ständen des Staates ihre Mitglieder; selbst den Predigerstand, wenigstens in dem Preußischen, nicht ausgenommen. Kein Prediger darf auch deshalb, daß er unter dem Orden ist, Cassation befürchten, wie es 1745 im Braunschweigischen geschah. (*) Die berlinischen Versammlungen sind in der That von großem Werthe, und ungemein glänzend.

Auch in Schweden, Holland, Curland und England, beschützt die Regierung öffentlich den Freymäurerorden. Man sieht in London und Stockholm oftmals öffentliche Aufzüge, wo die Mäurer mit ihren Kleidungen, Zierrathen und Zeichen bekleidet sind. In ganz Deutschland sieht diese Gesellschaft in der größten Achtung; und in allen französischen Provinzen giebt es eine Menge Mäurerlogen, welche der Regierung keinesweges unbekannt sind.

Der eigenthümliche Character gefährlicher Gesellschaften besteht darin, sich den Augen der Redlichen, vorzüglich der Obrigkeit, zu entziehen. Die Logen der

(*) Dieses in den churfürstl. braunschweiglüneburgischen Landen an alle Superintendenten d. d. Hannover d. 11 Jun. 1745 ergangene königliche und churfürstliche Consistorialrescript, worin allen Geistlichen der Eintritt in den Freymäurerorden ernstlich untersagt worden, findet man unter andern auch in Kohlers Münzbelustig. 17. Th. Nürnb. 1745, 4. S. 418 f.

Mäurer hingegen sind gegen Niemand anders, als den Pöbel, zurückhaltend. Wenn sie ihre Thüren den Schwachen, Boshaften und Lasterhaften verschließen, so öffnen sie solche ohne Unterschied den Männern von Verdienste und Stande, und vornämlich den Tugendhaften. Ja, es ist eine ihrer Grund-Maximen, daß sie sich bemühen, obrigkeitliche Personen, Staatsbediente, und selbst Regenten in ihren Schoos aufzunehmen. Und überhaupt, wie viel regierende Prinzen, wie viele durch ihren Stand, durch glänzende Eigenschaften und Reinigkeit ihrer Sitten ausgezeichnete Männer, sind nicht unter der Zahl ihrer Brüder!

Der Baron von Bielfeld erzählt in seinen freundschaftlicher Briefen, (1. B. 4 Br.) daß der König von Preussen, als Kronprinz, in der Nacht vom 15. Aug. 1738 zugleich nebst dem Hauptmanne vom Regimente des Königs, nach allen gewöhnlichen Gebräuchen als Freymäurer zu Braunschweig aufgenommen worden sey.

Im Jahre 1740 äußerten Se. königliche Majestät bey der Thronbesteigung ein Verlangen, daß in Berlin eine Freymäurerloge gestiftet werden möchte. Der Baron von Bielfeld, und der geheime Rath Jordan, nahmen es über sich, eine Loge unter dem Namen der drey Weltkugeln zu errichten. Sie fieng auch wirklich im Monat Junius 1740 zu arbeiten an, und im Julius dieses Jahres wurden schon der Prinz Wilhelm, der Markgraf Carl, und der Herzug Holsteinbeck, in dieser neuen Loge aufgenommen. Das Ansehen der Loge wuchs in wenig Jahren. Sie errichtete 1754 eine Tochterloge unter dem Namen Concorde, oder der Eintracht, welcher ihr damaliger Großmeister, der Baron von Bielfeld, ein Patent d. 9. Dec. besagten Jahres ertheilte. In dem J. 1755 errichtete sie die zweyte Tochterloge unter dem Namen de l'Amitié, bey welcher in französischer Sprache gearbeitet wird. Im J. 1762 stiftete sie die Loge de la parfaite Union zu Stettin; und das Patent für selbige ward am 18. März 1762 ausgefertiget. Kurz nachher nahm sie den Namen zu den drey Zirkeln an. Ferner errichtete sie im J. 1763, d. 26. Dec. durch Deputation eine neue Loge in Magdeburg, zu den drey Säulen betitelt; ertheilte 1769, d. 13. Jan. der Loge zu den drey Kronen in Königsberg das Patent; stiftete 1770, den 24.

Febr.

Febr. die dritte Filialloge zu Berlin, der flammende Stern genannt; 1774, d. 17. Aug. die vierte Filialloge daselbst, mit dem Namen Friedrich zu den drey Seraphinen, in welcher gleichfalls französisch gearbeitet wird; d. 6. Dec. gedachten Jahres, die Loge Augusta zur goldnen Krone in Stargard; 1775, d. 14. Jun. die Loge zum goldnen Schwert in Wesel, und d. 4. Sept. dess. Jahres hieselbst die fünfte Filialloge, die Verschwiegenheit zu den drey verbundenen Händen genannt.

Als der Baron von Bielfeld die hiesigen Staaten verließ, ward der Markgraf Carl Großmeister; und da derselbe im Kriege mit Tode abgieng, erwählte sie den Prinzen Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg Durchlaucht zum Nachfolger. Sie schickte auch ihrerseits einen Deputirten zu dem im Jahr 1775 in Braunschweig gehaltenen großen und ansehnlichen Convent, den die nach einem gewissen System, welchem 9 hier ungenannte Fürsten und Prinzen einverleibet sind, arbeitenden Logen in Deutschland veranstalteten.

Nachfolgende sind es, womit sie in der engsten und genauesten Verbindung steht, und denen der Durchlauchtigste Herzog Ferdinand von Braunschweig als Großmeister vorgesetzt ist:

1. Braunschweig, die Loge zur gekrönten Säule.
2. Bremen, . . . zum silbernen Schlüssel.
3. Cassel, . . . zum gekrönten Löwen.
4. Coppenhagen, . . Zorobabel zum Nordstern.
5. Dresden, . . . zu den drey Schwertern.
6 und . . . zu den wahren Freunden.
7. Eisenach . . . Carolina.
8. Frankfurth am Mayn zu den drey Disteln.
9. Görlitz, . . . zur gekrönten Schlange.
10. Guben, . . . zu den drey Säulen.
11. Göttingen, . . Augusta zu den drey Flammen.
12. Glatz, . . . zu den drey Triangeln.
13. Hamburg, . . Absalon zu den drey Nesseln.
14. ferner daselbst . . St. George zur Fichte.
15. und . . . Emanuel zur Mayenblume.
16. Hannover, . . zum weißen Pferde.
17. Hasenpoth (in Curland) zur grünen Flagge.
18. Hildesheim, . . Ferdinand zur gekrönten Säule.
19. Husum (in Dänemark) Carl zur guten Hoffnung.
20. Leipzig, . . . Minerva zu den drey Palmen.
21. Marienberg (im Erzgebürge.)
22. Marienwerder (in Preußen.)

23. Marburg, die Loge zum gekrönten Löwen.
24. Mietau, » » » zu den 3 gekrönten Schwertern.
25. Mennungen, » » Charlotta zu den drey Nelken.
26. Naumburg, » » zu den drey Hämmern.
27. Nieder Zauche, » zum glänzenden Siebengestirn.
28. Neu-Brandenburg (im Meklenburgischen) zum gekrönten Greif.
29. Niebora, » » » St. Knud zum gold. Lindwurm.
30. Osien (in Schlesien) zur goldenen Himmelskugel.
31. Querfurt, » » » Minerva zu den drey Lichtern.
32. Rendsburg, » » Josua zum Korallenbaume.
33. Riga, » » » » zum Schwert.
34. Rostock, » » » zu den drey Sternen.
35. Sachsenfels, » » zu den drey Rosen.
36. Schleswig, » » Salomo zum goldenen Löwen,
37. Stuttgard, » » Carl zu den drey Cedern.
38. Warschau, » » zu den drey Helmen.
39. Weimar, » » » Amalia.
40. Wetzlar, » »
41. Wismar, » » » zu den drey Löwen.

Außer diesen werden reisende Brüder, die mit richtigen Adressen versehen sind, noch viele mit der preußisch-brandenburgischen Mutter- und Stammloge zu den drey Weltkugeln verbundene und vereinigte Logen nicht nur in Deutschland, sondern auch selbst in Frankreich, Italien und den Niederlanden, antreffen.

Historische kurze Nachricht von der Freymäurer Mutterloge zu den drey Weltkugeln in Berlin. Berl. 1775, gr. 8. ein halb. B.

Die auf den Herzog Ferdinand, als Grosmeister der vereinigten Freymäurerlogen in Deutschland, zum Vorschein gekommene Gedächtniß-Medaille, stellt das Bildniß Sr. Hochfürstl. Durchl. mit der Umschrift: FERDINAND. DUX. BRUNS. ET LUNEB. und der Unterschrift: OMN. IN GERM. UNIT. LIB. MURAR. SUPR. MODERATOR. auf dem Revers einen unter dem Auge der Vorsehung ruhenden Löwen, über demselben: VIDI. VICI. QUIESCO; unter demselben: OB FELIC. REUNION. MURAR. LIBEROR. GERMAN. vor. Siehe Fig. 792.

Bey dieser Gelegenheit theile ich auch eine Nachricht und Abbildung einiger Freymäurer-Medaillen mit.

Eine Medaille auf die englische Freymäurer-Brüderschaft, v. J. 1733. Fig. 793. Die Hauptseite zeigt ein, auf ro-

römische Art, sehr wohl geschnittenes Brustbild eines Mannes, mit kurzlockigen Haaren, und dem umher stehenden Namen: CAROLUS SACKVILLE. MAGISTER. FL. Auf der Gegenseite sieht der Harpocrates, oder der heidnische Gott des Stillschweigens, als eine nackte Mannsperson, welche eine Blume auf dem Haupte hat, einen Finger der rechten Hand auf die Lippen leget, den linken Arm auf eine halbe Säule stützet, und in der linken Hand ein mit Blumen und Früchten gefülltes Horn des Ueberflusses (cornu copiæ) hält. Unten bey den Füßen, ist zu beyden Seiten allerley Mäurerhandwerkszeug auf die Erde neben herum gestellt, mit der Ueberschrift: AB ORIGINE. Unten auf dem Avers und Revers ist der Name des Medailleurs befindlich; L. NATTER. F.ecit. FLORENT. ic.

Fig. 794 und 795, sind zwo Freymäurer-Medaillen der hamburgischen und braunschweigischen Logen.

Fig. 794 enthält auf der ersten Seite ein Sinnbild, welches aus der in der Luft zwischen dem oben zur Rechten stehenden Mond, und unten zur Linken hervor strahlenden Sonne, schwebenden Erdkugel besteht, mit der Umschrift: FACIES SUPREMI EADEM. Im Abschnitt ist zu lesen: HAMBURGI. Die andere Seite zeigt einen mit vielen Strahlen und Freymäurergeräthe umgebenen Wappenschild, in dessen blauen Felde ein-abgekürzter schwebender, und mit drey silbernen Cassellen besetzter Sparren zu sehen ist.

Fig. 795, stellt auf der ersten Seite den Hercules vor, welcher sich mit dem rechten Arme auf einen oben mit der Löwenhaut bedeckten dicken Stamm stützet, und den Zeigefinger auf den Mund drückt, in dem linken Arme aber ein unterwärts gekehrtes und mit Mäurerwerkzeuge angefülltes Horn des Ueberflusses hält, mit der Ueberschrift: FAVETE LINGUIS, und der Unterschrift: ÆQUITAS CONCORDIA ET VIRTUS. Auf der andern Seite hält eine aber zur Rechten aus den Wolken hervor gehende Hand eine Bleywage über etliche unten auf der Erde über einander liegende viereckige Werkstücke, mit der Ueberschrift: EQUA LEGE SORTITUR INSIGNES ET IMOS.

Eine Medaille der Freymäurerloge in der magdeburgischen Stadt Halle, vom J. 1744, bildet Fig. 796 ab. Die erste Seite zeigt den auf einem Säulenfuße sitzenden, in der rechten Hand ein Senkbley haltenden, und mit dem linken Arme sich auf eine neben stehende große Erdkugel lehnenden Logenmeister, in landüblicher Kleidung, bedeckt mit dem Hute, und umgürtet mit einem Schurzfelle, worauf unten zwey Rin-

Ringe zu sehen sind. Am Halse hängt ein Winkelmaß an einem Bande. Um ihn herum liegt auf der Erde allerley Mäurerwerkzeug, und ein Quaderstein, an welchem die Buchstaben C. S. v. BR. stehen. Zur rechten Seite ist ein zerbrochenes Säulengebäude von ionischer Ordnung. Ueber ihm scheint die Sonne, zu welcher ein gekrönter Adler aufflieget. Umher ist zu lesen: STVDIO. SAPIENTIA. SILENTIO. Die andere Seite zeigt drey in einander geschlungene Hände, davon der von der rechten Seite hervor gehende Arm mit einem Priesterrockärmel, der von der linken Seite hervor gestreckte Arm mit einer eisernen Armschiene eines Harnisches, und der darüber von oben herab reichende Arm mit einer bürgerlichen Kleidung, angethan ist. Darüber sieht man den gestirnten Himmel mit dem gehörnten Monde, und unten in der Ferne die Lage der Stadt Halle. Umher wird die auf der ersten Seite abgebrochene Umschrift also fortgesezt: ET NON FUCATA AMICITIA QUID NOBILIUS. Im Abschnitt ist zu lesen: HALÆ. MDCCXLIV. D. XXIV. JVN.

Der Revers dieser Medaille zeigt an, daß auch Personen geistlichen Standes in diese Loge aufgenommen worden sind.

Es giebt verschiedene Bücher und Schriften, deren Verfasser das Freymäurergeheimniß entdeckt haben wollen; als: Der verrathene Freymäurerorden; Der zerschmetterte Freymäurer; Der hellbrennende Leuchter des Freymäurerordens; Das so genannte Constitutionsbuch; Die allerhöchsten Grade der Freymäurerey, u. a. m. Diese Schriften haben theils Fremden selbst, theils der Schalkheit mancher Freymäurer, ihr Daseyn zu danken. Die seltsamen Fragen und Antworten, die sonderbaren Gebräuche, das Tändelhafte, und wirklich Läppische, was häufig genug in diesen Schriften vorkömmt, lassen gar nicht vermuthen, daß der Orden sich in der That mit solchen lächerlichen und nichts bedeutenden Kleinigkeiten und wahren Spielwerken beschäftige; denn, welcher vernünftige Mann würde in ihrer Gesellschaft bleiben! und doch zählt man noch immer die Edelsten und Besten des menschlichen Geschlechtes unter ihren Gliedern. Man kann zwar deswegen nicht behaupten, daß alle Dinge, welche in diesen

sen Büchern stehen, bloß aus der Luft gegriffen und gänzlich erdichtet seyn sollten. Es ist sehr möglich, daß hin und wieder Gesellschaften existirt haben, in welchen man sich statt reeller Dinge mit solchen Kleinigkeiten belustigte, und die sich, um die Unwissenden desto stärker anzureizen, den Namen Freymäurer beylegten. Elende niedrige Seelen, welche man in solche aufnahm, und denen nichts zu heilig ist, welches sie nicht mit Füßen treten sollten, glaubten das Geheimniß der Mäurer entdeckt zu haben, und suchten es nunmehr der ganzen Welt mitzutheilen.

Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß freymäurerischer Schriften, findet man im Almanach oder Taschenbuch für die Brüder Freymäurer, von den Jahren 1776, 1777 und 1778. Ich führe hier nur einige der allerneuesten an:

Jo. Jac. Moser von Geduldung der Freymäurergesellschaften; besonders in Rücksicht auf den westphälischen Frieden. 1776, 8. 3 B.

Anderweite Beantwortung der Fragen des Hrn. Etatsrath Moser von Geduldung der Freymäurergesellschaften in Rücksicht auf den westphälischen Frieden. 1776, 8. 2 und ein halber Bog.

Carl Hubert Lobreich von Plumenock geoffenbarter Einfluß in das allgemeine Wohl der Staaten der ächten Freymäurerey, aus dem wahren Endzweck ihrer ursprünglichen Stiftung erwiesen, und der Schrift des Königl. Dänischen Etatsrath Jo. Jac. Mosers, von Geduldung der Freymäurergesellschaften, besonders in Absicht auf den westphälischen Frieden, entgegen gesetzt. Samt dem klar- und deutlichen Unterricht, das wahre Rosenkreuzerische Astralpulver ächt zu bereiten, und zum Besten des gemeinen Wesens wider fast alle Krankheiten zu gebrauchen. Amsterdam 1777, gr. 8. 10. B.

Vertheidigung der Freymäurergesellschaft, ist erste Abhandl. in dem neuen Diogenes, oder Beurtheil. alltäglicher und unbemerkter Weltbegebenheiten. Rostock und Lpz. 1777.

Apologie des Ordens der Freymäurer, von dem Bruder **** Mitglieds der ** schottischen Loge zu P*. Neue ganz umgearbeitete, und einzige authentische Ausgabe. Philadelphia, im J. 3882, d. i. 1778. Berl. 1778, 8. 16 B.

Alphabetisches Verzeichnis aller bekannten Freimaurer-Logen, aus öffentlichen Urkunden dieser ehrwürdigen Gesellschaft zusammen getragen. Leipz. 1778, 8. 9 B. Es werden hier 891 Logen aufgeführt. Der Verf. zweifelt aber selbst noch an der Vollständigkeit, und die schwedischen Logen sind gleichfalls nicht mit ver-

verzeichnet. Die Einrichtung des tabellarischen Verzeichnisses ist, daß er zuförderst die Logen mit fortschreitender Zahl, den Ort, das Land, den Namen, das Großmeisterthum worunter sie stehen, die Zeit der Stiftung, den Tag der Versammlung, und in der letztern Columne andere Merkwürdigkeiten bemerkt. Nach einer aus Paris am Ende des vorigen Jahrs eingegangenen Nachricht, stehen allein unter dem Großmeisterthum des Herzogs von Chartres. 670 in Frankreich eingerichtete Logen. Hieraus kann man leicht schließen, wie mangelhaft dieses Verzeichniß sey.

Freymäurer Bibliothek, (herausgegeben von Hrn. geh. R. H**.) Erstes Stück. Berl. 1778, gr. 8. 14 B.

Frey=Mann, ein freyer Mann, doch nur in einigen besondern Fällen. 1. In einigen Gegenden, der Besitzer eines freyen Bauergutes, welches zu keinen Frohndiensten, sondern nur zu den gewöhnlichen Landsteuern verpflichtet ist; siehe Frey=Gut 3. Daher die Freymanns=Hufe, das Freymanns=Lehen, eine solche Hufe oder Lehen.

2. Im Hildesheimischen und Westphälischen, der Besitzer eines Freydings=Hofes; siehe Frey=Gut 5.

3. In einigen Gegenden, z. B. in Meißen, werden die Schinder, d. i. diejenigen Knechte des Scharfrichters, welche zum Abdecken des umgefallenen Viehes gebraucht werden, in der edlen und anständigen Schreibart Frey=Männer genannt; vielleicht weil sie ehedem Leibeigene waren, und zum Behufe dieses ekelhaften Dienstes freygelassen wurden. An andern Orten führt auch der Profoß bey den Soldaten, und an noch andern der Henker, oder vornehmste Bediente des Scharfrichters, diesen Namen.

4. Bey dem Opiz kömmt Freymann in der ungewöhnlichen Bedeutung eines Freyersmannes vor.

Frey=Markt, ein freyer, d. i. privilegirter Markt. So führt diesen Namen der große jährliche Jahrmarkt in Bremen, welcher auf den Lucastag gehalten wird, und neun Tage dauert. Die Fahne, welche während dieses Marktes von der Börse ausgesteckt wird, heißt die Frey=Fahne.

Frey=

Frey-Meister, bey den Handwerkern, ein unzünftiger Meister; oder auch ein Meister, der auf obrigkeitlichen Befehl und auf eine eingeschränkte Art in die Zunft aufgenommen worden ist, von welcher Art es denn Frey-Fleischer und in Niedersachsen Frey-Schlächter (s. Th. XIV, S. 176,) Frey-Schmiede, Frey-Schneider, Frey-Schuster u. s. f. giebt. Daher das Freymeister-Recht, das Recht eines solchen Freymeisters; die Freymeisterschaft, dessen Zustand.

Dergleichen Frey-Meister giebt es gemeiniglich in Stiftsstädten, die entweder auf den sogenannten Mandaten, oder auch in der Stadt, doch in Freyhäusern (s. oben, S. 57, f.) wohnen; wie denn auch nach geschehener Wahl ein Prälat Macht, und deswegen vielen Anlauf hat, in jedes Handwerk einen solchen Meister zu stellen. Bisweilen heißen sie auch in diesem Sinne Hof-Handwerker, wiewohl dieses auch oft etwas anders bedeutet. Sie werden auch wohl zuweilen, wenn das Wort in weiterm Verstande gebraucht wird, Gnaden-Meister genennet. Sonst aber bedeutet dieser Name nur diejenigen Freymeister, welche aus Gnaden zwar auch das Meisterrecht bekommen, doch aber in der Zunft sind und Handwerksgebrauch mit halten; da hingegen andere als Meister außer der Zunft, ohne Handwerksgebrauch zu beobachten, zu arbeiten, die Gnade von der Landesobrigkeit erhalten haben. Indessen mache ich doch eigentlich hier überhaupt nur noch von dem Freymeister-Rechte folgende Anmerkungen:

1. Es kann solches eigentlich Niemand ertheilen, als die Landesherrschaft; doch kann solches auch aus besonderer Verzünftigung oder einem Privilegio des Landesherrn, eine nachgeordnete Obrigkeit ertheilen; ja, im Vorhergehenden habe ich schon verschiedene andere angegeben, die an einigen Orten das Recht dazu haben. Und wer will daran zweifeln, daß auch selbst eine Zunft und Innung, mit Vorbewußt und Erlaubniß der ho-

hen Obrigkeit, Jemanden außer ihrer Zünft für sich zu arbeiten vergönnen, und sich jährlich ein Gewisses in die Lade könne geben lassen! Man findet dergleichen Fälle an verschiedenen Orten. Im Hildburghausischen haben solches die Leinweber im J. 1725 gethan. Und die Zunft kann ja ihrer Rechte sich bey diesem und jenem begeben, wenn die Policey nichts dabey zu erinnern findet. Weil auch für dergleichen Freymeisterstellen denen, welche sie vergeben können, etwas gegeben wird, so hat man auch den Universitäten, um ihnen eine kleine Revenüe zu verschaffen, oder doch in verschiedenen Fällen die Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit und ihres disciplinar-Fori über die Studenten zu befördern, verstattet, das Freymeisterrecht zu ertheilen, da dann solche Freymeister unter den Universitätsgerichten stehen. Die Universität zu Frankfurth und Halle hat dieses Recht, und viele Freymeister.

Brunnemann ad l. fin. ff. de colleg. & corp. n. 8. Privileg. Halens. Academ. Art. XVII.

Doch scheint eigentlich diese Vergünstigung mancher Universitäten aus dem Rechte der Canonicorum, als wohin ehemals das ganze Universitätswesen nach dem päpstlichen Kirchenrechte gezogen wurde, seinen Ursprung zu haben. Wie denn die Stiftsherren in Zeitz, und auch an andern Orten, dieses Recht ebenfalls haben.

2. Ob nun gleich dieses alles seine Richtigkeit hat, so ist doch nun auch hiebey die Frage: Ob und wie es nach den Policeygrundsätzen rathsam sey, dieses Recht zu ertheilen? Denn die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt, insonderheit aber für das Aufnehmen des Handwerks- und Manufacturwesens, setzt diesem Rechte, Freymeister zu setzen, oder überhaupt das Recht zu ertheilen, daß man eine Handwerksarbeit, wenn auch die Innungs- und Zunftrechte nicht bey uns wären, machen dürfe, Ziel und Maß, und erfordert,

daß

daß dabey theils die Aufnahme einer Handwerksarbeit gesuchet, theils aber einem Handwerke dadurch nicht geschadet, sondern vielmehr derjenige Verfall, darein dasselbe gekommen ist, dadurch verhindert werde. Denn das ist der besondere Zweck der Policey bey den Nahrungsgeschäften der Handwerker insgemein. Und daher kann hiebey keinesweges bloß und vornämlich bald auf den Particularnutzen des Freymeisters, bald auf die Revenüe und auf die Ausübung der Autorität desjenigen, der es ertheilt, oder aber auf den Particularnutzen der Meister derjenigen Zunft, zu welcher sonst der Freymeister gehören sollte, gesehen werden.

Insonderheit sind jezt gedachte beyde erste Puncte bey denjenigen Freymeistern wohl zu erwägen, welche außer einer bereits vorhandenen Innung von der Obrigkeit gesezt werden sollen. Denn, was die oben erwähnten eigentlichen Gnadenmeister betrifft, die doch in der Zunft sind, nur aber etwa in Ansehung des Meisterstückes oder des Meistergeldes oder anderer Præstandorum dispensirt werden, und in die Innung genommen werden müssen: so hat es dabey so viel nicht zu sagen, wenn anders die Vermehrung der Anzahl der Glieder einer Zunft an einem Orte nicht schädlich wäre, oder aber auf diese Weise die Absicht der geordneten Meisterstücke nicht vollends gar verloren gienge, und die Zünfte durch solche Gnadenmeister mit ungeschickten Meistern angefüllet würden. Und wenn auch die gewöhnliche Erforschung der Handwerksgeschicklichkeit bey den Zünften in den Meisterstücken mit diesen gar wegfiele: so könnte doch nach gegründeten Policeyregeln nicht gestattet werden, daß ein jeder, welcher sich nur angiebt, ohne Erforschung seiner Geschicklichkeit, zur Verfertigung einer Handwerksarbeit, oder wohl zum Lehren und Unterrichten zugelassen werde. Denn es ist dem gemeinen Wesen daran gelegen, daß es geschickte Handwerksarbeiter habe, ja immer geschicktere bekom-

me,

me, daß sie gute Lehrmeister vor andern, ja daß es solche theils in genügsamer Menge, theils aber auch in solcher Anzahl habe, welche sich wirklich auf eine Arbeit gut ernähren, und damit erwerben, folglich an ihrem Theile zugleich zum allgemeinen Flor der Nahrung beytragen kann. Und solchergestalt müßte alsdann, wenn die Zünfte abgeschaffet wären, oder wo einer von ihrer Anstalt, wie z. B. ein Freymeister, ausgenommen wird, dennoch vor allen Dingen 1) die Geschicklichkeit des Arbeiters vor der Obrigkeit sonst gewiß erforschet, hienächst aber 2) auf jetzt gedachte proportionirliche Anzahl, theils in Ansehung des gemeinen Wesens, theils aber auch in Ansehung der schon in Zunftordnung stehenden andern Meister, wie auch hier zugleich auf deren Beschaffenheit, gesehen werden; z. B. ob sie geschickt oder ungeschickt, oder ob sie vielleicht dem gemeinen Wesen mit Betrug und Uebersetzung, oder allerley Hindernissen in andern Geschäften, unter dem Schutze ihrer Innungsrecht beschwerlich fallen, vermöge deren kein anderer sonst eine Arbeit machen, oder eine Waare führen darf, der nicht in ihrer Innung wäre, als wodurch sie eben Betrug, Uebersetzung, und viele andere beschwerliche Dinge, ausüben können.

Dieses erfordert also das gemeine Beste, welches die Haupt- und Grundregel aller Regentenrechte ist, und um so viel weniger von einer subordinirten Unterobrigkeit, die solche nur im Namen der Regenten ausübet, aus Eigennutz übertreten werden darf. Daher sich auch von selbst versteht, daß diese unter keiner andern Bedingung dieses Recht, Freymeisterrechte zu ertheilen, von der hohen Obrigkeit erhalten habe, als daß sie es in dieser Ordnung ausübe, weil der Landesherr selbst nach göttlichem Gesetze davon nicht abzugehen befugt ist. Eben darum können auch solche Rechte den Unterobrigkeiten wieder genommen oder eingeschränket werden, wenn sie solche nicht auf die jetzt gedachte Art ausüben, weil die

gemeine Wohlfahrt dergleichen von den hohen Herrschaften fordert. Und das ist die Ursache, warum auch a) an vielen Orten, wo bereits eine Zunft oder Innung von einem Handwerke ist, die Anzahl, Freymeister zu setzen, durch die Landesgesetze nur auf einen oder wenige eingeschränkt wird; b) daß nach solchen Gesetzen das Freymeisterrecht nur verdienten Leuten gegeben werden muß; c) daß der Freymeister sonst ein ehrlicher Mann seyn, und nichts wahrhaftig anstößiges an sich haben müsse; d) daß er sich nur zu einer gewissen Profession und zu dem Namen einer Arbeit bekennen, dabey bleiben müsse, und nicht in alle greifen und pfuschen dürfe; e) daß, einer oder weniger Personen wegen, nicht etwa ein ganzes wohl-besetztes Handwerk, und welches seine Sachen doch ordentlich treibt, leide und ruiniret werde; daß endlich f) auch, wenn schon die Verfertigung der Arbeit und Nahrung mit einer Waare eines Handwerkes verstattet wird, dennoch eben nicht das Recht ertheilt werde, auch andere zu lehren und zu unterrichten; es müßten denn keine zunftmäßige Lehrmeister in einem Handwerke seyn, insonderheit wenn dadurch, so lange noch die Zünfte völlig gelten, in Ansehung der Förderung solcher Jungen viele Disharmonie entstehen würde, wofern nicht wenigstens der Lehrling bey einer Zunft aufgedungen werden müßte, den ein solcher Freymeister lehren wollte, welches aber wiederum, da dieser nicht zur Zunft gehört, schwerlich geschehen könnte.

Ein feines Muster einer Concession der Freymeister Rechte, findet man vom König von Schweden, in Fabers Staatscanzley, Th. 45, Cap. 24, n. 2. angeführt.

3. Von dem Freymeisterrechte selbst hat ordentlicherweise ein Freymeister folgende Vortheile: a) Er darf kein Meisterstück machen; auch b) kein Meisterrecht und Geld, oder doch, wenn er in die Innung zugleich kömmt, nur wenig geben; er darf keine Hand-

werks-

werksgebräuche halten; ist auch d) bisweilen von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Obrigkeit ausgenommen, und darf übrigens e) für sich seine Waare, oder für andere als bestellte Arbeit machen, auch, nach Beschaffenheit der Profession, damit in gewisser Maße kramen, wenn nicht der Handel oder die Krämerey, wenigstens die öffentliche, als ein der ganzen Innung gehöriges Recht angesehen, und an einen gewissen Ort, z. B. Stände, Bänke, Stellen, gebunden wäre, als dessen sich der Freymeister freylich nicht anmaßen könnte, außer in so weit es allgemeine Marktfreyheit verstattet. Wie er dann eben deswegen auch bey allen diesen Vortheilen dagegen den Genuß aller eigentlichen Rechte der Innung und Zunft entbehren, und daher z. B. entweder keinen Jungen, oder doch unter großer Einschränkung, lehren, ja wohl gar auch keine Gesellen halten, oder sonst von gemeinen Innungsrechten etwas genießen darf.

4. Außer diesem ist endlich noch anzumerken, daß es auch noch andere Wege gebe, indirecte, ohne dergleichen Freymeisterrechtsconcession, diese Rechte zu genießen, oder doch von den Gesetzen und Gebräuchen der Zunft oder eines Handwerkes eximirt zu seyn, und dem ungeachtet diejenige Arbeit machen zu dürfen, welche sonst dazu gehört. Es giebt aber vornämlich dreyerley Wege. 1) Sind bisweilen gewisse Oerter, Plätze und Wohnungen berechtigt, Arbeiter aufzunehmen, und dieselben eine Arbeit daselbst beständig machen zu lassen, die nicht zünftig sind; welches dann auf gewisse ausgenommene Gerichtsbezirke, oder besonders privilegirte Häuser ankömmt. Dieses ist bereits im Art. Frey-Haus S. 57, f. erläutert worden. Also hat z. B. in Reval der Statthalter das Recht, auf der so genannten Schloß-Jurisdiction dergleichen Freyarbeiter sich setzen zu lassen. Die von Adel, und andere hohe fürstliche und gräfliche Personen pflegen auch dergleichen auf ihren

ren Schlössern und Residenzen zu thun. 2) Zu dergleichen Eximirten pflegen auch die Handwerksleute vom Militär-Stande gerechnet zu werden.

Unter den militärischen Handwerksleuten verstehe ich hier solche, welche ein Handwerk völlig ausgelernt haben, und entweder 1) als Gesellen, oder als Meister, in Kriegsdienste gegangen sind, folglich weil sie auch diese verrichten, oder gar, wenn es nöthig ist, mit ins Feld marschiren müssen, sich nicht wohl in Zünfte und Handwerksgebrauch einlassen können; oder 2) welche in Kriegsdiensten lange gestanden, ihren Abschied erhalten, und alsdann freylich sehen müssen, wie sie sich ernähren können, auch wohl daher arm sind, oder vieles von ihrem Handwerke vergessen haben. Was die ersten betrifft, so wird solchen in einigen (z. B. brandenburgischen und sächsischen) Ländern verstattet, in ihrem Quartier- und Garnisonstande bloß vor ihre Hand, ohne Jungen und Gesellen, ihre Handwerksarbeit zu treiben; doch sind einige Handwerksleute dieser Gattung auch besonders in Ansehung der zu übernehmenden Arbeit eingeschränkt. Denn die Zimmerleute dürfen nur Flick- und kleine Arbeit machen, sich aber in kein Haupt- und andere Gebäude einlassen. In Dresden sollen auch die so genannten Neunzigmanne das Handwerk nicht anders treiben, als wenn sie vorher schon Meister gewesen sind.

S. das Reskript von Johann Georg III. d. d. Dresd. 1673. d. 31. Dec. und des Königs *Augusti II.* im J. 1696. d. 14. Jan. ergangene Bestätigung dieser Verordnung.

Ob nun wohl hiegegen eingewendet werden könnte: Ein Soldat sollte sich billig an seinem Solde genügen, und es werde dadurch die Nahrung der redlichen Meister geschwächt, ja, es sey allenfalls besser, daß man ihnen nur als Gesellen bey einem Meister zu arbeiten verstatte, wie dann allerdings ehemals in den königl. preußischen Ländern daher, daß man bey den Regimentern den Soldaten, insonderheit bewerbten, in den Städten unter dem Schutze der Officiers alle bürgerliche Nahrung zu treiben verstattete, eines Theils die andern Bürger und Handwerker in ihrer Nahrung sehr verkürzet, andern Theils aber, da diese Leute auch gemeiniglich die Freyheit von allen bürgerlichen Abgaben genossen haben, den öffentlichen Einnahmen großer Schade zugezogen worden ist, folglich auch zu wünschen wäre, daß solche Verstattung unter gewisser Einschränkung mit gehöriger und vorhergehender Untersuchung, ob sie auch

etwas dienliches arbeiten, und sich insonderheit als beweibte nicht füglich von ihrer Löhnung allein erhalten könnten, nicht aber nur alles auf die oft indiscrete und mit eigenmächtiger Gewalt unterstützte Erlaubniß der Officiers geschehen möchte: so sind doch die jetzt gedachten Einwürfe an sich von keiner Erheblichkeit, indem solche meistentheils, wenn diese Erinnerung beobachtet wird, wegfallen, ihrer auch eben so gar viele nicht auf diese Weise die Rechte eines freyen Arbeiters genießen werden, folglich den andern Meistern so groſsen Eintrag nicht thun können. Daß sie aber nur für Gesellen arbeiten sollten, das möchte aus vielen Ursachen wegen der Kriegsdienste nicht füglich angehen, den Meistern aber mit solchen Gesellen nicht allemal gedient seyn, insonderheit, wenn solche in die den Meistern meistentheils nur verstattete gewisse Anzahl der zu haltenden Gesellen gerechnet werden sollten. So viel aber den Abgang der öffentlichen Einnahmen betrifft, so tragen hingegen diese Leute durch die Kriegsdienste, und hienächst durch die Accisabgaben, die sie doch in dem Preise für ihre Victualien, worauf der Verkäufer auch die Accise schlägt, ebenfalls geben müssen, bereits schon andere gemeine bürgerliche Lasten, wenn sie gleich nicht die besondern stadtbürgerlichen Lasten tragen. Ueberdem wird auch hinwiederum an den Ausgaben zu ihrer Unterhaltung aus der Kriegscasse etwas menagirt, indem sie meistentheils, so lange sie arbeiten, wenig oder gar keine Löhnung bekommen, sonderlich wenn sie gar als Beurlaubte anzusehen sind. Die aber keine eigentliche Beurlaubte sind, werden ohnedieß, wegen Mangel der Zeit, nicht viel bey ihrem Handwerke arbeiten können, und also den andern noch weniger Schaden thun. Nur aber scheint es nicht rathsam zu seyn, dergleichen Soldatenhandwerksleuten, wenn sie auf dem Lande in Quartiren liegen, daselbst diese Freyheit zu verstatten, wofern sie nicht sonst ein Landhandwerk haben, weil solches den Städten die Nahrung allzu sehr entziehen möchte. Diejenigen aber, welche gedient haben, und ihren ehrlichen Abschied erhalten, gleichwohl aber noch arbeiten können, und nicht Invaliden sind, welche Gnadenpensionen genießen, können in dem vorerwähnten Falle noch weniger ausgeschlossen werden, ihre Handthierung auf ihre eigene Hand, so gut sie können, ohne Jungen und Gesellen, als Freymeister zu treiben. Daher solches auch vermöge der Verordnung des Königs von Dänemark, Christian IV. vom J. 1733, daselbst geschehen muß, und viel löblicher ist, daß man auf solche Weise diesen armen Leuten für ihre gefährliche Dienste, welche sie

dem

dem Vaterlande geleistet haben, ihre Versorgung verstattet, wenn auch gleich andere davon einigen Schaden hätten, als daß man ihnen zum Müssiggang, Rauben, Stehlen ꝛc. Gelegenheit giebt. Denn hier ist aus zwey Uebeln das geringste zu erwählen. Doch könnte ein Unterschied unter solchen abgedankten Soldaten gemacht werden; nämlich unter denen, welche 1) ihren Abschied nicht selbst ohne Noth gesuchet, 2) eine ziemliche Zeit gedient, 3) vor sich keine Mittel hätten, in Zunft und Ordnung zu treten, und 4) auch von ihrem Handwerke etwas verlernt hätten, sich aber in die Städte sezten; und unter denjenigen, bey welchen dieses alles fehlt. Denn es würde doch lezterm diese Freyheit zu verstatten nicht rathsam seyn. Diejenigen, welche bereits vor dem Antritte der Kriegsdienste, Meister in andern Ländern oder im Lande gewesen sind, müssen ohnedieß ohne Entgeld in einer Zunft, oder bey ihrer ersten Zunft im Lande aufgenommen werden. Welche aber ihr Handwerk noch recht verständen, denen könnte man das Meisterrecht bey einer Zunft durch ordentliche Meisterstücke zu gewinnen auflegen, sie aber von den gewöhnlichen Unkosten befreyen.

Der dritte Weg, wodurch Handwerksarbeiter ohne Zunftzwang entstehen können und entstehen sollten, ist das Engagement bey ordentlichen und eigentlichen Manufacturen und Fabriken; und zwar entweder bey allen, oder einigen, die man besonders zu fördern wünschet. Denn zur Aufnahme ordentlicher Fabriken, die aus Verlegern und Fabrikanten, und vielerley andern Arbeitern unter einer gehörigen Subordination bestehen, werden genugsame und gute, wie auch an die Ordnung und Einrichtung der Fabrik gebundene Arbeiter erfordert. Diese sollten nun freylich die Handwerkszünfte liefern. Denn der Zweck derselben ist überhaupt die Aufnahme des Manufacturwesens in einem Lande, welches entweder nur im Kleinen vermittelst einzelner Meister, da ein jeder nur für sich auf sein Handwerk arbeitet, oder aber ausnehmend und im Großen, vermittelst jezt gedachter eigentlichen Fabriken und Manufacturen, besteht. Von diesen lezten wußte Deutschland ehedem wenig oder gar nichts, ob es gleich das Hauptstück des Zweckes der Zünfte seyn soll, und eben dadurch diese erst

was rechtes zum Reichthum des Landes austragen. Indessen da dieses fehlte, so sind auch die Zünfte ganz in der Einrichtung auf den ersten und nur schlechten Theil des Manufacturwesens nach und nach gefallen und eingerichtet, ja endlich gar vermittelst ihrer Mißbräuche dermaßen verdorben worden, daß sie auch so gar wenig zu diesen einzelnen und kleinen Stücken des Manufactur- und Fabrikenwesens nutzen, und deshalb noch immer verbessert werden müssen, wenn man diese Anstalt beybehalten will. Allein in Absicht auf das eigentliche und große Stück des Manufacturwesens nutzen sie nicht nur wenig oder nichts, sondern verhindern es auch auf viele Weise mit ihren Innungsrechten, Gebräuchen und Zundthigungen. Daher müssen die Arbeiter in solchen Manufacturen frey von diesem Zunftkrame seyn, bloß von der Manufactur dependiren, und doch auch, wenn sie hernach mit Bewilligung der Fabrik außer derselben als Gesell oder Meister vor sich auf ihrem Handwerke arbeiten wollen, unweigerlich auf Schein und Attestat einer ordentlichen Manufactur wieder gefördert und angenommen, oder als Freymeister geduldet werden.

Und hierin haben die Handwerkszünfte nicht das geringste Recht sich zu widersetzen, da sie sonst selbst wider den rechten Hauptzweck alles Zunftwesens streiten, und also diese Anstalt, nämlich Zunft und Zunftwesen, noch verächtlicher und schädlicher machen würden. Denn, das Zunftwesen gar abzuschaffen, würde sehr unweise gehandelt seyn; und es ist sehr schwer, dasselbe zu verbessern, wenn nicht beydes durch ordentliche Manufacturanstalten geschieht, wovon ich an seinem Orte ausführlicher handeln werde.

Frey-Messe, siehe Messe.

Frey-Pfennig. 1. Eine Art der Abgabe, welche auf gewissen Grundstücken liegt, deren Besitzer ehedem Leibeigene waren, aber von dem Landesherrn frey gelassen worden, und welche nach Verschiedenheit der Ge-

gen-

genden auch Frey-Zins, imgleichen Leib-Bede genannt wird; siehe Frey-Gut 4. In Erfurt sind dergleichen Freypfennige noch jezt üblich.

2. In einigen Gegenden eine Abgabe der Leibeigenen für die Freyheit zu freyen, d. i. zu heurathen; in welcher Bedeutung dieses Wort schon in dem Sachsenspiegel vorkömmt.

Frey-Recht. 1. An einigen Orten, das Recht, da man von Baulebung (d. i. demjenigen Rechte, nach welchem der Grundherr berechtigt ist, nach dem Tode eines Unterthanen, ein Stück Vieh wegzunehmen,) frey ist, wogegen der Grundherr den zehnten Theil von den Gütern bekömmt, im Falle sie veräußert werden; welcher zehnte Theil gleichfalls den Namen des Freyrechtes führt.

2. In weiterer Bedeutung, das Recht eines jeden freyen Mannes, der keines andern Leibeigener ist, sich an einem Orte frey und ungehindert aufzuhalten; das Weichfried-Recht; in welchem Verstande dieses Wort in dem Weichbilde Art. 4. vorkömmt.

Frey-Richter, siehe Feld-Gericht.

Frey-Salz, siehe unter Salz.

Frey-Saß, in einigen Gegenden, ein Saß, d. i. Besitzer eines Freygutes; siehe Frey-Gut 3.

Frey-Schießen, in einigen Gegenden, ein privilegirtes feyerliches Schießen nach einer Scheibe, oder nach einem Vogel; siehe Schützen-Gesellschaft.

Frey-Schlächter, siehe Frey-Fleischer.

Frey-Schöppe, eine Schöppe, d. i. Beysitzer der ehemaligen Freygerichte in Westphalen; siehe Frey-Gericht.

Frey-Schürfen, im Bergbaue, das Recht frey und unentgeltlich schürfen zu dürfen; siehe Schürfen.

Frey-Schuß. 1. Bey feyerlichen Scheiben- oder Vogelschießen, ein Schuß, für welchen man die gewöhnliche Einlage nicht entrichten darf.

2. Ein sicherer Schuß, den man nicht verfehlt; in welchem Verstande dieses Wort bey den Jägern von einer Art abergläubiger Jägerkünste gebraucht wird.

Frey-Schuß, Frey-Gemme; siehe unter Gemme.

Frey-sprechen, siehe Los-geben.

Frey-Staat, ein freyer Niemanden unterworfener Staat. Im engern und gewöhnlichsten Verstande, eine Republik, zum Unterschiede von einer Monarchie.

Frey-Stadt, Fr. Ville franche. 1. Eine freye, Niemanden als dem höchsten Landesherrn unmittelbar unterworfene Stadt, in welchem Verstande dieses Wort in Ungarn sehr häufig ist. Im Deutschen werden dergleichen Städte gemeiniglich freye Reichs-Städte genannt; obgleich einige sich viele Mühe gegeben haben, einen Unterschied unter Frey-Städten oder freyen Städten und freyen Reichs-Städten zu erkünsteln.

2. Eine Stadt, welche zugleich eine Freystätte, d. i. ein sicherer Zufluchtsort für Verbrecher ist. Dergleichen Freystädte gab es bey den ehemaligen Juden. Auch in Dänemark ist in den neuern Zeiten eine Stadt zu einer solchen Frey-Stadt erkläret worden.

Frey-Stätte, Freyung, Gr. und Lat. Asylum, Fr. Asile, Asyle, Lieu de franchise, oder schlechtweg Franchise, Lieu de refuge, eine Stätte, d. i. ein Ort, wohin Uebelthäter und Verbrecher oder Schuldner fliehen, um daselbst vor der gewaltsamen Verfolgung der Gerichte, oder der Gläubiger sicher zu seyn. Dergleichen Freystätten sind bey den Alten sehr gebräuchlich gewesen, zum Theil auch sehr gemißbraucht worden. Rom ist durch die vom Romulus daselbst eröffnete Freystätte zuerst aufgekommen.

In der römischen Kirche waren ehedem die Kirchen, Altäre und Klöster solche Freystätten, und in manchen Ländern, wo die römisch-katholische Religion in vollem Schwange geht, sind sie es noch.

Die öffentlichen Minister haben auch fast in allen europäischen Ländern noch das Recht, in ihren Pallästen und Quartiren, Unglücklichen eine Frey-Stätte zu geben, welche von der Gerichtsbarkeit des Ortes, Schulden oder anderer Ursachen wegen, verfolgt werden. Ein öffentlicher Unterhändler (Minister, Gesandter oder Resident) kann nicht Behutsamkeit genug bey diesem Vorrechte anwenden. Gebraucht er es, um einen Haufen Spitzbuben, Böswichter, oder Umläufer zu schützen, so ist sein Verfahren sehr tadelnswürdig, und der beleidigte Hof ist berechtigt, sich bey seinem Herrn darüber zu beklagen. Findet sich aber eine Gelegenheit, irgend einem unglücklichen Menschen von seinem Volke eine Freystätte zu geben, so kann er es nicht abschlagen, noch der Hof solches mit guter Art übel nehmen. Es ist so gar nothwendig, daß er wenigstens einmal während seines Aufenthaltes sein Recht in diesem Stücke erhärte, und der Verjährung zuvor komme. Die fremden Minister in London können einen solchen Schuz einer kleinen Anzahl von Schuldnern, die nicht bezahlen können, ertheilen, ohne ihnen einmal Aufenthalt in ihrem Hause zu verstatten, sondern sie geben ihnen einen bloßen Schuzbrief, den sie von den Statssecretären genehm halten lassen, welche dafür sorgen, daß es den Vorgesezten der Justiz bekannt werde. Allein, es ist dienlich, daß man die Unterhändler, die sich an diesem Hofe befinden, benachrichtige: daß, wenn sie dieses Recht zu oft gebrauchen, dieses eben nicht das rechte Mittel sey, sich bey dem Monarchen und bey der Regierung beliebt zu machen, oder sich einen glücklichen Erfolg in wichtigen Angelegenheiten versprechen zu können.

Was ein weiser Unterhändler am meisten vermeiden muß, ist, daß er Staatsverbrechern, oder andern Personen, die das Interesse des Regenten, bey dem er steht, verrathen haben, bey sich keine Freystätte erlau-

be. Es giebt kein sichrers Mittel, seinen Character und seine Rechte in Gefahr zu setzen, sich Haß und Verachtung zu zuziehen, und sich zum glücklichen Fortgang in allen Geschäften seiner Unterhandlung untüchtig zu machen. Keiner von den Schriftstellern, die vom Völkerrechte und von der Staatslehre gehandelt haben, läugnet: daß die Unverletzlichkeit des Pallastes eines Gesandten aufhört, wenn er einen Verbrecher der beleidigten Majestät zum Schutze dient, und daß der Landesherr ihn mit Gewalt kann herausnehmen lassen, ohne dem Völkerrechte Zwang anzuthun.

Man hat ein Beyspiel, aber ein sehr zweydeutiges und gar nicht gültiges, an der Uneinigkeit zwischen England und Spanien über den Herzog von Ripperda gesehen, den die spanische Regierung d. 25. May 1726 aus dem Pallaste des Hrn. Stanhope, Abgesandten von Groß-Britannien, zu Madrit aufheben ließ; wohin dieser Minister sich geflüchtet hatte, nachdem er den Abschied vom Könige von Spanien erhalten hatte. Alle Umstände dieser Begebenheit findet man in den öffentlichen Nachrichten dieses Jahrhunderts. Gleichwohl kann man nicht unbemerkt lassen, daß allen großen Herren in der That daran gelegen ist, einem öffentlichen Minister nicht das Recht des Schutzes für einen Verbrecher der beleidigten Majestät zu geben; daß aber das Verfahren des Hofes zu Madrit, in der Sache des Herzogs von Ripperda, äußerst unregelmäßig und unverantwortlich gewesen sey, indem Ripperda nicht eher für einen Verbrecher der beleidigten Majestät erklärt worden ist, als nachdem er sich in die Stille begeben hatte, und zwar durch einen Rath, der aus seinen ärgsten Feinden und aus des Königs Gewissensräthen bestand, und daß sein ganzes Verbrechen in seiner Eingezogenheit selbst bestanden hat. Wenn aber ein Unterhändler sich eines Unterthanen des Prinzen, bey dem er lebt, bedient hat, um zu seinen Absichten zu gelangen, und die Untreue dieses Unterthanen bekannt würde, und ihn in Gefahr setzte, in Verhaft gezogen zu werden: so verlangt die Staatskunst, daß der Unterhändler ihn in sein Haus nehme, sich seiner Schriften und alles dessen bemächtige, was ihre Verbindung anzeigen könnte, und ihn entwischen lasse, oder so lange, als möglich, beschütze, ohne daß er dabey Gefahr läuft, seinen Character und die Ehre seines Herrn auf das Spiel zu setzen.

Freyherrn von Bielfeld Lehrbegriff der Staatskunst, 2. Th. Bresl. und Lpz. 1777, gr. 8. S. 408. fgg.

Ob gleich die Freyheit, welche in römisch = katholischen Landen die Klöster haben, Verbrecher aufzunehmen, einem großen Mißbrauche unterworfen ist: so wäre es, meines Erachtens, doch gut, gewisse Frey-Stätten zu verordnen, dahin ein Mensch flüchten könnte, der das Unglück gehabt hat, Jemanden tödlich zu beschädigen, oder durch Versehen einen Brandschaden oder anderes Unglück zu veranlassen; daselbst müßte er bleiben, und ohne Gefängniß seine Sache ausführen. Denn die Unterobrigkeiten fahren zuweilen etwas zu schnell zu; daher flüchten solche Leute außer Landes, und die Freunde schicken ihnen Geld in andere Länder nach; dadurch gehen sie dann zu Grunde, weil sie nicht sicher erscheinen können. Ein freyes sicheres Geleit (Salvus conductus) auszuwirken, hält theils schwer, und ist kostbar; theils weiß der zehnte Mann vom gemeinen Stande hievon nichts; und da er gemeiniglich von Steckbriefen verfolgt wird, darf er sich Niemanden entdecken. Indessen liegt seine Hauswirthschaft danieder: die Obrigkeit greift zu, und die Familie ist ruinirt. Nicht zu gedenken, daß ein solcher Unglücklicher oft, wenn er ohne Hülfe und verlassen herum schweift, nun ein Landstreicher und Räuber wird; da er hingegen aus einer Freystätte in seinem Vaterlande gar bald seine Unschuld darthun, seine Sache ausführen, zu den Seinigen zurück kehren, und sich ferner ehrlich nähren könnte.

* * *

In weiterm Verstande wird ein jeder Ort, wo man Schutz und Sicherheit findet, eine Frey = Stätte genannt. Dieser Wald, diese Höhle soll mir zur Frey-Stätte dienen. Alle Unterdrückte flohen zu ihm, als zu ihrer Frey = Stätte.

Frey = Stuhl, siehe Frey = Gericht.

Frey = Stunde, eine Stunde, da man von den gewöhnlichen Arbeiten frey ist.

Frey-Tag, (*) L. Dies Veneris, Fr. Vendredi, der sechste Tag in der Woche; welcher bey den Römern der Liebesgöttin Venus, und bey den Semnonen einem alten deutschen Volke, der Frea oder Friga, der Venus der mitternächtigen Völker, gewidmet gewesen ist, und daher beyderseits seinen Namen bekommen hat.

Die Frea oder Friga, eine Göttin der alten Sachsen, und anderer nördlichen Völker, Gemahlin des Gottes Wodan, und Beschützerin der öffentlichen Freyheit, wird als eine nackete Frau abgebildet, mit einem Myrtenkranze auf dem Haupte, einer Kugel in der rechten Hand, drey goldenen Aepfeln in der linken; und in ihrem Gefolge die Grazien in einem mit Schwänen bespannten Wagen. So wurde sie zu Magdeburg gefunden, wo sie, auf Befehl des Drusus Nero, als die nordische Venus verehrt wurde.

Die Türken und alle Muhamedaner feyern diesen Tag, wie die Christen den Sonntag. In der römischen und griechischen Kirche ist er ein Fasttag, an welchem Fleisch zu essen verboten ist.

Der stille Freytag oder Char-Freytag, der Freytag in der Charwoche, der Freytag vor Ostern, der Todestag Christi. Ehedem wurde er auch der gute Freytag genannt.

Im vorigen Jahrhunderte ließen die Fürsten zu Liegnitz eine in Gestalt eines Dreyers geprägte Münze am Charfreytage den Armen austheilen, welche daher auch Almosen-Pfennig oder Almosen-Gröschel, und in der gemeinen Mundart gutes Freytags-Gröschel genannt wurde.

Frey-Tisch, Fr. Table franche, 1. Die unentgeltliche Kost, die man bey Jemanden genießt. den Freytisch bey Jemanden haben, alle Tage unentgeltlich bey ihm speisen. Einem den Freytisch geben.

2. Eine öffentliche Anstalt, wo bedürftige Leute umsonst gespeiset werden, besonders auf Schulen und Uni-

(*) Der Name dieses Tages lautet bey dem Otfried Frigdag, im Tatian Frigetag, im Angels. Frigedag, im Holländ. Vrydagh, im Nieders. Frydag, im Dän. Fredag, im Schwed. Fredag, im Engl. Friday.

Universitäten, und diejenigen selbst, welche auf diese Art den Tisch, frey haben.

Churbraunschweigisches vorläufiges Reglement für die Freytische zu Göttingen, d. d. 12. Oct. 1734, st. in den Braunschw. Calenb. Ordn. Cap. 1, S. 743.
Leges der Freytische, eb. das. S. 745.
Reicirt wegen Aufführung derer, so die Freytische genießen, d. d. 29. Febr. 1736, eb. das S. 779.
Königl. preußische Verordnung wegen der Collecten zu den Freytischen in Halle, d. d. 15. May 1704, st. in Mylii Corp. Const. Magd. Th. 1, S. 135.
Mandat, betreffend die Anlegung mehrerer Freytische, und wie es mit den Quartalcollecten zu halten sey, d. d. 31. Aug. 1704. eb. das. S. 136.

Frey-Treppe, siehe unter Treppe.

Frey-Waibel, in der Schweitz eine obrigkeitliche Person auf dem Lande, so auf den Amtmann folgt. Siehe Waibel.

Frey-Wasser, siehe unter Wasser.

Frey-Werber, derjenige, welcher eine Person zu verheurathen sucht, ihr eine Braut, oder einen Bräutigam zu verschaffen bemühet ist; ein Braut-Werber, in den gemeinen Mundarten ein Freyersmann; im Osnabrück. Dögenomann.

Frey stammt in dieser Bedeutung unmittelbar von freyen, heurathen, ab, wovon Frije im Nieders. die Freyth bedeutet.

Frey-williges Geschenk, Don gratuit; siehe Th. IX. S. 373, f.

Frey-Zettel. 1. Ein Zettel, worin man Freyheit von gewissen Abgaben oder Zwangspflichten erhält. Insonderheit eine Art von Fracht- oder Passirzetteln, welche entweder wegen der von Bezahlung der sonst schuldigen Gebühren, als: Zoll, Licent, Geleite, Accise ꝛc. befreyeten Güter und Sachen, oder von den an einem Orte bloß durchgehenden Waaren ertheilt werden; Fr. Acquit à caution de tranlit.

2. Im Bergbaue, ein Zettel, welchen der Receßschreiber zum Beweise giebt, daß eine Zeche wegen des un-

unterlassenen Receßgeldes frey und verlassen geworden ist.

Frey-Zins, siehe Frey-Pfennig.

Freyburger Bier, siehe Th. V, S. 22.

1. **Freyen**, (*) frey machen, besonders von gewissen Verbindlichkeiten und Lasten frey sprechen, mit Freyheiten begaben. Eine gefreyete Manufactur, privilegirte, im Oberdeutschen. Im Hochdeutschen ist dieses Zeitwort veraltet, seitdem befreyen üblicher geworden ist. Nur das Mittelwort, ein Gefreyter oder der Gefreyte, ist noch im Soldatenwesen üblich, einen gemeinen Soldaten auf den Wachen zu bezeichnen, der von dem Schildwach stehen befreyet ist, aber dafür die andern Schildwachen aufführt, patrouillirt u. s. f.

Daher die Freyung, so noch in einigen Gegenden sowohl von der Handlung des Befreyens, als auch und zwar am häufigsten von einem befreyeten Orte üblich ist. So bedeutet dieses Wort an einigen Orten noch eine Freystätte, s. oben, S. 86; imgleichen eine von der ordentlichen Gerichtsbarkeit befreyete Gegend. Daher das Freyungs-Recht, Jus asyli, das Recht, eine solche Freystätte zu haben; die Freyungs-Gränze, ihre Gränze; der Freyungs-Stein, der Gränzstein einer solchen Freyung u. s. f. Siehe Freyheit IV.

2. **Freyen**, (**) so nur in den niedrigen Sprecharten üblich ist. 1. Sich ehelich um eine Person bewerben, sie lieben und zu heurathen suchen. Um ein Mädchen freyen.

(*) Im Nieders. ehedem frijen, bey den schwäbischen Dichtern frigan, im Angels. frian, im Engl. free.

(**) Freyen, Nieders. frijen, Schwed. fria, Dän. frie, ist in beyden Bedeutungen nur den gemeinen und besonders niedersächsischen Mundarten eigen, daher es auch in dem 1523 zu Basel nachgedruckten Testamente Lutheri als ein unbekanntes Wort durch weyben, eelich werden, erklärt wird. Es ist das alte gothische frigon, lieben, von welchem noch das Mittelwort Freund, in Gestalt eines Hauptwortes üblich ist. Ehedem hatte man von diesem Worte auch die Frie, für die Ehe, und Fridil für einen verlobten Bräutigam. Siehe Freyth.

freyen. Selten, doch zuweilen auch von dem weiblichen Geschlechte. Das Mädchen hat lange um ihn gefreyet. Zwey Personen freyen sich mit einander, wenn sie sich lieben, in der Absicht sich zu heurathen. Nach Geld freyen, eine reiche Person zu seinem Gatten suchen. Figürlich im gem. Leben auch um ein Amt freyen, sich um dasselbe bewerben.

2. Heurathen. Eine Person freyen. In ein Geschlecht freyen. In der deutschen Bibel kömmt es in diesem Verstande sehr häufig vor.

Freyer, (*) gleichfalls nur in den gemeinen Sprecharten, eine Mannsperson, welche eine weibliche Person zu heurathen sucht, sich ehelich um sie bewirbt; ein Bräutigam vor dem Verlöbniß, der auch wohl ein Freyers-Mann genannt wird. Sie hat viele Freyer. Freyers Gedanken haben, auf Freyers Füßen gehen, Willens seyn, sich zu verheurathen.

Daher die Freyerey, die Bemühung eines Freyers. Die Freyth. Auf die Freyerey gehen. Niederf. Frijerije.

Freyers-Mann, in den gemeinen Sprecharten, besonders Nieder-Sachsens. 1. Ein Freyer. Siehe den vorhergehenden Artikel.

2. Der eine andere Person zu verheurathen bemühet ist, in ihrem Namen um eine Person anhält; der Frey-Werber, Braut-Werber.

Freyheit, L. Libertas, Fr. Liberté. I. der Zustand, da eine Person oder Sache frey ist.

1. In der weitesten Bedeutung, der Zustand der Abwesenheit gewisser Arten des Zwanges und der Einschränkung, welche alsdann das Vorwort von bekommen. Die Freyheit von Sorgen, von Geschäften, von Schulden, von dem Gesetze u. s. f.

2. In

(*) Niederf. Frijer, Dän. Frier, Böhmisch Fregir, ein Liebhaber, Fregirka, eine Liebste, Freg, die Göttin der Liebe, Poln. Freyercz.

2. In engerm Verstande, wo es, so wie das Bey- und Nebenwort frey absolute und mit Auslassung der Einschränkung von der Abwesenheit aller Arten des Zwanges und der Einschränkung gebraucht wird. 1) Im physischen Verstande, der Zustand, da eine Person oder Sache von demjenigen frey ist, was dessen Bewegung hindert oder einschränkt. Einem Gefangenen die Freyheit schenken. Ein Thier, einen Gefangenen in Freyheit setzen. Sich in Freyheit setzen, entwischen, entkommen. Jedes Thier liebt, sucht die Freyheit. Die Freyheit des Pinsels, wenn derselbe mit einer leichten Dreistigkeit geführt wird. 2) Im bürgerlichen und gemeinschaftlichen Verstande, in den mehresten, der bey dem Worte frey angeführten Fällen. Die natürliche Freyheit, derjenige Zustand, in welchem der Mensch in seinen Handlungen von keinem andern abhängt. Einem Leibeigenen die Freyheit schenken. Die Freyheit einer Republik. In der Freiheit leben. Die Freyheit eines Hafens, einer Messe einschränken. 3) Im moralischen Verstande, das Vermögen, zu thun, was man will, oder das Vermögen, unter zwey möglichen Dingen dasjenige zu wählen, was uns am besten gefällt. Er hat seine Freyheit.

II. Das Recht, in einzelnen Fällen an gewisse Einschränkungen nicht gebunden zu seyn, so wohl im physischen, als bürgerlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Verstande. Einem Gefangenen mehrere Freyheiten verstatten. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen zu sagen, daß u. s. f. Im politischen Verstande sind Freyheiten, welche man auch mit einem lateinischen Namen Privilegia zu nennen pflegt, Rechte, wodurch der Oberherr die Gleichheit der bürgerlichen Rechte zum Besten eines oder mehrerer aufhebet. Eine Stadt, eine Messe, ein Haus, eine Fabrik mit Freyheiten begnädigen. Mit allergnädigster oder gnädigster

digster Freyheit, lieset man mehrmals auf privilegirten Büchern. Siehe Privilegium. Bau-Freyheiten, Brand-Freyheiten, u. s. f. Nachlaß an Steuern und Gaben wegen eines Baues, oder wegen eines erlittenen Brandes.

Von der Freyheit des Kaufhandels, siehe Handels-Freyheit.

III. Eine freye Handlung, eine Handlung, wodurch die vorgeschriebenen oder eingeführten Schranken überschritten werden; am häufigsten im nachtheiligen Verstande. In einem Gemälde befinden sich große Freyheiten, wenn die Regeln der Kunst überschritten worden sind.

IV. Ein befreyeter, d. i. mit Freyheiten oder Privilegiis begabter Ort, in welchem Verstande dieses Wort noch in verschiedenen Gegenden üblich ist; L. Immunitas, Fr. Franchise. In Westphalen werden Flecken oder Marktflecken, d. i. große mit gewissen Gerechtsamen begabte Dörfer mehrmals Freyheiten genannt. In andern Gegenden führen diesen Namen gewisse Häuser und Straßen, welche von manchen bürgerlichen Lasten und Einschränkungen befreyet sind. Dergleichen ist die Dom- und Herren-Freyheit zu Naumburg, welche unter dem Domstifte steht. Siehe auch Frey-Haus und Frey-Stätte.

Freyheits-Brief, ein Brief, d. i. Urkunde, worin Jemanden gewisse Freyheiten von dem Landesherrn ertheilet werden; ein Privilegium. Siehe Frey-Brief und Privilegium.

Freyinn, in einigen Gegenden, besonders Ober-Deutschlandes, eine adeliche Person von freyherrlichem Geschlechte, sie sey verheurathet oder nicht, eine Baronesse. Siehe Frey-Frau und Frey-Herr.

Freysam, siehe Fraißam.

Freyth, ein nur in den gemeinen Mundarten übliches Wort. 1. Für Freyheit, in welchem Verstande es noch

noch zuweilen in dem zusammen gesetzten Freythof gehötet wird.

2. Die Heyrath. Auf die Freyth gehen, zu heurathen suchen.

In dieser letzten Bedeutung stammt es von freyen, heurathen her, und wird von den Hochdeutschen bald Freyd, bald Freye, bald Freyde, bald Freihte, bald noch anders geschrieben. Im Nieders. ist sowohl Frije als Frijte üblich.

Freyth-Hof, siehe Frey-Hof.

Freyung, siehe oben, S. 92.

Friande, eine Tulpensorte; siehe unter Tulpe.

Friandise-Handel, (aus dem Franz. Friandises, Näschereyen, Leckereyen, Schleckereyen, allerhand Naschwerk, insonderheit Zuckerwerk und Gebackenes,) heißt derjenige Handel, der mit allerley Delicatessen, Naschwaaren oder andern Leckerbischen, als: hamburger geräuchertem Fleische, bologneser und Cervelatwürsten, neuen Häringen, Stockfischen, geräuchertem Lachse, Schollen, Platteissen, Bücklingen, Sardellen, Sprotten, Caviar, Austern, Muscheln, Neunaugen; englischem, schwedischem, danziger und holländischem Süßemilch- und Kümmelkäse, Kastanien, Citronen, Limonien, süßen und bittern Pomeranzen, Granaten, Oliven, Kapern; provenzer, gardser und genueser Oehl; trockenen und feuchten Confituren; Eau des Carmes, Rossolis und andern Liqueurs, ausländischen, insonderheit süßen Weinen ꝛc. getrieben wird, welche Waaren insgesamt daher Friandise-Waaren genannt werden. Dieser Handel wird bey uns mehrentheils nur von den Italiänern, und theils Franzosen, jedoch auch einigen Deutschen, in Hamburg und Amsterdam aber auch von den so genannten Limonienweibern getrieben.

Fribust, siehe Flibust.

Fricandeau, Fr. Fricandeau, ein Gericht von gespickten und in ihrer eigenen Brühe gedämpften Schnitten Kalb-

Kalbfleisch. (*) Man nimmt dazu eine Kalbskeule, und schneidet dünne Stückchen, woran jedoch keine Flechsen oder Haut seyn dürfen, klopfet dieses Fleisch mit einem Messerrücken fein zart; hernach schneidet man Speck, wie zum Rebhühnerspicken, spicket das Fleisch damit, und leget es auf eine Schüssel oder Spickbret. Alsdann setzt man eine Casserolle mit Butter auf das Feuer, leget das gespickte Fleisch darein, und läßt es eine ziemliche Weile darauf stehen, so wird sich viel Brühe zeigen. Diese seihet man herab auf eine Schüssel; thut zu dem Fleische ein Paar ganze Zwiebeln, Ingber, Muskatenblüthen, ein wenig Thymian, Lorbeerblätter, Citronenschalen, nebst etwas Salz, und läßt es ferner dämpfen; hernach gießt man Wein und gute Brühe daran, und läßt es also kochen, streuet auch ein wenig geriebene Semmel daran, oder gießt fertige Brühe darauf, und läßt es noch ein wenig kochen. Wenn man nun bald anrichten will, läßt man die abgeseihete Brühe darein laufen, und drückt Citronsaft darüber her. Dieses gespickte Kalbfleisch wird auch zu Grenades gebraucht, wovon an seinem Orte.

Man macht auch *Fricandeau von Tauben*, Fr. des fricandeaux de pigeonneaux, d. i. junge Tauben, deren jede in zwo Hälften geschnitten worden ist, und womit übrigens, wie mit dem Kalbsfricandeau verfahren wird. Auch hat man Störfricandeau, Fr. des fricandeaux d'esturgeon, von zerstückten und gespickten Stör.

Die Zubereitung der gespickten Fricandeaux mit grünen Erbsen, mit Blumenkohl, mit Spinat, mit Sauerampfer, mit Eyern und Aepfeln ꝛc. lehrt das neueste Handbuch für junges Frauenzimmer, 2. Th. Hamb. 1774, 8. S. 152, sqq.

Fri-

(*) Im Französischen heißt eigentlich jede solche Schnitte un fricandeau, das daraus bestehende Gericht aber wird im Plural ausgedruckt. Wenn also der Deutsche sagt: man setzte uns ein Fricandeau vor, so sagt der Franzose im Plurali: on nous servit *des fricandeaux*.

...RISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fricandellen, Fr. Fricandelles, nennt man, in der Kochkunst, ein in Butter gebackenes Gehäcke aus Kalbfleisch, Semmel, Speck u. s. w. welches in Gestalt kleiner Würste, oder auch in anderer Form zusammen gerollt ist. Sie werden zuweilen mit Stücken von Kälbernetz überzogen, und alsdann Netz-Würstchen genannt.

Die ganze Zubereitung der Fricandellen ist folgende. Man bratet eine Kalbskeule ab, thut hernach alle Haut herunter, und schneidet nur das derbe Fleisch mit einem Schneidemesser ganz klein, stößt es in einem Mörser, thut zuvor in Milch geweichte Semmel darein, ferner ein Stückchen Butter, Muskatenblüthen, 4 Eyerdotter, ein ganzes Ey, ein wenig klein geschnittene Zwiebeln und Salz, und reibet dieses alles wohl unter einander, thut es wieder heraus, schneidet frischen Speck ganz kleinwürfelicht, und rührt denselben auch darunter. Hierauf nimmt man Kälbernetze, schneidet sie stückweise, so groß als die Würstchen werden sollen, leget auf die geschnittenen Stücke Netze etwa 2 Finger stark von der gemachten Farße, und rollet sie zusammen; bestreicht auch eine Tortenpfanne mit Butter, leget die Würste darein, und setzt sie in den Backofen. Wenn solche nun fein gelbbraun gebacken sind, kann man sie auf eine Schüssel anrichten.

Will man eine Sardellensoße dazu machen, so nimmt man 3 bis 4 Eyerdotter, thut diese in ein Töpfchen, gießt ein wenig Coulis oder sonst gute Brühe darüber, imgleichen ein wenig Wein und Citronensaft, und querlt dieses zusammen an einem Kohlfeuer, bis es dick zu werden anfängt. Endlich gießt man von dem Fette, worin die Würstchen gelegen und gebraten haben, auch hinein, schüttet diese Brühe in eine Schüssel, sprenget vom vorigen Fette etwas darüber, richtet die Würstchen auf den Schüsselrand herum an, und garnirt sie mit Citronen oder Blumenwerke. Diese Würstchen können auf mancherley Art, als Beylagen, zu Erbsen, Bohnen, Braunkohl ꝛc. gebraucht werden.

Man bereitet auch Fricandellen von Kalbsleber, Lungen, rohem Schweinfleische, Hammelfleische ꝛc. nur muß man wissen, was man gelinde oder hart machen soll. Daher sind bey solchen Würstchen die Eyer zu menagiren; auch darf man nicht viel geriebene Semmel dazu brauchen; Nierentalg aber und eingeweichte Sem-

mel

mel sind am dienlichsten. Den Geschmack zu verändern, füget man Citronen, Sardellen, Zwiebeln u. d. gl. mit bey; viele thun auch ein ziemlich Theil Cardamomen dazu.

Fricassee, Fr. Fricassée, nennt man, in der Kochkunst, ein Essen von eingeschnittenem Fleische, oder in Stücken zerschnittenem Geflügel, Wildbret ꝛc. welches man in einer Casserolle in Butter hat abschwitzen lassen, und hernach in einer kräftigen Fleischbrühe mit allerley Zuthaten gekocht hat. Daher fricassiren, Fr. fricasser, in Stücken zerschnittenes Fleisch oder Fische, Eyer ꝛc. in einer Pfanne oder Casserolle rösten, prägeln, oder braten.

Man nimmt z. B. Kalbfleisch, junge Hühner, oder Tauben, schneidet die Hühner oder Tauben in 4 Theile, das Kalbfleisch aber in kleine Stückchen. Hernach läßt man beydes aufwallen, leget es alsdann trocken aus, nimmt ein gut Theil Butter, läßt sie in einer Casserolle gelb werden, leget das Fleisch nebst einem Bündchen ganzer Petersilie, und so viel Thymian, und eine ganze Zwiebel darein, bindet dieses mit einem Zwirnfaden zusammen, deckt es mit einer Stürze zu, und läßt es, bis das Fleisch gar ist, auf Kohlen mit einander kochen. Alsdann gießt man ein wenig Fleischbrühe dazu, nimmt etliche Eyerdotter, schlägt sie in ein Töpfchen, und quirlt es scharf, gießt einen Löffel voll Essig, und etwas Brühe von dem zugerichteten Fleische dazu, nimmt eine Citrone, reibet die Schale davon ab, drückt den Saft daran, und thut auch etwas Muskatenblumen dazu. Hierauf schüttet man ein wenig Zucker und eine Messerspitze Mehl hinzu, läßt es von fern abkochen, schlägt, wenn es noch nicht dick genug ist, ein Paar Eyerdotter daran, doch muß es sich nicht backen, und endlich thut man ein wenig klein geschnittene Petersilie dazu. Alsdann richtet man es an, gießt die Brühe darüber, beleget es mit Citronenscheibchen, bestreuet es mit Muskatenblumen und kleiner Petersilie, und gießt aus der Casserolle etwas gelbe Butter darüber.

Wie von allen kalten Braten eine Fricassee zu machen sey, beschreibt das Handbuch für junge Frauenzimmer, a. ang. O. S. 146, f.

Man bereitet auch Fricaſſeen von allerley Wurzelwerk, Gurken ꝛc. wovon an ſeinem Orte Erwähnung geſchieht.

Friche, die Brache, der Brachacker, das Brachfeld; ſiehe Th. VI, S. 303.

Friction, ſiehe Reiben.

Fried-Hag, Fried-Zaun, ſiehe unter Hag.

Fried-Hof, ſiehe Frey-Hof.

Fried-Pfahl, ein noch in einigen Gegenden übliches Wort, den Gränzpfahl einer Gerichtsbarkeit zu bezeichnen, der zuweilen auch eine Fried-Säule genannt wird.

Fried-Säule, noch in einigen Gegenden Oberdeutſchlandes, die Gränzſäule einer Gerichtsbarkeit oder eines Burgfriedens.

An einigen Orten führt auch ein bloßer Wegweiſer dieſen Namen, vermuthlich, weil man ehedem dergleichen Gränzſäulen auch zu Wegweiſern gebrauchte.

Fried-Schatz, ſiehe Friede-Pfennig.

Fried-Thor, Fried-Zaun, } ſiehe unter Hag.

Friede oder Frieden, L. Pax, Fr. Paix, ein Wort, welches überhaupt alle Arten der Ruhe und Sicherheit bezeichnet.

1. Im eigentlichen Verſtande. 1) Oeffentliche Ruhe und Sicherheit in der bürgerlichen Geſellſchaft, Sicherheit für ſeine Perſon und ruhiger Beſitz ſeines Eigenthumes, der Zuſtand, da keiner den andern öffentlich beleidiget; in welchem jetzt größtentheils veralteten Verſtande dieſes Wort bey dem ehemaligen Fauſtrechte ſehr üblich war. Daher noch die in den Schriften der damaligen Zeiten üblichen Ausdrücke, Frieden wirken, die öffentliche Ruhe herſtellen, Frieden und Geleit geben, ſicheres Geleit geben; Jemanden in ſeinen Frieden nehmen, in ſeinen Schutz. Imgleichen die Zuſammenſetzungen Land-Frieden, Friedensbruch, Friedens-Richter, Friede-Gebot, u. ſ. f. Noch jetzt ſagt man

im

im gem. Leben, Frieden vor einem haben, Jemanden in Frieden lassen, ihn nicht beunruhigen; ich werde mir Friede zu verschaffen suchen, d. i. Ruhe, Sicherheit; laß mich mit Frieden, oder laß mich zufrieden, beunruhige mich nicht; man hat nicht länger Frieden, als der Nachbar will; er will nicht Frieden halten u. s. f. In der deutschen Bibel kömmt es in dieser Bedeutung noch sehr häufig vor. Auch die Sicherheit einzeler Oerter, nach welcher sie vor aller Gewaltthätigkeit gesichert waren, führte ehedem diesen Namen, daher die Zusammensetzungen Burg-Friede die unverletzliche Sicherheit der Bürge oder Palläste, Kirchen-Friede, die Sicherheit der Kirchen, Ding-Friede, der Gerichtsstätten u. s. f. 2) Abwesenheit der gewaltthätigen Uneinigkeit, äußere Einigkeit, sowohl (a) überhaupt, im Gegensatze des Zankes, Streites. Frieden mit einem haben. Im Frieden mit seinen Nachbarn leben. Den Frieden (die Einigkeit) im Hause stören. Frieden unter streitenden Parteyen stiften. Frieden gebieten. Zum Frieden rathen. Friede und Einigkeit ist der Name eines Bieres, welches in Kyritz gebrauet wird. (b) In engerm Verstande, Abwesenheit des gewaltsamen Streites zwischen ganzen Staaten, im Gegensatze des Krieges. Wir haben Friede, leben im Frieden. Friede ernähret, Unfriede verzehret. Den Frieden brechen. Besonders die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zwischen Staaten nach vorher geganzenem Kriege, und der Vertrag, vermittelst dessen solches geschieht. Frieden schließen. Der Friede ist zwar schon geschlossen, aber noch nicht unterschrieben.

2. Figürlich, Ruhe des Gemüthes, Abwesenheit aller heftigen und unangenehmen Empfindungen. Der süße Frieden, den man im Schooße seiner Familie genießet.

Frieden wirken, heißt insonderheit bey dem Salzwerke zu Halle, wenn der Salzgraf den Thalleuten bey

ihrem Pfingstbiere, auch ordentlich alle Jahre, des Tages vor dem Weihnachtsfeste, in der Obrigkeit Namen, gebietet, daß sich Niemand zanken, raufen, schlagen, oder andern Unfug treiben soll; welches am letzt erwähnten Tage mit einigen besondern Cerimonien im Thale an dem Deutschbrunnen verrichtet wird.

Friede, (Haus-) siehe in H.

Friede-Gebot, noch in den Gerichten einiger Gegenden, ein Befehl Frieden zu halten, d. i. von Beleidigungen in Worten und Werken gegen andere abzustehen. Es gehört dieses mit zu dem an einigen Orten gewöhnlichen Kirchweihschutze, und wird durch den Gerichtsdiener oder Amtsknecht vor den Wirthshäusern, oder unter der Linde, oder auf der Gemeine nach geendigtem Gottesdienste an den hiezu gewidmeten Oertern, ausgerufen.

Sonst wird das Friede-Gebot auch bey den Handwerkszünften und Innungen beobachtet, und es damit gemeiniglich also gehalten. Wenn in den Zünften und Zusammenkünften der Handwerksleute Streit und Zank oder Unfriede entsteht, so sind der Obermeister und die Aeltesten durch die Artikel mehrentheils befugt, Friede zu gebieten, oder daß sie Friede halten, in ihren Worten und Werken von Beleidigungen abstehen, und von ihren unterschiedenen Meinungen und Verlangen ohne solche Beleidigung handeln, oder aber vor dem Richter ihre Sache rechtlicher Art nach ausmachen, oder sich dem Ausspruche des Handwerkes, wenn die Sache dahin gehört, unterwerfen sollen. Ja, es geschieht auch dergleichen Friede-Gebot öfters von der Obrigkeit, wenn streitende Handwerksleute bey ihren streitigen Rechten sich unter einander noch dazu mit Worten oder Werken zu beleidigen anfangen, und man mit ihnen gelinde verfahren, die Injurien nicht gleich untersuchen und bestrafen, sondern die erhitzten Gemüther erst nochmals warnen will. Und eben diese Erhitzung, darein streiten-

de

de Parteyen leicht aus menschlicher Schwachheit verfallen können, ist auch der billige Grund dieser Friedegebote, sonderlich, da man die Handwerksleute, so viel möglich, menagiren, und nicht immer mit Strafen verfolgen, sondern vielmehr die Verbrechen durch Warnen und Abmahnen vorher zu verhindern suchen soll, wenn man nach dem eigentlichen Geiste der Polizey verfahren will.

Friede-Kauf, in den Rechten einiger Gegenden, ein Kauf, da etwas in Bausch und Bogen zur Erhaltung des Friedens, oder zur Vermeidung eines Processes, gekauft wird. Imgleichen die Handlung, da man, um einen Proceß los zu werden, etwas giebt, oder von seinen Gerechtsamen nachläßt.

Friede-Pfennig. 1. An einigen Orten eine Benennung des Weinkaufes, weil dadurch der Friede, oder ruhige Besitz eines Eigenthumes gleichsam erkauft wird; daher derselbe auch Friede-Schilling, imgleichen Friede-Wein heißt. Siehe Wein-Kauf.

2. An andern Orten, z. B. bey den Friesen, ein jährliches Geld, womit sie sich öffentliche Sicherheit und sicheres Geleit von der Obrigkeit erkaufen, und welches an andern Orten, z. B. in der Grafschaft Oettingen Friede-Schatz genannt wurde.

Friede-Schatz,
Friede-Schilling, } siehe den vorhergehenden Artikel.
Friede-Wein,

Friedens-Richter, obrigkeitliche Personen in England, welche auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in den ihnen untergeordneten Districten zu sehen, und die Uebertreter in Verhaft zu nehmen haben; Justice of peace. Sie kommen alle drey Monate in die Hauptstadt einer jeden Grafschaft.

Friedens-Tag. 1. Derjenige Tag, an welchem der Friede zwischen freyen Staaten geschlossen, oder an welchem das Andenken eines geschlossenen Friedens gefeyert wird.

2. Bey den Handwerksgesellen, derjenige Tag, an welchem sie ihre feyerliche Zusammenkünfte halten, weil solche zur Erhaltung der guten Einigkeit unter ihnen eingeführet worden sind.

Friedrich d'Or, heißt diejenige Goldmünze, welche Se. Majestät, der vor regierende König von Preußen, Friedrich der Große in Dero Landen schlagen lassen. Es sind dieselben zu 21 Karat 9 Grän ausgemünzt; und es enthalten 35 Stück derselben eine Mark cöllnischen Gewichtes. Man hat doppelte zu 10, ganze zu 5 Rthlr., und halbe zu $2\frac{1}{2}$ Rthlr. Sie sind, wie das Silbergeld, mit Buchstaben bezeichnet, woraus man erkennen kann, in welcher Münzstadt sie geschlagen sind. Die geründelten werden ungewogen genommen.

Reskript wegen verbotener Annehmung und Ausgebung der beschnittenen, abgefeilten und nicht mehr geründelten Friedrichs d'or, d. d. Berl. d. 18. May 1769, st. in der Edictensamml. v. J. 1769, No. 38.

Es giebt falsche Fridrichs d'Or, mit der Jahrzahl 1751, und dem Buchstaben B; imgl. mit der Jahrzahl 1752, und dem Buchstaben A, deren Kennzeichen in No. 29 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 284, angegeben werden.

Frieren, (*) L. frigere, Fr. geler. Dieses Wort wird in doppelter Gestalt gebraucht. 1. Mit dem Hülfsworte haben. 1. Forst empfinden. Wir haben die ganze Nacht gefroren. Noch häufiger und vielleicht am richtigsten, als ein Impersonale. Mich friert oder

es

(*) Im Nieders. lautet dieses Wort freren, und im Isländ. frira, womit auch das Lat. frigere und rigere, überein kömmt. In verschiedenen gemeinen deutschen Mundarten und verwandten Sprachen findet sich statt des r ein f, wie in dem Steyermärk. friesen, bey dem Notker friusen, im Nieders. fresen, im Dän. fryse, im Schwed. frysa, im Angels. fryſan, im Engl. freeze, da es nicht allein Kälte empfinden, sondern auch die Wirkung dieser Empfindung, Schauer, imgleichen Furcht, Angst, u. s. f. bedeutete, wie aus dem Oberd. fraisch, fraisam, und andern, erhellet. Das Griech. φριττω, horreo, gehört gleichfalls zu dessen Geschlechte.

es friert mich. Es hat uns heftig gefroren. Es friert mich an den Händen, an den Füßen, d. i. ich empfinde Frost an den Händen, an den Füßen. 2) Zum Gefrieren bringen, d. i. in Eis verwandeln, von der Witterung, als ein Impersonale. Es hat diese Nacht Eis gefroren, das Wasser ist vor Kälte in Eis verwandelt worden, Fr. il a gelé à glace la nuit passée. Imgleichen absolute: Es wird diese Nacht frieren. In Island friert es stark. Siehe Gefrieren, welches von einigen gleichfalls in dieser Bedeutung gebraucht wird.

2. Mit dem Hülfsworte seyn, durch die Kälte seine Flüssigkeit verlieren, in Eis verwandelt werden, Fr. se geler. Das Wasser friert. Die Erde ist gefroren. Der Wein friert nicht leicht. Indessen ist in dieser Bedeutung gefrieren üblicher.

Frieß, der Fries, ein Wort, welches überhaupt einen krausen Körper bedeutet, aber im Deutschen nur in einigen Fällen gebraucht wird. (*) Es bedeutet,

1. Einen tuchartigen geköperten Zeug, welcher aus zweyschüriger Wolle mit vier Schäften gewebet und geköpert wird, nur die halbe Walke bekömmt, und gerauhet, aber nicht geschoren wird. (**)

(*) In beyden Bedeutungen ist das Wort zunächst aus dem Franz. Frise entlehnet, welches eine jede krause Sache bedeutet, im Grunde aber ein Abkömmling der ältesten europäischen Sprache ist. Das Franz. frise und unser kraus, sind bloß in dem Präfixo unterschieden, welches dort ein Blaselaut, hier aber ein Hauchlaut ist. Beyde stammen von unserm reißen her.

(**) Der Name dieses Zeuges lautet im Schwed. Fris, im Ital. und Span. Frisa, im Engl. Frees, im Böhm. Fris, im Franz. Frise und Drap de Frise, im mittlern Lateine Pannus Frisatus; nicht weil er, wie Ihre behauptet, von Friesen erfunden und verfertiget worden ist, sondern weil er in Frankreich ehedem frisiret oder gekräuselt wurde, daher er im mittlern Lat. auch Pannus Frisatus hieß, in welcher Sprache eine jede Franse Frisum, Fresium, Fres genannt wurde. Siehe Franse und Frisiren.

Man hat gekreuzte und ungekreuzte Friese. Die gekreuzten kommen gemeiniglich aus Ireland, und haben nach dem Pariser Maße $\frac{3}{4}$ in der Breite, und zu 24 bis 25 Ellen in der Länge. Die ungekreuzten aber, deren Breite $\frac{7}{8}$, und die Länge zu 24 bis 25 Ellen, wie an den irelandischen ist, werden aus England gebracht. Es werden auch dergleichen in Languedoc gemacht, welche aber um ein halbes Viertel breiter, als die englischen sind, indem sie eine freye Elle in der Breite haben. Unter allen diesen Gattungen von Friesen, werden die englischen am höchsten geachtet.

Zwar wird in den französischen Tarifs von 1664, 1667, 1687 und 1699, bey Bestimmung der Einfahrtszölle, auch gewisser Sorten von spanischen und flandrischen Friesen, wie auch noch anderer weißer Friese, sonst auch baumwollene Friese genannt, Erwähnung gethan, welche nach der Gode verkaufet werden. Da aber beyde in Frankreich nicht mehr bekannt sind, so ist daraus zu schließen, daß sie entweder unter andern Namen dahin geschicket werden, oder daß vielmehr ihre Manufactur gar verloren gegangen seyn muß.

In Deutschland wird der Fries am häufigsten in Sachsen, zu Hamburg und Lübeck, desgleichen zu Lüneburg und Calbe, im Herzogthum Magdeburg, gemacht.

Nach No. 13 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 135, ist in dem neuen Zucht- und Arbeitshause zu Torgau eine Friesmanufactur angelegt worden, und es wird daselbst, in Quantität, jedoch nur weiß und ungefärbt, 2 Ellen breiter Fries, à 6 Gr. 9 Pf.; $1\frac{1}{2}$ E. breiter, à 3 Gr. 9 Pf. und $4\frac{1}{2}$ Viertel breiter, à 3 Gr. 3 Pf. verfertiget.

Es ist der in Deutschland verfertigte Fries ein gemeiniglich starker, grober, und nicht sehr dicht gewebter Zeug. Er hat auf seiner Oberfläche starke und lange Haare, und wird von der schlechtesten Wolle bereitet, wozu so gar der schlechte Kämmling aus der gelämmten Zeugmacherwolle kömmt; diese wird mit der andern Wolle vermischt, in den großen Reißkämmen gerissen und wohl durchgearbeitet, mit feinen Strichen

chen glatt und eben gestrichen, und alsdann gesponnen. Er kömmt gemeiniglich 60 Ellen lang, und $4\frac{1}{2}$ bis 5 Viertel Elle breit, vom Stuhl. Zur Kette nimmt man 15, zum Einschlag aber 46 Pfund Wolle; mithin ist dieser, gegen die Kette gerechnet, ungleich gröber gesponnen, weil man fast dreymal so viel gebraucht. Er wird gewaschen, und eine Stunde lang mit Seife gut gewalket, hierauf aber gerauhet und im Rahmen getrocknet. Er ist eine gemeine Waare der Gewand- und Tuchschneider, die ihn weiß von den Friesmachern einkaufen, und hernach schwarz, grün, blau, am meisten aber roth, färben lassen. Es wird dieser Zeug zu Bett- und Pferdedecken, zu Regenröcken, zu Unterfutter unter schlechte Kleider, zu Unterröcken der Frauenspersonen ꝛc. häufig gebraucht; wie er denn vor vielen andern ungemein warm hält.

Lic. Hofmanns vierter Nachtrag zu seiner ökon. Chymie, im 12. B. der ökon. Nachr. Leipz. 1760, 8. S. 424, f.

Jacobson Schaupl der Zeugmanufacturen in Deutschland, 2. B. Berl 1774, gr. 8. S. 307.

Sprengels Handw. und Künste, 14. Samml. Berl. 1776, 8. S. 337.

2. In der Baukunst, versteht man durch Fries, Fr. Frise, Ital. Fregio, den mittlern Theil eines Hauptgesimses oder Gebälkes (entablement,) zwischen dem Unterbalken (architrave,) und dem Kranz (oder Karnies, corniche.) Es stellt derselbe den Raum vor, den die Köpfe der zum obersten Boden auf den Unterbalken gelegten Balken, und die Oeffnungen zwischen denselben einnehmen. Man nennt ihn im Deutschen auch den Borten, welches mit seinem griechischen Namen, Ζωνη ein Gürtel, überein kömmt. Seine Höhe ist in verschiedenen Ordnungen, und auch in derselben Ordnung in verschiedenen Gebäuden, bald etwas größer, bald etwas kleiner, ohne sich merklich von dem dritten Theile der Höhe des ganzen Gebälkes zu entfernen.

Bey ganz einfachen Gebäuden, ist der Fries ein bloß glatter Streif (face, faice,) über welchen man

zwey

zwey oder drey kleine Glieder setzt, die sich an das Kinn der Rinnleiste anschließen; bey zierlichen Gebäuden hingegen wird der Fries auf mancherley Art verzieret. In der dorischen Ordnung, geschieht diese Verzierung mit Dreyschlitzen (Triglyphen); siehe Th. IX, S. 629, fgg. In den andern Ordnungen wird der Fries mit allerley Schnitzwerk, mit Fruchtschnüren, mit Bildern lebendiger Thiere und Thiergefechte, (siehe Fig. 797 A, daher vermuthlich der Name Zophorus, d. i. Thierträger, von ζῶον ein lebendiges Thier, und φέρω ich trage, kömmt, womit Vitruv den Fries benennt,) mit menschlichen Figuren, mit Waffen oder Geräthschaften, mit bloßen Aushöhlungen oder Krinnen, (dergleichen an Säulen angebracht werden,) ausgezieret. Es ist also kaum ein zur Säulenordnung gehöriger Theil, bey dessen Verzierung die Baumeister ihrer Einbildungskraft freyern Lauf lassen. Palladio macht ihn bauchig wie einen Pfühl. Wie mannigfaltig schon die Alten diesen Theil behandelt haben, kann man bey Winkelmann, über die Baukunst der Alten, S. 59, fgg. sehen. Sturm, in seiner vollständ. Anweisung, alle Arten von regulären Prachtgebäuden nach gewissen Regeln zu erfinden, zeigt, wie man alle Ordnungen nach Belieben mit Balkenköpfen in dem Friese versehen könne, daß doch jede Ordnung ihre Eigenschaft und einen vollkommenen Unterschied von den übrigen behalte. *Desgodez* in seinen Edifices antiques de Rome, und *Daviler*, im Cours d'architecture, zeigen ebenfalls viele Muster, wie die Friese der zarten Ordnungen zu verzieren sind.

Im Französischen heißen die verzierten Borten, Frises ornées; die glatten aber Frises lisses.

Ein mit geschnitztem Laubwerke verzierter Fries, Frise fleuronnée.

Ein Borten mit einem Aufzuge; ein Fries, worauf gewisse Geschichten, Opfern u. d. g. im Basrelief vorgestellt sind, wie

z. B.

z. B. in Rom der Fries am Triumphbogen des Titus und auf dem Plaze des Nerva, Frise historiée, oder Frise historique.

Ein Fries, worauf Seepferde, Seeungeheuer, Tritonen und andere Attribute des Meeres vorgestellt sind, wie z. B. der schöne, zur toscanischen Ordnung gehörige Fries an der großen Galerie des Louvre, auf der Wasserseite, Frise marine. Man nennt auch Frise marine einen mit künstlichen Eisschollen bedeckten, oder einen mit Muschelwerk belegten Fries, z. B. in Bädern, Grotten und Springbrunnen.

Ein Fries, der mit bäuerischem Werke (Bossage) bekleidet ist, Frise rustique.

Ein Fries, der mit Attributen des Heidenthumes, oder des Christenthumes, verziert ist, Frise symbolique. Von der erstern Art ist z. B. der korinthische Fries am Tempel hinter dem Capitolio zu Rom, und der dorische Fries am Hôtel de la Vrillère zu Paris, beyde mit Opferinstrumenten. Von der letztern Art sind z. B. die Friese an der Kirche des heil. Rochus zu Paris, und am Portal der Invalidenkirche des heil. Ludwigs daselbst. Man nennt auch Frise symbolique einen Fries, der mit den Attributen einer Nation, einer Würde, eines Ortes, eines Stammwappens u. d. gl. verziert ist.

Ein Fries, der seiner ganzen Länge nach ausgebaucht ist, Frise bombée.

Der Fries schickt sich auch sehr wohl zu Aufschriften. So sind an der Rotonda in Rom, und an dem berlinischen Opernhause, an dem Friese der Halle, die Aufschriften. Ein solcher Fries mit einer Inschrift, heißt im Fr. Frise historiée. Bisweilen werden auch ovalrunde Oeffnungen, die man Ochsenaugen nennt (s. Th. XII, S. 574), darin angebracht, um kleinen, über den Hauptzimmern liegenden Kammern, dadurch Licht zu geben. Sie können auch viereckig, wie die Zwischentiefen (Metopen) am dorischen Friese, gemacht werden, und sind um so viel schicklicher, da sie den offenen Raum zwischen zween Balken vorstellen. Dergleichen kleine Fenster in dem Friese geben die natürlichste Gelegenheit, kleine Zwischenkammern (Entresols) über großen Zimmern anzubringen.

Endlich werden auch die geschnitzten Bildhauerzierrathen an verschiedenen Orten des Schiffes, hauptsächlich aber am Gallion, und am Hackbort oder Spiegel; imgleichen die Verstäbungen an den Böden, Brüchen und Köpfen der Kanonen, Friese oder Frisirungen genannt.

Es giebt auch Friese von Schlosserarbeit, mit Schnörkeln, Laubwerk u. d. gl. auf Gattern, Balcons, Treppenbacken ꝛc.

Friese. 1. Der aus Friesland, einer von den Provinzen der vereinigten Niederlande, gebürtig ist, ein Friesländer, Fr. Frison.

2. In den alten Hanseestädten eine besondere Secte der Weißgärber, welche nicht allein, wie diese, Weißgarleder, sondern auch zugleich Beutlerarbeit machen, und es weder mit den Rößlern, noch mit den Rheinländern halten; vielleicht, weil sie aus Friesland herstammen. So sehr sich auch die andern Weißgärber von diesen absondern: so sehr pflegen sie sich doch hin und wieder zu bemühen, die Beutlerarbeit an sich zu ziehen, inmaßen sie beständig mit den Beutlern, wegen der ledernen Hosen, Strümpfe, Färberey des spanischen Leders u. s. f. streiten. Siehe Weiß-Gärber.

Friesel, der Friesel (*), L. Purpura. Man bemerkt bey fieberhaften Bewegungen oftmals einen Ausschlag in der Haut mit einem starken widrigen Geruche, welcher fein und erhaben ist, wie Hirsekörner, dabey stark jucket,

(*) Im Schwedischen heißt diese Krankheit gleichfalls Frisel, im Dän. aber Frislinger; vermuthlich von friesen, frieren, weil sie allemal mit einem Fieber verbunden ist, oder doch auf dasselbe Friesel gesehen wird, das alte hrasa, brennen, das Stammwort seyn. Der rothe Friesel heißt in Preußen der rothe Hund, und es ist merkwürdig, daß auch die Malabaren denselben so nennen.

In einigen, besonders niedersächsischen, Gegenden ist dieses Wort ungewissen Geschlechtes, das Friesel.

cket, ſehr ſchnell zurück tritt und wieder zum Vorſchein kömmt. Ein ſolcher Ausſchlag wird der Frieſel genannt. Eigentlich könnte man ihm den Namen Hitzekrankheit geben. Man hat zweyerley Arten dieſes Ausſchlages beobachtet: eine Art iſt erhaben und roth, dies wird der rothe Frieſel genannt; wird man aber in der Erhabenheit eine durchſichtige Feuchtigkeit gewahr, wovon die Erhabenheiten weiß erſcheinen, ſo heißt es der weiße Frieſel.

Aus dem ſchnellen Zurücktreten, und aus dem ſtarken Geruche, welcher oft Nieſen erreget, ſchließt man mit Recht, daß die Frieſelſchärfe ſehr flüchtig ſeyn müſſe. Daß dieſelbe mehr in den wäſſerigen Theilen des Blutes, als in dem Blute ſelbſt, ihren Sitz haben müſſe, zeigt theils der weiße Frieſel, theils auch deren Flüchtigkeit an. Die Erfahrung lehret, daß eine ſolche Schärfe die Nerven ſtärker, als eine andere, angreife. Daß die Frieſelſchärfe nicht in dem Körper ſtecken könne, ohne beſondere Bewegungen zu erregen, [illegible] daß ſie auch nicht ohne unruhige Empfindungen [illegible] Vorſchein kommen könne, wird ein jeder ohne Beweis einſehen. Die allgemeinen Bewegungen, die der Frieſel in den Eingeweiden des Körpers verurſacht, ehe er zum Ausbruch kömmt, ſind: abwechſelnder Schauer und Hitze, Schmerzen in den Gliedern, ein ſchwerer Athem, Beängſtigungen, Mattigkeit, ein unruhiger mit Phantaſien vermiſchter Schlaf. Die beſondern Anzeigen, welche einen Frieſel vermuthen laſſen, ſind: ein Stechen in der Haut mit einiger Betäubung der Finger und Gliedmaßen, und ein öfteres Fröſteln, wenn der Kranke einen Theil des Körpers entblößt, ehe der Ausſchlag zum Vorſchein kömmt; wozu man auch eine trockne Hitze in der Hand rechnen kann.

Da der Frieſel von einer doppelten Art iſt, nämlich der weiße und rothe: ſo iſt leicht zu erachten, daß auch ſeine Beſchaffenheit verſchieden ſeyn müſſe. Der

weiße

weiße wird für gefährlicher gehalten, als der rothe; doch läßt ſich dieſes auch nicht allgemein behaupten; es kömmt vieles auf die Nebenumſtände an, ob der Frieſelausſchlag allein, oder mit einer andern Krankheit verbunden iſt. Der rothe Frieſel ſtellt ſich ſehr oft auch ohne Fieber ein, und iſt bey vielen eine langwierige Plage, wobey keine andere Beſchwerden ſind, als ein Stechen und Jucken in der Haut, wenn ſie ſich erhitzen. Einige empfinden Unruhe und Beängſtigung, wenn der Ausſchlag verſchwindet, welches aber aufhört, wenn ſolcher wieder hervor kömmt.

Die kurz vorher angeführten Zufälle, ſind nur als allgemeine anzuſehen, wenn der Frieſel allein, ohne eine andere Krankheit erſcheint. Trifft derſelbe ſolche Perſonen, welche milzſüchtig ſind, oder Kindbetterinnen: ſo vergeſellſchaften ſich noch andere Zufälle damit. Der Frieſelausſchlag tritt alsdann, ſo wie die mehreſten Krankheiten, unter der Larve anderer Zufälle auf. Bey hiſteriſchem Frauenzimmer erregt derſelbe vor dem Ausbruche alle Zufälle der Mutterbeſchwerung; eben ſo auch bey den Hypochondriſten. Giebt man aber auf die weſentlichen und erſt gedachten Anzeigen des Frieſels Acht, ſo kann man den verſteckten Feind doch unter den vermiſchten Auftritten erkennen. Eine große Mattigkeit und Entkräftung, die auch bis zur Ohnmacht ſteigt, pflegt ſich vor dem Ausbruche des Frieſels, insbeſondere bey dem Frauenzimmer, einzuſtellen.

Der Tag, wenn der Frieſel ausbricht, kann nicht genau beſtimmet werden. Insgemein geſchieht es am vierten Tagee, zuweilen am ſechsten und ſpäter, manchmal auch noch früher. Die Haut zieht ſich zuſammen, und ſcheint einer Gänſehaut ähnlich zu ſeyn. Der Ausſchlag iſt unzählig, und etwas ſcharf anzufühlen. Zuerſt kömmt er am Halſe hervor, hernach auf der Bruſt und Rücken, zuletzt an Armen und Händen. Nachdem der Ausſchlag ausgetreten iſt, laſſen auch die Zufälle, wel-

welche vorher dem Kranken beſchwerlich waren, nach; er wird ruhiger und munterer. Die Haut, welche vorher trocken war, wird feucht; der Puls, welcher im Anfange hart und ſchnell ſchlug, wird weich und langſamer. Vor dem Austritte des Frieſels iſt der Leib bey den meiſten verſchloſſen, daß man auch kaum mit einem Klyſtiere Oeffnung verſchaffen kann. Nach dem Austritte pflegt ſich der Leib ohne Beyhülfe zu öffnen. Auch an dem Urin wird man eine merkliche Veränderung gewahr. Bey dem Anfange der Krankheit erſcheint derſelbe insgemein wäſſerig und klar; nachdem der Frieſel aber in die Höhe getreten iſt, wird er trübe; auch pflegt ſich die Monatszeit wieder einzuſtellen.

Wenn man den Frieſelausſchlag auch nicht an der hirſenförmigen Erhabenheit der Haut erkennen könnte, ſo verräth ſich ſolcher doch durch den ſtrengen und wiedrigen Geruch, welcher ſich alsdann am ſtärkſten äußert, wenn der Ausſchlag erſcheint. Insgemein ſteht der Frieſel vier Tage in der Haut, in welchen ſich die Erhabenheiten nach und nach mit einer übelriechenden Feuchtigkeit anfüllen. Nach dem Ablauf dieſer Tage vertrocknet der Ausſchlag allmählich, verwandelt ſich in Geſtalt der Schuppen mit einem unbeſchreiblichen Jucken, welche abfallen, und der Kranke gelangt nach und nach zu ſeiner vorigen Geſundheit.

Bey allen Krankheiten, inſonderheit aber bey der gegenwärtigen, kömmt es ſehr viel auf den Zuſtand des Körpers an. Iſt der Kranke ſchon vorher mit einigen Uebeln behaftet geweſen, als: mit einer Verſtopfung der goldenen Ader, mit einer Verhaltung der Monatszeit; oder iſt die Perſon ſchwanger, oder mit hiſteriſchen und hypochondriſchen Zufällen geplagt; iſt ſie durch Gram und andere Leidenſchaften ſchon vorher entkräftet worden: ſo iſt der Ausgang immer etwas zweifelhaft. Eben dieſes findet auch Statt, wenn eine ungeſunde Witterung iſt, anſteckende Krankheiten herr-

ſchen; noch mehr aber iſt der Kranke in Gefahr, wenn der Frieſel zu einer andern Krankheit, als: Pocken, Maſern, bösartigen Fiebern ꝛc. ſchlägt. Ein Glück, wenn alsdann der Kranke mit dem Leben davon kömmt!

Es iſt eine verdächtige Vorbedeutung, wenn der Kranke, nachdem der Ausſchlag häufig ausgetreten iſt, keine Beruhigung empfindet; wenn der Puls klein und hart bleibt, der Athem ſchwer, und in der Herzgrube Beängſtigung verſpüret wird. Eben dieſes gilt auch, wenn das Frieſelfieber mit einem ſtarken Schweiße eintritt, wodurch der Kranke abgemattet wird; wenn der Urin wäſſerig und häufig abgeht mit einem beſtändigen Triebe zum Harnen, oder wenn der Urin, der ſchon trübe war, wieder wäſſerig wird, oder ein Durchfall ſich mit Bauchſchmerzen einfindet.

Ein gefährliches Zeichen iſt es, wenn der Ausſchlag wandelbar iſt, bald zum Vorſchein kömmt, gleich darauf aber wieder zurück tritt. Tritt er mit einmal ganz zurück, ſo ſchwebt der Kranke in augenſcheinlicher Gefahr. Die Zufälle, welche auf das Zurücktreten erfolgen, ſind nach den Theilen, auf welche die Frieſelſchärfe fällt, verſchieden. Insgemein leidet die Bruſt; der Athem wird verkürzet, mit untermiſchten öftern Seufzen. Zuweilen folgt ein trockner Huſten darauf. In den mehreſten Fällen wirft ſich die Frieſelſchärfe nach dem Halſe, worauf ein Zuſammenſchnüren deſſelben, Entzündungen, Schwämme auf der Zunge und im Munde, zu erfolgen pflegen. Einige bekommen ein Reißen im Leibe; Andere klagen über Brennen im Urin; Verſchiedene über Gliederſchmerzen, einſeitiges Kopfweh, auch über Seitenſtiche.

Tödtliche Vorbedeutungen ſind, wenn der zurück getretene Frieſel durch keine Mittel wieder nach der Haut getrieben werden kann, wenn er ſich in den Eingeweiden feſt ſetzt, Entzündung und den Brand daſelbſt erreget. Dieſe betrübte Wirkung entdeckt man an der innern ſtar-

ken Hitze, wobey die äußern Glieder kalt ſind; oder umgekehrt, wenn in den äußern Theilen eine brennende Hitze, und in den innern eine Kälte verſpüret wird. Insgemein endiget ſich dieſes Trauerſpiel mit Schlucken, Ohnmachten und Zuckungen. Dieſe traurige Folgen entſtehen insbeſondere bey dem weißen Frieſel; bey dem rothen ſind die Zufälle, wenn ſolcher zurück tritt, ſelten mit einer ſo großen Gefahr verknüpft.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe Krankheit mehr die Reichen, als Armen, verfolget. Perſonen, die im Ueberfluß leben, viel warmes Getränk, als: Thee und Kaffee, und unreines Waſſer trinken, welche viel mehlige Speiſen, Kuchen und Früchte genießen, ſich oft verkälten, die gewöhnlichen Verminderungen des Blutes verabſäumen, viel Sorge und Kummer haben, viel denken und eine müßige Lebensart führen, bey welchen die Blutflüſſe verſtopft ſind, ins beſondere der weiße Fluß ſich verhält: ſind dem Frieſel am meiſten unterworfen, überhaupt aber das Frauenzimmer mehr, als das männliche Geſchlecht.

Am gewöhnlichſten ſtellt ſich der Frieſel bey Kindbetterinnen ein, bey welchen er auch zugleich am gefährlichſten iſt. Bey ſolchen pflegt der Frieſelausſchlag ſich am dritten oder vierten, zuweilen auch am ſiebenten oder zehnten Tage nach der Entbindung einzufinden. Welche Menge von Wöchnerinnen hat nicht das Frieſelfieber, mitten in der Freude über eine glückliche Geburt und bey dem erſten Anblicke ihrer Leibesfrucht, weggeraffr! Die Aerzte bemühen ſich zwar die Gründe begreiflich zu machen, warum eben ſolche Perſonen die Opfer dieſer Krankheit ſeyn. Sie ſuchen dieſelben in dem Blute während der Schwangerſchaft, und in dem Zuſtande nach der Entbindung. Da wir aber das Frieſelgift nicht in ſeiner Natur kennen, ſo wird es immer ſehr ſchwer ſeyn, die wahre Beſchaffenheit zu entwickeln. Es kann auch ſeyn, daß der häufige Genuß des Kaffee

zur Entſtehung deſſelben etwas beytragen kann, welcher den Wöchnerinnen überhaupt mehr ſchädlich als nützlich iſt. Ich glaube aber, daß die gewöhnlichen heißen Stuben, worin man ſolche Perſonen, nach einem verjährten Vorurtheile, zu halten pflegt, das meiſte zur Entſtehung des Frieſels beytragen. Nimmt man noch hiezu den Mangel gehöriger Bewegung in der Zeit der Schwangerſchaft, eine übel geordnete Diät, und die Leidenſchaften: ſo kann man ſich die Entſtehung dieſes Ausſchlages in dem Wochenbette, in einigem Zuſammenhange gedenken.

Das Frieſelfieber gehört auch unter die Krankheiten, womit die Arzneywiſſenſchaft, vor nicht gar langer Zeit, zum Schaden des menſchlichen Geſchlechts, bereichert worden iſt. Ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchien dieſes Fieber zuerſt in Leipzig, als ein ganz unbekanntes Uebel: inſonderheit waren die Wöchnerinnen dieſer Krankheit ſehr ausgeſetzt, daher ſie auch das leipziger Wochenfrieſel genannt wurde. Das Traurigſte bey einer ſolchen neuen Erſcheinung iſt, daß die Erſtern, welche davon befallen werden, faſt ohne Rettung verloren ſind. Entweder iſt die Natur zu ſchwach, dem andringenden unerkannten Uebel zu widerſtehen, oder die Aerzte, welche die Eigenſchaft deſſelben nicht kennen, richten durch eine verkehrte Curmethode das Leben zu Grunde. Hiezu kömmt noch die wichtige Bemerkung, daß eine neue Krankheit, bey ihrem erſten Ausbruche in einer Weltgegend, weit heftiger wüthet, als wenn ſie ſchon viele Jahre in dieſem Klima geherrſcht hat. Der Fortgang der Zeit, die unzähligen Wanderungen durch die Bewohner einer ſolchen Gegend, entkräften einiger Maßen das flüchtige Gift, und benehmen ihm ſeine ſchnell tödtende Kraft. Welche erſchreckliche Verheerungen haben nicht die Blattern, da ſie von Europa nach Amerika durch die Spanier gebracht wurden, unter den unglücklichen Einwohnern dieſes Landes angerichtet! Selbſt die Peſt hätte keine größere Verwüſtung machen können. Wie fürchterlich war nicht die Luſtſeuche, als die Spanier ſolche mit ihren erbeuteten Schätzen nach Europa überführten! Alle Zufälle waren weit heftiger, als zu unſern Zeiten; und da man keine Heilmittel wider dieſe amerikaniſche Seuche kannte, womit man ihr gleich im Anfange hätte begegnen können, war der Tod, oder ein jämmer-

merliches Leben, unvermeidlich. Eben ein ſolches Schickſal hat man auch bey dem erſten Auftritte des Frieſels beobachtet. Unbekannt mit der Natur dieſes Ausſchlages, wählte man mehrentheils verkehrte, nämlich hitzige und ſtark austreibende Mittel, und beſchleunigte dadurch den Tod der Kranken.

Ehe ich auf die ſichere und vernünftige Curmethode des Frieſels komme, wollen wir noch einmal auf das Bild der Krankheit zurück ſehen, weil auch um ſo viel mehr die Urſache des Verfahrens einem Jeden begreiflich ſeyn wird.

Wir wiſſen, daß der Frieſelausſchlag von einer ſehr flüchtigen Eigenſchaft iſt, welcher ſchnell und durch den geringſten Trieb in der Haut erſcheint, aber auch eben ſo ſchnell, ja noch ſchneller bey einer geringen Veranlaſſung wieder zurück tritt. Bey allen Ausſchlagfiebern muß man darauf bedacht ſeyn, den Ausſchlag zur gehörigen Zeit nach der Haut zu leiten, wenn die Natur den Austrieb nicht ſelbſt bewirket; und wenn er einmal in der Haut ſteht, ſolchen darin ſo lange zu erhalten ſuchen, bis er völlig abgetrocknet iſt. Dieſe Regel muß auch bey dem Frieſel beobachtet werden. Man kann aber ſeine Gegenwart im Körper durch keine untriegliche Kennzeichen, ehe er ausbricht, errathen, folglich auch mit Gewißheit alsdann keine austreibende Arzneyen gebrauchen, deſto gewiſſer aber, wenn er zurück tritt.

Durch welche Arzneyen ſoll man nun den Frieſelausſchlag, wenn er zu früh verſchwunden iſt, wider austreiben? Können wir wohl hitzige Mittel zu dieſem Zweck gebrauchen? Nein, dieſes verbietet nicht allein die Arzneywiſſenſchaft, ſondern auch ſchon die geſunde Vernunft. Hitzige Mittel machen einen flüchtigen Ausſchlag noch flüchtiger und ſchärfer. Je gewaltſamer er ausgetrieben wird, deſto ſchneller tritt er auf die innern Theile zurück, erreget unbeſchreibliche Angſt, Unruhe und Entzündung in den Eingeweiden, entkräftet den Kranken, verſetzt ihn in den Zuſtand der Phan-

taſien und Raſerey. Alle hitzige Tropfen und Schweißmittel ſind hier durchaus ſchädlich, und als ein wahres Gift anzuſehen. Ein zurück getretener Frieſel muß bloß mit gelinden Arzneyen nach der Oberfläche der Haut geleitet werden. Sehr oft kann man ihn durch heißen Thee wieder nach der Haut bringen. Durch den Fliederthee erreicht man ſeine Abſicht noch gewiſſer. Der Thee von Kamillenblumen, wenn ſolcher nicht zuwider iſt, leiſtet eben dieſe Wirkung, und lindert zugleich den Krampf und die Beängſtigung. Sollten die Hinderniſſe, welche den Frieſelausſchlag zurück halten, durch den vorgeſchlagenen Thee nicht gehoben werden können: ſo nehme man ein Campherpulver, von 2 Gran Campher mit 4 Gran Salpeter und einem Stücke Zucker gerieben. Es kann auch 1 Gran Campher mit Zucker gerieben allein, alle 2 oder 4 Stunden gebraucht werden, bis der Frieſel wieder zum Vorſchein kömmt. Das gelinde Reiben der Bruſt und des Unterleibes mit weichem Flanelle, hat den Ausſchlag oft wieder hergeſtellt. Sind die Füße kalt, ſo müſſen ſie gleichfalls gerieben werden. Das ſicherſte Mittel aber, den Frieſelausſchlag nach der Haut zu ziehen, ſind die ſpaniſchen Fliegen, zwiſchen die Schulterblätter oder auf die Füße gelegt, ſo bey drohenden Gefahren als das einzige Rettungsmittel übrig bleibt.

Wenn der Ausſchlag nun ſchon in der Haut ſteht, muß man denſelben, bis zur Austrocknung in dem Gewebe der Haut zu erhalten ſuchen. Hiezu wird aber mehr, als bloße Arzneyen, erfordert. Die ganze Wartung und Pflege des Kranken muß zu dieſem Zwecke eingerichtet werden.

In keiner Krankheit iſt ein heißes Zimmer ſchädlicher, als in dieſer; und nichts kann den Ausſchlag leichter zurück treiben, als wenn der Kranke mehr als mäſſig warm gehalten wird, es möge ſolches durch die Stubenwärme, oder durch ſtarke Bedeckungen, geſchehen.

Eben

Eben ſo ſchädlich iſt ein kühles Verhalten. Mit wie vieler Aufmerkſamkeit hat man alſo nicht auf die Mäßigung der den Kranken umgebenden Luft zu ſehen!

Ein kalter Trunk hat manchen Frieſelpatienten hingerafft. Zorn, Schreck, Gram, und alle heftige Leidenſchaften, haben eine gleiche traurige Wirkung gehabt, worauf ein ſchnelles Zurücktreten des Ausſchlages zu erfolgen pflegt, welcher oft durch keine Mittel wieder nach der Haut geleitet werden kann. Welche wichtige Nothwendigkeit verpflichtet uns alſo nicht, alle dieſe Urſachen von dem Kranken zu entfernen, und alle Behutſamkeit anzuwenden, ſein Gemüth in dem Gleichgewichte der Ruhe zu erhalten!

Aber auch kühlende Arzneyen können bey dem Frieſel ſchädlich ſeyn. Die Aerzte haben ſogar von dem Gebrauche des Salpeters eine üble Wirkung beobachtet. Sie verſtatten den Gebrauch deſſelben zu wenigen Granen, und nur bey gewiſſen Umſtänden. Die kühlenden Tropfen, welche von dem D. **Minderer** den Namen führen, und die in den Apotheken zu haben ſind, können ſicher gebraucht werden, weil ſie nicht allein die Hitze mindern, ſondern auch gelinde austreiben. In deren Ermangelung, kann man dem Kranken, wenn er einen vollen Puls und ſtarke Hitze hat, entweder einen Theil von dem aus gleichen Theilen Salpeter, vitrioliſirten Weinſtein und fein pulveriſirten Krebsſteinen oder Muſchelſchalen beſtehenden Temperirpulver, mit 2 Theilen Krebsſteinpulver vermiſchen, und alle 4 Stunden eine Meſſerſpitze voll geben, oder ihn auch 4 Gran Salpeter, mit Zucker gerieben, einnehmen laſſen. Iſt aber der Puls klein, und der Kranke matt, ſo finden ſolche Pulver nicht Statt, ſondern in ſolchem Falle ſind ſtärkende Mittel heilſamer.

Von Getränken, ſind Bier und Wein dem Kranken ſchädlich. Der Gerſtentrank allein, oder mit Hirſchhorn gekocht, oder auch das Hirſchhornwaſſer, wird

von den mehreſten Aerzten empfohlen, wozu ſie noch Scorzoner- oder Saſſaparillwurzel nehmen. Man kann etwas Citronſaft zuſetzen. Citronſaft und Waſſer aufgekocht und mit Zucker verſüßt, ſind gleichfalls in der Hitze dienlich, ins beſondere wenn man den Zucker mit aufwallen läßt. Ein leichtes und wohl gegohrnes Tiſchbier kann dem Kranken auch erlaubet werden.

Iſt aber der Kranke ſehr abgemattet und ſchwitzt dabey ſehr ſtark, ſo muß man ihn nicht mit häufigem Theetrinken oder mit dem Gerſtentranke martern, wodurch unfehlbar der Schweiß und die Entkräftung noch mehr zunehmen würden. Hier ſind ſäuerliche und erquickende Sachen weit dienlicher, wohin der vorgedachte Citronentrank gehört, zu welchem man noch etliche Löffel voll Wein gießen und mit kochen kann. Die Hirſchhorngallerte mit Citronen und Wein gemacht, davon theelöffelweiſe, doch nicht kalt, gegeben, erquickt und ſtärkt den Abgematteten. Man kann auch folgenden Julepp verfertigen. Man nimmt eine Hand voll friſcher oder getrockneter Akeleyblumen, oder Klapperroſen, oder auch Roſenblätter, gießt eine Theetaſſe voll kochend Waſſer darauf, läßt es über Kohlen gelinde aufwallen, ſeihet das Waſſer durch, und drückt es zugleich aus. In dieſes durchgeſeihte Waſſer wirft man nach und nach, währendem Kochen über Kohlen, ſo viel Zucker hinzu, bis man an den Proben auf einem kalten Teller ſieht, daß es ſchon die Dicke eines Syruppes hat. In dieſen Sirupp tröpfelt man nach und nach einige Tropfen Vitriolgeiſt, rührt ihn ſorgfältig um, und tröpfelt wieder einige Tropfen ein, bis der Saft angenehm ſäuerlich iſt. Dieſer mit dem bekannten Liquor anodynus des Hoffmanns vermiſchte Julepp, wird den Entkräfteten ebenfalls ſtärken und beruhigen. Man kann ſich auch in ſolchem Zuſtande eines Chinatrankes, deſſen Zubereitung im XIII. Th. S. 297, zu finden iſt, bedienen. Dieſer Trank treibt

nicht

nicht allein den Ausſchlag hervor, ſondern erhält ihn auch in der Haut, und ſtärkt die abgemattete Natur.

Die Behutſamkeit, welche ich im Anfange der Cur empfohlen habe, iſt auch ins beſondere bey der Oeffnung des Leibes zu beobachten. Eine anhaltende Verſtopfung vermehret Angſt, Unruhe und Beklemung; ein Durchfall hingegen zieht den Ausſchlag zurück, oder verhindert, daß er nicht zum Vorſchein kommen kann. Wie ſoll man ſich alſo in beyden Fällen verhalten? man hebe die Verſtopfung durch ganz gelinde und erweichende Klyſtiere, worin nichts reizendes enthalten iſt, von Regenwaſſer und ungeſalzener Butter, oder auch von Habergrütze und Baumöhl, oder auch von Waſſer allein. Deſto ſchwerer iſt es, den Durchfall zu heben, ohne dem Kranken dadurch Schaden zu zufügen. Die Aerzte rathen, man ſolle zu einem Pulver von Krebsſteinen, ſchweißtreibendem Spießglanz, einige Grane Caſcarille zuſetzen. Wenn aber dieſe Mittel nicht im Hauſe ſind, wenn auch die in dergleichen Fällen gerühmte Fettwurzel (Conſolida major, Symphytum) nicht vorhanden iſt, welches Mittel ſoll man alsdann ergreifen? Ein Säckchen mit trocknen Kräutern, von Krauſemünze, Kamillen, Majoran, Liebſtöckel, und andern, die einen Geruch haben, halten gelinde an. Klyſtiere von gekochten Kälberfüßen, oder von Habergrütze, worin das Gelbe vom Ey geklopft worden iſt, ſind ſo gar in der Ruhr wirkſam. Entſteht aber der Durchfall von dem Brande in den Gedärmen, welchen man an dem geſpannten Unterleibe, an dem polternden Geräuſche und an dem Unrathe, welcher wie Rotz anzuſehen iſt, erkennet: ſo iſt alle Hülfe vergebens. Vielmals ereignet es ſich, daß der Durchfall von dem zurück getretenen Frieſel entſteht. In ſolchem Falle ſind die austreibenden Mittel, inſonderheit die ſpaniſchen Fliegen, die beſten Mittel den Durchfall zu hemmen.

Noch eine wichtige Sache haben wir bey dem Frieſel zu überlegen. Es betrifft ſolche den Aderlaß. Es

iſt unendlich viel daran gelegen, daß wir die Umſtände richtig beurtheilen, in welchen der Aderlaß nützlich oder ſchädlich iſt. Wir können durch einen glücklichen Aderlaß den Kranken mit einmal von ſeiner Unruhe und Beängſtigung befreyen, und dem Frieſelfieber dadurch eine gute Richtung geben; wir können aber auch durch eine zur unrechten Zeit vorgenommene Verminderung des Blutes, den ganzen Lauf der Krankheit in Unordnung bringen, den Patienten ſchwächen, und zur Beförderung des Todes nicht wenig beygetragen. Ich will die Umſtände, ſo viel als möglich, genau bezeichnen, damit Niemand hierin ſo leicht einen Fehler begehen könne.

Der Aderlaß findet zuvörderſt in dem Falle Statt, wenn bey einer Kindbetterin der Abfluß des Blutes ſtehen geblieben, und aus den oben beſchriebenen Anzeigen zu vermuthen iſt, daß ein Frieſel ausbrechen werde, oder wenn er auch ſchon wirklich ausgebrochen iſt. In ſolchen Verhältniſſen kann man noch vor dem Ausbruche des Frieſels die Ader ohne Bedenken öffnen laſſen: nur muß man nicht damit zaudern. Hier vermindert die Oeffnung der Ader alle Beängſtigungen, Schmerzen und Unruhe, und der Frieſel kömmt ohne alle Beſchwerden zum Vorſchein, wodurch der Kranke in eine ſanfte Beruhigung geſetzt wird, oder es wird der Ausſchlag dadurch noch mehr befördert. Ferner iſt der Aderlaß auch in dem Falle nützlich, wenn man bey dem Kranken augenſcheinliche Merkmale der Vollblütigkeit wahrnimmt, und der Frieſel unbeſtändig iſt, daß er bald hervor tritt, bald aber auch wieder verſchwindet, ohne eine äußerliche Urſache, und ohne daß die Leidenſchaften Schuld an dieſer Veränderung ſind. Die Oeffnung kann an dem Fuße geſchehen, wenn das Blut ſtark nach dem Kopfe dringt. Nach dem Aderlaſſe läßt man heißen Thee trinken. Schädlich hingegen iſt der Aderlaß, wenn der Patient ſtark ſchwitzet, eine Schwachheit äußert, der

Puls

Puls klein und schnell schlägt, oder sich gar Ohnmachten einstellen.

Die flüchtige Eigenschaft des Friesels erfordert noch mehrere Regeln, welche bey der Cur zu beobachten sind. Bey den meisten Krankheiten dient es zu einer augenscheinlichen Erleichterung, wenn der Kranke sich eine Zeitlang außer dem Bette aufhält; bey dem Friesel hingegen verhütet man das lange Sitzen, weil der Patient leicht in Ohnmacht fallen und der Friesel zurück treten kann. Bey dem Umwechseln der Wäsche hat man eben die Vorsicht, welche ich bey dem bösartigen Flußfieber, Th. XIV, S. 428, empfohlen habe, zu beobachten.

Aus der bisherigen Beschreibung der Cur des Friesels wird ein jeder einsehen, daß es dabey mehr auf eine genaue Pflege und Diät, als auf die Arzneyen, ankomme. Auch die besten Arzneyen sind vergebens, wenn jene beyden Stücke nicht gehörig beobachtet werden.

Ich füge noch von dem langwierigen (chronischen) Friesel, einige Anmerkungen bey. In den meisten Fällen ist dieser ohne Gefahr: und er verursachet nur einige leichte Beängstigungen, wenn er verschwindet. Ich habe verschiedene Personen gekannt, welche mit diesem Uebel behaftet gewesen sind. Sie sind von ihrer Plage dadurch befreyet worden, daß sie 2 Theile von dem hallischen Pulver wider die Schärfe, und 1 Theil von dem antispazmodischen, gebraucht haben. Ein hartnäckiger langwieriger Friesel weicht nicht durch solche leichte Mittel. Es muß dabey eine genaue Diät beobachtet, zum öftern gelinde Abführungen gebraucht, und ein blutreinigender Trank von Chinawurzel, Sassaparille, Klettenwurzel ꝛc. täglich getrunken werden. Der gewöhnliche Aderlaß muß niemals versäumet, auch dabey auf die goldene Ader gesehen werden.

Friesiren, siehe Frisiren.

Friesisch, aus Friesland gebürtig, daselbst verfertigt, nach Art der Friesländer, Friesländisch. Friesische Pferde, so in Friesland geworfen worden; siehe unter Pferd.

Friesische Reiter, eine Art von Schlagbaum; siehe unter Reiter.

Friesländer, der aus Friesland gebürtig ist. Ein friesisches Pferd wird im gem. Leben gleichfalls ein Friesländer genannt. Der grüne Friesländer ist in einigen Gegenden der Name des grünen Kopfsalates.

Friesländischer Hahn, siehe Huhn, No. 13.

Frimas, siehe Reif.

Fringilla, siehe Fink.

Fringiren, ein aus dem Franz. fringuer entlehntes Wort, welches bey den Färbern an einigen Orten üblich ist, und so viel bedeutet, als: das gefärbte Zeug stark auswinden oder ausringen, indem man es zusammen drehet. Daher das Fring-Eisen oder Fringir-Eisen, der Haspel, vermittelst dessen solches geschieht, und welcher auch der Hengst heißt; der Fring-Nagel u. s. f.

Das Franz. fringuer, stammet von dem deutschen ringen, Nieders. wringen, ab.

Friolet, eine Art Birn; siehe Th. V, S. 418.

Friperie, Fripier; siehe Trödel.

Friponnes, Fripons, bey den Confecthändlern, kleine runde Schachteln mit Quittenbrod oder Quittenlatwerge, insonderheit aus Orleans.

Friquet, Eyerschaufel; siehe unter Schaufel.

Frisch. 1. Eigentlich, kühl, ein wenig kalt; Nieders. frisk, Engl. fresh, Fr. frais, Schwed. frisk. Das Wasser ist ganz frisch, kühl. Frische Luft schöpfen. Ein frischer Keller, in welchem es kühl ist. Ein frischer Trunk. Es ist heute ganz frisch, ein wenig kalt.

2. Figürlich in verschiedenen Bedeutungen, welche insgesamt von der kühlen Beschaffenheit der Luft und des Wassers, und deren Wirkung auf den menschlichen Körper in der Hitze, hergenommen zu seyn scheinen.

1) Noch

1) Noch unverdorben, was noch seine völlige Güte hat; Lat. Recens. Eine frische Ruthe, ein frischer Ast, im Gegensatze eines dürren. Frischer (grüner) Bast, frische Rinde. Frisches Wasser, welches noch nicht trübe ist. Besonders von Eßwaaren, im Gegensatze dessen was verdorben, riechend faul ist. Frische Waaren. Frische Austern, frische Häringe. Das Fleisch ist noch frisch. Die Eyer sind nicht mehr frisch. Im Hüttenbaue wird frisch von Mineralien gebraucht, welche noch nicht todt gebrannt, sondern noch flüssig sind. Frische Schlacken, so von flüssigen Erzen kommen. Frisches Bley, zum Unterschiede von der Glätte; siehe Frisch-Bley. Frisch machen, das Kupfererz mit Frischbley reinigen; siehe Frischen. Frisches Gestein, im Bergbaue, festes Gestein, welches nicht brüchtig ist, und keiner Zimmerung bedarf.

2) Was erst vor kurzem entstanden oder geschehen ist. (a) Was erst vor kurzem geschehen ist, nur in einigen Fällen. Jemanden auf frischer That ertappen, während der That, auf der That; welche That ehedem eine handhafte That oder Handlung genannt wurde. So auch als ein Adverbium für jetzt, erst. Frisch gekochte Speisen, die erst jetzt gekocht sind. Frisch abgeschnittene Zweige. Imgleichen für neu. Von frischem, von neuem. (b) Was erst vor kurzem in seinen gegenwärtigen Zustand versetzt worden ist. Frische Rosen, welche erst abgebrochen worden sind. Frisches Obst. Ein frisches Bett, welches erst überzogen worden ist. Frischer Schnee, welcher erst gefallen ist. Ein frischer Schmerz, welcher erst verursacht worden ist. Eine frische Wunde. (c) Was erst vor kurzem verfertiget worden ist, doch nur noch von solchen Dingen, welche zum Essen und Trinken dienen. Frisches Brod. Frischer Käse. Frisches Oehl, Bier. Frische Eyer, welche erst geleget worden sind. Frisches Fleisch, welches vor kurzem geschlachtet worden ist, zum Unterschiede des

ein-

eingesalzenen und geräucherten. Frische Fische. Frische Butter, welche erst verfertigt worden ist. Frische Häringe, welche vor kurzem eingesalzen worden sind. Frische Austern, frische Citronen u. s. f. welche erst angekommen sind. Die Waaren sind noch ganz frisch, sind erst vor kurzem angekommen. In einigen Fällen auch von andern Dingen für neu. Frische Fahrten einhängen, im Bergbaue, für neue. Daß dieses Wort ehedem auch für jung überhaupt müsse seyn gebraucht worden, scheint aus dem Neutro frischen und aus dem Hauptworte Frischling zu erhellen.

3) Was noch nicht gebraucht ist, und daher noch seine völlige Güte hat; eine Fortsezung der vorigen Figur. Frische Kohlen, die noch nicht gebraucht worden sind, im Bergbaue. Ein frisches Faß anstechen, so noch nicht angezapft worden ist. Eine frische Tonne aufmachen. Frische Hunde anhetzen, die sich noch nicht müde gejagt haben. Frische Pferde nehmen, Fr. prendre des chevaux frais, oder des relais; frische Mannschaft anrücken lassen, so ihre Kräfte noch nicht erschöpft haben, Fr. Troupes fraiches. Dahin gehört auch die Redensart: die Sache ist mir noch im frischem Andenken, Fr. je suis encore frais de cela, j'ai la mémoire fraiche de cela, wenn dasselbe noch nicht geschwächet worden ist.

4) Munter, muthig, im gem. Leben und der vertraulichen Sprechart. Frisch daran seyn. Frisch von Statten gehen. Frisch und gesund seyn. Frisch und munter seyn. Ein frischer Muth. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Frisch einschenken. Sich frisch (hurtig) anziehen. Es geht alles frisch von Statten. Ich will frisch hinter einander wegschreiben. Auch von Farben, für lebhaft. Eine frische (muntere) Farbe; siehe Frische 1. Frischer Wind, in der Seefahrt, ein günstiger ziemlich starker Wind.

In den meisten dieser figürlichen Bedeutungen lautet es im Nieders. frisch, und mit Versezung des r versch, varek, im Dän.

Dän. fris, fersk, im Angels. ferſch, im Engl. fresh, im Holländ. friſch, berſch, in Franz. frais, im Ital. fresco, im Schwed. frisk, und fersk, im mittlern Lat. freſchus, friſcus.

Frisch-Bäcker, diejenigen Bäcker, welche alle Tage, wenn die Reihe sie trifft, frisches Brod backen, oder wie man im gem. Leben sagt, das Frischbacken haben.

Frisch-Bley, im Hüttenbaue, frisches Bley, d. i. Bley, welches in seiner wahren metallischen Gestalt vorhanden ist, zum Unterschiede von der Glätte, welche ein verderbtes, in Kalk verwandeltes Bley ist. In diesem Verstande wird sowohl das aus dem Erze geschmelzte, als auch das aus der Glätte wider hergestellte Bley, Frischbley genannt. In engerm Verstande führt nur das letztere diesen Namen. Siehe Frisch 2 (1), Frischen, und in den Supplementen Anfrischen.

Frisch-Boden, siehe Th. X, S. 615.

Frisch-Eisen, auf den Eisenhämmern: 1. Eisen, welches in den hohen Oefen sich zu sehr sammelt und nicht fließen will; weil es durch das allzu starke Gebläse nur wieder hart und frisch, d. i. kalt geblasen wird.

2. In einem entgegen gesetzten Verstande auch nochmals geschmelztes und gereinigtes Eisen; siehe Frischen 3; und Th. X, S. 613.

Frisch-Esse, auf den Eisen- und Stabhämmern, eine Esse, in welcher das aus dem hohen Ofen gekommene Eisen gefrischet, d. i. nochmals geschmelzet und gereiniget wird; siehe Frischen 3, und Th. X, S. 613.

Frisch-Feuer, (Rheinländisches) s. Th. X, S. 619.

Frisch-Gestübe, siehe unter Gestübe.

Frisch-Glätte, siehe unter Glätte.

Frisch-Heerd, oder Frisch-Ofen, in dem Hüttenbaue, 1. derjenige Ofen, in welchem dem Schwarzkupfer Bley zugesetzet wird, um es dadurch von dem Silber zu scheiden; siehe Frischen 4.

2. In den Eisen- oder Stabhämmern, der Heerd, wo die Eisengänse gefrischet, oder von neuem geschmelzet werden; siehe Frischen 3, und Th. X, S. 613.

Frisch-Knecht, siehe unter Frischer.

Frisch-Melk, siehe unter Melk.

Frisch-Ofen, siehe Frisch-Heerd.

Frisch-Pfanne, in den Seigerhütten, eiserne Pfannen, worin das Kupfer gefrischet, d. i. zu Seigerstücken gegossen wird; siehe Frischen 4.

Frisch-Schlacken, in dem Hüttenbaue, frische Schlacken, d. i. Schlacken, welche von flüssigen Erzen kommen, und gute Zuschläge abgeben; siehe Frisch 2 (1).

Frisch-Stück, in den Seigerhütten, diejenigen Erzkuchen oder Stücke Schwarzkupfer und Bley, welche bey dem Frischen des Kupfers entstehen, und auch Seigerstücke genannt werden: siehe Frischen 4.

Frisch-Zacken, im Hüttenbaue, lange dicke eiserne Platten, womit der Frischheerd auf den Eisenhämmern ausgesetzet wird; siehe Th. X, S. 615.

Frische, die Frische, das Hauptwort von dem Beyworte frisch, welches aber nur in einigen wenigen Fällen gebraucht wird.

1. Bey den Malern bedeutet die Frische der Farbe, insonderheit der Fleisch-Farbe, Fr. Fraîcheur de la couleur, die wahre und schönste Farbe, die man einer Figur, insonderheit ihren fleischigen Theilen, giebt. Die Frische des Colorits, Fr. Fraîcheur du coloris, eine der Natur glücklich nachgeahmte Lebhaftigkeit der Tinten.

2. Bey den Jägern, ein wasserreicher Ort, wo das Wild sich frischet, oder erfrischet; siehe Frischen 1.

Frischen, ist in doppelter Gattung üblich.

I. Als ein Activum, frisch machen, doch nach der verschiedenen Bedeutung dieses Wortes auch in verschiedenem Verstande.

1. Kühl machen, wofür doch erfrischen üblicher ist. Indessen kömmt sichs frischen in diesem Verstande noch bey dem Logau vor. Auch bey den Jägern frischet sich der Hund oder ein Thier, wenn es trinkt, wo es auch als ein Neutrum gebraucht wird, der Hund, das Thier frischet.

2. Was

2. Was verdorben, unkenntlich ist, wieder gut und kenntlich machen, in einigen einzelnen Fällen. So frischen die Büchsenschmiede ein gezogenes Rohr, wenn sie es aufs neue reifen oder ausziehen. Siehe in den Supplementen Auffrischen. Die Hunde frischen oder ausfrischen, bey den Jägern, ihnen eine Purganz eingeben; siehe Frischung 3.

3. Eine Sache nochmals bearbeiten, um ihr dadurch einen höhern Grad der Güte zu ertheilen; auch nur als ein Kunstwort in verschiedenen einzelnen Fällen. So wird das aus dem hohen Ofen gekommene Eisen gefrischet, wenn es nochmals geschmolzen wird, um es zu reinigen; siehe auch Frisch-Eisen, Frisch-Esse, Frisch-Heerd, und Th. X. S. 613. Die Goldarbeiter frischen die Fagen, welche sie zusammen löthen wollen, wenn sie solche auffeilen, oder von neuem glatt feilen.

4. Wieder herstellen, auch nur im Hüttenbaue, wo man die Wiederherstellung des Bleies aus der Glätte frischen nennet; siehe Frisch 2 (1), Frisch-Blei, Frisch-Heerd, Frisch-Pfanne, Frisch-Stück. Auch die Arbeit, da man solches Frischblei oder auch nur Glätte zu dem rothen Kupfer setzt, um vermittelst derselben das Silber aus dem Kupfer zu ziehen, heißt frischen.

5. Eine Zeche mit Stollörtern frischen, im Bergbaue, Stollörter in derselben machen.

Daher die Frischung; siehe solches weiter unten besonders.

II. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben Junge werfen, ferkeln, wo dieses Wort doch nur von den wilden Säuen im Jagdwesen üblich ist. Die Bache hat gefrischet. Gefrischte Jungen; daher Frischling.

Frischer, auf den Eisenhämmern, ein Arbeiter, der das Frischen des Eisens verrichtet; siehe Frischen 3. Der Knecht oder Gehülfe des Frischers wird der Frisch-Knecht genannt; siehe Th. X. S. 613.

Frischling, (welches von vielen irrig Fröschling gesprochen oder geschrieben wird) in dem Jagdwesen ein junges wildes Schwein, bis es ein Jahr alt ist; siehe Schwein. (Wildes)

Fruschung. 1. Die Handlung des Frischens in allen Bedeutungen des Activi.

2. Wasser, sofern es den Hunden zum Getränke dient, bey den Jägern. Die Hunde nehmen Frischung, wenn sie saufen. Den Hunden die Frischung holen.

3. Eine Purganz, auch nur bey den Jägern und von den Hunden gebraucht. Den Hunden eine Frischung geben; siehe Frischen 2.

Frise, siehe Fries.

Frisette, siehe Cotonnée, Th. VIII. S 406.

Frisiren, ein Wort, welches aus dem Franz friser, kränseln, kraus machen, entlehnt ist, und vornämlich in folgenden Fällen im gemeinen Leben gebraucht wird.

1. Bey den Tuchbereitern, ein Tuch oder sonst einen tuchartigen und wollenen Zeug frisiren, d. i. die Oberfläche (oder rauhe Seite) des Zeuges aufkratzen, und die Wolle dergestalt in die Runde unter einander reiben, daß sie kraus wird, und sich in kleine, dicht neben einander sitzende Knötchen oder Zöpfchen zusammen drehet. Ueberhaupt werden daher alle wollene Tücher oder Zeuge, welche entweder auf der rechten oder auf der verkehrten Seite etwas gekräuseltes haben, frisirte Tücher oder Zeuge genannt. Diese Tuch- oder Zeugkrause, die man schon vor Alters in den Ratinen (*) gehabt hat, war sonst den Tuchmachern in Deutschland nicht bekannt, hernach aber haben es die Tuchscheerer als eine ihrer vornehmsten Arbeiten bekannter gemacht, und nennen

(*) Weil die Ratine vornämlich auf diese Weise bearbeitet werden: so rührt auch die französische Benennung ratiner, welche mit friser von gleicher Bedeutung ist, eben daher.

nennen es auch courtoniren oder narbicht machen, imgleichen crispiren. Auf der verkehrten Seite werden gemeiniglich nur die zur Trauer bestimmten schwarzen Tücher, auf der rechten Seite aber die Ratine frisirt. An einigen Orten wird diese Arbeit unter die Meisterstücke mit gerechnet. In England hat man diese Arbeit besonders schön gemacht, und uns allerley crispirtes oder frisirtes Zeug unter verschiedenen Nahmen, z. B. Tüffel ꝛc. geliefert, welche aber nunmehr ebenfalls bey uns verfertiget werden.

Sonst nennt man auch wohl die Draps d'Or und Draps d'Argent frisirt, wenn solche auf der rechten Seite nicht recht glatt, sondern auf der Oberfläche etwas gekräuselt und ungleich sind; und diese werden insgemein für die reichsten geachtet.

Nicht sowohl jetzt als vor einiger Zeit machte die Mode die frisirten Tücher beliebt. Heut zu Tage frisirt man wenigstens noch die Flanelle, und zuweilen auch den von allerley Farben bestehenden Moll, welcher stark zu Ueberröcken gebraucht wird. Durch das Frisiren wird die Wolle auf der rechten Seite eines Tuches oder tuchartigen Zeuges kraus, und es entsteht hiedurch eine Knospe (ein Knötchen oder Zöpfchen) neben der andern. Es kann aber ein solches Frisiren der Tücher eben nicht vortheilhaft seyn; denn wenn sich die Knospen abgetragen haben, welches leicht geschieht, so ist das Tuch kahl und ohne Bedeckung.

Grobe Tücher pflegen die Tuchmacher zuweilen mit einer sogenannten Handscheibe zu frisiren. Diese hölzerne Scheibe hat an der obern Seite einen Stiel, auf der untern aber eine Bedeckung von Sand und zerstossenem Glase, welches mit Leimwasser aufgetragen, und wenn es trocken ist, abgerieben wird. Die Haare oder die Wolle des Tuches bleiben beym Scheeren lang stehen, und beym Flanell und Moll werden bloß die obern Spitzen abgeschnitten. In dieser Beschaffenheit legt man den Zeug auf einen gepolsterten Tisch, be-

streicht ihn mit einer Salbe, die aus fettigen und öhligen Bestandtheilen zusammen gesetzt wird, und reibt auf der Oberfläche des Tuches mit der vorgedachten Scheibe, so daß man diese im Kreise herum drehet. Allein diese Arbeit ist mühsam, und giebt dem Zeuge doch keine rechte Frisur. Einige Tuchscheerer frisiren das Tuch vermittelst Bimssteines mit den Händen, welches aber eine saure und langweilige Arbeit ist; und es muß für die Elle 1 bis 2 Groschen bezahlt werden. Weil nun alle diese Kunstgriffe nicht allzu wohl von Statten gehen, auch sehr mühsam, und bey einer großen Menge Zeuge oder Tücher, welche frisirt werden sollen, überhaupt sehr langsam und nicht wohl anzubringen sind: so hat man zu dieser Absicht eine sehr künstliche und sinnreiche Maschine erfunden, welche eigentlich die Frisirmühle, Fr. Frise oder Frisoir genannt wird, wodurch diese Arbeit um ein Großes erleichtert und befördert wird. Diese Maschine haben die Franzosen zuerst erfunden, und von ihnen hat sie Deutschland angenommen. Eine solche Mühle kann entweder durch Menschenhände, oder durch ein Pferd, oder auch durch das Wasser in Bewegung gesetzt werden, ohne daß es nöthig ist, die innern und wesentlichen Theile abzuändern. Wenn man sich von dieser Maschine, welche aus sehr vielen künstlich zusammen gesetzten Theilen besteht, einen deutlichen Begriff machen will, so muß man sich vorstellen, daß die Bewegung derselben von der Beschaffenheit seyn müsse, damit alle und jede Theile eines Stückes Zeuges ganz langsam und beständig gleichförmig durch diejenigen Theile der Maschine, welche die Mühle genannt werden, gehen. Diese Maschine dient nun eigentlich dazu, daß der obere Theil derselben, welcher mit Leim bestrichen, und über diesen mit ganz feinem Sande bestreuet worden ist, dergestalt, daß beyde Schichten zusammen genommen, wenigstens den vierten Theil eines Fingers dick, und so gut als möglich geebnet sind, desto hurtiger bewegt werde.

Fig.

Fig. 798. stellt eine solche Maschine vor, welche durch ein Pferd in Bewegung gesetzt wird. Es steht dieselbe in einem geräumigen Gebäude, welches in zwey Böden abgetheilt ist. a ist der untere Boden, b der obere. In dem untern Boden befindet sich eine verticale Welle c, welche 12 Fuß hoch, und 10 Zoll im Durchschnitte dick ist. Diese Welle geht bis an den Boden des obern Stockwerkes, wo sie mit ihrem Zapfen in einer Pfanne d, welche in dem Balken des Bodens angebracht ist, sich um ihre Achse drehet, so wie sich solche mit ihrem unterstenZapfen auf dem untern Boden in e gleichfalls in einer Pfanne umdrehet. Ungefähr 4 Fuß von der Erde hat diese Welle Speichen f, auf welches ein großes Stirnrad g liegt. Die Speichen sind so lang, daß das Rad 10 Fuß hoch über der Erde liegt. Das Stirnrad greift in einen Drilling h, welcher vertical neben dem Stirnrade auf einer Welle i steckt. Diese Welle läuft mit ihren Zapfen in einer Pfanne des Gerüstes. Der Drilling ist ungefähr 15 Zoll hoch, und die Scheiben desselben haben 20 Zoll im Durchmesser. Er hat 12 Stöcke. Nahe an dem Fußboden auf dieser Welle i steckt ein horizontales Kammrad k, welches mit seinen Zähnen in einen horizontalen Drilling l greift. Dieser Drilling steckt auf einer gleichfalls horizontal liegenden Welle m. Neben dem Drillinge l befindet sich ein Kammrad n, so wie auch auf dem andern Ende eben ein solches Rad o anzutreffen ist. Von diesen beyden Kammrädern n und o setzt jedes einen kleinen Drilling p, welcher vertical auf einer eben so gestellten eisernen Welle steckt, in Bewegung. Da man aber vor den Säulen des Gerüstes solche nicht gut sehen kann, so werde ich sie in einer besondern Zeichnung vorstellen.

Diese Welle mit ihren Drillingen läuft mit ihren untern Zapfen in einer am Boden angebrachten Pfanne, wie Fig. 799 in a zeigt; das obere Ende der Welle aber dreht sich in einer kupfernen Pfanne b, welche 8 Zoll lang, 2 dick, und 3 breit ist. Diese obere Pfanne ist mit Schrauben an dem untern Theile der Mühle oder Kratze c fest geschraubet. Das Ende dieser Welle d, welche nicht mit der Achse in gleicher Linie liegt, sondern nach der Seite gebogen ist, endigt sich in der obern Mutter e, welche an den obern Theil der Mühle f mit Schrauben g fest geschraubet ist. Diese Art von gebogenen Haken d geht in das Loch dieser Pfanne, Fig. 800, hinein, und bewegt sich in derselben hin und wieder. Weil nun die äußerste Krümmung desselben während der Bewegung einen Zirkel beschreibt, dessen Mittel-

punct in der Achse liegt, so wird dadurch die Pfanne e, Fig. 799, wie auch der obere Theil der Mühle f, wo er an solche befestigt ist, in eben eine solche Art der Erderschütterung und zirkelrunden Bewegung gesetzt, als welche erfordert wird, wenn der Zeug verlangtermaßen die erwähnten Knöpfchen erhalten soll.

Die Mühle selbst oder diejenigen Theile, welche das Frisiren bewerkstelligen, sind folgende: Ein doppeltes Gerüste von starkem Zimmerholze, woron der Untertheil q, Fig. 798, auf der Welle der Drillinge p ruhet, als worin der Zapfen d, Fig. 799, der Welle durchgehet. Der Obertheil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, ist ein schweres Stück, welches ungefähr 6 Zoll breit. Unter diesem Obertheile ist ein Bret angebracht, welches mit Lehm bestrichen, und mit feinem Sande überstreuet wird, so, daß es durch beyde Materien einen Ueberzug ¼ Fingers dick erhält, welches aber sehr geebnet ist. Die Puncte in der 799. Fig. bezeichnen das Bret bey f des Obertheiles der Mühle. Da dasselbe schwer ist, so muß es durch einen Hebezug in die Höhe gehoben werden. Zu dieser Absicht ist oben über der Maschine am Balken an einer eisernen Stange h, Fig. 799, eine andere wagerechte Stange i an einem Bolzen k beweglich angemacht, und an dem Ende l sind zween starke Stricke an den Enden des Obertheiles der Mühle f in m mit Ringen befestigt, damit, wenn man an dem Ende der Stange i zieht, vermittelst der Stricke der Obertheil in die Höhe gehoben werde, um den Zeug unterlegen zu können.

Der Untertheil der Mühle q, Fig. 798, ist mit kurzen Haaren ausgestopft, mit einem recht glatten Plüsche überzogen, und an beyden Seiten des Holzes recht stramm ausgespannt. Auf diesen Untertheil kömmt der zu frisirende Zeug zu liegen, weshalb er eine weiche und gleiche Unterlage haben muß. Wenn nun der Obertheil r, Fig. 798, und f, Fig. 799, mit dem Hebel i k in die Höhe gehoben wird, so kann man das zu frisirende Tuch darunter legen. Damit aber auch der frisirte Zeug, welcher nicht allzu lange unter den Gängen bey dem Frisiren liegen bleiben muß, auch allmählig wieder von der Mühle gebracht werde, so wird solches folgendergestalt bewerkstelliget. Die Welle m, Fig. 798, des Getriebes l dreht zugleich ein Getriebe oder einen Drilling s mit um, welches die Welle auf ihrem Zapfen horizontal stehen hat. Diese greift in ein Stirnrad t, welches abermal das an seiner Welle befestigte Getriebe u mit sich herum drehet; dieses Getriebe greift ferner in ein

großes Stirnrad v, welches auf einer horizontal liegenden Welle w steckt, welche eigentlich ein, der ganzen Länge der Maschine nach, mit einer Wollkratze (oder einem Leder, worauf sich mehrere Reihen eiserner Haken befinden) umgebener Cylinder ist, und wälzt solche mit herum. Dieser letztere Mechanismus und diese Welle dient dazu, das frisirte Tuch von der Mühle herunter zu ziehen; denn die kleinen krazenmäßigen Haken fassen in das Tuch, und ziehen dasselbe ganz langsam herunter.

Unter der Walze und Mühle steht ein Schragen x, worin das Tuch zum Frisiren liegt, und worauf dasselbe zur Mühle geleitet wird.

Damit aber auch das zu frisirende Tuch recht stramm und gleich in die Mühle geleitet werde, so sind hinter der Mühle der Länge nach 3 Stangen angebracht, durch welche geschlungen das Tuch in den Gängen q r geleitet wird. Man findet solche in Fig. 801 besonders vorgestellt. Diese 3 Stangen liegen hinter der Mühle horizontal, und es geht das Tuch unter der Stange a über der Stange b, und endlich unter der Stange c nach der Mühle.

Damit nun diese Maschine in Bewegung gebracht werden könne, sind lange Stangen y an die Speichen des großen Rades f, Fig. 798, und an deren Ende wieder Schwengel z angebracht, woran ein Pferd angespannt werden kann. Damit aber das Pferd in seinem Kreislaufe bleibe, und nicht ausweichen könne, sind an die Welle c Stangen t z angemacht, woran das Pferd mit seinen Halftern angebunden werden kann, damit es in gleichem Gange erhalten werde. Damit aber auch die Walze w ihren Endzweck erreiche, das Tuch mit ihren Haken zu fassen, und sie solches nicht bewerkstelligen könnte, wenn das Tuch frey hienge; so ist vor dieser Walze eine Stange a a angebracht, damit das Tuch zwischen der Walze und der Stange dicht neben ihr herunter gehe.

Ich komme nunmehr auf die besondern Handgriffe, welche zu dem Frisiren gehören. Man schlägt zuvörderst das Tuch oder den wollenen Zeug über einen Tisch schlangenweise über einander in Falten, reinigt es aber dabey von den Knoten. Ich habe bereits oben erwähnt, daß man das Tuch, welches man frisiren will, nicht allzu lang scheeren, sondern die Haare der Wolle lang lassen muß, weil es sonst nicht möglich wäre, daß man die Zöpfchen zuwege bringen könnte. Wenn nun also das Tuch auf solche Art gefaltet, und von den Knoten gereinigt worden ist, legt man

man dasselbe so gefaltet in den Schragen unter der Mühle. Das lezte Ende desselben wird mit einem andern Stücke Tuch vereiniget, jedoch nicht vermittelst einer Naht durch einen Faden, sondern vermittelst eines Drahtes; siehe Fig. 802. Es wird nämlich der Draht durch das eine Ende des Stückes b durchgesteckt, und dergestalt vereiniget, daß ein Ende über dem andern zu liegen kömmt, wie bey c d zu sehen ist.

Wenn nun die Mühle zum Frisiren in den Stand gesezt werden soll, wird der obere Theil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, vermittelst der Stange oder des Hebels i, Fig. 799, in die Höhe gehoben. Alsdann nimmt man das Stück Tuch, welches mit dem neuen zu frisirenden Tuche vereinigt ist, und zieht es über und unter die drey Stangen a b c, Fig. 801, durch, so weit, daß das Ende des Tuches genau auf den gepolsterten Untertheil q, Fig. 798, oder c, Fig. 799, zu liegen komme. Sodann läßt man den Obertheil der Mühle darauf, und stellt obenauf Stäbe b b, Fig. 798, welche auf dem Obertheile der Mühle und dem Gerüste c c gestüzt werden, damit die Mühle nicht wanke. Das Stück Tuch, welches aus der Mühle heraus hängt, wird nach der wie eine Kraze gestalteten Welle w zwischen den Stab a a geleitet, und um die Welle etwas umgelegt, damit, wenn solche herum gehet, sie gleich anfänglich im Stande sey, vermittelst ihrer Haken das Tuch herunter zu ziehen. Denn wenn die Mühle im Gange ist, so steht ein Arbeiter mit einer Krücke, und stößt das von der zackigen Welle herunter gezogene Tuch beständig von den Haken, damit diese beständig frisches Tuch ziehen können. Ein anderer Arbeiter giebt Acht, daß das Tuch auf dem Schragen x gerade und gleich nach der Mühle zu gehe, und keine Runzeln oder Falten mache, weil sonst dieser Theil, wo Falten sind, nicht frisirt würde, sondern sogenannte Ratzenschwänze darstellte.

Wenn gedachtermaßen das Tuch in der Mühle liegt, und diese in Bewegung gesezt werden soll, so spannt man ein Pferd an die Stange y, und mit der Halfter an die Stange t z, läßt dasselbe im Kreise herum gehen, und sezt solchergestalt die Mühle in Bewegung; denn der Zapfen d der Welle des Drillinges q, indem er sich in der obern kupfernen Pfanne e, Fig. 799 und 800, im Kreise herum beweget, sezt den Obertheil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, in eine zitternde Bewegung, und zieht, vermittelst ihrer mit Lehm und Sand bestrichenen Fläche, die

Haare

Haare in gerundete Zöpfchen, oder rollt sie vielmehr im Kreise zusammen. Die Stäbe bb sind deswegen aufgesetzt, und unter das Gerüste cc gestützt, damit sie auf dem Tuche, welches frisirt wird, dicht aufliegen, und die dadurch bewerkstelligte Erschütterung ihre Absicht erreiche. Da das Getriebe s dazu bestimmt ist, die Getriebe und Räder t, u, v in Bewegung zu setzen, so geschieht dieses darum, damit die krazige Welle w ganz langsam sich herum wälze, um den Zeug aus der Mühle zu ziehen.

In der 798. Fig. bey dd sieht man, wie das Tuch aus dem Schragen x nach der Mühle q und r, und von da wieder zwischen der Stange aa nach der mit Häkchen besetzten Welle w geht. Wenn das ganze Stück Zeug die Mühle durchgegangen ist, wird der obere Theil der Mühle in die Höhe gezogen, und man klopft denselben mit einer Ruthe aus, damit keine kurze Wolle darauf sitzen bleibe. Sodann wird das Stück wieder in den unter dem Tische befindlichen Schragen gelegt. Ueber diesen wird es ausgebreitet, und von einem Ende bis zum andern mit einer, wie ein kleiner Besen gestalteten Bürste ausgefeget, um es alsdann zum zweytenmal zu frisiren, welches auch wohl bis zum drittenmal widerholt wird, je nachdem das Tuch oder der Zeug gut oder schlecht frisirt werden soll.

Will man die etwa wegen der Falten entstandenen schadhaften oder unfrisirt gebliebenen Stellen oder die Rattenschwänze wieder heraus haben, so fährt man mit einer Kardetsche wider den Strich der Wolle darüber her, da alsdann solche Stellen, nachdem dadurch die Wolle in die Höhe gebracht worden ist, ungleich besser frisirt werden, als die übrigen.

Die Arbeit bey dem Frisiren der Tücher geschieht auf einerley Art, außer daß solche manchmal weniger oder auf eine etwas andere Art verrichtet wird, nachdem nämlich die Tücher feiner oder gröber sind. Es sind dieses aber besondere Handgriffe, welche durch viele Erfahrung und öfters angestellte Versuche erlernt werden.

Man kann auch durch das einzige Rad g, Fig. 798, die Maschine dermaßen vervielfältigen, daß zugleich vier solche Mühlen in Bewegung gesetzt werden können, indem das Rad so gestellt wird, daß von allen vier Seiten dergleichen Getriebe mit ihren Wellen in Bewegung gesetzt werden können.

Hrn. Prof. Beckmann Anleitung zur Technologie, Gött. 1777. 8. S. 33.

Die Tuchfriſirerkunſt, von Hrn. Duhamel; ſ. im 6. B. des Schaupl. der Künſte und Handwerke, Leipz. und Königsb. 1767, gr. 4. S. 1—16, n. 5 K. T.

(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff der menſchlichen Fertigkeiten und Kenntniſſe, 1. Th. Lpz. 1778, 8. S. 296.

Jacobſon Schauplatz der Zeugmanufacturen in Deutſchland, 2. Band, Berl. 1774, gr. 8. S. 284—295.

Sprengels Handwerke und Künſte, 14te Samml. Berl. 1776, 8. S. 340—347.

2. Die Kopfhaare nach der Kunſt kräuſeln, welches eigentlich eine Arbeit der Perrückenmacher iſt. Nachdem aber heut zu Tage ſowohl bey dem männlichen als weiblichen Geſchlechte die Haartouren von fremden und eigenen Haaren Mode geworden ſind, ſo iſt beynahe eine beſondere Profeſſion der Friſirer oder Friſeurs entſtanden, welche an vielen Orten noch von den Perrückenmachern unterſchieden ſind.

Unter die Vorbereitungen der Haare, welche zu der Verfertigung der Perrücken erfordert werden, gehört unter andern auch das Kräuſeln oder Krauſen der ſortirten Haare. In dieſer Abſicht befeſtigt der Perrückenmacher ein Packet nach dem andern an den zuſammengebundenen Köpfen neben dem Rande eines Tiſches mit einem hölzernen Schraubenſtocke oder einem andern hiezu ſchicklichen Inſtrumente, und zwar ſo, daß die Spitzen der Haare gegen ihn zugekehrt ſind. Auf die Spitzen legt er oberhalb den dünnern Mitteltheil eines Kräuſelholzes, und unterhalb breitet er auf den ſämtlichen Haarſpitzen einen Streif Papier aus, damit dieſe Spitzen beym Kräuſeln nicht ausſpringen, ſiehe Fig. 803. Ein ſolches Kräuſel- (Kraus- oder Friſir-) Holz, Fr. Bilboquet, a, iſt ein rundes Stäbchen von Buchsbaum- oder anderm harten Holze verfertigt, etwa 2 bis 3 Zoll lang, und in der Mitte merklich dünner, als an beyden Enden. Der Perrückenmacher muß mehrere Krauſehölzer von verſchiedener Dicke haben. Zur Stirnkrauſe (Toupet) ſind die Friſirhölzer kleiner, zu den übrigen Krauſen gröber, weil dazu längeres

geres und mehreres Haar kömmt. Manche pflegen auch vor dem Kräuseln ein Packet langer Haare zu theilen, und auf zwey Frisirhölzer zu wickeln, weil es Kräfte und Mühe erfordert, ein starkes Packet von langen Haaren aufzuwickeln.

Was nun zuvörderst das Frisiren oder Accommodiren der Perrücken betrifft, so kömmt der Perrückenmacher nach dem Annähen der Tressen die sämtlichen Haare der Perrücke mit einem Frisirkamme (siehe unter Kamm) aus einander, damit jedes an seinen gehörigen Ort zu liegen komme. Alsdann schmiert er die sämtlichen Haare mit weicher Pomade, welche aus Schweinschmalz, Wachs und wohlriechenden Oehlen verfertigt wird, ein, und pudert sie, wodurch sie sich auflockern. Nach dem Pudern schneidet er die Schnüre ab, nimmt die Perrücke von dem Montirungs- (Form-) Kopfe, und hängt sie auf einen Perrückenstock. Auf diesen befestigt er sie an den Schläfen mit zwey Schnüren, streicht alsdann die Vorderhaare der Tour mit einem Kamme zurück, und bügelt sie mit einem warmen Bügeleisen, damit sie sich hinlänglich niederlegen, und nicht wieder aufsteigen. Hierauf zertheilt er die Seitenhaare, und bey den Stutzperrücken auch die Hinterrangen in Locken, toupirt jede Locke mit dem Frisirkamme, lockert sie hiedurch auf, schlägt sie mit dem Kamme um einen Finger, und giebt ihr die gehörige Forme und Lage. Die Fronte toupirt er gleichfalls, und giebt ihr nach der Mode mit dem Kamme die gehörige Gestalt. Hiebey streicht er die Haare mit einer harten Pomade, welche aus Talg, Wachs und wohlriechenden Oehlen zusammen geschmolzen wird. Er befestigt auch wohl die Locken mit Haarnadeln, und giebt ihnen hiedurch die erforderliche Lage und Haltbarkeit. Uebrigens muß der Perrückenmacher schon bey Verfertigung der Perrücke die Anlage so machen, daß er sie nach der Mode frisiren kann. Zuletzt wird die Perrücke gepudert.

Bey eigenen Haaren ist der Perrückenmacher auch Friseur; und hiedurch wird der Schade wieder ersetzt, welcher daraus entsteht, daß die Perrücken jetzt nicht mehr so Mode sind, als vordem. Unterdessen entgeht ihm doch in diesem Falle dadurch vieles, daß es in grossen Städten bloße Friseurs giebt, welche übrigens nichts mehr von der Perrückenmacherkunst verstehen, sondern das Frisiren nur aus dem Zusehen und aus der Uebung erlernt haben.

Bey dem Frisiren der Haare des Kopfes an Mannspersonen werden dieselben von dem Friseur wohl durchgekämmt, das hintere Flechthaar von dem Seitenhaare abgesondert, und das Hinterhaar am Kopfe fest zusammen gebunden. Er verschneidet die zerscheitelten Seitenhaare mit der Scheere dergestalt schräge hinter dem Kamme, daß die untersten Haare stufenweise länger, und die der Scheitel nahe liegenden immer kürzer gelassen werden. Hieraus entstehen gleichsam Etagen zu den Locken. Auf gleiche Art wird auch das Haar von der Scheitel bis an die Seitenhaare herab stufenweise verschnitten, um hernach diese Scheitelstockwerke (Fronte), wie die Stirnkrause (das Toupet, Toupee) mit der heißen Frisirzange in Locken aufzurollen.

Statt dessen bringt es die jetzige Mode so mit sich, daß man dieses Haar der Scheitel an der Haut ganz kurz, und wie gestachelt, in Gestalt einer Kehrbürste verschneidet, daher man ihm auch die aus dem Französischen entlehnte Benennung Vergette giebt. Es ist dabey kurz, straubig, und wird nicht weiter gekräuselt. Das Toupet wird mitten über der Stirne etwas länger gelassen, als gegen die Schläfe zu, und nach einer geraden Linie verschnitten. Nach dem Verschneiden der Haare liesst man mit der Ecke des Frisirkammes etwas Haar aus einerley Schicht zusammen, und biegt die Spitze dieses beschnittenen Seitenhaares zu einer Locke um, um welche man ein dreyeckiges Papier herum fal-

zet, und es nach dem Hinterkopfe zusammen drehet, damit die Haarlocke nicht wieder zurück laufen möge. Dieses heißen die Lockenpapiere (Papilloten), und das Einschlagen der Haare in dergleichen Papiere wird das Papillotiren genannt. Wenn die Haare um den ganzen Kopf aufgewickelt sind, werden dieselben gebrannt. Hiezu hat der Friseur zwo verschiedene Arten von Eisen. Das eine, das Frisireisen, das Quetscheisen, oder die Brennzange genannt, Fig. 805, ist wie eine Zange, und an dem Ende mit zween Backen, welche inwendig glatt sind, gemacht. Das andere, das Schnabeleisen, Toupereisen oder die Toupetzange, Fr. Fer à toupet genannt, Fig. 805, sieht einer länglichen Scheere gleich, welche statt der beyden Klinzen oder Arme eben so viel eiserne Stäbe hat, deren einer rund, und der andere hohl ist, daß jener in diesen hinein passet. Es muß dieses Eisen gut schließen, besonders an der Spitze, oder es muß der rundliche Arm in der Rinne des andern überall gleich anliegen. Man zieht diejenige vor, deren Vernietung nicht zu sehen ist. Das Quetscheisen muß niemals über Kohlen, sondern beständig in der Gluth heiß gemacht werden. Wenn es die nöthige Hitze hat, welches man daran erkennt, wenn es ein Papier nicht mehr schwarz brennet, so wird eine Papillote nach der andern dazwischen gefasset, und ein wenig, entweder eine kürzere oder längere Zeit gedrückt, nachdem das Eisen mehr oder weniger heiß ist; es ist aber besser, dasselbe so heiß, als es das Haar leidet, zu gebrauchen, weil man alsdann jede Papillote in kürzerer Zeit brennen kann. Aus dieser Ursache pflegt man auch mehrere dergleichen Eisen zu haben, und in das Feuer zu legen, wenn man die Haare auf dem ganzen Kopfe brennen will. Es bleiben solchergestalt die Haare etliche Stunden lang, natürlichen Locken gleich, aufgerollt, da die Wärme einen Theil von den Materien der Haare heraus getrieben hat, wodurch sie sich zu krümmen genöthi-

get werden, bis die verkürzten Haarfasern und ausgeleerten Markbläschen von neuem ihre Elasticität von dem Blute oder von der Nässe der Luft erreichen, aufschweilen, und die Kräuselung (Frisur) völlig vertilgen. Selbst die Erschütterung des Windes und alle Bewegungen spannen die Haare wieder gerade aus, wie sich ein trockner Schwamm vom Wasser ausdehnt. Werden indessen die Haare zu oft gebrannt, so verlieren sie nach und nach alle ihre Elasticität, sie werden kraftlos, ihr Glanz und ihre Ründung verschwinden, sie zerbrechen vor der Zeit, und der Kopf wird davon so dünnhärig, daß man statt des eigenen Haares eine Perrücke aufsetzen muß.

Wenn die Papilloten wieder erkaltet sind, macht man das Papier los, kämmt die gebrannten Haare zusammen aus, feuchtet sie mit ein wenig Pomade, die man in der hohlen Hand verreibet, an, und pudert die Locken ein wenig ein, um sie desto besser mit dem Kamme aufzulockern, oder damit sie von der Pomade nicht zu fest zusammen kleben mögen. Hierauf ergreift der Frisirer die Reihen der Haare nach einander mit der linken Hand, indessen daß er diese Etagen der Seitenhaare mit dem Kamme in der rechten von unten herauf enge zusammen filzet, so daß die Spitzen der Haare durch den Kamm heraus gehoben werden. Solchergestalt wird das krause Seitenhaar locker zusammen in eine krause Verwirrung gekämmt, oder lose in einander verfilzet. Aus dieser Verwirrung von verfilzten Krausen zieht man so viel Haare, als zu einer Locke kommen sollen, mit dem Kamme hervor; dieses Packet wird gleichsam von neuem verfilzet oder zusammen geschabet, und man theilt demselben dadurch die Figur einer dicken und lockern Krause oder einer Buckel mit, daß man das längste Haar über dem Finger in eine Buckel über die Verfilzung herauf kämmt. Und dieses wird sowohl an Perrücken als am eigenen Haare das

Accom-

Accommodiren oder das Legen in Locken genannt.

Wenn man ein Toupet tragen will, welches über die Stirne her geht, oder wenn die ersten Haare über der Stirne nicht zu kurz, sondern glatt gekräuselt und hinterwärts gebogen seyn sollen, so muß dieses mit dem Toupeteisen geschehen. Dieses läßt man mäßig heiß werden, faßt alsdann die Reihe von Haaren, welche das Toupet geben soll, dazwischen, hält sie gerade in die Höhe, dreht alsdann das Eisen um, in welchem der runde Theil desselben nach unten gekehrt ist, damit die Haare niederwärts gebogen werden, und brennt auf diese Art das Toupet.

Unter den Arten von ringförmig gekräuselten Locken (Buckeln), in welche man das Seitenhaar legt, erhebt sich heut zu Tage diejenige Art, welche man Taubenflügel (Ailes de pigeons) nennt, weil diese Buckeln, wie Flügel, vom Kopfe nach hintenzu laufen. Zu einem solchen Lockenflügel werden die Haare der Seiten mit schmieriger Wachspomade am Kopfe zusammen geklebet, die Spitzen dieser Buckeln über dem Finger gelockt, und wie ein Flügel im Schwunge, vom Kopfe nach hinten weggestreckt. Man macht zwo oder drey solcher abstehender Flügelbuckeln in einer Reihe, und zwar so, daß die Ohren völlig bloß bleiben.

Die zweyte Art von unsern Buckeln ist, wenn man diese lockere Verfilzung (Kreppe) der Seitenhaare läßt, wie sie ist, und nur eine einzige große, klare und lange Locke über die Ohren unterzieht, da alles übrige Seitenhaar gleichsam durchsichtig hohl mit dem Kamme aufgelockert ist.

Ferner pflegt man auch das lockere Seitenhaar mit Haarnadeln in Buckeln zusammen zu heften, und das sind die Nadelbuckeln. Man filzt das gebrannte Haar, man schlägt daraus über dem Finger eine Locke, und es wird diese Verfilzung durch die zweyarmigen Haarnadeln

deln fest gehalten, die man wie eine aufgesperrte kleine Haargabel durch die Locken steckt.

Viertens schlägt man die Haare in verworfene Buckeln, da eine Locke nach der andern nachlässig wegfällt, ohne gerade Schichten von Locken zu machen. Die Hammelpfoten sind senkrecht hängende Rollen, da alle vorige Arten von Locken Querbuckeln waren. Kettenlocken sind gerade Reihen von unterbrochenen Querbuckeln, die man locker in einander kämmt. Sie scheinen wie die Ringe der Ketten in einander einzugreifen.

Das Frisiren oder Kräuseln der Haare ist zum rechten Arme des Wohlstandes im Putze geworden. Man ahmt dadurch die von Natur krausen Locken nach, welche freylich ein frischeres und gefälligeres Ansehen haben, als ein gerades Haar ohne Ordnung hat. Auch der Soldat schmieget sich unter den Scepter des Frisireisens, ob er gleich im Felde mit den Perrücken schlecht zu rechte kommen würde.

In Frankreich hat man seit einiger Zeit für die Soldaten und die Schweizergarde eine besondere Art der Frisur erdacht, welche in allen Arten der Witterung beständig bleiben möchte, die sich zwar nicht für alle und jede ohne Unterschied schicket, nichts desto weniger aber einerley Wirkung thut. Das Verfahren der französischen Garde besteht darin, daß sie sich eines dünnen und geraden Bleches von Blei, welches ungefähr 3 Zoll lang ist, (siehe Fig. 806, A.) bedienen. Nachdem sie nämlich die Papilloten an beyden Seiten weggenommen haben, nehmen sie die Masse zwischen die Finger, legen über die Mitte derselben ein Stückchen gedachten Bleyes, wickeln dasselbe aufwärts, die Haare aber über diese erste Falte, und machen, daß diese Locke auf diese Weise erhalten wird, indem sie den Rest des Bleies zum zweytenmal zusammen biegen. Das übrige von den Haaren oberhalb dieser zweyten Falte ist herabwärts gekehrt, fällt wieder zurück, und bedeckt sie; wodurch dann zwo neben einander liegende Locken B entstehen. Die Schweizer thun weiter nichts, als daß sie nur die Locke um ein rund gebogenes Kartenblatt wickeln, und sie an diesem mit einer Stecknadel fest stecken.

Ich komme auf das Frisiren der Frauenzimmerhaare. Das Frauenzimmer hat gemeiniglich ein dickes

tes und langes Haar, welches sich auf mancherley Weise accommodiren läßt. Es muß dasselbe, wie die Männer, sein Haupthaar in gutem Stande erhalten, und sich selbige zu verschiedenen Zeiten verschneiden lassen. Dieses Verfahren bleibt beständig, die Mode möge beschaffen seyn, wie sie will. Der ganze Umfang des Gesichts bis zu den Ohren ist sehr kurz, und wird immer allmählich länger, bis auf 2½ Zoll, in der Entfernung von ungefähr 2 Zoll hinterwärts; alsdann gehen die längern Haare und der Nacken, in Proportion ihrer Länge, nach einander fort.

Was die gewöhnliche Art, die eigenen Haare zu frisiren, betrifft, so ist das Toupet um die Stirn und Wangen bis zu den Ohren bald schmäler, bald breiter, wie solches aus Fig. 807, 808 und 810, a, a, a, erhellet Nach dieser kleinen Krause gehen die Locken an, welche über den Finger geformt, neben einander her, und bis hinter die Ohren liegen; Fig. 808 und 810, b, b. Der ganze hintere Theil des Haupthaares von oben bis unten wird nicht gekräuselt, sondern von unten auf, bis zu der Scheitel in die Höhe geschlagen, welches man den Chignon nennet, Fig. 809, c. Diejenigen welche nur ganz kurze Haare haben, lassen sich gemeiniglich den ganzen Kopf kräuseln, oder wie eine runde Stutzperücke in Buckeln legen; vorn aber wird derselbe auf eben die vorgedachte Weise kurz gekräuselt; den ganzen übrigen Theil des Kopfes aber leget man in Locken, welche bald so, bald anders liegen. Diese Art der Frisur nennen die Franzosen Bichon, und die deutschen Affen der Franzosen, welche kein Bedenken tragen, bey ihrem Kopfputze die Aehnlichkeit mit den Hunden jenen nachzumachen, einen Budel (im Hochdeutschen Pudel). Der Fig. 807 vorgestellte Kopf ist nach ungarischer Art gekräuselt.

Wenn man ganz kurze Haare kräuseln will, nimmt man eine besondere Art gedreheter Papillotten, d. d. Die-

se zu machen, dreht man zwischen den Fingern einen kleinen Streifen Papier zusammen, welcher alsdann gleichsam die Dienste eines Frisirhölzchens leistet. Dieses Papier legt man quer über die Spitzen eines gerade ausgedehnten Zopfes Haare, und wickelt sie damit so weit auf, als man kann; nachher aber drehet man die beyden Enden des Papiers zusammen, und schlägt eine andere gewöhnliche Papillote darum.

Uebrigens bedient man sich zum Frisiren der Frauenzimmerköpfe, besonderer Frisir-Kämme, welche ich im Art. Kamm beschreiben werde.

Man verfertiget auch für das männliche und weibliche Geschlecht, wenn sie schlechtes Seitenhaar haben, falsche Seitenkrausen (Haar-Touren,) oder auch Halb-Perrücken mit einem halben Netze, und es werden jederzeit die natürlichen Haare übergekämmt.

Ueberhaupt haben die Perrücken des Frauenzimmers mit den Beutel- oder auch Stutzperrücken der Mannspersonen viel Aehnlichkeit; daher sie auch ebenfalls zuweilen Stutzperrücken genannt werden. Was beyde besonders haben, sind; die Vordertheile, die Seitentheile, der Nacken ꝛc. Die Frauenzimmerperrücken werden niemals über die Ohren gemacht; die Montur aber ist darin verschieden, daß man gar keine Ausschweifung daran sieht; und, so wie sie ein merklich freyer Angesicht haben müssen, als die Mannspersonen, so wird auch das Monturband ungleich eher umgeschlagen und zurück gebogen, als an den Männerperrücken. Das übrige der Montur ist selten ein Netz, sondern gemeiniglich von Taffet, feiner Leinwand, zusammen genähten Bändern u. d. gl. Gemeiniglich bindet man dieselben hinten zu, oder auch mit Haarzöpfen oder andern dergleichen Hülfsmitteln. Die Vordertouren gehen von oben von den über einander liegenden Locken schräge herunter; die Locken aber, so wie man diesen die Lage giebt, und der Nacken, wie bey einer in

Locken gelegten Perrücke. Die vorerwähnten Theile der Perrücke werden besonders auf dem hölzernen Kopfe entweder auf feine oder gemeine Leinwand, oder auch Taffet, gearbeitet, welcher aber auf dem Kopfe recht wohl ausgedehnet werden muß. Auf den vordern Theil des Kopfes, wo das Toupet gemacht wird, kommen nur kurze und feine Tressen; der aufgeschlagene Nacken (Chignon) aber wird aus solchen gemacht, welche ein langes Haar haben, und eigentlich dazu gearbeitet sind; die Seitenlocken werden auf recht wohl ausgedehntes Floretband genähet.

Wenn ein Frauenzimmer nicht so starke Haare hat, daß man ihr einen Chignon machen kann, welcher die gehörige Dicke hat: so macht man ihr einen Haar-Wulst, Fr. Toupe, welcher nichts anders ist, als eine Menge von zusammengewickelten kurzen Haaren, sie seyn von welcher Art sie wollen. Diese rollet man in den Händen zusammen, da sie dann dermaßen zusammen laufen, und in einander verwickelt werden, daß sie gleichsam einen festen Körper auszumachen scheinen, dem man doch aber eine Gestalt nach Belieben geben kann. Diesen Haarklumpen pflegt man indessen länglich rund, in der Mitte aber dicker, als an beyden Enden, zu machen. Man leget ihn oben auf den Kopf unter den Aufschlag der Haare des Nackens, wenn man ihn in die Höhe hebet, wodurch derselbe schon das Ansehen gewinnt, als ob er von Natur sehr stark wäre.

Zuweilen bedient man sich auch bey den aufgeschlagenen Nackenhaaren, eines besondern, ziemlich großen und zirkelförmig runden Kammes, e, mit dicken und langen, ungefähr ½ Zoll von einander stehenden Zähnen. Den obern Theil dieses Kammes besetzt man mit zwo oder mehrern Locken, f. Diese Locken werden von Tressen gemacht, welche man nach Schraubengängen zwischen den Zähnen hindurch und auf den Kamm wickelt; die Lockenkrause bieget man daher auf beyden Sei-

ten aus einander, und ſteckt gedachten Kamm in die bis auf die Scheitel hinauf geſchlagenen Nackenhaare, es mögen dieſelben eigen ſeyn, oder zu einer Perrücke gehören, wofern alles mit Haaren bekleidet ſeyn ſoll; Fig. 809. Zuweilen beſetzt man dieſen Kamm auch wohl mit Steinen.

Außer den jezt gedachten Arten zu accommodiren, giebt es noch eine andere, welche der Perrückenmacher oder Friſeur zu machen wiſſen muß, und welche blos zur Zierde dienet. Dieſes ſind die ſogenannten falſchen Locken, welche zu dem Ende verfertigt ſind, damit man ſie ſowohl zwiſchen die eigenen Haare als Perrücken, an verſchiedene Oerter auf dem Kopfe des Frauenzimmers ſtecken könne. Die zwo gewöhnlichſten Arten dieſer Locken ſieht man bey g und h abgebildet. Es befindet ſich an denſelben ein langer Stiel von gedrehetem Eiſendraht, vermöge deſſen man die Locke an jeden beliebigen Ort des Kopfes oder der Perrücke ſtecken kann.

Die Schönheit des Haares erhält die Hand des Friſeurs nicht geringen Zuwachs. Daher giebt Ovidius den Frauensperſonen, welche gern geliebt ſeyn wollen, den Rath, immer gut friſirt zu ſeyn, de arte amandi, L. 13, v. 133.

Munditiis capimur: non ſint ſine lege capilli;
Admotae formam dantque negantque manus.

Die Griechen nannten dieſe Friſirer βοστρυχοπλόκους, ψιχοβοστρύχους, καλλοπιστας; die Römer Cinoflones, Cinerarios. Jenes Wort gebraucht Horaz, 1 Sat. 2. v, 98. dieſes Catull Epigr. 62. Juvenalis Sat. 6. v. 476, nennt ſie Cosmetas. Die Römer hatten die löbliche Mode, daß ſie die Frauensperſonen nicht durch Mannsleute, ſondern durch Mädchen bedienen ließen. Das Kammermädchen, welches ſie ankleidete und ihnen den Kopf zurecht machte, hieß Ornatrix. Eine Dame hatte bisweilen eine große Menge, welche durch beſondere Meiſter in der Kunſt des Haarfriſirens unterrichtet wurden; *Marcian.* in l. 63, 3. D. de Legat §. 3. Ovidius rühmt das Mädchen ſeiner Liebſten, wegen ihrer Geſchicklichkeit im Friſiren, weswegen ſie wohl mehr verdiente, als Magd zu ſeyn; 1 Amor. IX.

Colli-

Colligere incertos, & in ordine ponere crines
Docta, neque ancillas interhabenda, Nape.

Eine andere ihrer Mägde Cypassis war so geschickt, daß sie dem Haare ihrer Frau tausend verschiedene Gestalten geben konnte, und daß sie wohl werth gewesen wäre, nun Göttinnen zu frisiren; 2. Amor. VIII.

Ponendis in mille modos perfecta capillis.
Comere sed solas digna, Cypassi, Deas.

Bey einem Frauenzimmer, welches eitel genug war, einen wohlgepuzten Kopf für den größten Theil ihrer Herrlichkeit anzusehen, hatte es das Frisirmädchen sehr übel. Wenn es das geringste versahe, so hatte es das sich selten etwas besseres, als Schläge und einen blutigen Denkzettel, zu versprechen. Jene Frau bey dem Juvenal, mit deren Beyspiele er beweiset, daß nichts unerträglicher ist, als eine reiche Frau, ließ die Kaltsinnigkeit des mit ihr unzufriedenen Mannes, welcher sie die Nacht allein schlafen lassen, ihre Domestiken entgelten; sie schlug sie nach der Reihe. Nun hatte sie ihren Liebhaber entweder nach einem Garten, oder nach dem Tempel der Isis, dem gewöhnlichen Sammelplatze der Verliebten, bestellet. Da sie sich nun mehr, wie gewöhnlich, schmücken will, muß die unglückselige Pseeas, der noch die Haare, bey welchen sie von ihrer Frau war herum gezogen worden, um den Kopf fliegen, und welche das ihr abgerissene Halstuch noch nicht wieder umwerfen können, ihr die Haare frisiren. Mensch! warum steht diese Locke höher, als die andern? Eine lederne Peitsche straft sogleich das Verbrechen des gebogenen Härchens. Was hat Pseeas verbrochen? Ist es ihre Schuld, daß ihre Frau so häßlich ist? Sat. VI. v. 491, sqq.

Der Lalage ihr Mädchen, Plecusa, hatte es auch nur mit einer Locke versehen, welche sie nicht fest genug gesteckt hatte, und mußte hart dafür büßen. *Martial.* 2. Epigr. 46.

Der Lehrmeister in der Kunst zu lieben, Ovid, fordert von seinen Schülerinnen mehr Sanftmuth. Die Haarpuzerin muß nichts zu befürchten haben, sagt er; ich hasse diejenigen, welche ihr sogleich mit den Nägeln in das Gesicht fahren, ihr die Haarnadel aus der Hand reißen, und ihr damit die Arme zerstechen. Das blutrünstige Mädchen verwünscht den Kopf seiner Frau, und weint bey dem Frisiren der verdammten Haare; de arte amandi l. 3. v. 239. Das Ovid seiner Geliebten ihr Mädchen hatte niemals was zu befürchten. Ihr schmeidiges Haar nahm

hundert Formen an. Es wurde eben so wenig durch die Nadel, als durch den Kamm, ausgerissen; das Mädchen kam immer mit heiler Haut davon. Sie hat sich oft in seiner Gegenwart frisiren lassen, und niemals hat sie dem Mädchen die Haarnadel aus der Hand gerissen und ihm damit die Arme verwundet.

Adde, quod & dociles & centum flexibus apti,
Et tibi nullius causa doloris erant.
Non acus abrupit, non vallus pectinis illos:
Ornatrix tuto corpore semper erat.
Ante meos saepe est oculos ornata, nec unquam.
Brachia decrepta saucia fecit acu.

Wie leicht war es nicht, daß die Frisirer was versahen, da die Damen fast alle Tage neue Moden, das Haar zu tragen, erfanden! So wenig als man die Eicheln auf dem Baume, die Bienen auf dem Berge Hybla, oder das Wild auf den Alpen zählen kann: so wenig ist es mir, sagt Ovid de arte am. l. 3. v. 149, möglich, alle Haartrachten zu zählen. Jeden Tag kömmt eine neue Mode zum Vorschein.

Der Geschmack ist unterschieden; der einen gefällt diese, der andern eine andere Mode; was auch die eine kleidet, das kleidet die andere nicht. Ovid, de arte am. l. 3. will, daß die, welche ein längliches Gesicht hat, nichts auf dem Kopfe haben, und, wie die Laodamia, die Haare auf beyde Seiten frisiren soll.

Longa probat facies capitis discrimina puri:
Sic erat ornatis Laodamia comis.

Die eine kleidet es, wenn sie ihr Haar ungebunden, wie Apollo, wenn er die Leyer spielt, fliegen läßt; die andere aber, wenn sie es, wie die Diana, wenn sie auf die Jagd geht, durch ein Band zusammen bindet.

Alterius crines humera jactentur utroque.
Talis es assumta, Phaebe canore, lyra.
Altera succinctae religetur more Dianae.
Ut solet, attonitas cum petit illa feras.

Als Corinna den Ovid besuchte, so bedeckten die Locken auf beyden Seiten ihren weißen Hals, so wie Semiramis an ihrem Brauttage frisirt war, 1. Amor. 5. v. 9.

Ecce Corina venit, tunica velata recincta,
Candida dividua colla tegente coma:
Qualiter in thalamos formosa Semiramis isse
Dicitur — — —

Wenn

Wenn Horaz, 3. Od. 14. nach der glücklichen Wiederkunft des Augustus ein Fest anstellen will, so muß sein Diener die Sängerin Neära rufen; er soll ihr sagen, daß sie, um eilig zu kommen, ihr braunes Haar nur in einen Knoten schlage.

Dic & argutae properet Neaerae
Myrrheum nodo cohibere crinem.

Eben so, ohne sich mit dem Kopfputze lange aufzuhalten, soll die Lyde, einen Knoten in die Haare geschürzt, wie die spartanischen Weibsleute gehen, mit ihrer elfenbeinernen Laute zu ihm kommen; 2. Od. 11.

Die herrschende Mode war, die Haare rund um den Kopf in unterschiedene Reihen Locken zu legen, und alle diese Reihen durch eine zirkelförmige Nadel zusammen zu halten. *Tertullian.* de vel. virg. und *Isidor.* l. 19. Eine Abbildung solcher Haar-Nadel liefert *Montfaucon* Antiqu. expliqu. T. III. p. 50. Eine andere Art silberner Nestel-Nadeln, die Zöpfe um dieselben zu winden, welche man zu Herculanum gefunden hat, beschreibt Winkelmann in seinem Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen, S. 61. Die größte, 8 Zoll lang, hat, an statt des Knopfes, ein korinthisches Capitäl auf welchem die Venus steht, die mit beyden Händen ihre Haare gefaßt hat; neben ihr steht Amor, und hält ihr einen runden Spiegel vor. Auf einer andern haben sich Amor und Psyche umfasset. Je höher sie das Haar in die Höhe aufthürmen konnten, desto lieber war es ihnen. Weil das eigene Haar nicht dazu hinreichte, so fügten sie viel falsches Haar dazu. Tertullian de cult. fem. c. 7. nennt einen solchen Haarthurm eine Scheide und Futteral des Kopfes: Nescio quas enormitates futilium atque textilium capillamentorum, quasi vaginam capitis & operculum verticis; und Hieronymus, einen Thurm fremder Haare, alienis capillis turritum verticem struere. Juvenalis Sat. 6. v. 501. sagt von der oben schon angeführten Frau: sie bauet sich einen so hohen Thurm von vielen Reihen Haarlocken auf dem Kopf, daß sie vorn so lang als die Andromacha scheinet; von hinten ist sie weit kleiner: man sollte sie für eine andere halten. Als sie sich frisiren ließ, mußten alle ihre Mädchen, jung und alt, zugegen seyn, und alle werden bey einer jeden Locke zu Rathe gezogen, nicht anders als wenn ein Ansehen im Anputze den Verlust der Ehre oder des Lebens nach sich zöge.

Es sey mir erlaubt, dem Frauenzimmer und einigen Kunstverständigen zu Gefallen, welche die wichtige Kunst zu frisiren oder in Haaren aufzusetzen, gehörig zu schätzen wissen, hier eine kurze Nachricht von einem französischen Werke mitzutheilen, welches in seiner Art das einzige ist, und mit zu den seltenen Erscheinungen unsers aufgeklärten Jahrhunderts gehört.

Herr Legros hat nicht nur in einem eigenen Buche von 61 Seiten, ein vollständiges System vom Haarputze der französischen Damen vorgetragen, sondern seine Regeln auch noch durch 33 hiezu gehörige Kupfertafeln sinnlicher und deutlicher zu machen gesucht (*). Ja, was noch mehr ist, er hat zu Paris eine eigene Academie gestiftet, von welcher er Director ist, und wo man in verschiedenen Classen dieser seiner zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Kunst sich unterrichten lassen kann. Er versichert, auf 42erley Manier die Damen aufgesetzt, und 300 verschiedene Haartouren, welche man für natürliche Haare angesehen hat, für sie gemacht zu haben. In der Messe 1763 stellte er 30 große Puppen auf, welche alle frisirt waren, und die Bewunderung der Damen erhielten; und im J. 1765, stellte er 100 Stück dergleichen frisirte Puppen auf, welche nicht nur den Beyfall der französischen Damen erhielten, sondern auch zum Theil an die vornehmsten französischen Höfe verschickt wurden. Ihnen zu Gefallen errichtete er drey Classen, worin Kammerdiener, Kammerfrauen, und Friseurs gezogen werden.

Einige Feinde des Hrn. Legros sagten, daß man die Moden in seinen Kupferstichen mit natürlichen Haaren nicht nachmachen könne. Um das Publicum vom Gegentheil zu überzeugen, ließ er 33 junge Mädchen nach seinen 33 Kupferplatten frisiren, und alle Tage in den Monaten May und Jun. 1766. auf dem Walle spazieren gehen. Dergleichen Mädchen

(*) Livre d'estampes de l'art de la coëffure des Dames françoises, sur les desseins originaux, d'après les accommodages, avec le traité abregé d'entretenir & conserver les cheveux naturels. par le Sr. *le Gros*. à Paris, 1765, 4.

Eb. d. ff. l'art de la coëffure des Dames françoises, avec le traité en abregé sur la façon d'entretenir & de conserver les cheveux naturels, & les plans des largeurs des cheveux des faces, qu'il faut observer pour faire toutes ces coëffures, & la façon de se coëffer avec des cheveux faux, à Paris. 1767.

Mädchen nennt man in Paris Prêteuses de tête, Kopf-Leiherinnen. Sie sind 10 bis 12 Jahre alt, und verleihen ihre Köpfe, den Friseurs, die ihre Lehrlinge, vom Morgen bis in den Abend, sich in ihren Haaren üben lassen, indem sie alle Stunden frisirt und wieder ausgekämmt werden. Sie bekommen dafür des Monats ungefähr anderthalb Thaler, und haben noch überdieß das Vergnügen, manchmal in einem Tage dreißigmal anders aufgesetzt zu werden.

Die Kupferstiche sind sowohl für die gewöhnliche Toilette, als auch zum Gebrauch auf Bällen, und auf dem Theater, eingerichtet. Die ersten Exemplare des Buches hat der Verf. an die Kaiserin Königin, an die Kaiserin von Rußland, und an die Königin von England, Spanien, Preußen, Schweden, Dänemark und Portugall zu übersenden die Ehre gehabt. Das Werk kostet, in Paris, gebunden und illuminirt, 48 Livers (ungefähr 16 Rthlr.), geheftet und nicht illuminirt 24 Livres.

Pro Memoria in Sachen der Damencoeffeurs in Paris, gegen die Perrückenmacher daselbst, st. im 54. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770.

The art of dressing the hair. A Poëm; humbly inscribed to the membres of the T. N. Club, by L. P. Philocosm. and late Hair-Dresser to the said Society. Lond. 1777, 4.

A treatise on the hair, shewing its generation — — — also a description of the most fashionable methods of dressing Ladies and Gentlemens Hair, both natural and artificial; with an essay on Dress in general. Addressed to the Ladies of Great Britain. By DAV. RITCHIE. Lond. 1770. 8.

3. Bey dem andern Geschlechte, Kleidungsstücke, Vorhänge u. s. f. mit Band, Spitzen, Blonden, Agrements, Fransen und Streifen von Zeuge, zierlich besetzen und einfassen. Daher die Frisur, die krause Besetzung selbst.

Ein Frauenzimmerkleid erhält gemeiniglich am Halse, und vorn herunter, eine Frisur. Die Mode hat aber mannigfaltige Arten der Frisur erfunden, wovon ich nur eine der gewöhnlichsten anzeigen werde. Die Pfeifenstiel-Frisur besteht aus schmalen und runden Falten oder Tollen, nach der Breite des Frisurstreifes. Die Spitzkäse- oder Schiff-Frisur, hat ihren Namen von ihrer Gestalt erhalten; denn die Falten werden in Gestalt eines Spitzkäses, oder eines kleinen Kahnes, geleget.

Die Carreaux-Frisur erhält rautenförmige Falten: sind diese Rauten verschoben, so nennt man es Waffen-Frisur. Fallen diese Falten etwas ins runde, so entsteht die gepuffte Frisur, und diese ist beynahe ¼ Elle breit. Die vier letzten Frisuren werden mit Schaf- oder Baumwolle ausgestopft, damit sich die Frisur desto besser erhebe. Alle diese Frisuren müssen vorläufig in Falten geleget werden, und alsdann werden sie erst auf das Kleid genähet. Eben solche Frisur erhält auch der zur Roberonde gehörige Rock an seinem untern Umfange, und man nennt diese Frisur Falbel, Fr. Falbala s. Th. XII, S. 125, f. Doch muß die Frisur des Rockes und der Roberonde jederzeit mit einander übereinstimmen.

Man sagt auch: eine Serviette frisiren, Fr. friser une serviette, d. h. eine Serviette brechen, oder in zierliche Falten legen; siehe Serviette.

Frisir-Bohrer, Fr. Fraise, siehe in den künftigen Supplementen, unter Bohrer der Schlosser.

Frisir-Eisen, siehe oben, S. 141.

Frisir-Holz, siehe oben, S. 138.

Frisir-Kamm, siehe oben, S. 139, und 146.

Frisir-Mühle, siehe oben, 132.

Frison, Fr. Frison, ein schlechter Fries, oder gekräuselter wollener Zeug, welcher warm und weich ist, in England verfertigt wird, und woraus füglich Weiberunterröcke oder auch Jupen gemacht werden können. Man nennt ihn auch englischen Schwanen-Boy; s. Th. VI, S. 301.

Ferner ist Frison auch eine Gattung frisirter oder gekräuselter Cantillen, welche mit zur Stickerey, oder wohl zur Verfertigung der goldenen und silbernen Zeuge gebraucht wird.

In der Normandie ist Frison ein Maß zu flüssigen Sachen. Er hält 2 Pots, welche ungefähr 4 pariser Pinten betragen.

Frisquette, das Rähmchen der Buchdrucker; siehe Rahmen 3.

Friston, siehe Schauer.

Frist, die Frist, ein noch in den Gerichten sowohl, als im gem. Leben übliches altes Wort.

1. Eine bestimmte Zeit, innerhalb welcher etwas geschehen soll, ein Termin, oder eine Rechts-Frist, L. Terminus legalis; imgleichen die Verlängerung dieser Frist, Aufschub der bestimmten Frist, d. i. eine Erstreckung oder Verlängerung der Zeit, eine Nachsicht, oder ein Aufschub dessen, z. B. was man entweder bezahlen soll, oder sonst auszurichten hat; in den Rechten auch Dilation oder Frist-Verstattung, d. i. ein Anstand oder Verzug, welcher den Parteyen zu Beybringung ihrer Nothdurft, oder zu Leistung desjenigen, was ihnen zu thun auferlegt worden ist, entweder schon in den Rechten versehen ist, oder von dem Richter verstattet wird. Es sind dieselben nach den Sachen und Orten unterschieden; insgemein aber sind es 4 Wochen; beym Kammergerichte in der Mark Brandenburg, 6 Wochen; und nach Sachsenrecht, 6 Wochen 3 Tage, oder 45 Tage, welches eine sächsische Frist heißt, (so wie eine doppelte sächsische Frist, eine Zeit von 4 Monathen,) wiewohl jene, nach Beschaffenheit der Umstände und Sachen, bald vermindert, bald aber auch erhöhet werden kann. So ist z. B. zur Bescheinigung im Handelsgerichte 3 Wochen; in Bergsachen, 4 Wochen; zum Beweis der Braugerechtigkeit, 2 Monate, geordnet. Zum Verfahren der Parteyen in Concurs, werden ebenfalls nach Beschaffenheit der Sache und des Richters Ermessen, 3, 6, 9 und höchstens 12 Wochen verstattet; worüber aber dergestalt zu halten ist, daß weder von dem Richter noch von den Parteyen oder deren Advocaten, einige Dilation oder Compromiß zu zulassen ist; und gleichwie sonst das Septiduum oder eine siebentägige Frist auch bey dem mündlichen Verfahren über den Beweis Statt findet.

findet, also ist hingegen zu dem schriftlichen Verfahren darüber zu jedem Satze eine Frist von 3 Wochen gesetzt. Zur Hilfs-Frist, wird bey der Auflage ohne Unterschied eine Frist von 14 Tagen gesetzt; ehe man aber zur Subhastation schreitet, eine vier und zum Subhastationstermin wenigstens eine achtwöchentliche erfordert. Zur Wiedereinlesung eines subhastirten Gutes, wird nur eine sechsmonatliche Frist gestattet. Bey der dem Schuldner verstatteten längern Frist, wird sein Bürge nicht los, er hätte sich denn ausdrücklich bedungen, daß er nach Ablauf der ersten Frist nicht haften wolle. Wenn in einem Documente die Bezahlung nach und nach, oder nach guter Gelegenheit versprochen worden ist, so hat der Richter die Zahlungsfristen nach Billigkeit, und Beschaffenheit des Gläubigers und Schuldners, von Amtswegen zu bestimmen. Sonst aber werden die erbetenen Fristverstattungen nur um erheblicher Ursachen und Hindernisse willen, und auch nicht mehr, als zum drittenmal, zugegeben.

Siehe auch Galgen-Frist.

2. Eine gegenwärtige, besonders aber künftige Zeit überhaupt, doch nur noch selten, und auch hier nur noch im gemeinen Leben. Ich habe ihn in Jahres Frist, in Monats Frist nicht gesehen.

3. Auf Bergwerken, bedeutet Frist oder Fristung, eine zu Bergrecht angemessene und übliche Zeit, worin etwas geschehen muß, wenn es beständig seyn soll. Sie wird sowohl zum Entblößen und Bestätigen, als auch zu Belegung einer Zeche, und so oft etwas nicht zur sonst gesetzten Zeit geschehen mag, gesuchet und gegeben, jedoch nicht ohne besondere und hinreichende Ursachen, als da sind: Wettermangel, Wassersnoth, Streit, Gebrauch der Arbeiter, Absenkung der Lichtlöcher, Winterszeit, Ungewitter. u. d. gl. m. Jedoch wird auch hier eine solche Frist nicht leicht über zwey, oder höchstens dreymal gegeben, zumal in verstolltem Felde,

de, und zwar auf Silberbergwerken nicht über 1 Quartal; auf Zwitter-Kies und Eiſenſteinzechen aber nicht über 2 Quartale, oder längſtens eine Jahrsfriſt, nach der churſächſiſchen Bergordnung. Wer auch in ſolchem Quartale oder Jahrsfriſt um neue Verſchreibung und Nachlaſſung zu bitten unterläßt, deſſen Fundgruben und Maſſen ſind alsdann ins Freye gefallen.

Friſten aufſagen, nennt man auf Bergwerken, wenn andere ſich angeben, die Grube zu bauen; da dann von dem Bergmeiſter anbefohlen wird, daß ſie ihre Gebäude mit völligen Schichten wirklich verſehen möchten, widrigenfalls die Zeche dem Angemeldeten verliehen werden würde.

Friſt-Buch, im Bergbaue, ein Buch, in welches die Friſten, Nachlaſſungen, Steuern, vierte Pfennig, und andere Angelegenheiten, verzeichnet werden.

Friſt-Geld, ein Geld, welches die Gewerken alle Vierteljahr erlegen, wodurch das beſtätigte Lehen gefriſtet, d. i. beym Alter, oder in Kraft erhalten wird; die Friſtung. Siehe auch Quatember-Geld.

Friſt-Verſtattung, ſiehe oben, S. 155.

Friſt-Zeche, ſiehe unter Zeche.

Friſten, Friſt geben, ſetzen. 1. In der erſten Bedeutung des Hauptwortes, einen Termin ſetzen.

2. Aufſchub geben, aufſchieben, in welcher veralteten Bedeutung es nur noch zuweilen in den Rechten vorkömmt. Eine Sache friſten, d. i. verſchieben. Den Eid friſten, aufſchieben. Am häufigſten braucht man es noch in der R. A. einem das Leben friſten, die Zeit ſeines Todes weiter hinaus ſetzen, beſonders wenn ſolches von Gott gebraucht wird. Im Oberdeutſchen braucht man es in einer mehr thätigen Bedeutung für retten. Sein Hausrath wurde gefriſtet, d. i. aus der Feuersbrunſt gerettet.

Friſtung, ſiehe Friſt 3, und Friſt-Geld.

Friſur, Fr. Friſure. 1. Die Krauſe der Haare, oder auch das Gekräuſelte von andern Sachen, z. B. an

Frau-

Frauenzimmerkleidern, Vorhängen ꝛc. siehe Frisiren 3.

2. Die Art und Weise die Haare zu frisiren; siehe Frisiren 2.

Fritillaire, L. Fritillaria; siehe Korn-Blume.

Fritt, das Fritt, Frettwiesel; siehe Wiesel.

Fritt, der Fritt, ein nur in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, übliches Wort, einen kleinen Handbohrer zu bezeichnen, der auch wohl Fritt-Bohrer genannt wird, von dem veralteten fritten, reiben.

Fritte, L. Fritta, Fr. Fritte, in den Glashütten, die erste Vermischung der zu dem Glase nöthigen Materialien, als: der Kieselerde, oder des Sandes, und eines alkalischen Salzes, (z. B. Pottasche, Holzasche ꝛc.) welche man in den, neben dem Glasofen befindlichen Aschenofen einige Zeit einem gewissen Grade des Feuers aussetzt, damit sowohl die noch etwa dabey befindlichen verbrennlichen Substanzen, fette und öhlichte Theile ꝛc. geschieden, als auch die Materien zur nähern Vereinigung geschickt gemacht, und dieselben hernach in dem Glasofen desto geschwinder geschmolzen werden. Die Proportion dieser Substanzen ist verschieden. Gemeiniglich macht man die gewöhnliche Fritte aus 3 Theilen feinen Sand oder calcinirten und fein geriebenen Kieselsteinen, oder guter Holzasche. Diese Fritte, welche zu dem Glase gebraucht wird, wird Glas-Fritte, auch auf den Glashütten das Gemenge Glas-Gemenge genannt, zum Unterschiede von derjenigen, welche zu Glasflüssen, falschen Edelsteinen und andern Bedürfnissen angewandt wird, und in einem Gemenge aus calcinirten Kieselsteinen, oder Sand, Pottasche und Mennig besteht. Ein Mehreres hievon wird im Art. Glas vorkommen.

Der Name stammet, so wie die ganze Glasmacherkunst, aus Italien her, wo diese Masse Fritta genannt wird, von frittare, frieren, wie man glaubt, weil das Glas, welches daraus bereitet wird, dem gefrornen Wasser nicht unähnlich ist. Andere leiten es von fritto, gebacken, her.

Frosch,

Froc, ein gekreuzter und ziemlich grober wollener Zeug, der in einigen französischen Städten, vornämlich zu Lisieux, Bernay, Bolbec, Tardouet, Ferraques und an einigen andern Orten, im Lande Caux und in der Normandie, fabricirt wird, und, wenn er aus der Walke kommt, $\frac{1}{2}$ Elle in der Breite, und 24 bis 25 Ellen, pariser Maaß, in der Länge haben muß.

Fröhne, siehe Frohne.

Fröhnen (*), so in doppelter Gattung üblich ist. 1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Frohnen oder Frohndienste leisten, Fr. servir à corvée. Zu Hofe fröhnen. Einem fröhnen, auch in weiterer Bedeutung, ihm umsonst dienen, im verächtlichen Verstande.

In Bayern ist statt dieses Zeitwortes scharwerken, in Oesterreich robathen, in Niedersachsen aber dienen zu Hofe dienen, üblich.

2. Als ein Activum, in welcher Gestalt es doch nur im Oberdeutschen vorkömmt, Arrest auf etwas legen, Execution auf etwas verlangen und thun. Ein Zins-Gut fröhnen, um die Execution anhalten; imgleichen die Execution in demselben thun. Daher heißt im Elsaß die Execution noch jetzt die Frönde, und der Concurs (Concursus creditorum) die öffentliche Fröhnung.

Fröhner. 1. Von dem Neutro fröhnen, ein Unterthan, der zu Frohndiensten verbunden ist, oder solche wirklich leistet; ehedem Dageward, in Oestreich Robather, in Bayern Scharwerker. Daher ein Fröhnerhäuschen, ein Häuschen, welches von Tagelöhnern bewohnt wird, welche dafür dem Eigenthümer fröhnen müssen. Siehe Ritter-Mann.

2. Von dem Activo fröhnen. 1) Ein Gläubiger, welcher die Execution in des Schuldners Güter erhalten hat; doch nur in einigen oberdeutschen Gegenden. Der Vor-

(*) Zuweilen lautet dieses Wort frohnen, am häufigsten aber doch frohnen, woraus zugleich erhellet, daß es von dem Hauptworte Frohne, nicht aber dieses von dem Zeitworte abstammet. Ehedem bedeutete frohnen auch befördern, erheben.

Vorfröhner, der erste und vornehmste Gläubiger. Nachfröhner, der auf ihm folget. 2) In den tyrolischen Bergwerken ist Fröhner so viel als Zehendner.

Fröhnerey, an einigen Orten, z. B. in Braunschweig, das Gefängniß, die Bütteley; siehe Frohn-Feste.

Fröschel-King, im Bergbaue, ein eiserner Ring, welcher an einen Ansteckkeil geleget wird.

Fröschlein, im Bergbaue, siehe 2 Frosch 2.

Fröschlein unter der Zunge, siehe 2 Frosch 1. a).

Frösching, siehe Frischling.

Frörtel, Frettwiesel; siehe unter Wiesel.

Frohn, frohner, frohnste, ein altes oberdeutsches Adjectivum, welches zwar jetzt im Hochdeutschen in dieser Gestalt veraltet ist, aber um der folgenden Zusammensetzungen willen nicht übergangen werden kann. Es wird überhaupt demjenigen, was gemein, niedrig oder auch privat ist, entgegen gesetzet, und bedeutet 1) Heilig; siehe Frohn-Altar, Frohn-Leichnam. 2) Berühmt. 3) Herrlich, prächtig, schön. 4) Obrigkeitlich, herrschaftlich, dem Herrn gehörig; daher bedeutete Frohn-Gewalt ehedem die obrigkeitliche Gewalt. 5) Oeffentlich, im Gegensatze des Privaten. Frohn-Ambacht, war ehedem ein öffentliches Amt; Frohn-Kreutz, ein öffentliches Kreutz, als das Zeichen des Landfriedens; die Frohn-Fasten, eine öffentliche allgemeine Fasten, u. s. f. Siehe auch viele der folgenden Zusammensetzungen.

Frohn, der Frohn, ein Wort, welches jetzt nur noch an einigen Orten einen Amts- oder Gerichtsdiener bedeutet, welcher die Partheyen vor das Gericht ladet, und an andern Orten der Frohn-Bothe, oder Gerichts-Frohn genannt wird. Ehedem bedeutete dieses Wort auch einen Richter, in welcher Bedeutung Frane bey Friesen noch üblich ist. Siehe Erb-Frohn.

Frohn-Acker, Fr. Terre sujette à corvée, ein Acker, von welchem man dem Grundherren Frohndienste zu leisten schuldig ist.

Frohn-Altar, ein noch im Oberdeutschen übliches Wort, den hohen Altar zu bezeichnen, von frohn, heilig.

Frohn-Amt. 1. Im Oberdeutschen, das hohe Amt in dem Gottesdienste der römischen Kirche, von frohn, heilig.

2. Ehedem ein jedes öffentliches Amt; von frohn, öffentlich.

3. ein ehemaliges Erb-Amt des Erz-Bisthumes Bremen, dessen Besitzer im Namen des Erz-Bischofes Recht sprach; von Frohn, ein Richter.

Frohn-Arbeit, eine Arbeit, welche zur Frohne, oder als eine Frohne geschieht. Daher Frohn-Arbeiter, ein Arbeiter, welcher zur Frohne arbeitet.

Frohnbar, Fr. sujet à corvée zu Frohndiensten verbunden. Frohnbare Unterthanen. Frohnbare Aecker, von welchen Frohndienste geleistet werden müssen, Frohn-Acker. Daher die Frohnbarkeit. Siehe Frohnpflichtig.

Frohn-Bauer, Fr. manant sujet à corvée, ein Bauer, welcher zu Frohndiensten verpflichtet ist; zum Unterschiede von einem Frey-Bauer.

Frohn-Bote, an einigen Orten, der Gerichtsdiener, welcher die obrigkeitlichen Befehle überbringt, die Parteyen vor Gericht ladet, u. s. f. Siehe der Frohn. Von frohn, öffentlich, ein öffentlicher Bote oder Diener. Im Schwabenspiegel wird auch der Henker Fron-Bot genannt.

Frohn-Brod, dasjenige Brod, welches an einigen Orten den Bauern bey den Frohndiensten von der Frohnherrschaft gereichet wird.

Frohn-Bürger, eigentlich ein Bürger, welcher der Stadt oder einer Anstalt in derselben umsonst, oder zur Frohne arbeiten muß. Dieses Wort ist besonders bey den Schlossern üblich, wo Frohn-Bürger, oder nach

der Mundart der gemeinen thüringischen Sprache, Frohnberger, einen Schlosser, der schlechte Arbeit macht, und Frohnbürgers-Arbeit schlechte Arbeit bedeutet. Ja an einigen Orten pflegen sie auch alle Großuhrmacher, Büchsenmacher und Windenmacher, ob sie es gleich mit ihnen halten, Frohn-Bürger zu nennen.

Da man durch Frohn-Bürger eigentlich und überhaupt einen Stadteinwohner versteht, welcher wider die sonst gewöhnlichen Bürgerrechte, gewissen Personen, Gütern oder Anstalten, fröhnen, d. h. denselben Arbeit, und zwar umsonst, oder für ein Geringes, thun muß; Knechts- und Fröhnerarbeit aber auf diese Weise geschieht: so pflegt sie auch schlecht zu seyn, mithin, verachtet zu werden, da sie nicht mit Fleiß und Lust, sondern aus Zwang und Unfleiß gemacht zu werden pflegt. Denn ein jeder sieht hiebey gemeiniglich mehr auf seinen, als eines andern Nutzen. Frohnbürgers-Arbeit heißt also eine schlechte und geringe Arbeit. Daher haben die Schlosser insonderheit im Gebrauch, wenn einer auch keine recht künstliche Schlosserarbeit machen kann, dennoch, da man auch geringe arbeit braucht, wenigstens ein schlechtes Schloß, und dessen Verfertigung von einem, der in ihre Zunft aufgenommen werden will, zu fordern. Und dieses wird Frohnbürgers-Arbeit, nämlich ein gemeines, jedoch gutes Schloß genannt; ein solcher gemeiner Arbeiter aber heißt ein Frohn-Bürger, wenn er kein eigentlicher Schlosser ist. Wenn daher Jemand sich insonderheit auf große Uhren gelegt hat, und sonst andere künstliche schöne Schlosserarbeit nicht versteht, es aber doch mit den Schlössern halten und bey ihnen Meister werden will: so kann er freylich keine Uhr zum Meisterstück machen, denn das verstehen die andern Schlosser, welche keine Uhrmacher sind, an sich nicht; gleichwohl kann er auch keine rechte künstliche Schlosserarbeit verfertigen. Da er aber doch bey den Schlossern Meister werden, ihnen sich ergeben, und es mit ihnen halten will: so muß er wenigstens ein gemeines Thürschloß machen. Dieses nennen sie alsdann Frohnbürgers-Arbeit. Ja eben diejenigen, die es mit ihnen halten, bey ihnen Meister werden, und doch keine eigentliche Schlösser sind, nämlich die Großuhrmacher, Büchsen- und Windenmacher, heißen aus eben diesem Grunde Frohn-Bürger.

Frohn-Dienst, Fr. Corvée, Faisance. Dienste, welche Unterthanen der Obrigkeit umsonst, oder doch gegen einen

einen geringen Lohn, zu leisten verbunden sind; Zwang-Dienste, Herren-Dienste, Hof-Dienste, in der Oberpfalz Tage-Dienste, im Oestr. Robathen, in Bayern Scharwerke. Siehe Th. IX, S. 254. fgg.

Frohn-Fasten, Fr. Jeûne de quatre tems, im Oberdeutschen, die allgemeine vierteljährige Fasten, wozu in der römischen Kirche jedermann verbunden ist, und welche unter dem Namen der Quatember am bekanntesten ist. Siehe Th. XII, S. 289.

Frohn-Feste, an einigen Orten das öffentliche Gefängniß, die Bütteley, Fröhnerey; von Feste, ein fester Ort, und frohn, öffentlich, obrigkeitlich.

Frohn-Fuhre, Fr. Corvée en journée de chevaux, eine Fuhre, welche zur Frohne geschieht; Dienst-Fuhre; siehe Th. IX, S. 256, fgg.

Frohn-Geld, Geld, welches statt der schuldigen Frohnen bezahlt wird; der Frohn-Pfennig, in Niedersachsen Dienst-Geld; Siehe Th. IX, S. 298, fgg.

Ein altes Glossarium bey dem Eckard de reb. Franc. Th. 2, versteht unter Frohngeld den öffentlichen Schatz, Fiscum.

Frohn-Gewicht, siehe unter Gewicht.

Frohn-Gut, ein Gut, auf welchem Frohndienste haften. Siehe Bauer-Gut. Dienst.

Frohn-Herr, ein Herr, welcher Frohnen von seinen Unterthanen zu fordern berechtigt ist; die Frohn-Herrschaft, in eben dieser Bedeutung.

Frohn-Hof. 1. Ein Hof, auf welchem Frohndienste haften.

2. Ein Hof, aus welchem eine Kirche, Kloster u. s. f. gestiftet ist, Seel-Hof, Widums-Hof, Heiligen-Hof; doch nur an einigen oberdeutschen Orten; von frohn, heilig.

3. Ehedem wurden auch die Königshöfe, Pfalzhöfe, ingleichen Rathhäuser und Gerichtshöfe Frohn-Höfe genannt; von frohn, öffentlich, obrigkeitlich.

Frohn-Hufe, eine Hufe, auf welcher Frohndienste haften.

Frohn-Käse, Käse, welcher den Fröhnern an einigen Orten bey der Frohnarbeit von dem Frohnherrn gereichet wird.

Frohn-Korn, Korn, welches an einigen Orten die Fröhner für die Frohndienste von der Herrschaft erhalten.

Frohn-Leichnam, der heil. Leichnam Christi; ein Ausdruck, welcher noch in der römischen Kirche von dem Leibe Christi im Abendmahle gebraucht wird; in den gemeinen Mundarten Thüringens Barlichen. Daher das Frohnleichnams-Fest, L. Festum corporis Christi, Fr. la fete-Dieu, welches, zur Ehre des Leibes Christi, von dem Pabste Urban IV, im J. 1252 angeordnet worden ist. Es wird noch alle Jahre in der katholischen Kirche den Donnerstag nach Trinitatis angefangen, und acht Tage hinter einander feyerlich begangen, wobey man den Leib Christi mit großer Pracht und vielen Ceremonien herum trägt.

Frohn-Loch, eine Benennung gewisser Löcher an dem Grängel des Pfluges; siehe unter Pflug.

Frohn-Pfennig, siehe Frohn-Geld.

Frohn-pflichtig, zu Frohndiensten verpflichtet, frohnbar. Daher die Frohn-Pflichtigkeit.

Frohn-Register, das Register über die von den Unterthanen schuldigen Frohn-Dienste.

Frohn-Sohle, bey dem Salzwerke zu Halle; siehe Sohle.

Frohn-Tag, Fr. Journée, Jour de corvée, ein Tag, an welchem von den Fröhnern die ihnen obliegenden Frohndienste geleistet werden müssen.

Frohn-Vogt, ein Vogt oder Aufseher, welcher über die Fröhner gesetzt ist. 2 Mos. 1, 11.

Frohn-Zins, an einigen Orten, z. B. in der quedlinburgischen Vogtey, eine Benennung der Butscher-Zinsen; siehe unter Zins.

Frohne, die Frohne, in einigen Gegenden auch die Fröhne. 1. So viel als Frohndienst; Dienste, welche Unterthanen

thanen ihrer Herrschaft umsonst, oder doch gegen einen geringen Lohn, zu leisten verbunden sind. Etwas zur Frohne thun, d. i. als eine Frohne. Daher Acker-Frohnen, Bau-Frohnen, Forst-Frohnen, Jagd-Frohnen, u. s. f. Dienste, welche auf dem Felde, bey einem Baue, in den Forsten, auf der Jagd u. s. f. geleistet werden. Siehe auch Hand-Frohne.

2. In einigen oberdeutschen Gegenden auch in weiterm Verstande, andere Arten der Verbindlichkeit. So wird in den tyrolischen Bergwerken der Zehent, auch die Frohne genannt.

Froid, Froideur, Froidure, siehe Frost-Kälte.

Fromage, siehe Käse.

Froment, siehe Weizen.

Froment d'Inde, siehe Weizen. (Türkischer)

Froment locar oder *locular*, siehe Spelt.

Fromental, Wiesen-Haber, Avena elatior; siehe Gras (Haber-)

Fromental oder *Fromenteau*, eine Trauben-Sorte; siehe unter Weinstock.

Fromentin, Vineuse de Fromentin, eine Pfirsich-Sorte; siehe unter Pfirsiche.

Fronde, siehe Schleuder.

Frons, Fr. Front; siehe Stirn.

Frontail, siehe Stirn-Riemen.

Fronte, aus dem Franz. Front, der Vordertheil verschiedener Körper. Die Fronte eines Gebäudes, der Vordertheil oder die Vorderseite desselben. Das Haus steht (oder sieht) mit der Fronte nach dem Markte, Fr. la maison fait front sur la place. Die Fronte einer Armee, eines Regimentes, die vorderste Linie, zum Unterschiede von den Flügeln.

Bey den Perrückenmachern ist die Fronte der Theil einer Perrücke oder Haarkrause, welcher die Stirn umgiebt.

Fronteau, siehe Stirn-Riemen.

Fronteval, eine Tulpen-Sorte; siehe unter Tulpe.

Frontière, siehe Gränze.

Frontignac, *Frontignan*-Wein, ist der Name vortrefflicher weißer und rother Muskat-Weine, welche bey Frontignan, einer Stadt in Languedoc, auf einem hartfelsigen Grunde, oder in Haufen von Kieselsteinen wachsen. Siehe unter Wein.

Frontipisticum, *Fron'on*, } siehe Giebel.

1. **Frosch**, (*) L. Rana, Fr. Grenouille. Unter diesem Namen versteht der Ritter von Linné, dem auch viele andere Naturforscher hierin folgen, ein kriechendes Amphibien-Geschlecht, welches nicht nur die eigentlichen Frösche, sondern auch die Kröten in sich begreift. Er setzt die allgemeinen Kennzeichen dieses Geschlechtes, in einem nackten, vierfüßigen Körper, ohne Schale oder andere Bedeckung, und ohne Schwanz. Die Frösche unterscheiden sich von den Kröten hauptsächlich in folgenden Stücken. Sie haben einen längern und gestrecktern Kopf

(*) Dieses Thier heißt schon bey dem Notker Frosg, in der monseerischen Glosse Frosk, im Schwed. Fro, im Isländ. Freia, im Angels. Frogga, Frocca, Frox, im Holländ. Vorsch. im Norweg. Fröer, im Dän. Froe, Frosk, im Engl. Frog, im Wallach. Broaska, und in mittlern Lat. Bruscus. Dieses letztere ist, dem Frisch zu Folge, zugleich das Stammwort des Deutschen, und Bruscus leitet es von Ruscus. Mausedorn her. weil sich die Frösche gern unter diesem Strauche aufhalten sollen, so wie sie aus einer ähnlichen Ursache Rubetæ, von Rubus, Brombeerstaude, genannt werden. Ihre leitet Frosch von dem Schwed. Frö, der Same, her, weil diese Thiere sehr vielen Leich oder Samen legen der im Franz. Frie, und im Engl. Fray genannt wird. Wenn dieser Umstand diese Ableitung nicht überwiegend wahrscheinlich machte, so würde friesen, frieren, frisch, vielleicht Anspruch auf die Verwandtschaft machen können, weil dieses Thier sehr kalt anzufühlen ist. Im Nieders. heißt es Pogge, Padde, und im Scherze Aderjaan, bey dem Pictorius Hopzer, im Angels. Gaersthop, Grashüpfer, und im Schonen Korngrodor.

Von einem auf eine lächerliche Art hochmüthigen Menschen, sagt man im Sprichwort: Er brüstet sich, wie ein Frosch im Mondschein.

Kopf als die Kröten, einen dünnen und schlanken Unterleib gegen die Brust, und dünne Hinterfüße; der Körper der Kröten hingegen ist gleich dick, und die Füße ungeschickt. Die Frösche sind auch überdies viel lebhafter als die Kröten, und können auf dem Hintertheile ihres Leibes eben so sitzen, wie die Hunde; die Kröten hingegen liegen gemeiniglich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erde.

In den europäischen Gegenden sind vorzüglich dreyerley Arten von Fröschen anzutreffen: Landfrösche, Wasserfrösche, und Laubfrösche.

1. Der gemeine braune oder graue Frosch. Einige nennen ihn den braunen Land-Frosch, oder schlechtweg Land-Frosch, Garten-Frosch, Gras-Frosch; Andere, den braunen Wasser-Frosch. Beyde Benennungen können gelten; denn er bringt den Sommer größtentheils auf dem Lande, auf der Erde und im Grase zu; wenn sich aber der Winter heran nahet, geht er in das Wasser, um sich gegen den Frost in Sicherheit zu setzen, wo er sich nicht nur den ganzen Winter, sondern auch den größten Theil des Frühlinges, aufzuhalten pflegt. Er heißt bey dem Ritter Linné, Rana temporaria, dorso planiuscule subangulato; Rana palmis tetradactylis fissis, plantis pentadactylis palmatis, pollice longiore *Faun. Suec.* Rana aquatica innoxia GESN. Rana aquatica RAJ. Fr. Grenouille commune, oder Grenouille aquatique vaste. Dieser Frosch hat einen braunen oder grauen Rücken, welcher ziemlich flach und einigermaßen eckig ist. Der Unterleib ist bey dem Männchen gräulich weiß, bey dem Weibchen aber gelblich, und röthlich braun gefleckt. Die Vorderfüße haben 4 abgesonderte, die Hinterfüße aber 5, mit einer Schwimmhaut verbundene, Zehen. Die Frösche, deren Nahrung in Mücken und andern Insecten besteht, haben ein überaus zähes Leben; denn sie schwimmen noch einige Stunden im Wasser herum, nachdem man

ihnen das Herz aus dem Leibe gerissen hat. Bey der Begattung springt das Männchen auf das Weibchen, und hält dasselbe mit seinen Vorderfüßen fest umfaßt. In dieser Stellung läßt das Weibchen nach und nach ihre nackten Eyer, welche unter dem Namen Frosch-Leich, (*) L. Sperma ranarum, Fr. Frai oder Sperme de grenuilles, oder Sperniole, bekannt sind, von sich, wobey das Männchen mit den Hinterfüßen an den After des Weibchens drückt, und mit den Zehen diese Eyerchen, welche an einander hängen, und eine lange Schnur oder dicken Klumpen bilden, heraus ziehen hilft; zu gleicher Zeit macht es auch dieselben mit seinem Samen fruchtbar. Ungefähr in drey Tagen werden diese Eyerchen länglich, und sondern sich von einander ab. Nach 14 Tagen haben sie die Gestalt kleiner, dickleibiger, schwärzlicher Fischchen, welche nur aus Kopf und Schwanz zu bestehen scheinen; und in diesem Zustande nennt man sie Froschwürmer, Kaulärsche, oder Kaulpadden, Nieders. Kühlpoggen, L. Gyrinus Moluris, Engl. Todpole, Holl. Conderpatje, Fr. Tétards, wegen ihres dicken Kopfes, oder Queues de poële, wegen ihres langen Schwanzes. Nach drey Monaten aber bekommen sie Hinterfüße, bald darauf auch Vorderfüße; und alsdann verlieren sie ihren Schwanz. Nach dieser Verwandlung suchen die jungen Frösche aus dem Wasser auf das trockene Land zu kommen. Dasjenige, was jetzt von der Begattung und Verwandlung des gemeinen Frosches gesagt worden ist, gilt auch von allen übrigen Arten der Frösche.

JO. GE. HENR. KRAMERI obs. de exclusione ovulorum ranarum, s. im Commerc. litter. Nor. A. 1735, hebd. 7, n. 4.

Some observations made on the Spawn of Frogs, and of the production of Todpoles therein, by RICH. WALLER, s. n. Tizz. in No. 193. der Philos. Transact. for March-June 1691, S. 523. f.

2. Der

(*) In Franken das Froschgerück, im Dän. Froeleg, im Nieders. Poggenschott, Poggenkuller, Poggenraff.

2. Der grüne oder eßbare Wasser-Frosch, Rana viridis aquatica ROES. Rana esculenta, corpore angulato, dorso transverse gibbo, abdomine marginato LINN. Fr. Grenouille verte aquatique. Man nennt diesen Frosch auch schlechtweg den Wasser-Frosch, weil er sich noch mehr, als die vorige Art, im Wasser aufhält. Er ist auch größer, als die vorige Art, und hat einen grünen Rücken mit drey gelben Strichen, wovon der mittlere am längsten ist, und einen weißen Unterleib. Die Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut versehen. Die Ohren des Männchens sind kugelrund aufgeblasen. Dieser Frosch wird fleißig von den Köchen gesucht, welche, wie ich weiter unten zeigen werde, seine Schenkel und Lenden auf mancherley Art zur Speise zubereiten.

3. Laub-Frosch, eine kleine grüne Art Landfrösche, welche auf die Bäume klettert, und sich unter dem Laube derselben aufzuhalten pflegt, L. Rubeta; Rana arborea corpore laevi, subtus punctis contiguis tuberculato, pedibus fissis, unguibus tuberculato-dilatatis LINN. Ranunculus viridis GESN. Rana arborea s. Ranunculus viridis RAJ Rana brasilienſis gracilis SEBÆ. Seine gebräuchlichsten Benennungen in Frankreich sind Verdier oder Graillet, wofür einige auch Greſſet und Croiſſet schreiben; sonst heißt er aber auch Grenouillette, Grenouille de St. Martin, Grenouille de buiſſon, Martinolle, Raine verte; in Savoyen, Ragnole; in Italien, Ranella; Engl. small tree frog, green frog. Er ist kleiner, als der gemeine braune Land- und Wasserfrosch, und als der grüne eßbare Wasserfrosch. Sein Körper ist glatt, vorn breit und hinten schmal; die Augen sind glänzend-schwarz; der Rücken ist grasgrün; der Unterleib weiß, und mit erhöhten dicht an einander stehenden Puncten besetzt. Zwischen der grünen und weißen Farbe geht zur Seite ein hellgelber Strich. Die Ballen an den Füßen sind sehr kleberig. Seine liebste Nahrung sind die Fliezen,

die er behend zu erschnappen, auch aus einiger Ferne durch starken Athemzug in den Mund zu ziehen weiß. Man kann diesen Frosch statt eines Wetterglases gebrauchen, weil er gemeiniglich einige Stunden, ehe es regnet, seine Stimme hören läßt, und mit seinem groben Tone cra cra cra schreyt. Wenn man ihn in ein Glas mit feuchtem Grase setzt, und ihn bisweilen mit Fliegen versorget, kann man ihn lange Zeit lebendig erhalten.

Oder, man thut ihn in ein großes hohes Gefäß, z. B. ein Glas, mit Wasser, und giebt ihm einen Rasen, worauf man ein kleines Stühlchen setzen kann. Man deckt das Gefäß so weit zu, daß er nicht heraus hüpfen kann, und doch noch Luft genug hat. So lange der Frosch auf dem Stühlchen sitzen bleibt, ist anhaltendes gutes Wetter; geht er aber herunter auf den Rasen, so kann man auf eine Wetterveränderung schließen. Steigt er in das Wasser herunter, so ist man eines anhaltenden regenhaften und stürmischen Wetters versichert.

(Hrn. Prof. Sprenger) Allgem. Landwirthschaftskalender, a. d. J. 1772, S. 13.

Den Winter über verbergen sich diese Frösche nicht nur im tiefen Schlamme, sondern auch in den verdeckten hölzernen und steinernen Canälen, wo sie bloß von der Feuchtigkeit leben. Mit dem Anfange des Frühlinges kommen sie wieder hervor, begatten sich, und legen, wie die andern Frösche, ihre Eyer in das Wasser, worauf sie an den frisch ausgeschlagenen Bäumen hinauf klettern.

Hr. Rathsmeister Reichart hat angemerkt, daß die Frösche, wenn das Obst, Pflaumen, Zwetschgen ꝛc. zur völligen und rechten Reife gelangt und weich geworden sind, und von den Bäumen herunter fallen, die Schale und das Fleisch zum Theil hinweg schaben; welches sie auch an den Gurken, als einer ihrer annehmlichsten Speisen, thun. Wenn sie sich daran satt gefressen haben, welches mehrentheils des Nachts, oder auch bald früh geschieht, so begeben sie sich hernach zum Theil in das Wasser, theils aber verkriechen sie sich unter die Kohlstauden, und schlupfen unter denselben herum,

um, ihre Nahrung ferner zu suchen. Sie stellen auch den Regenwürmern nach, wenn dieselben nach vorhergegangenem Regen aus ihren Löchern hervor kriechen. Nach des Hrn. Prof. Gleditsch Bemerkung überwältigen und verschlingen sie auch die großen gehörnten Holz- Wasser- und Erdkäfer, nebst andern starken hartschaligen Insecten.

Die Bienen haben einen argen Feind an den Fröschen. Denn, wenn sie schwer beladen vor die Bienenstöcke und Körbe kommen, und vor solchen aus Müdigkeit, wie es oft geschieht, in das Gras fallen, so werden sie von den darin verborgen liegenden Fröschen weggeschnappt und verschlungen; welches ihnen auch wiederfährt, wenn sie an das Wasser zu trinken und den Fröschen zu nahe kommen.

Da die Frösche den Fischen, insonderheit den Karpfen, Brassen, Karauschen, ja so gar den Hechten und Giebeln, in den Seen, Teichen und Gewässern, großen Schaden zufügen, indem sie nicht allein den Leich der Fische verschlingen, sondern auch die zur Sommerszeit in der Brut sich befindenden matten Fische anfressen, und in der Menge anfallen: so macht ein erfahrner Landwirth als das beste Mittel dagegen bekannt, wenn man Krebse in solche Wässer setzt, indem diese, als abgesagte Feinde der Frösche, solche beständig verfolgen, und endlich gar vertilgen. Sonst kann man sie auch dadurch vertilgen, wenn man Hohlwurz in das Wasser wirft.

S. St. der nützl. Beytr. zu den Strelitz. Anzeig. v. J. 1766, Col. 63.
Berlin. Samml. 6. B. 5. St. S. 503.

Der Frösche Feinde hingegen sind wiederum die Hechte und alle Raubfische, die Nachtvögel, als: Schuhu, Eulen und Käuzlein, wie auch die Schlangen, vor allen aber die Raben und Störche, (*) wie auch Wölfe und

(*) Daher das Sprichwort: Wo Frösche sind, da giebts auch Störche.

und Füchse, welche sie allenthalben verfolgen, und, wo sie solche antreffen, wegfangen und auffressen.

In manchen Jahren finden sich auf den Erbsenäckern Frösche, welche die Schoten öffnen, und noch unter den Bünden liegen und fressen, wenn sie schon gemäht sind.

59. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1773. Col. 943, f.

Das Schreyen der Frösche drückt man durch quaken aus, L. coaxare, Fr. coasser, Engl. quack, wofür im Niederdeutschen auch quarren, und in einigen oberdeutschen Gegenden auch rochzen üblich ist. Das Schreyen selbst hat Brocks durch Wreckekcke auszudrücken gesucht. Das beschwerliche Schreyen der Frösche kann man durch ein am Ufer gestecktes Licht, oder angezündetes Feuer stillen.

Ein Mehreres von der Naturgeschichte der Frösche, findet man in folgenden Schriften.

Descriptio anatomica ranæ: ex Actis Erud. Lipf. A. 1687, M. Maj. p. 284, ſt. n. 4. Figg. in *M.B. Valentini* amphith. zootom. Frf. M. 1720, f. P. I. S. 209—212.

THO. BARTHOLINI de ranarum generatione obſſ. ſt. in deſſen Act med & Philoſ *Hafn.* Vol. II. A. 1673, S. 108—110.

C. A. à BERGEN obſervationes ex ranarum anatome petitæ, ſt. im Commerc. litt. Nor. A. 1738, hebd. 17, n. 4. S. 132, f.

GE. MATTH. BOSE ranæ anatome in vacuo mortuæ. Lipſ. 1734, 4.

Anatomia Ranæ in vacuo extinctæ, & vivæ; ſ. Deſſen Oria Wittembergenſia critico-phyſica, Wittemb. 1739, 4. Cap. VI.

Ranæ occultatæ dormiantne, an ſint mortuæ, ſ. JO. RUD. CAMERARII Memorabil Medicinæ Cent. IX. Aug. Trebocc. 1628, 12. Art. XL.

Ranæ in Seripho Inſula putæ, alio translatæ, canant, cur? ſ. eb. daſ. Art. XLI.

Nouvelles obſervations concernant deux cas particuliers de grenouilles, qui ont été troublées dans l'état d'engourdiſſement, ou elles ont coûtume de paſſer l'hyver; lues dans les aſſemblées du 18. Nov. & du 2. Dec. 1762, par Mr. GLEDITSCH, ſt. im XVIII Th. der Hiſt. & Memoir. de l'Acad. R. d. ſc & b. l. p. l'a. 1762. à Berl. 1760, 4. S. 3—26.

Jo Gottſ. Gl[illegible]ſch neue Beobachtungen über zween beſondere Verfälle von Fröſchen, die in ihrer gewöhnlichen Winterserſtarrung geſtöret worden ſind, ſt. in deſſen phyſ. bot. ökonomiſcher Abhan[illegible] l. T. halle. 1766, gr. 8. S. 256—282.

ELIG. JACOBÆI tr. de ranis. Pariſ. 1676, 8. Haſn. 1686, S.

ANT.

ANT. de LEEUWENHOEK Observationes de ranis, st. in dessen Continuatione arcanor. naturæ, L. B. 1719, 4. S. 107, sqq. und S. 146, sqq.

De [illegible], s. CAR. LINNÆI Amphibia Gyllenborgiana, Cap. 3.

An extract. of a latin letter, written by Sgr. MALPIGHI, concerning some anatomical obss. about the structure of the Lungs of Froggs &c. st. im VI. B. der Phil. Transact. a. d. J. 1671, No. 71, S. 2149, f.

MENZ de generatione ranarum paradoxa, Lpf. 1724, 4.

Christ. Reicharts Abhandlung von Fröschen, st. in dessen gemischten Schriften, Erf. 1762, 8. S. 448—478.

AUG. QUIR. RIVINI Obss. anatomicæ circa congressum, conceptionem, gestationem, partumque ranarum, st. n. K. in den Act. Erud. Lipf. A. 1687, M. Maj S. 284—288.

Aug. Joh Rösels von Rosenhof Historia naturalis ranarum nostratium, in qua omnes earum proprietates, præsertim, quæ ad generationis negotium pertinent, fusius enarrantur. Die natürliche Historie der Frösche hiesigen Landes, worin alle Eigenschaften derselben, sonderlich aber ihre Fortpflanzung, umständlich beschrieben werden. Norimb. 1758, gr. Fol. 30 B. n. 23. nach dem Leben illuminirten Kupfertabellen, und eben so vielen unilluminirten.

GODOFR. SCHULZII Obs. de ranunculo viridi arboreo, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. II, A. VI. Obs. 157.

Offervazioni intorno le rane, da ANT VALLISNIERI, st. in dessen Istoria del Cameleonte Affricano, e di vari animali d'Italia, in Venez. 1715, 4. S. 113—123, und 132—147.

J. C. Wilke Beschreibung eines eines kleinen Wasserinsects, das auf jungen Fröschen gefunden worden, st. n. Abbild im 23. B. übers. Abhandl. der kön. schwed. Acad. d. Wiss. a. d. J. 1761, S. 287, fgg.

Ich komme auf den mannigfaltigen Nutzen der Frösche. Zuvörderst verschaffen die Frösche unsern Gärten den wichtigen Nutzen, daß sie die Schnecken, welche in denselben an allen Arten von jungen Pflanzen, ja selbst an den Bäumen, deren Blättern und zartesten Knospen, unendlich vielen Schaden thun, zu ihrer Nahrung suchen und vertilgen. Ihr Magen verdauet die Schale völlig, und das darin befindliche häufige Salz macht sie recht fett.

57. St. der Leipz. Samml. 1748. 8. S. 749—754.
Nouvelle Bigarrure, To VII, à la Haye 1753, 8. S. 155—158.
80. St. der Berl. wöchentl. Relat. ꝛc. d. J. 1754, S. 396—398.
No. 10. des 2. Th. der Greifsw. Beytr. 1754, 4. S. 47, f.
81. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1754, Col. 1285.
Neues gemeinnütz. Magaz. 1. B. a. d. J. 1760. Hamb. 8. S. 136—139.

Ga-

Gazette salut. v. J. 1762, No. 25.
Stuttg. Realzeit. v. J. 1765, S. 29, fgg.
Allg. Magaz. der Nat. Kunst und Wissensch. 12. Th. Lpz. 1767, gr. 8. S. 313—317.
23. St. der nützl. Beytr. zu den neuen Streliz. Anzeig. v. J. 1772. Col. 187, fgg.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. 1. B. 1. Th. a. d. J. 1772, S. 197—199.

Man pflegt die Forellen in den Teichen mit Fröschen zu füttern.

Vom Gebrauche des Frosches zu einem Köder bey der Angelfischerey, siehe Th. XIII, S. 571, f. und im Art, Hecht.

Einen Laubfrosch pflegt man starken Wein- und Branntweinsäufern zuweilen in ihre Lieblingsgetränke zu werfen, um ihnen dadurch wider mehreres Trinken einen Ekel zu erwecken.

Zum Verspeisen, wählt man nur die oben, S. 169. No. 2 beschriebenen grünen oder weißen Frösche, nicht aber die braunen, grauen oder schwarzgesprenkelten aus Teichen und Sümpfen, und noch weniger die Laubfrösche. Doch hüttet man sich, dieselben im Monate May, als in der Leichzeit der Frösche, zur Speise zu nehmen, weil sie sich alsdann auch mit den Kröten zu begatten pflegen. Sie werden, in dieser Absicht, entweder mit hölzernen Bolzen von kleinen Armbrüsten oder Froschschneppern geschossen, oder mit einer Klitschangel gefangen.

Das Instrument, womit die Frösche geschossen werden, wird ein Frosch-Bogen oder Frosch-Schnepper genannt. Es besteht dasselbe in einer langen mit einem stählernen Bogen versehenen hölzernen Armbrust oder Schnepper, auf welcher ein langer von starkem Eisendraht verfertigter, und an der Spize mit einem scharfen Widerhaken bewaffneter Pfeil lieget, welcher mit einer Schnur, die zugleich den Bogen spannet, angebunden ist. Wenn ein Frosch damit getroffen worden ist, bleibt derselbe am Pfeile, der Pfeil aber an der Schnur hän-

hängen, womit man den Frosch heraus ziehen, abnehmen und den Bogen wieder spannen kann.

Am lustigsten aber ist es, die Frösche mit einer Klatschangel zu fangen. Man macht nämlich einer guten Querhand oder etwas höher über dem Angelhaken ein Läppchen rothes Tuch; sobald nun die Angel mit dem rothen Tuche in das Wasser geworfen wird, und es ein Frosch zu sehen bekömmt, so kömmt er auch sogleich zu dem Tuche hin. Unterdessen rückt man ihm den Angelhaken in die Haut, und zieht ihn also herraus.

Bey der Zubereitung der Frösche zum Verspeisen, schneidet man den Vordertheil ganz ab, zieht die Haut über den Hintertheilen ab, hacket von leztern das Vordere weg, und leget sie eine Nacht über in kaltes Wasser, um sie auszuwässern; alsdann werden diese Hintertheile mit dem Rücken fricassirt, mit Mehl oder Gries bestreuet, und aus Schmalz gebacken, oder wie junge Hühner zugerichtet.

Um die Frösche zu fricassiren, werden sie auf vorerwähnte Art zubereitet; alsdann thut man Butter in einen Tiegel oder Casserolle, sezt solche auf Kohlfeuer, und leget zugleich eine mit Nelken besteckte ganze Zwiebel hinein; hernach wirft man Frösche in die Butter, als ob es junge Hühner wären, passiret oder dämpfet sie eine Weile, schüttet Ingber, Muskatenblüthe und Citronenschale hinzu, gießt auch einige Löffel voll Rindfleischbrühe und ein wenig scharfen Essig hinein, thut noch etwas Pfeffer daran, und läßt es also kochen. Solches Froschfleisch muß schärfer, als anderes Fleisch oder Fischwerk, tractirt werden, weil es an sich selbst sehr weichlich und süß ist. Wenn sie kochen, muß man sie nicht allzu weich werden lassen. Zum Abziehen nimmt man 4 Eyerdotter, quirlt sie mit ein wenig Essig ganz klar, läßt die Brühe von Fröschen, wenn solche im Sud ist, darunter laufen, schüttet es wieder in den Tiegel, oder in das Geschirr, worin die Frösche sind, und läßt sie ein wenig anlaufen. Endlich richtet man dieselben an, sprengt zerlassene Butter, und gehackte grüne Peterstlie darüber: so werden Viele, die es nicht wissen, es für junge Hühner essen.

Oder, man zerbricht, wenn man dem Frosche, nachdem man ihm die Haut abgezogen, die beyden Hinterschenkel gelassen hat, den Knochen in dem einen, und schlägt ihn über den

dern; tunkt sie hernach in Nonnen-Teig, und prägelt sie nach gemeiner Art. Dieses nennen die französischen Köche des grenouilles en cerises, weil von dem Ende des Knochens nichts mehr bleibt, als ein Knopf, welcher einer Kirsche gleicht, wobey der Knochen hervor steht, als wenn es der Stängel wäre.

Um eine Frosch-Potage zu zurichten, pflegt man eine Anzahl Frösche zu nehmen, wohl auszuwaschen die Knochen in den Keulen heraus zu machen, die gröften zum Backen heraus zu suchen, in dieser Absicht mit Salz, Pfeffer, unreifem Traubensaft und feinen Kräutern zu marinieren, sie alsdann heraus zu nehmen, in klarem Teige oder Mehl umzukehren, in heißer zerschmolzener Butter zu backen, damit sie sich wohl färben mögen, und hernach den Rand der Potage damit zu besetzen. Von den übrigen Froschkeulen wird ein Ragout mit Fischmilch, Champignons und andern feinen Sachen, und zwar so, daß es weiß bleibe, verfertigt; auch kann hiezu ein weißes Fastags-Coulis, worunter, anstatt der Fische, Frösche gestosen werden müssen, genommen, und solches Coulis, nachdem es vorher mit einer schmackhaften klaren Erbsbrühe gelinde gekocht hat, über die Potage geschüttet werden. Wenn nun die Potage aufgekocht hat, wird sie mit Ragout, oder mit dem Coulis von Fröschen unkenntlich gemacht, der Rand der Schüssel aber mit den gebackenen Fröschen beleget, und warm angerichtet.

Das Fleisch ist schwerverdaulich, fett und weichlich, sonst aber sehr nahrhaft, und nicht bössaftig, wenn man solche Frösche speiset, die in klarem und reinem Wasser leben. Gegen die Dürr- und Schwindsucht, und gegen den anhaltenden trockenen Husten, rühmet man die aus ihren Schenkeln gekochten Brühen. Man kocht nämlich 6 bis 8 Paar dergleichen Schenkel mit Kalbfleisch und erweichenden Kräutern in 1 Quart Wasser, bis ein Drittel davon übrig bleibt. Ueberhaupt ist der Genuß der Frösche mehr bey den Italiänern und Franzosen als bey uns Deutschen, gebräuchlich. Die Erstern essen sie fast das ganze Jahr, am meisten aber in der Fastenzeit.

De ranarum edulium electione praeparatione, coctione s. JO. RUD. CAMERARII memorabilia medicinae, Cent. IX. Aug. Trebocc, 1628, 12. Art. 47.

In der Arzeney, werden von den grünen Fröschen fast alle Theile gebraucht; auch sind die Laubfrö-

sche

sche wider vielerley Zufälle nützlich zu gebrauchen. Von Heilung des Wurmes am Finger, vermittelst Schmierens und Einreibens der Hand mit lebendig von einander gerissenen Fröschen, s. in den künftigen Supplem. unter Finger-Zufälle. Von der gedörrten und zu Pulver gemachten Galle ein Quent eingenommen, soll das viertägige Fieber vertreiben. Von dem Fette wird behauptet, wenn man dasselbe auf eine gewisse Art zubereite, und hernach das Zahnfleisch damit beschmiere, so könne man schadhafte Zähne ohne Mühe und Schmerzen mit den Fingern ausziehen; welches Mittel einige Marktschreyer und Zahnärzte bey ihrer Kunst ausüben sollen. Der Frosch-Leich kühlet und lindert äußerlich allerley Gliederschmerzen, und stillet, mit Rosenessig auf einen Schwamm gegossen, und aufgelegt, das unmässige Bluten, zieht die allzu starke Röthe aus dem Gesichte, und macht die Hände glatt und säuber.

Analyse du frai de grenouilles, s. in No. XIX. der Gaz. salut. d. J. 1762.

OLAI BORICHII examen chemicum spermatis ranarum, s. in *Tho. Bartholini* Act. med. & philos. Hafn. Vol. II. A. 1673. S. 191, f.

Es wird auch davon das bekannte Froschleichpflaster, (Emplastrum de spermate ranarum; Empl. de ranis cum & sine mercurio,) oder die Froschleichsalbe (Nieders. Boltensalbe, weil es in Bolzen oder runden Stangen verkauft wird,) bereitet, welches zu allerley Wunden und Schäden dient. Von dem Gebrauche des Froschleiches, wider den Wurm der Pferde, eine ansteckende Art Aussatz, siehe den Art Wurm der Pferde. Eben dieser Froschleich wird im Frühjahre, oder zur Leichzeit, in Menge gesammelt, in einen leinenen Sack gethan, und an einem kühlen Orte aufgehängt, daß der Saft oder schleimige Liquor in ein Gefäß herab triefe; diesen setzt man in Bouteillen an die Sonne, um ihn zu destilliren; alsdann, wenn er sich lange halten soll, zieht man ihn ab. Dieses, auch in den Apotheken zu haben-

habende Froschleichwassers, bedient sich sonderlich das Frauenzimmer, um eine zarte Haut zu bekommen. Endlich hat man auch in den Apotheken das Froschöhl, als ein besonderes Hülfsmittel wider den Krebs. Es wird dasselbe gemachet, wenn man etwann 12 lebendige Frösche nimmt, selbige in anderthalb Pfund Baumöhl eine gute Stunde lang kochet, und hernach das Oehl ausdrückt.

Remede topique contre le Cancer non ouvert ou occulte, puisé dans les ouvrages de Theophr. Paracelse, par Mr. Pfill. PRAUN, ſt. im Mercure de France, Oct. 1759, 1. Vol. S. 200—202.

De officinalibus nat. ex rana, (quæ sunt : ipsa rana; Cor; Epar; Fel; Pinguedo, & Sperma ranarum nec non præparatis eorumque viribus, ſ. JO. JAC. MANGETI Bibl. pharm. med. To. II. Genev. 1703, f. S. 704, f.

In Absicht der Frösche ereignet sich zuweilen ein gewisses Phänomen, an dessen historischer Wahrheit man wegen vorgegebener unläugbarer Erfahrungen und glaubwürdiger Augenzeugen nicht zweifeln darf; ein Phänomen, welches der gemeine Mann anstaunt, ohne weiter darüber nachzudenken, und welches der Gelehrte und Naturkundige bald auf diese, bald auf jene Art zu erklären gesucht hat. Ich meine den Froschregen.

Ich verstehe aber hier nicht diejenige Begebenheit, wenn im Sommer, bey warmem Regen, die Frösche häufig auf den Wegen, in den Gärten und Wiesen hervor kommen, insonderheit die jährigen und noch nicht ausgewachsenen jungen Frösche, und die man sogleich, weil man es nicht besser weiß, eben so leicht für einen Froschregen ausgiebt, als man behauptet, daß es Blattläuse und andere kleine Insecten geregnet habe, wenn sich diese, bey einem sanften kitzelnden Sonnenregen, von den Blättern und aus dem Grase in die Luft erheben, und von dem nächsten Striche der Luft auf die ersten und besten Bäume, Sträuche oder Hecken geführet werden; sondern ich meine das Phänomen, da zuweilen im Sommer, allezeit aber bey heftigen Gewittern und Sturmwinden, in starken Regengüssen hoch aus der Luft Frösche herunter fallen, und solches von glaubwürdigen Personen, sogar von den höchsten Thürmen und Kirchendächern, bemerkt worden ist.

Dieses

Dieses ist die Sache, deren historische Richtigkeit ich hier voraus setze, und welche die Naturforscher bisher nicht völlig haben erklären können. Die alte Sage: daß diese Frösche in der Luft aus einer Fäulung erzeuget, oder aus dem mit Staub vermischten Regenwasser durch eine besondere Fermentation hervor gebracht würden, bedarf in unsern Tagen keiner Widerlegung. Eben so wenig kann die Meinung statt finden, daß die im Regen sichtbaren und niederschießenden Sonnenstrahlen, wenn man gegen über steht, den Froschleich an ziehen, und in der Luft ausbrüten sollten. Denn dazu ist diese Masse viel zu schwer, und kann sich in der Luft nicht halten. Wer die Erzeugung der Frösche, wie sie oben, S. 167, f. beschrieben worden ist, kennt, wird sich schwerlich davon überzeugen lassen. Denn der Froschwurm muß, so wie er aus dem Ey fällt, im Wasser leben; alsdann sieht er wie ein geschwänztes Fischchen aus, und bringt über ein Vierteljahr zu, ehe er den Schwanz verliert, und seine vier ordentliche Füße bekömmt. Man nehme den Froschleich aus dem Wasser, lege ihn einige Stunden an die Sonne, und thue ihn alsdann wieder in, mit Wasser gefüllte Gläser, so wird nichts auskommen, geschweige daß er in der Luft sollte ausgebrütet werden. Und gesetzt, es wäre dieses möglich, so müßten zu allen Zeiten, und nicht bloß in Gewitterregen, Frösche herunter fallen, wovon man doch gar keine Beyspiele vorzeigen kann. Hiedurch widerlegt sich auch das Vorgeben von selbst, als würden die großen Frösche durch die Sonne au gezogen. Sind diese aber nicht ungleich schwerer als die Luft? Folglich können sie darin eben so wenig, als Eisen im Wasser, schwimmen.

Es bleibt also die Frage übrig: Wie kommen die größten Frösche so hoch in die Luft? und warum fallen nicht zu allen Zeiten, sondern vorzüglich bey starken Gewittern und Regengüssen, Frösche herunter, und zwar von den höchsten Gebäuden, Kirchenthürmen und Dächern? Vorausgesetzt, daß die Sache in facto richtig ist: daß zur Zeit eines starken Gewitters und Regens wirklich Frösche von Thürmen und Kirchdächern herabgefallen sind, daß solches von sichern und glaubwürdigen Augenzeugen beobachtet worden: so liegt, meines Erachtens, in dem Umstande, daß es in Gewittern geschehe, der Schlüssel zur Erklärung dieses Geheimnisses. Denn, da es, vorerwähntermaßen, physisch unmöglich ist, daß der Froschleich in die Luft gezogen und darin ausgebrütet werden könne: so muß es eine andere gewaltsam wirkende Ursache seyn, wodurch die Frösche, ihrer

Schwere ungeachtet, in die Luft gezogen werden, und hernach an ungewöhnlichen Orten, wo sie weder erzeugt werden, noch sich aufhalten können, herunter fallen. Hiebey ist zugleich der Nebenumstand noch zu bemerken, daß es immer nur wenige sind, die herunter fallen und gesehen werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach, kann diese Ursache in nichts andern, als in den heftigen Wirbelwinden und Wasserhosen, die zur Zeit eines Gewitters zu entstehen pflegen, und ganz erstaunliche Wirkungen hervor bringen können, zu suchen seyn.

Was diese Naturbegebenheiten auf dem Meere ausrichten können, findet man in des Hrn. Grafen von Büffon allgem. Naturgeschichte, und in Bergmanns phys. Beschreibung der Erdkugel, S. 303, sqq. ausführlich beschrieben. Sie stehen da, wie die dicken Dampfsäulen, und das Wasser steigt in Millionen Strahlen, welche die Säule formiren, gerade in die Höhe, und breitet sich oben wie eine Wolke aus; denn eine solche Wasserhose reicht bis an die Wolken. Nichts kann ihrer Gewalt widerstehen. Geräth ein Schiff hinein, so wird es hoch in die Luft gezogen. Bergmann sagt, daß oft außer dem Wasser, Stroh, Büsche, Vögel, Fische ꝛc. in eine solche Röhre hinein gehoben, und in Schneckengängen aufwärts geführet würden. Hiebey erinnere man sich des Phänomens, wenn man zur Zeit eines Gewitters auch in unsern Gegenden, auf einem hohen Berge steht, und das Gewitter vor sich hat. Es erscheinen alsdann über den Seen und Flüssen lauter solche Dampfsäulen. Sind sie zwar nicht von solcher Gewalt, als auf dem Meere: so werden sie doch vielleicht geringere Wirkungen hervor bringen, und Frösche und andere Dinge mit aufziehen können. Es ist bekannt, was die Wirbelwinde zu Gewitterszeiten vermögen, und wie sie oft den auf dem Felde befindlichen Leuten Hüte, Kleidungsstücke und andere Sachen wegreißen, und hoch in den Lüften mit sich fortführen. Sollte dieses nicht auf eben die Art mit den Fröschen geschehen können? Sind diese durch eine Wasserhose erst in die Luft gezogen, so führt sie der Wirbelwind über die höchsten Thürme und Gebäude fort. Sobald seine Wirkung nachläßt, müssen sie vermöge ihrer Schwere auch wieder herunter fallen. Und hierin scheint die wahrscheinlichste Ursache des vermeinten Froschregens zu liegen.

Vom Froschregen, von Hrn. Past. Goeze, s. den 4ten Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1777, gr. 8. S. 430, sqq.

In

In Amerika wachsen die Frösche ungemein groß. Es giebt z. B. auf Martinique Frösche, welche oft 14 Zoll in der Länge, und beynahe eben so viel in der Dicke haben, deren Fleisch ungemein schmackhaft, und ein wahrer Leckerbissen seyn soll. Diese Frösche haben bey ihrer Größe auch dies Besondere, daß sie nicht, wie die hiesigen quaken, sondern, insonderheit des Nachts fast wie die Hunde zu bellen pflegen.

Zu den amerikanischen Fröschen, gehört: 1. Der Nacht-Schreyer, Rana typhonia *Linn.* ein Frosch, welcher, nach Rolanders Bericht, die ganze Nacht hindurch wie eine Krähe schreyt, und sich durch eyförmige Lappen (auricularibus lobis ovatis) von andern Fröschen unterscheidet, auf dem Rücken 4 nach der Länge herabgehende Runzeln, erhabene Wärzchen und schwarze Flecken hat.

2. Das Ohr-Auge, mit runden augenartigen Flecken an den Ohren, und stumpfen Füßen, Rana ocellata, auribus ocellatis, pedibus muticis *Linn.*

3. Der See-Frosch, oder buckelige Frosch, mit buckeligen Schulterblättern, und 4 großen runden Knoten am After. Rana marina scapulis gibbosis, clunibus nodosis *Linn.* Diesen Frosch hält man mit derjenigen Art Frösche, die bey jedem Sprunge, den sie thun, ihren Urin fahren lassen, Fr. Grenouille pisseuse, für einerley.

4. Der Ochsen-Frosch, der Windbeutel, Schwed. Manteskoe, Rana boans *Linn.* Rana maxima americana aquatica *Catesb.* Engl. Bull-Frog, Fr. Grenouille mugissante, Sauteur, Es ist dieses unter allen in Amerika befindlichen Arten die größte. Die Stellen, wo sie vornämlich ihren Aufenthalt haben, sind große Teiche, oder kleine Sümpfe von stillstehendem Wasser. Es entsteht ein erstaunliches Geräusch, wenn viele beysammen sind, und alle mit vollem Halse auf einmal anstimmen. Ihr Laut hat eine völlige Aehnlichkeit mit dem Blöken eines Ochsen oder Stiers, der etwas heiser geworden, so daß die Stimme nicht so rein ist. Des Abends, wenn es still ist, hört man sie, wie Kalm versichert, bisweilen fast in der Entfernung einer schwedische Viertelmeile. Sie sind sehr geschickt zu hüpfen. Sie legen zuweilen ein Paar Klaftern, und noch darüber, bey jedem Sprunge zurück.

Nachricht von dem brüllenden Frosch, aus Kalms Reise, 3. Th. S. 140, ff. im 7. B. der Berlin. Samml. S. 195—200.

Aus Surinam erhält man bisweilen Frösche, die einen langen Fischschwanz haben, und übrigens von der Größe der europäischen Frösche sind. Man glaubte ehemals, daß diese Frösche sich in Fische verwandelten, daher man ihnen den Namen Rana Piscis beylegte: Andere hielten sie für Eidechsen. Wahrscheinlicher aber sind sie unausgebildete Puppen von der großen amerikanischen Kröte. Dieser geschwänzte Frosch, Fr. Grenouille à queue, heißt beym Linné Rana paradoxa.

An account of de Frog fisch of Surinam, by Mr. GE EDWARDS ff. n. 12. Figg. auf 2. K. T. im 2. Th. des LI. B. der Philos. Transact. a. d. J. 1760, Art. LX. S. 653—657.

Unter der Benennung Meer-Frosch, oder See-Frosch, versteht man 1. eine Art großer Frösche, welche über $\frac{1}{2}$ Elle lang sind, und in den amerikanischen Meeren angetroffen werden, dergleichen die kurz vorher unter den amerikanischen Fröschen angeführte Rana ocellara *Linn.* und Rana marina *Linn.* sind.

2. Eine Art mit Lungen versehener Fische, welche nur ein Luftloch auf jeder Seite hinter den mit Brustfinnen besetzten Armen haben; der See-Fischer, See-Teufel, Frosch-Fisch, Kröten-Fisch, Fischer-Frosch, Batrachus *Klein.* Rana piscatrix *Salvian.* Lophius piscatorius *Linn.* Fr. Baudroie, Diable de mer, Pêcheuse, wovon man in 6. B. der Berl. Samml. S. 83—91, und im 3. B. des neuen Schauplatzes der Natur, Lpz. 1776, gr. 8. im Art. Frosch-Fisch, S. 205—209, umständliche Nachrichten findet.

2. Frosch, eine Benennung, welche verschiedenen Arten von Erhöhungen oder ihnen ähnlichen Theilen beygeleget wird.

1) Eine Krankheit bey Menschen und Thieren.

a. Bey Menschen versteht man unter Frosch, Fröschchen, Oberd. Fröschlein, Zungen-Fröschlein, Gr. und L. Batrachium, Batrachus, Hypoglossis, Rana, Ranula, Fr. Grenouille, Grenouillette, eine Art Geschwulst, welche unter der Zunge entsteht, wenn

sich

sich eine allzu große Menge Speichel in den Speichelgängen angesammelt hat. Einige sind rund, liegen unter der Zunge, und scheinen bloß von der Erweiterung des ausführenden Ganges der Drüse unter der Zunge zu entstehen; andere sind mehr lang als rund, liegen zur Seite der Zunge, und entstehen von Erweiterung des ausführenden Ganges der Unterkinnbackendrüse. Wenn dergleichen Geschwulsten nicht alt und eingewurzelt sind, so gleichet die aus denselben hervorkommende Feuchtigkeit, ihrer Farbe und Consistenz nach, vollkommen dem Eyweiß. Hingegen ist die Materie dicker, wenn sie längere Zeit daselbst verweilt hat; sie wird bisweilen gypsartig, und kann sogar eine steinichte Härte erlangen. Im Anfange dieses Zufalles kann man innerlich purgirende, und äußerlich zusammenziehende Arzeneyen, z. B. ein Pulver von gleichen Theilen Granatrinde, Isoppkraut und Seesalz, auf die Geschwulst legen, oder ein Decoct von gleichen Theilen wilder Granatblüthen, Alaun und Galläpfel, mit Wasser, zum Waschen der Geschwulst, gebrauchen. Will dieses nichts helfen, so muß die Geschwulst von geschickter Hand geöffnet werden. Bisweilen ist auch der Frosch nur der Zufall einer fleischichten Geschwulst, die man nothwendiger Weise ausrotten muß.

Insonderheit ist das Fröschchen ein gewöhnlicher Zufall bey neu gebornen Kindern, da nämlich an demjenigen Orte, wo sonst der Zungenband zu seyn pflegt, ein mehr oder weniger langes und dickes Stück Fleisch sich befindet, welches die Bewegung der Zunge hindert. Die damit behafteten Kinder sterben gemeiniglich, weil sie schlechterdings weder saugen, noch schlingen können. Es kann nämlich die Zunge sich nicht hinter ziehen, wie solches bey dem Schlingen nothwendig geschehen muß, mithin kann der Kehldeckel sich nicht auf die Oeffnung der Luftröhre legen und dieselbe verschließen, daher denn die Milch, die einem solchen

Kinde, auch nur tropfenweise, eingeflößet wird, anstatt in den Magen zu gehen, in die Luftröhre läuft, und das Kind im Augenblicke erstickt. Daß dieses sich in der That so verhalte, beweiset die Oeffnung solcher unglücklichen Kinder, in deren Magen man nichts, als eine schleimichte Feuchtigkeit, die an den Wänden klebte, fand, da hingegen die Aeste der Luftröhre mit der Milch, welche man ihnen eingeflößt hatte, angefüllt waren.

Es ist hier nichts natürlicher, als der Gedanke, daß da der Tod des Kindes einmal unvermeidlich ist, wenn nicht diese fleischichte Geschwulst, als die Ursache desselben, je eher je lieber hinweg genommen wird, es allezeit besser sey, dieses Mittel, als gar keines, zu versuchen. Da aber sowohl die unglücklichen Folgen solcher Versuche, als auch selbst die genaue Untersuchung dieser Theile, zur Genüge beweisen, daß ein glücklicher Erfolg unmöglich ist, weil von den großen Blutgefäßen der Zunge der Stamm selbst in diesem Fleischgewächse liegt: so kann in diesem Falle der Ausspruch des Celsus, daß man lieber ein ungewisses Mittel versuchen, als gar nichts thun solle, nicht gelten. Ich halte demnach jedes Kind, welches mit dem Frosche unter der Zunge auf die Welt kömmt, für verloren.

b. Bey Thieren, belegt man mit der Benennung Frosch, Fr. Féve, oder Lampas, eine Krankheit an dem Kopfe der Pferde, wobey der Gaumen um die Vorderzähne schwillt, so daß er über die Zähne hervor tritt.

Bey jungen Pferden ist dieser Zufall gemein, weil ihr Gaumen nicht so hart und trocken, als der alten ihrer, ist. Ob sich aber gleich, gedachtermaßen, das Fleisch bis über die Zähne in die Höhe begiebt, daß das Pferd fast keinen Haber fressen kann: so glaube ich doch, daß es nicht so oft über die Maßen in die Höhe tritt, als die gemeinen Roßärzte, Schmiede, und dergleichen Leute

Leute uns bereden wollen. In Frankreich sucht man diese Geschwulst dadurch zu curiren, daß man sie mit einer warmen gebratenen Zwiebel, die in ein leinenes Tuch gewickelt ist, reibet.

Jungen Pferden diese Geschwulst auszuschneiden, ist selten nöthig, weil sie mit der Zeit von selbst vergeht. Außerdem giebt sie auch den Pferden das Ansehen eines größern Alters, als sie wirklich haben, weil eines alten Pferdes Maul von Natur hart, und dünn von Fleische am Gaumen ist.

Lafosse Anmerk. und Entdeckungen an Pferden, in Schrebers Samml. ꝛc. 3. Th. Halle, 1758, gr. 8. S. 337.

Hrn. Prof. Zeiher Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde, Berl. 1771, 8. S. 267, f.

Bey ältern Pferden, ist der Frosch, oder ein geschwollener Gaumen, ebenfalls nichts ungewöhnliches. Das Pferd leidet dabey Schmerzen, wenn es das Futter mit den Vorderzähnen fassen will, weil der geschwollene Theil des Gaumens dabey gedruckt wird, und mithin wird ihm das Fressen sehr beschwerlich.

Bey der Heilung dieses Zufalls hat man nicht viel Umstände zu machen nöthig. Man öffnet mit einem Messer, oder mit einem Laßeisen, die Beule: so wird das gestockte Geblüt, welches die Geschwulst verursachte, heraus laufen, und die ganze Krankheit gehoben seyn. Den Frosch wegzubrennen, wie einige rathen, ist unsicherer.

Errleben prakt. Unterricht in der Vieharzneykunst, Gött. und Gotha, 1771, 8. S. 44.

Auch kleine fehlerhafte Höcker unter der Zunge der Pferde und des Rindviehes, welche zu schwarzen Beulen werden; imgleichen die von dem Drucke scharfer Mundstücke entstandene Verhärtung der innern Lefzen eines Pferdes, führen den Namen des Frosches.

2) Ein Ansatz von Holz an der Malz-Darre.

Bey den Böttchern, was an den Dauben über dem Boden herausgeht, und sonst auch die Kimme genannt wird.

An einem Violinbogen, ein hervor stehendes Stückchen Holz, welches unten eine Schraube hat, die Haare vermittelst desselben zu spannen.

An den Tücherpressen, eine eichene Bohle mit einer stählernen Platte, in deren Pfanne die Spitze der Spindelbogen spielet.

Im Bergbaue, nennet man Fröschlein kleine Stücke gezimmertes Holz, welche in das Gestein eingemeißelt werden, die Fahrten daran zu befestigen; welche bey andern Handwerkern Döbel heißen.

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß alle diese verschiedene Bedeutungen, bloße Figuren von dem Froische aus dem Thierreiche seyn sollten; ein Vorgeben, welches der Sprachähnlichkeit zuwider ist. Es ist vielmehr glaublicher, daß Frosch ehedem auch jede Erhöhung bedeutet habe, und alsdann würde es zu dem Oberd. Brosse, Knospe, Brics, eine Drüse, zu dem Schwed. Brusk. ein Knorpel, dem Ital. Brozze, Broggie, Finnen, vielleicht auch zu Brust gehören. Im Nieders. ist Brausch und Brüsch eine Beule, im Ital. Brusciolo, und im mittlern Lat. Brusciolus, ein Schwären, Fraschissa oder Fraschissum aber vermuthlich eine Handhabe. F und b gehen in allen Sprachen sehr leicht in einander über.

3. Frosch, in der Landwirthschaft einiger Gegenden, z. B. im Anhältischen, ein Arm voll abgeschnittener Halme, deren etliche eine Garbe ausmachen. In Zeitz, wo man deren vier auf eine Garbe rechnet, heißt ein solcher Frosch, eine Gans.

Auch dieses scheint ein eigenes und von dem vorigen ganz verschiedenes Wort zu seyn, so eigentlich ein Büschel bedeutet. Im Ital. und mittlern Lat. ist Frascha, Frasca, ein Bündel Baumzweige, imgleichen ein Strauch, Frossa Froza; ein Bündel, Büschel, und Bruscus, Fr. Brusc, ein Dornstrauch, Mäusedorn, bey den Römern Ruscus.

Frosch-Ader, eine Ader unter der Zunge, entweder weil sie aufschwillt, wenn man den Hals ein wenig fest bindet, oder auch, weil man sie in der Zungenkrankheit, welche unter dem Namen des Froschco bekannt ist, (s. oben, S. 182 f.) zu öffnen pflegte.

Frosch-Biß, Hydrocharis *Linn.* bey den ältern Kräuterkundigen Morsus Ranæ, wonach auch der deutsche Name gebildet worden ist. Diese Pflanze wächst in ganz Europa in stillstehenden Wässern und lehmigen Sümpfen, und wird in einigen Gegenden auch die Nixblume genannt. Von ihrem Nutzen ist mir nichts bekannt.

Frosch-Bogen, siehe oben, S. 174.

Frosch-Distel, Mariendistel; siehe Th. IX, S. 339.

Frosch-Fett, siehe oben, S. 177.

Frosch-Fisch, siehe oben, S. 182.

Frosch-Galle, siehe oben, S. 177.

Frosch-Geyer, siehe unter Geyer.

Frosch-Leich, siehe oben, S. 168, und 177.

Frosch-Oehl, siehe oben, S. 178.

Frosch Pfeffer, Ranunculus sceleratus *Linn.* siehe unter Hahnen-Fuß.

Frosch-Sattel, siehe unter Sattel.

Frosch-Schnepper, siehe oben, S. 174.

Frosch-Wels, Silurus Batrachus *Linn.* siehe unter Wels.

Frosch-Wurm, siehe oben, S. 168.

Frost, (*) L. Frigus, Gelu, Fr. Froid, Froideur, Froidure, Gelée. 1. Eine strenge Kälte, bey welcher die flüssigen Körper ihrer Flüssigkeit beraubt werden; im Gegensatze der Hitze. Der Frost schadet dem Getraide. Die Gewächse haben bey dem heftigen Froste viel gelitten. Ein mehrmaliger Eintritt dieser Kälte leidet auch den Plural. Die spaten Fröste haben auch vielen Schaden angerichtet. Die Mayfröste sind allemal schädlich.

2. Die

(*) Dieses Wort lautet bey dem Otfried und Notker Frost, Froste und Frosti, im Nieders. Jrost, im Holländ. Vrost und Vorst, im Dän. Schwed. und Engl. Frost, im Angels. Frost, und Forst, bey dem krainerischen Wenden Mres. Es stammet von dem noch in einigen Gegenden üblichen Zeitworte friesen, freisen, frieren, her, und war ehedem auch als ein Beywort üb ich. Vuanta frost was, denn es kalt war, im Tatian. Siehe Frieren.

2. Die Empfindung der Kälte. Frost leiden für frieren, im Oberdeutschen. Sich vor den Frost verwahren. Frost und Hitze wechseln im Fieber mit einander ab. Der Fieber-Frost. Ich kann mich vor Frost nicht lassen.

3. Gefrorne oder erfrorne Körper, in einigen Fällen. In den Frost bohren, in die gefrorne Erde; siehe Frost-Bohrer. Eine Salbe für den Frost in den Füssen, für die erfrornen Theile derselben.

Ich werde die Wirkungen des Frostes auf leblose Körper, auf Gewächse, auf Menschen und Thiere, in möglichster Kürze beschreiben, und zugleich die Mittel dagegen anzeigen.

I. Wirkungen des Frostes auf leblose Körper.

Durch den Frost ziehen sich die Metalle zusammen, oder werden kürzer. Auzout hat durch einen Versuch gefunden, daß eine eiserne, 12 Schuh lange, Röhre, nachdem sie in einer kalten Nacht an der Luft gelegen, zwo Linien von ihrer Länge verloren hatte. Flüssige Körper hingegen, ziehen sich von dem Froste nicht zusammen, sondern er treibt dieselben vielmehr um ein Zehntel ihrer Masse aus einander. Boyle zeigt durch verschiedene Versuche, daß sehr dicke und starke metallene Gefäße, die man mit Wasser angefüllt, fest verstopft und in die Kälte gelegt hat, zersprungen seyn, nachdem das Wasser durch das Gefrieren ausgedehnt worden war, und weder Raum noch Luft gefunden hatte. Wenn die mit Wasser angefüllten Gefäße nicht zugestopft sind, und ihre Oeffnung etwas weit ist, so entsteht das Eis zuerst auf der Oberfläche, welche von der äußern Luft berührt wird; alsdann befindet sich das unter dieser ersten Lage stehende Wasser von allen Seiten eingeschlossen; und wenn es endlich auch in Eis verwandelt wird, so kann es sich fernerhin nicht anders ausbreiten, als indem es die Wände aus einander dehnet oder gar zersprenget,

wo-

wofern sie nicht aus einer Materie, die sich ausdehnen läßt, bestehen. Solchemnach werden die gläsernen, porzellanenen, und so gar die aus gegossenen Eisen verfertigten Gefäße, selten dergleichen Probe ausstehen, und man muß sie daher bey starkem Froste leer stehen lassen.

Die Gewalt des gefrierenden Wassers ist erstaunlich. Aus einem von Huygens angestellten, und nachher von verschiedenen Personen wiederholten Experimente, sieht man, daß dasselbe vermögend sey, einen Flintenlauf zu zersprengen. Nachdem Boyle in einem kupfernen cylindrischen Gefäße, von ungefähr 3 Zoll im Durchmesser, hatte Wasser gefrieren lassen, so befand er, daß diese kleine Portion, indem sie zu Eis ward, ein Gewicht von 74 Pfund empor heben konnte. Es hatten aber schon vorher die Mitglieder der florentinischen Akademie, durch sinnreichere Arten zu verfahren, insbesondere erwiesen, wie dick eigentlich ein cylindrisches kupfernes Gefäß seyn müsse, wenn es der ausdehnenden Kraft des Eises widerstehen soll; und wenn Musschenbroek, der ihre Experimente gründlich und ausführlich erläutert hat, den Inhalt dieser Kraft aus dem Widerstande des Metalles beurtheilt, so hält er dafür, daß sie einem Gewichte von 27720 Pfund gleich komme, welches fast unglaublich ist.

Man darf sich also nicht verwundern, wenn man sieht, daß der Frost die Pflastersteine in den Straßen empor hebet, die Steine und Bäume zerspaltet, und die Brunnenröhren zersprenget, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht, und diese letztern alsdann leer läßt. Denn allenthalben, wo nur Wasser ist, sucht dasselbe, so bald es zu gefrieren anfängt, sich auszudehnen, und die stärksten Hindernisse sind nicht vermögend, es davon abzuhalten. Es ist aber hiebey zu bemerken, daß die meisten dieser Wirkungen keineswegs von einem Froste erfolgen, welcher nach trockner Witterung sich eingefunden hat, sondern vielmehr nach einem halben Thauwetter, oder auch wohl nach langwieriger oder sehr häufiger Feuchtigkeit; denn nur unter diesen letztern Umständen geschieht es, daß die Körper, welche am meisten

löcherig sind, von Wasser durchdrungen werden. Man kann auch ferner wahrnehmen, daß der Marmor, die Kieselsteine, das Glas, und überhaupt alles, was nicht inwendig feucht wird, niemals vom Froste zerspringt, wie die weichen Steine, worein sich die Wassertheilchen leicht ziehen, und hernach, wenn sie gefrieren, gleichsam zu so vielen kleinen Ballonen werden, welche sich aufblasen, und die Platten oder Schichten, womit sie bedeckt sind, empor heben. Ein Mehreres von dem Gefrieren des Wassers, der Flüsse ꝛc. findet man im Art. Eis.

Der Frost bringt nicht allein das gemeine Wasser, sondern auch alle andere flüssige Dinge, die mit demselben von gleicher Beschaffenheit sind, und überhaupt alle Materien, wo dergleichen flüssige Dinge in hinlänglicher Quantität zusammen kommen, zum Gefrieren; inzwischen pflegen sich doch nach der verschiedenen Quantität oder Eigenschaft der mit dem Wasser vermischten Substanzen, mancherley Umstände bey der Gefrierung desselben zu ereignen. Reines Wasser gefriert viel geschwinder und vollständiger, als ein jedes anderes. Das mit Salz vermischte Wasser gefriert viel schwerer. Der gefrorne Wein erhebt sich in lauter Blätter, die den Zwiebelschalen gleich sehen; die ersten von diesen Lagen sind unschmackhafter und härter, als die darunter befindlichen; in dem Mittelpuncte aber befindet sich ein Liquor, welcher sehr spirituös ist.

Der gefrorne Schaum und die Liqueurs, welche man bey Tische mit aufzusetzen pflegt, sind allezeit entw der mit Zucker vermischt, oder auch wohl etwas spirituös; und dieses ist eine von den Ursachen, warum man sie eigentlich nur bey einem Grade der Kälte, welcher stärker ist, als derjenige, wobey das gemeine Wasser gefrieren könnte, verfertigen kann. Eben daher geschieht es auch, daß, wenn man sie nicht mehr erkälten läßt, als nur so viel zu einer bloßen Gerinnung erfordert wird, alsdann einige derselben merklich kälter sind, als die andern, ungeachtet eine jede nur denjenigen Grad der Erkältung erlangt hat, welcher erfordert wird, daß sie völlig wie Eis gestehet.

Die

Die Früchte gefrieren bekanntermaßen in etwas rauhen Wintern, und werden hart; wenn sie aber aufthauen, haben sie ihren Geschmack verloren; und öfters sieht man, daß sie faul werden.

Gefrorne Eyer und gefrornes Fleisch, leget man in kaltes Wasser, welches den Frost heraus zieht, ohne ihnen einen faulen Geschmack zu geben, wie sonst geschieht, wenn man diese Körper um sie aufzuthauen, an Feuer bringt.

II. Wirkungen des Frostes auf Gewächse.

1. Bäume, sowohl in den Wäldern, als Gärten.

Wenn man die Wirkungen des Frostes auf die Gewächse nur ganz obenhin betrachtet, so sieht man, daß der an denselben durch den Winterfrost verursachte Schade von demjenigen sehr unterschieden sey, welcher vom Frühlingsfroste, entsteht. Im Winter haben die mehresten Bäume keine Blätter, Blumen und Früchte, und gemeiniglich genugsam gezeitigte, oder zu Ausstehung des Frostes hinlänglich hart gemachte Triebe. Ich sage: gemeiniglich; denn nach einem kühlen und feuchten Sommer können die jungen Zweige, an denen das Holz nicht recht reif geworden ist, nicht einmal mittelmäßigen Frost ausstehen. Ist aber der Frost außerordentlich stark, und mit andern widrigen Umständen, wovon ich weiter unten sprechen werde, begleitet: so verderben die Bäume gänzlich, oder bekommen wenigstens Fehler, welche niemals wieder zu verbessern sind. Diese Fehler sind: Risse, die den Holzfasern gleich gehen, und von den Forstleuten Eisklüfte oder Wetterklüfte genannt werden. Zuweilen findet man auch abgestandenes und todtes Holz, welches in gutes Holz eingeschlossen ist, so einige Forstleute verborgene Eisklüfte nennen. Endlich verursacht der Frost auch einen doppelten Spline, welcher in einem ganzen oder nicht ganz völligen Ringe von unvollkommenem Holze besteht, der mit gutem

Holz

Holz umgeben und wieder überdeckt ist. Ich werde diese Fehler näher aus einander setzen, zeigen, woher sie entstehen, und bey dem doppelten Splinte den Anfang machen.

Der gewöhnliche Splint, Fr. Aubier, ist ein mehr oder weniger dicker Ring von weißem und unvollkommenem Holze, welcher fast an allen Bäumen von dem vollkommenen Holze, so man den Kern, das Mark oder das Herz nennt, gar leicht durch die verschiedene Farbe und Härte zu unterscheiden ist. Der Splint findet sich unmittelbar unter der Rinde, und umgiebt das vollkommene oder völlig gebildete Holz, welches bey gesunden Bäumen von außen bis in die Mitte fast einerley Farbe hat. Bey denjenigen Bäumen hingegen, wo ein doppelter Splint, Fr. double aubier, gefunden wird, ist das vollkommene Holz durch einen zweyten Ring von weißem und weichen Holze von einander abgesondert, so, daß man an dem Querdurchschnitte eines solchen Stammes wechselweise einen Kranz von unvollkommener Holzschicht, hernach eine Schicht vollkommenes Holz, sodann einen zweyten Ring von Splint, und endlich einen Cylinder von gutem Holze antrifft. Diesen Fehler findet man öfter an den in magern und leichten Erdreich stehenden Bäumen, als an denen in starkem Erdreich; wie auch öfter an den einzeln und auf leeren Plätzen oder Blößen stehenden, als an denjenigen, welche in dichten Forsten gewachsen sind.

Das Holz dieser Ringe von falschem Splint an alten Bäumen, zeigt sich bey genauer Untersuchung viel leichter, weicher und schwächer, als der wahre Splint. Man hat an vielen solchen Bäumen die Holzlagen oder Schichten von dem guten Holze, welches zwischen dem wahren und falschen Splinte befindlich war, gezählt; und es läßt sich beweisen, daß dieser Zufall eine Wirkung des starken Winters von 1709 sey.

Sur les arbres morts par la gelée de 1709, st. in der Hist. de l'Acad. R. d. Sc. à Paris, a. d. J. 1710. S. 59—61.

Die-

Die Bäume haben seit dieser Zeit wieder neue Holzlagen über den falschen Splint angesetzt. Wenn aber der Splint und die Rinde dieser Bäume damals völlig wären verderbt worden, so würden auch ohne Zweifel die Bäume gänzlich abgestorben seyn, wie 1710. vielen widerfahren ist, deren Rinde sich abgelöst hatte, und die indessen doch, durch den wenigen noch in dem Holze befindlichen Saft einige Triebe gemacht hatten, aber abstehen mußten, weil sie nicht genug Nahrung an sich ziehen konnten. Solgergestalt befanden sich diese Bäume, an denen Rinde und Splint verderben war, in eben dem Zustande, darin sich andere Bäume befinden, welche man mit Fleiß ihrer Rinde völlig beraubt.

Man hat dergleichen falsche Splinte angetroffen, welche auf der einen Seite dicker waren, als auf der andern, welches man auch bey dem wahren Splinte gemeiniglich antrifft. Einige davon waren sehr dünn, welches vermuthlich daher kömmt, daß nur einige Schichten dieses Splintes Schaden gelitten hatten. Es sind auch diese falschen Splinte nicht von einerley Beschaffenheit, und einige nicht so gar schlecht, als die andern. Bey angestellter Untersuchung, ob an denen Bäumen, welche einen sehr dicken und schlecht beschaffenen Splint hatten, eben derselbe Fehler vorhanden wäre, hat man dieselben allemal gesund und in gutem Zustande angetroffen. Es ist demnach wahrscheinlich, daß dieser doppelte Splint durch den Frost verursacht worden ist, vor welchen die Wurzeln durch die auf denselben liegende Erde verwahrt waren. Dieses ist demnach eine schlimme Folge von sehr starkem Winterfroste, wovon die Wirkung, ob sie gleich in dem innern der Bäume steckt, nichts desto weniger der Beschaffenheit des Holzes nachtheilig ist, weil sie die Bäume, welche davon angegriffen werden, fast ganz und gar zu allen tüchtigen Werken untüchtig macht.

Ein anderer Fehler, sind die verborgenen Eisklüfte. Fr. Gelivure entrelardée. Man findet bisweilen

in den alten Stämmen, welche man horizontal durchsäget, etwas von abgestorbenen Splint, und zugleich etwas von verdorrter Rinde, welche völlig mit gesundem Holze überwachsen sind. Dieser todte Splint nimmt manchmal an dem Orte des Stammes, wo er gefunden wird, den vierten Theil von dem Umfange des Baumes ein. Es ist derselbe bisweilen weißlich, ein andermal bräuner als das gute Holz. Aus der Tiefe, in welcher dieser Splint in dem Baume gefunden wird, erhellet, daß dieser Schade an sehr vielen Bäumen im Winter von 1709. geschehen sey; und aller Wahrscheinlichkeit nach rührt auch in den andern Bäumen dieser Zufall von starkem Winterfroste her, wodurch ein Theil des Splintes und der Rinde gänzlich verdirbt, diese verdorbenen Theile aber von gesundem Holze überwachsen, und, wie jeder andere fremde Körper, in dem Innern des Baumes verschlossen worden. Dergleichen todten Splint findet man gemeiniglich in den von Morgen gegen Mittag, und auf Hängen in diesen Lagen stehenden Bäumen, wovon die Ursache ganz natürlich ist. Denn, wenn die Sonne auf der Seite des Baumes, welche sie bescheint, das Eis schmelzt, so dringt die Feuchtigkeit in die Rinde, und wird, sobald die Sonne nicht mehr hinscheint, wieder zu Eis. Hier entsteht also das Glatteis, welches, wie ich an seinem Orte zeigen werde, den Bäumen sehr nachtheilig ist. Dieser Fehler nimmt nicht die ganze Länge des Stammes eines Baumes ein; denn man findet beschlagenes Holz, welches dem Ansehen nach sehr gesund ist, und woran man diesen Fehler nicht eher sieht, als bis das Holz in Stücke oder zu Brettern geschnitten wird. Wenn man diese Bäume in ihrer völligen Länge gebraucht hätte, so würde man sie für völlig unmangelhaft gehalten haben; allein durch das innere Gebrechen, womit sie behaftet sind, würde ihr Verderben beschleunigt, oder wenigstens ihre Stärke sehr vermindert worden seyn.

Sehr

Sehr starker Winterfrost spaltet auch die Bäume, nach der Richtung ihrer Fibern, und dieses wohl mit einem Getöse oder Knalle. An dergleichen Bäumen zeigt sich gemeiniglich eine hervorstehende Kante, ein Absatz, oder eine Art einer Knochengeschwulst, (Exostosis) welche bey der Zuheilung der Wunde entsteht, die zwar in dem Baume verschlossen ist, sich aber niemal wieder vereinigt. Denn aus Erfahrung ist bekannt, daß das Holz, wenn es einmal hart geworden ist, sich niemals wieder vereinigt, insonderheit wenn die Fasern von einander getrennt oder zerrissen sind. Die Handwerksleute nennen zwar alle inwendige Spalten und Risse, Eisklüfte; allein, es ist gewiß, daß sie nicht alle von dem Froste verursacht worden seyn, sondern daß dieser Zufall öfters, auch von einem allzugroßen Ueberflusse des Saftes entstehe.

Man findet Bäume mit Eisklüften in verschiedenem Boden, und in verschiedenen Lagen; öfter aber, als anderswo, in feuchten Gegenden, und in östlichen und nördlichen Lagen. Ohne Zweifel kömmt dieses daher, weil die Kälte gegen Norden empfindlicher und stärker, die Lage gegen Morgen dem Glatteise mehr unterworfen ist. Die in einem feuchten Erdstriche stehenden Bäume aber haben ein schwächeres und dünneres Gewebe ihrer Holzfasern, welches weniger im Stande ist, der Gewalt des gefrierenden Saftes zu widerstehen; und dieses um so weniger, als in dergleichen Boden der Saft häufiger und wässeriger ist, als anderswo.

Der stärkste Winterfrost verursacht unstreitig an den Bäumen noch andere Schäden, als diejenigen, von denen sie völlig verderben. Denn bisweilen beschädigt derselbe nur die Zweige, und der Stamm bleibt noch ziemlich gut. Ein andermal ist der Stamm hin, und die Wurzeln bleiben gut, treiben auch wieder hervor. Im Winter 1709. sind viele Nußbäume völlig erfroren; andere hatten nur ihre Zweige verloren; aber fast alle

Oehlbäume mußten an der Wurzel abgehauen werden, die hernach wieder getrieben haben.

Der allzuheftige Winterfrost bringt den Bäumen, wie bereits erwähnt worden ist, auch verschiedenen Schaden nach der unterschiedenen Beschaffenheit der Lagen, in denen sie stehen. Ueber diesen für den Landbau sehr wichtigen Umstand haben die Schriftsteller einander sehr widersprechende Meinungen geäußert. Einige behaupten, der größte Schade vom Froste geschehe auf der Nordseite; Andere versichern dieses von der Mittags- oder Abendseite. Man sieht wohl, woher diese verschiedene Meinungen haben entstehen können. Ehe ich aber die vom Hrn Duhamel über diese Materie angestellten Erfahrungen erzähle, wollen wir vorher die Frage selbst genauer betrachten.

Es ist unzweifelhaft, daß auf der Nordseite, wo die Gewächse keine Sonne bekommen, und dem kältesten Winde ausgesetzt sind, die Kälte ihre Gewalt stärker ausübe, als in andern Lagen. Das Thermometer zeigt uns dieses zuverlässig. Aus dieser Ursache bleibt der Schnee auf der Nordseite der sehr hohen Berge fast den ganzen Sommer, in Ländern, die sonst gemäßigte Luft haben, liegen. Hieraus allein kann man sicher schließen, daß der Frost auf der Nordseite stärker sey und mehr Schaden anrichten könne, als auf der Mittagsseite. Diese Meinung wird auch durch die Beobachtungen von der einfachen Eiskluft bestätigt, als welche häufiger an den Bäumen, die gegen Norden stehen, gefunden wird, als an andern. Es ist demnach unstreitig, daß alle Zufälle, welche von der großen Gewalt der Kälte herkommen, sich häufiger in der nördlichen Lage, als in allen andern Lagen, finden werden. Allein, beschädigt denn nur allzeit die strenge Kälte allein die Bäume; und giebt es nicht andere besondere Umstände, welche verursachen, daß eine mittelmäßige Kälte denselben mehr Schaden thut, als heftigere Kälte gethan haben würde,

welche

welche bey andern weniger schlimmen Umständen eingefallen wäre? Man hat hievon bereits an der oben erwähnten verborgenen Eiskluft ein Beyspiel gesehen, welche häufiger in der Laze gegen Mittag, als in der gegen Norden angetroffen wird; und man schrieb den Schaden von 1709. einem schnell ununterbrochenen Thauwetter, auf welches unmittelbar eine noch stärkere Kälte, als die vorhergehende, folgte, zu. Man hat Bäume gesehen, die aus dieser Ursache starke Fröste auf der Nordseite gut überstanden haben, da hingegen andere Bäume von derselben Art in der Laze gegen Osten und Süden verdorben sind. Der doppelte Splint ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Zufall, der von dergleichen schnell unterbrochenem Thauwetter herkömmt.

Alle an der Sonne stehende Bäume sind den vom Glatteise entspringenden Zufällen, mehr, als andere, ausgesezt. Ob man nun gleich mit Wahrheit sagen kann, daß die Bäume in dieser Lage der starken Kälte nicht so ausgesezt sind, als die gegen Norden: so läßt sich doch aus des Hrn. Duhamel über die Frühlings-Fröste angestellten Beobachtungen erweisen, daß die Gewächse nicht in denen Lagen, wo es am stärksten friert, den meisten Schaden leiden.

Wenn in einem Schlagholze, welches man abhauet, hie und da Stückchen stehen bleiben, so bemerkt man, bey Untersuchung der Triebe von dem abgehauenen Holze um die stehen gebliebenen Stückchen: 1) daß die vor den Nordwind gesicherten, und gegen Mittag stehenden Theile viel stärker treiben, als in einer andern Lage. 2) Wenn bey heiterm Himmel, und einige Tage anhaltender Trockne, ein etwas starker Frost mit einem Nordwinde kömmt, wie solches gegen das Ende des Aprils öfters geschieht: so wird man alle Triebe auf der Mittagsseite verdorben finden, ob sie gleich vor den Nordwind gesichert gewesen sind; hingegen werden die dem Nordwinde ausgesezt gewesenen weniger Schaden gelitten haben. Diese Beobachtung ist vom Hrn. v. Buffon;

und man kann sie umständlicher in den Memoires de l'Acad. R. d. Sc. v. J. 1737 nachlesen. Dieser Vorfall widerstreitet ziemlich dem gemeinen Vorurtheile: er ist aber nichts desto weniger wahr, und läßt sich auch leicht erklären. Man darf nur bedenken, daß die Feuchtigkeit die Haupturſache der schlimmen Zufälle des Frostes sey, so, daß alles, was solche Feuchtigkeiten veranlassen kann, den Eindruck des Frostes für die Vegetabilien gefährlich macht; und daß alles, was die Zerstreuung dieser Feuchtigkeit veranlassen kann, so kalt es auch seyn mag, die schlimme Wirkung der starken Fröste verhindere. Dieses ist durch viele Beobachtungen bestätigt worden.

Der Frost äußert sich an denen Orten, wo sich die Nebel lange aufhalten, heftiger und öfter, als anderswo. Man beobachtet in allen Weinbergen, daß die Weinstöcke öfter in den Tiefen erfrieren, als auf den Höhen, wo der Wind die Nebel zerstreuet. Man bemerkt auch in den Wäldern, daß die jungen Schößlinge öfter durch die Frühlingsfröste in den Thälern, als auf den Höhen beschädigt werden. Zarte Pflanzen erfrieren in den niedrigen, nahe an Flüssen liegenden Küchengärten, da eben diese Pflanzen in den erhabenen Ebenen nicht Schaden leiden. Aus eben dieser Ursache erfrieren die Weinstöcke und die jungen Triebe öfter in der Nähe von großen Wäldern, oder wo der freye Zug des Windes durch große Bäume aufgehalten wird.

Man bemerkt, daß eine Reihe von Weinstöcken, die an ein Stück Klee oder Erbsen stößt, erfriert, der übrige Theil des Weinberges aber nicht beschädigt wird, welches man nichts anderm, als der Ausdünstung dieser Pflanzen, woron die Feuchtigkeit sich gegen die Weinstöcke zieht, zuschreiben kann.

Wenn zu der Zeit, da noch Frost zu befürchten ist, ein Weinberg umgraben wird, so wird solcher eher Schaden leiden, als ein anderer, der nicht bearbeitet worden ist; und zwar unstreitig deswegen, weil die Bearbeitung und das Behacken, das Ausdünsten der Erde befördert. Der Weinstock und das Holz erfriert eher im leichten und sandigten, auch frisch gedüngten Boden, als in starkem und ungedüngtem; nicht nur, weil sie früher treiben, sondern auch, weil aus leichter und gedürgter Erde mehr Ausdünstung

geht,

geht, als aus andern. In den Weinbergen und Waldungen bemerkt man, daß die nahe an der Erde stehenden Triebe mehr beschädigt werden, als die, welche höher stehen, insonderheit, wenn diese von dem Winde bewegt werden können; und es muß ein sehr starker Frost einfallen, um die Schößlinge und Triebe, welche von der Erde höher als 4 Fuß entfernt sind, zu beschädigen.

Alle diese Beobachtungen beweisen, daß es öfters nicht die starke, sondern die mit Feuchtigkeit begleitete Kälte, ist, welche die Gewächse beschädigt. Alles was trocknet, auch selbst der Nordwind, vermindert die Gefahr des Erfrierens. Es widerstehen auch die Gewächse sehr heftiger Kälte, wenn es nicht regnet, und der Wind geht, der, wie bekannt ist, stark trocknet. Aus allem diesem sieht man, warum die Frühlingsfröste zuweilen an der Mittagsseite mehr Schaden thun, als an der Nordseite, obgleich die Kälte auf derselben stärker ist. Aus eben dieser Ursache veranlaßt der Frost mehr Schaden an der Abendseite, als sonst an einer andern, wenn nach einem Regen mit Westwind, sich der Wind gegen Abend nach Norden dreht, wie solches öfters geschieht. Bisweilen, welches aber etwas seltenes ist, steigt vor der Sonne Aufgang ein kalter Nebel mit Ostwind auf, da denn die in dieser Lage stehenden Gewächse mehr Schaden leiden, als in jeder andern.

Vielerley Umstände verändern die hier gegebenen Sätze oder Regeln. Wenn z. B. starke Kälte mit einem Nordwinde kömmt, da es vorher einige Tage trocken gewesen ist, so leiden die gegen Norden und Osten stehenden Pflanzen mehr, als die auf der Mittagsseite; die gegen Norden, weil sie mehr Kälte ausstehen; und die gegen Osten, weil sie des Morgens mehr von der Sonne getroffen werden.

Eben so gewiß ist es, daß der Frost niemals so viel Schaden angerichtet, als wenn ein plötzliches Thauwetter auf denselben folgt. Ein ziemlich starker Frost schadet den Pflanzen nicht, wenn das Eis schmilzt und zu Wasser wird, ehe die Sonne darauf scheint. Wenn es in der Nacht auch ziemlich stark friert, und des Morgens trübes Wetter ist, oder ein kleiner Regen fällt; kurz, wenn durch irgend eine Ursache, und ohne der Sonne Wirkung, das Eis lang-

sam schmilzt, so bringt dieser Frost gewöhnlicher Weise keinen Schaden. Scheint aber die Sonne auf solche gefrorne Pflanzen, so werden die neuen Triebe sogleich schwarz, und in weniger als zwo Stunden sind sie gänzlich verwelkt.

Hrn. Dühamel Naturgeschichte der Bäume, 2 Th. Nürnb. 1765. 4. S. 270, fgg.

Anmerkungen über verschiedene Wirkungen, welche die großen Fröste im Winter, und die kleinen Fröste im Frühlinge, bey den Pflanzen und Gewächsen hervorbringen, durch die Herren Dühamel und v. Buffon, aus den Mémoir. de l'Acad. R. d. Sc. de Paris, v. J. 1737 übers. st. im 1. B. der ökonom. Nachr. S. 634—645, und S. 844—875; s. auch den 7. Band ders. S. 415, f.

Oecon. physical. Abhandlungen, 15. Th. Lpz. 1759, 8. S. 500—529.

Allgem. ökon. Forstmagazin, 9. B. Frf. und Lpz. 1767, gr. 8. 189—205.

Man hat es als die Gründe von dem Erfrieren der Bäume anzusehen, daß das Wasser, wenn es gefroren ist, mehr Raum einnimmt, als wenn es nicht gefroren ist; daß das Fett und Oehl in den Vegetabilien weniger Raum einnimmt; daß alle Bäume, insonderheit diejenigen, welche im Herbste ihre Blätter verlieren, im Sommer einen beträchtlichen Theil von Feuchtigkeiten in sich ziehen und auch wieder ausdünsten; endlich, daß die kleinen Schößlinge größere Gefäße haben, als der Stamm, und folglich einen größern Theil von Feuchtigkeiten in sich enthalten.

Hales hat bewiesen, daß ein Baum, der seine Blätter hat, 15, 20, ja wohl 30 mal mehr Wasser in sich ziehe, als ein anderer, der keine Blätter hat. Mithin sind die Blätter Ursache, daß ein Baum so viele Feuchtigkeit in sich nimmt.

Grew hat angemerkt, daß der Saft in einem Baume seine wässerige Natur um so viel mehr in eine kleberige oder leimartige Feuchtigkeit verwandle, je länger er in demselben seinen Kreislauf macht. Hales bestätigt diese Erfahrung. Letzterer hat auch beobachtet, daß die Bäume, welche im Winter grün sind, wie im Sommer, wenig Wasser in sich nehmen; ihr Saft hat eine sehr langsame Bewegung, und wird dadurch leimartig und fett; er wird im Winter nicht fest oder stehend, und seine Bewegung erhält, ob sie gleich langsam ist, dem Baume seine Blätter.

Da die Bäume, welche ihre Blätter noch haben, nothwendig mit wässerigen Säften angefüllt sind, so folgt, daß, wenn ein harter Winter dieselben überfällt, ehe ihre Säfte sich vermindert haben, oder zu einer leimartigen Natur geworden sind, welche nicht so leicht gefriert, und auch nicht so leicht durch Ausdünstungen verfliegt, die Gefäße des Baumes nothwendig bersten müssen. Folglich muß ihr Saft austreten, und dadurch, wie bey den Thieren, gleichsam durch eine Art von Hämorrhagie, welche durch nichts zu stillen ist, den Tod des Baumes verursachen.

Die Wahrheit dieses Satzes wird durch die Erfahrung bestätigt. Die Bäume, welche man aus einer warmen Himmelsgegend in eine kalte versetzt, und die man in einer guten Jahrszeit pflanzt, halten einen sehr harten Winter aus. Hingegen ersterben sie, wenn man sie allzu früh im Herbste, da ihr Saft noch in allzu großem Ueberflusse und allzu wässerig ist, oder allzu spät im Frühjahre pflanzt, nachdem der Saft bereits in den Baum zu treten angefangen hat.

Die Bäume, welche aus den warmen und südlichen Ländern kommen, haben eine größere Menge von wässerigen Säften in sich, als diejenigen, welche in Norden wachsen, wie Hales durch Versuche befunden hat. Daraus folgt, daß die erstern der Gefahr, zu erfrieren, mehr unterworfen sind; und dieses bestätigt die Erfahrung alle Tage. Das beste Mittel, dem Ersterben dieser Bäume vorzubeugen, scheint zu seyn, daß man die Natur nachahme, d. i. daß man die Blätter vor der Zeit, da sie von selbst abfallen würden, abpflücke, um dadurch den Saft des Baumes minder wässerig, und mehr leimartig zu machen, weil die wässerige Feuchtigkeit, welche in einem harten Winter gefriert, durch ihre Ausdehnung die Gefäße des Baumes zersprengen würde.

Die Versuche, welche Hr. Stromer in Schweden, nach diesem Grundsatze, mit den kleinen Zweigen an den Spitzen der Bäume, die gemeiniglich erfrieren, angestellt hat, sind sehr wohl gelungen. Die Nachricht des Hrn. Laurence von demjenigen, was in den Jahren 1708 und 1709. in England vorgefallen ist, giebt einen neuen Beweis davon. Er sagt, daß alle Arten von Bäumen bey diesen starken Frösten erstarben, nur die Maulbeerbäume ausgenommen, von denen man vor dem Winter die Blätter für die Seidenwürmer abgepflückt hatte. Nach des Hrn. Stromer Bemerkung, muß man nicht alle Blätter auf einmal abreißen, wie die Natur sie nicht an einem einzigen Tage abfallen läßt, sondern man muß nach und nach einige abpflücken, so, daß der Baum beym Eintritt des Winters fast ohne Laub ist. Auch muß man sich dabey in Acht nehmen, nicht zugleich die Knospen abzureißen. Die wahre Zeit für einen jeden Baum muß durch wiederholte Versuche bestimmt werden, weil die sehr wässerigen Bäume eher, als andere, die weniger wässerig sind, entblättert seyn wollen. Vielleicht muß man auch den ausländischen und den neu gepflanzten Bäumen das Laub eher nehmen, als denen, die lange in dem Lande gewesen, oder nicht neu gepflanzt sind.

Man kann zu diesen leztern Erinnerungen des Hrn. Stromer noch als eine Erklärung hinzufügen, daß die wässerigsten Bäume diejenigen sind, welche im Frühjahre zuerst Blätter bekommen, und welche die Natur, die allzeit in ihren Wirkungen regelmäßig verfährt, auch im Herbste zuerst von Blättern entblößt. Uebrigens thut man auch wohl, wenn man zugleich um den Stamm etwas Stroh bindet, ihn ungefähr 1 Schuh hoch mit Erde überschüttet, damit die Wurzel stärker gedeckt werde. Auf diese Weise wird ein Baum, wenn ihm zu gehöriger Zeit die Blätter genommen worden sind, gewiß auch in dem strengsten Winter erhalten werden.

Hrn. Mart. Stromers Gedanken über die Ursache, warum die Bäume bey starkem Winter erfrieren, wobey die Möglichkeit, solchen vorzubeugen, erwiesen wird, st. im 1. B. der übers. Abhandl. der kön. Schwed. Acad. der Wiss. Hamb. und Lpz. 1749, gr. 8. S. 116—121; desgl. im 21. St. der Mindenschen Beytr.

Beytr. z. N und Vergn. a. d. J. 1770, in der Wiener Realzeit v. J. 1770, S. 129—134, in Hepp'ns encyclopäd. Jahrbuch a. d. J. 1776, S. 7—[illegible], und im 86. St. des neuen Hamb. Magaz. Lpz. 1775, 8. S. 120—132.

S. auch Journ. œcon. v. Jun. 1751, das 11. St. des 4. B. des Oberlaußitz. Beytr. ꝛc. Leipz. und Görl. 1743, 4. das 13. St. der Leipz Samml. 1744, 8. S. 7—10; den 2. Th. der gesellschaftl. Erzäh. Hamb. 1753, 8. S. 8—12; den 7. Th. des allgem Magaz ꝛc. Lpz. 1756, gr. 8. S. 26—29; Hrn. D. Unzers Samml. kleiner physical. Schr. Rinteln und Leipz. 1766, 8. S. 140—150; die neue Stuttg. Realzeit v. J. 1766, S. 785—791, und 801—807; den 16. B. der Leipz. Samml. 1767, 8. S. 17, f.; No. 119. des Berlin. Intell. Zett. v. J. 1760, S. 1421—1423; No. 30—32. der wöchentl. Königsb. Frag- und Anz. Nachr. v. J. 1770, und den 3. B. der Berl. Samml. 1771, 8 S. 376.

Lettre de Mr. *** sur le probleme physique, pourquoi les boutons des arbres, qui résistent à la plus forte gelée pendant l'hiver, ne peuvent pas resister à un froid assez mediocre au printems, st. in den Nouvelles de la rep des lettr. p. *Jacq. Bernard* Mai 1705, à Amst. 1705, 12. Art. 3. S. 517—520; s. unten *Hartsœker*.

Von Verwahrung der Bäume vor den Frost, und dem Nutzen des Abblattens, s. das 48. St. der Stuttg. phys.-œcon. Realzeit. oder gemeinnützl. Wochenschr. v. J 1756.

Von großen Bäumen, die in harten Wintern gefroren sind, und Mittel dagegen, st. im 1. St. des 2. B. der nordischen Beyträge ꝛc. Alt. 1758, 8 S. 55—60.

Von dem Erfrieren der Bäume, s. das 33. St. des 2. Th. des Beytr. zur Unterhalt. munterer und ernsthaft. Gesellschaften, Hamb. 1768, gr. 8. S. 49—51.

PETR. ADR. GADD tankar om skadelige frostnaetter och frostnaestens vpodling. Stockh. 1759, 111. S.

Auszug aus Hrn. Gadds Abhandlung von den Ursachen und der Schädlichkeit der Frühlings- und Herbstfröste, so in besondern Gegenden fast alle Jahre sich ereignen, st. im 2. St. des 2. B. der phys. œcon. Auszüge, Stuttg. 1759, 8. S. 201—207.

Lettre de Mr. NIC. HARTSOEKER sur le problème de physique, pourquoi les boutons des arbres, qui résistent à la plus forte gelée durant l'hiver, ne peuvent pas resister à un froid assez médiocre au printems, st. in den Nouvell. de la rep. des lettr. Janv. 1705, Art. 3. S. 26—30; siehe auch Mai 1705, Art. 3. S. 517—520, und Juill. S. 29—32.

Analyse d'une lettre de Mr. *Hartsœker*, sur les boutons & les bourgeons des arbres pendant la gelée, par Mr. *Parent*, st. in dessen Essais &c. Vol. 3. S. 142—152.

Die Bäume mit Matten zu bedecken, beschützt sie zwar in der That vor den gegenwärtigen Frost; allein, die Schößlinge werden dadurch dermaßen schwach, daß sie gewiß bey dem folgenden Froste verderben.

Ein

Ein sehr leichtes und einfaches Mittel zur Verwahrung der Fruchtbäume wider das Erfrieren, dessen man sich insonderheit in Gegenden, wo der Nußbaum wegen des Frostes schwer zu erhalten ist, mit gutem Erfolge bedient, ist folgendes. Man leget in die Krone des Baumes, nach Beschaffenheit, wie sich die Aeste in Zwiesel vertheilen, einen oder mehrere Kieselsteine; und der gemeine Mann behauptet, daß dieses das beste Verwahrungsmittel wider das Erfrieren sey, womit auch die Erfahrung übereinstimmt. Die natürliche Ursache davon liegt aber nicht so wohl im Kieselsteine, als vielmehr darin, daß dadurch die Nässe in der Rinde des Baumes, die sich sonst in den Zwieseln sammelt, hernach zu Eis gefriert, und den Ort zwischen den Zwieseln angreift, verhindert wird. Es wird also ein jeder anderer Stein, oder Bedeckung mit einem Bretchen, eben diese Wirkung haben; denn überhaupt läßt ein guter Wirth nicht gern zwischen den Aesten viel Nässe sich sammeln, wofern er es irgends abwenden kann. Insonderheit ist dieses bey solchen Obst- und Nußbäumen sehr nöthig, welche wegen Mangel der freyen Luft nicht so leicht vom Schnee- und Regenwasser wieder abtrocknen können. Hauptsächlich würden die Bäume auf den Höfen und zwischen Gebäuden oft noch einmal so alt werden, wenn sie wider die eindringende Nässe am Schafte, und das daher entstehende Erfrieren, auf solche Art verwahrt würden.

29. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1776, S. 229, f.

Wie insonderheit der Maulbeerbaum und die Pfirsichblüthe wider Nachtfröste zu verwahren seyn, werde ich an seinem Orte anzeigen.

2. Gartengewächse und Blumen. Der Gartenfreund klagt oft über den im Winter an seinen Gewächsen, besonders an den Winterkohl und Salatpflanzen erlittenen Verlust, und der Blumist klagt in manchem April und May über den Verlust verschiede-

ner

ner Blumen, insonderheit der Nelken. Der Schade, welchen beyde im Winter in ihren Gärten leiden, ist oft nicht gering; und der Verlust, welchen besonders der Blumist über den Verlust mancher schönen Blume empfindet, schwächt oder erstickt gar zu Zeiten selbst seine vorige heftige Neigung zu denselben, wenigstens zu solchen Arten derselben, die dem Verderben im Winter am meisten ausgesetzt sind. Beyden Arten der Gartenfreunde will ich hier Gedanken über die Mittel, durch welche man die Gewächse und Blumen gegen den in vielen Wintern erfolgenden Verlust sichern, und demselben einigermaßen vorbeugen kann, nach der auf Erfahrung und allgemeine physikalische Grundsätze sich gründenden Anweisung des berühmten Hrn. Superint. Lüder, vorlegen.

Diese Abhandlung des Hrn. Lüder ist zuerst im 18, 19 und 20. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1774, hernach aber etwas verbessert, in Dessen Briefen über die Bestellung eines Küchengartens, Th. 2, S. 405, fgg. imgleichen in dessen Briefen über die Anlegung und Wartung eines Blumengartens, Hannov. 1777, 8. S. 387, fgg. auch unter dem Titel: Der erfahrne Gärtner, oder gründliche Anweisung, wie man die verschiedenen Gartengewächse und Blumen, welche den Winter über in freyen Gärten stehen bleiben, vor dem Frost und Erfrieren sicher stellen kann, sowohl theoretisch als practisch beschrieben, Frf. a. M. 1774, auf 3½ Octavbogen besonders abgedruckt, erschienen. Einen Auszug daraus findet man im 3. Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1776, gr. 8. S. 385, fgg.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß hier weder von dem Erfrieren oder Verderben solcher perennirenden Gewächse und Stauden, welche in unsem Klima nur im Hause, und nicht in freyem Lande durchwintert werden können, noch auch von jährigen Pflanzen die Rede ist, welche man überall nie durchwintern kann, oder wenigstens nicht nöthig hat, zu durchwintern, weil man sie in jedem Frühjahre aus dem Samen neu erziehen kann, wohin z. B. die Sommerlevkojen, der

Som-

Sommermajoran u. a. m. gehören. Die von jener erstern Gattung, z. B. der Lorbeerbaum, der Rosmarin, würden, wenn man sie den Winter über, ohne irgend eine Bedeckung im freyen Lande stehen lassen wollte, gewiß erfrieren; und die von der letztern Gattung, als: Gurken, Bitsbohnen, Basilien, Portulak, Balsaminen ꝛc. werden sogar durch den ersten im October einfallenden Nachtfrost getödtet. Sondern es ist hier nur von solchen Pflanzen und Blumen, welche bey uns im Winter im freyen Lande ausdauern können, z. B. allen Arten des Kohls, Salaten, Spinaten, Nelken, goldnen Lack ꝛc. die Rede. In manchen Wintern erfrieren oder verderben diese, und gehen aus, in einigen aber nicht. Sobald man nun die Ursachen entdeckt hat, warum man in einem Winter an ihnen einen Verlust leidet, und hingegen in andern Wintern sie unverletzt behält, sobald entdecken sich auch natürlicherweise die Mittel, deren wir uns bedienen können, uns gegen ihren Verlust, wo nicht gänzlich, doch einigermaßen in Sicherheit zu setzen.

1. Selbst bey dem stärksten und anhaltendsten Winterfroste erfrieren die Gewächse und Blumen, die mit Schnee bedeckt sind, nicht. Der Schnee dient den Pflanzen zu einer Bedeckung, aber nicht so sehr, wie man gemeiniglich glaubt, gegen den Frost, als vielmehr gegen die Sonne, welche die verdickten Säfte ihrer vom Froste erstarrten Blätter und Zweige zu schnell verdünnen oder aufthauen, und dadurch ihr Verderben verursachen würde. Daß eigentlich nicht der Frost, die Ursache des Verderbens der Pflanzen sey, sondern die Sonne, welche die vom Froste verdickten Säfte der erstarrten Theile derselben zu schnell verdünnet und aufthauet, ist leicht erweislich zu machen. Denn, 1) stehen nicht nach dem zu rechter Zeit eingetretenen Winterfroste die Pflanzen noch unversehrt? Wenn gleich ihre Blätter herunter hängen, ist nicht doch

ihr

ihr Herz noch gut? Ersterben sie nicht erst nachher? Jährige Pflanzen, Portulak, Basilien, Balsaminen, u. d. gl. tödtet freylich der erste Nachtfrost, und zwar so, daß sie sofort gänzlich erstorben sind, weil ihre Säfte dadurch dergestalt verdickt werden, daß sie sofort gänzlich still stehen, und alle Circulation derselben schnell aufhört. Die perennirenden Pflanzen hingegen, welche, weil der Frost ihre Säfte zwar verdicken, jedoch nicht gänzlich zum Stillestehen bringen kann, den Winter im freyen Lande aushalten können, stehen nach geendigtem Winterfroste noch unversehrt, und leiden den Schaden, welchen man das Erfrieren nennt, erst nachher, wenn die Sonne unmittelbar nach dem Froste auf sie scheint. Der Buchsbaum steht nach dem Winterfroste unverletzt; wenn aber zu einer Zeit, da die Sonne schon sehr warm scheint, und besonders im May, noch Fröste erfolgen, so wird allzeit die gegen die Sonne gekehrte Seite desselben weiß, und leidet Schaden; die von der Sonne abgekehrte Seite erfriert nie, und eben so wenig leidet er da vom Froste Schaden, wo ihn die Sonne gar nicht treffen kann, wenn auch der Frost noch so stark ist, und er auch gleich dagegen nicht die mindeste Bedeckung vom Schnee gehabt hat. 2) Was thut also den Pflanzen eigentlich Schaden, starker Frost mitten im Winter, oder ungleich gemäßigtere Nachtfröste im April und May? Unstreitig die letztern. Selbst die Obstbäume, wenn auch gleich ihre Zweige nicht mit Schnee bedeckt sind, leiden von den Fröſten mitten im Winter nichts; im Frühjahre aber, verursachen einige wenige Nachtfröste, wenn sie besonders zu einer Zeit einfallen, da die Witterung bey Tage schon ziemlich warm ist, daß die Spitzen ihrer Zweige, insonderheit der Nußbäume, absterben, oder, wie man es gewöhnlich nennt, erfrieren. Wären also Frost und Kälte an und vor sich selbst die Ursache des Ersterbens der Pflanzen, so müßten bey sehr heftigem

Win-

Winterfrost die Spitzen aller Bäume allemal erfrieren. Der Schnee ist folglich den Gewächsen in den Wintermonaten eigentlich keine Bedeckung gegen das Erfrieren selbst. 3) Wenn der Schnee den Pflanzen allzeit bloß zum Schutze gegen das Erfrieren diente, so müßte der größte Theil der Pflanzen in solchen Wintern, da es, ohne vorher geschneyet zu haben, stark friert, allemal erfrieren. Und doch, wie ich weiter unten zeigen werde, erfrieren selbst bey dem stärksten Froste diejenigen Pflanzen nicht, welche durch ein Gebäude gegen den Sonnenschein geschützt werden. Was diesen das zwischen ihnen und der Sonne stehende Gebäude ist, nämlich eine Beschützung, daß die Stralen der Sonne ihre gefrorne Theile bey Tage nicht aufthauen, und dadurch ihr Verderben verursachen, eben das ist der Schnee den gefrornen Pflanzen. Er schützt sie gegen das ihnen so nachtheilig Aufthauen bey Tage, welches, wenn es mit dem die Nacht darauf erfolgenden abermaligen Gefrieren abwechselte, ihren Untergang verursachen würde.

Eine von Hrn. Rammelt, in seinen Anmerkungen über den Winter des Jahrs 1763, (welche man in Dessen vermischten ökon. Abhandlungen, Halle, 1768, 8. S. 171-178, wie auch in Schrebers neuer Cameralschr. 6. Th. S. 662—668, findet) angeführte Beobachtung bestätigt dieses noch mehr. Er meldet, er habe in 47 Jahren nie den Verlust so vieler Gewächse erlebt, als in dem Winter des Jahres 1763, und es wären in demselben viele Gewächse erfroren, die sich doch in den bekannten heftigen Wintern von 1709 und 1740. erhalten hätten, weil in demselben kein Schnee gelegen, und des Nachts stark gefroren, am Tage aber die Sonne geschienen, welches fast vier Wochen also fortgedauert. Er zieht daraus den Schluß, daß nicht sowohl der Mangel des Schnees die Ursache des Verderbens so vieler Pflanzen sey, als vielmehr der warme Sonnenschein bey Tage, wovon die Gewächse aufthaueten, deren Säfte in der folgenden Nacht wieder frören und die Saftgefäße zerrissen, wodurch der Tod vieler sonst dauerhafter Gewächse verursacht würde. Derham hat eben dieses lange vorher behauptet, und (wie Miller in seinem

nem Gärtnerlexicon, unter dem Art. Frost, erzählt) den Schaden, welchen die Bäume und Pflanzen im Winter des Jahrs 1709 erlitten, mehr der Sonne, als dem Froste, zugeschrieben. So oft man Beschreibungen von den Zerstörungen lieset, welche kalte Winter in den Gärten angerichtet haben, findet man allezeit zugleich erzählt, daß die Sonne bey Tage stark geschienen habe.

Ich kehre nun zu der vorangeführten Erfahrung zurück. So weit die Pflanzen mit Schnee bedeckt sind, bleiben sie unversehrt, theils weil sie, wenn der Schnee sie vorher bedeckt hat, ehe sie von Kälte erstarren, nicht in einem hohen Grade erstarren, theils, weil der Schnee, wenn er auf sie fällt, nachdem sie bereits sehr erstarrt sind, verhindert, daß die Sonnenstrahlen sie zu ihrem Nachtheile nicht aufthauen. Sind aber die Pflanzen höher, als der Schnee liegt, so werden ihre über demselben hervor ragende Theile, deren Säfte der Forst verdickt hat, von den sie treffenden Sonnenstrahlen bey Tage aufgethauet und ihr Saft wieder verdünnet: in der folgenden Nacht frieren sie abermal; manchen Tag scheint die Sonne mehr als gewöhnlich heiß; diese Wärme derselben breitet die Säfte sehr aus einander; die Nacht darauf friert es sehr stark; dadurch wird der bey Tage aus einander getriebene Saft so plötzlich verdickt, daß die Saftgefäße denselben nicht in sich behalten können, sondern zerspringen müssen; und der über dem Schnee hervor ragende Theil erfriert, wie man es nennt, oder eigentlicher, er stirbt ab. Man nimmt dieses im Küchengarten besonders an dem braunen Kohle, und im Blumengarten am goldnen Lack und an den gelben Violen wahr, deren über dem Schnee hervor stehende Zweige und Blätter ersterben. Den braunen Kohl also gegen das Erfrieren zu schützen, ist es gut, daß man denselben, wenn man ihn etwa in einem Garten bey dem Hause auf einem Haufen eingeschlagen hat, während des anhaltenden Frostes mit etwas Erbsen- oder Wickenstroh bedeckt, damit ihn die Sonne nicht

aufthaue, und daß man zugleich außer der hohen Art desselben auch einen Theil von der niedrigen Gattung desselben pflanzt, die doch in den mehresten Wintern durch den Schnee gegen das Verderben bedeckt wird. Den goldnen Lack aber und die gelben Violen dagegen zu schützen, ist es rathsamer, das Säen derselben zur Anziehung junger Pflanzen nicht, wie gemeiniglich geschieht, im März, sondern erst im Anfange des Junius, zu verrichten, damit die Pflanzen in demselben Jahre nicht zu hoch werden, sondern niedrig bleiben, daß sie der Schnee im folgenden Winter besser bedecken könne; auch den Samen nur dünn auszustreuen, damit die Pflanzen durch das Dichtstehen nicht zu sehr in die Höhe getrieben werden, sondern mehr niedrig bleiben und Seitenzweige treiben. Denn ein solcher Lack, der ohne Nebenzweige zu treiben, gerade in die Höhe gehen, und ein einziges, aber desto längeres Bouquet geben soll, kann ohnehin nicht im freyen Garten, sondern muß im Hause durchwintert werden.

2. Auch bey dem stärksten und anhaltendsten Froste, obgleich kein Schnee liegt, erfrieren diejenigen Gewächse und Blumen nicht, welche, wegen eines davor liegenden Gebäudes, oder wegen davor stehender Wände von Bretern (Planken,) von der Sonne gar nicht beschienen werden können, wenn gleich alle übrige Pflanzen derselben Art in eben dem Winter zu Grunde gehen. Diejenigen Gewächse, die den Winter bey uns im freyen Lande aushalten können, werden nur alsdann durch den Frost getödtet, wenn die in ihren Saftröhren befindlichen Feuchtigkeiten zu oft und zu schnell bald gefrieren, bald wieder aufthauen, d. i. wenn sie zu oft und zu schnell bald durch die Wärme verdünnet, bald durch die Kälte verdicket, und dadurch die Saftröhren zerrissen werden. Stehen sie nun so, daß die Sonne sie nicht bescheinen kann, so erstarren sie zwar von der Kälte, weil diese ih-

re

re Säfte verdicket; sie erstarren auch in einem größern Grade, als der ist, in welchem sie erstarren würden, wenn sie mit Schnee bedeckt wären, (wie denn selbst die Erde, wenn sie nicht schon vor dem Fallen des Schnees gefroren ist, nicht mehr hart friert, nachdem sie von Schnee bedeckt ist;) der Frost verdickt ihre Fruchtigkeiten, und treibt sie aus einander, so, daß sie einen größern Raum einnehmen, und die Saftröhren ausgedehnt werden: der Saft circulirt langsamer, aber eben dieser verdickte Saft wird nun auch, weil die Pflanze hinter einem Gebäude von der Sonne nicht beschienen wird, vorerst nicht wieder aufgethauet, noch verdünnet; er bleibt in diesem langsamen Kreislaufe so lange unverändert, bis endlich allmählich eine gelinde Witterung erfolgt; alsdann kömmt er erst nach und nach wieder in geschwindere Bewegung, und die Saftgefäße bekommen ihre gehörige Ausdehnung erst allgemach wieder. Und so thut den Pflanzen das Gefrieren, von welchem sie vorher erstarrt waren, eben so wenig Schaden, als wenig die Wangen oder Hände eines Menschen, wenn bey heftiger Kälte die Haut derselben beynahe unempfindlich geworden ist, von dieser Erstarrung Schaden leiden, wofern nur das Zimmer, in welches man, also erstarrt, eintritt, nicht zu heiß ist, oder man sich dem heißen Ofen nicht zu bald nähert, wovon ich weiter unten, bey Betrachtung der Wirkungen des Frostes auf Menschen, mit mehrerm zu sprechen Gelegenheit haben werde.

Hr. Rammelt meldet an dem bereits angeführten Orte, daß, ob ihm gleich in dem Winter des Jahres 1763 alle seine Sommernelken erfroren, doch alle diejenigen, die er hinter ein Gebäude gepflanzt gehabt, wohin keine Sonne scheinen können, gut geblieben: der Kohl, der im Schatten gestanden, wäre gut geblieben, da hingegen der der Sonne ausgesetzt gewesene damals sämtlich erfroren wäre; er habe, da in solchem Winter Petersilie, Feldsalat, und andere den stärksten Frost sonst aushaltende Gewächse erfroren wären,

in einem gewissen Garten zu seiner größten Verwunderung ein ganzes Beet der schönsten grünen Petersilie angetroffen, weil dasselbe wegen vorstehender hoher Gebäude im Winter von der Sonne nicht hätte beschienen werden können, folglich die Petersilie immer gefroren geblieben, und nie aufgethauet wäre, und also keine Veränderung erlitten hätte.

Man weiß auch von andern, daß, wenn sie in einem Winter die im freyen Garten stehenden Nelken, goldnen Lack, Salat, Kohl ꝛc. verloren, sie doch andere Gewächse von eben diesen Gattungen behalten haben, wenn sie an einer Stelle gestanden, wo sie gar keine Sonne hatten.

Da es nun aber nicht in der Gewalt des Gärtners stehet, seine Pflanzen vom Schnee bedecken zu lassen, und dieselben dadurch gegen das Verderben zu sichern; der Mangel des Sonnenscheines aber, den ein davor stehendes Gebäude verursacht, zur Erhaltung der Pflanzen gegen das so genannte Erfrieren, eben dieselbe vortheilhafte Wirkung hat, als der Schnee: so ist es natürlich, daß, wenn man einen Ort im Garten hat, wohin gar keine Sonne scheint, man dahin einen Theil desselben säen und pflanzen müsse, was man gegen den Untergang im Winter beschützen will. Winterkohl und Salatpflanzen, Nelkenableger, einige Goldlackstauden u. d. gl. werden in einem solchen Theile des Gartens ein bequemes, und sie gegen den Untergang sicherndes Winterquartier finden, aus welchem man sie im folgenden Frühjahre auf eine sonnenreiche Stelle versetzen kann. Besonders ist es gut, den Winterspinat auf ein solches ganz schattiges Beet zu säen. Bis in den Februar, oder so lange der erste eigentliche Winterfrost dauert, bleibt derselbe, insonderheit wenn er von Schnee bedeckt gewesen ist, auf einer jeden sonnenreichen Stelle grün und zur Speise brauchbar. Kaum aber wird die Witterung im März und April gelinder, und es erfolgen Nachtfröste, und darauf warmer Sonnenschein: so werden seine Blätter entweder ganz, oder doch an der obern Hälfte, gelb; und er kann nun nicht eher wieder

zur

zur Speise gebraucht werden, als bis er im May neue Blätter getrieben hat, und man muß seiner, besonders im April, da er in Ermangelung hinreichender grüner Gemüse am angenehmsten wäre, entbehren. Kann man ihm aber ein ganz schattiges Beet geben, so werden seine vom Froste erstarreten Blätter von der Sonne nicht aufgethauet, und bleiben folglich grün und eßbar; dagegen, je sonnenreicher seine Lage ist, desto weniger ist er im April zur Speise brauchbar. Aus eben dieser Ursache kann man einen Theil solches ganz im Schatten liegenden Landes auf eine sehr nützliche Art mit Petersilie und Kerbel besäen, die man, um sie im Herbste und bis ins Frühjahr jung und zart zu haben, noch im August säet. Auch wird derjenige, der seinen Braunkohl zu Ende des Novembers in einen bey dem Hause gelegenen Garten einzuschlagen gewohnt ist, denselben viel besser erhalten, wenn er ihm ein solches im Schatten liegendes Beet geben kann. Der Schweitzer-Mangold, wenn man ihn zum Samentragen durchwintern will, ist auch auf solchen Beeten, insonderheit wenn ohnedieß hoher Schnee liegt, am besten durch den Winter zu bringen.

3. Auch diejenigen Pflanzen erfrieren nicht leicht, obgleich kein Schnee liegt, die eine solche Stelle haben, wo sie gegen die Sonne auch nur bis Mittag gesichert sind. Ein Theil der Gärten, der an der Morgenseite ein Gebäude hat, bekömmt im Frühjahre ungefähr von 9 Uhr an, erst etwas Sonne, und gegen Mittag die volle Sonne. Von denen Pflanzen, die in demselben die Sonne am ersten bekommen, gehen immer mehrere aus, als von denen, welche sie erst gegen Mittage bekommen. Je später sie die Sonne bekommen, desto sicherer sind sie vor dem Verderben, weil Frost und Sonnenwärme alsdann nur langsam bey ihnen abwechseln. Die aufgehende Sonne erwärmt die Luft nach und nach; der Frost der die Pflanzen in der

vorigen Nacht in Erstarren gesetzt hat, wird von der allmählich wärmer werdenden Luft nach und nach aufgelöset. Gegen den Mittag, wenn sie nun von der vollen Sonne beschienen werden, sind sie bereits aufgethauet, und alsdann kann ihnen die Sonne keinen grossen Schaden mehr zufügen. Was folgt hieraus natürlicher, als dieses: Man kann den Nelken, den Winterkohl- und Salatpflanzen kein besseres Winterquartier geben, als an einer Mauer oder brekernen Wand, oder an einem Gebäude, welches die Morgensonne von ihnen abhält!

4. Auch diejenigen Gewächse verderben, selbst in den strengesten Wintern, nicht leicht, die durch ein Obdach vor der Nässe gesichert sind. In einigen Wintern leidet man an denen Pflanzen, die nicht im Schatten stehen, besonders in tiefen und nassen Beeten, einen grossen Verlust, ob es gleich in denselben kaum einmal recht stark gefroren hat. Diese aber sind den Pflanzen am nachtheiligsten. Einen Tag regnet es: dann friert es; dann folgt eine heitere Witterung; dann wieder plötzlich abwechselnd Frost, Regen und Schneegestöber; alsdann gehen in feuchten Beeten die meisten Pflanzen in Fäulniß, und der Wintersalat geht gänzlich zu Grunde. Wenn es friert, so erstarren die Pflanzen, und ihr Saft wird verdickt; wenn sie in diesem Zustande von der Sonne getroffen werden, wird ihr Saft wieder verdünnet. Schon diese Abwechselung des Frostes und der Wärme, wenn sie verschiedene Tage nach einander, und oft schnell erfolgt, kann die Pflanzen tödten, weil alsdann die Saftröhren zerrissen werden. Fällt nun überdieß, bey dieser an sich selbst schon tödtlichen Abwechselung, oft Regenwetter ein, und es friert sogleich nach dem Regen, so entsteht gleichsam ein Glatteis auf den Pflanzen; und eben dieses ist unter solchen Umständen die Haupturſache ihres Unterganges, weil dadurch ihre Ausdünstung gänzlich gehemmet wird.

wird. Wenn man in solchem Winter einen großen Theil an der freyen Sonne stehender Nelken im freyen Lande verliert, wenn alsdann selbst viele an der Sonne stehende Aurikeln ausgehen, so bleiben nur diejenigen gut, welche in Töpfen entweder im Hause, oder im Garten in einem Portale, oder im Schatten, oder unter einem über einem Blumenfelde an einem Zaune befestigten Verdecke stehen. Wer also die Nelkenableger nicht im Hause durchwintern kann, sondern sie, welches überdieß viel bequemer und sicherer ist, im freyen Garten durchbringen will, wird seinen Endzweck am besten erreichen, wenn er sie, in Ermangelung eines gegen die Morgensonne geschützten Beetes, auf eine schmale, schräg angelegte, auch allenfalls vorn mit einem niedrigen, und hinten mit einem höhern Beete eingefaßte Rabatte an einem Bretterzaune pflanzt, und an demselben eine die Länge und Breite der Rabatte habende, jedoch über das Beet etwas in den Steig hervor ragende bretterne Klappe befestigt, welche bey guter Witterung aufgeklappt, bey eintretender schlackiger und nasser Witterung, oder bey erfolgenden Nachtfrösten aber herunter gelassen wird, und damit die Pflanzen Luft genug haben, etwas bis auf 1 Fuß hoch über dem Beete erhaben bleiben, und auf einigen vor dem Beete her eingeschlagenen Pfählen, die etwa ½ Fuß höher sind, als das Beet, ruhen muß. Wer dergleichen Klappen etwa über den Aurikelbeeten hat, um diese damit zur Zeit ihres Flores gegen Sonne und Regen zu schützen, kann einem Theile der Nelkenableger zwischen ihnen ein ganz bequemes Winterquartier geben, und sie dadurch bey erfolgenden schlackigen Wintern gegen die Fäulniß oder bey abwechselndem Regen und Frost gegen die Kälte schützen, welche sie zu einer Zeit, da sie von Regen feucht sind, leicht so stark angreift, daß sie getödtet werden. Oder, wer etwa wegen feuchter Lage des Gartens die Nelken im freyen Lande nicht durchwintern,

gleichwohl auch kein Zimmer im Hause für dieselben entbehren kann, kann sie gegen einen solchen Winter in Sicherheit setzen, wenn er sie in Töpfen läßt, (oder, damit die Menge der Töpfe nicht zu viel Raum einnehme, 5 bis 6, und mehr Ableger in jeden Topf pflanzt,) und diese in ein Portal auf die Bänke, und damit mehr Töpfe Raum haben, auf neben einander über die Bänke gelegte Breter setzt, und alsdann, um sie vor Nässe zu bewahren, bey regenhaften Tagen die Oeffnung des Portales, wenn dasselbe keine Thüren hat, mit einer Matte zuhängt, die jedoch, wenn es nicht regnet, wieder weggenommen werden muß, damit sie der kalten Luft nicht entwöhnet und nicht weichlich werden. Auf solche Weise kann man selbst in einem kleinen Portale 50 und mehr Nelkentöpfe beherbergen. Nur darf es daselbst nicht durchregnen, weil sich sonst an den Pflanzen, welche einen wiederholten Tropfenfall leiden müßten, eine Fäulniß erzeugen würde. Der zuvor gedachten schmalen und mit Klappen zu bedeckenden Rabatten kann man sich auch ganz bequem zur Durchwinterung der Salatpflanzen bedienen. Winterkohl-Pflanzen bedürfen solcher Vorsorge nicht, weil sie der Fäulniß nicht so sehr ausgesetzt sind, als Salate, Nelken und Aurikeln, indem ihr Herz nicht so, wie bey diesen, mit der nassen, eine Fäulniß verursachenden Erde, gleich steht, sondern 1 oder mehrere Zoll über der Erde erhaben ist.

5. Die Bedeckung der Pflanzen mit Mist und Stroh gegen den Frost, ist vielen Arten derselben schädlich, und befördert ihr Verderben. Diejenigen Pflanzen, die alle Jahre neue Blätter treiben, und sich im Winter gleichsam verlieren, können eine Bedeckung ertragen, ob sie ihnen gleich nicht allezeit nöthig ist; unter denen aber, die ihre Blätter behalten, kann keine dergleichen Bedeckung ertragen.

Krause schreibt zwar, in seinem Unterricht in der Gärtnerey, Berl. und Lpz. 1773, gr. 8. S. 333, die Blumisten

misten in Holland bedienten sich zur Bedekung der Staudengewächse vor hartem Frost, der Hülsen von Buchweizen, und beschütteten ihre raren Pflanzen damit; dieses halte die viele Winterfeuchtigkeit ab, und bewahre die Pflanzen vor Fäulung; damit jedoch der Wind die Hülsen nicht wegwehen könne, sezen sie einen Blumentopf darüber, welchen sie bey einfallender gelinder Witterung abnehmen, damit die Pflanze darunter vor der Zeit nicht austreibe. Wer aber mit den Holländern im Auf- und Zudecken nicht gleiche Sorgfalt beweiset, wird durch dieses Bedecken mehr Pflanzen verlieren, als erhalten.

Der Spargel muß mit kurzem fetten Kuhmiste ½ Fuß hoch bedecket werden, nicht gegen den Frost, sondern damit ihn, den Winter über, die sich davon einsenkende Fettigkeit stärke; siehe Th. II, S. 537 und 549. Den Hyacinthen und Tulpen, obgleich ihre Zwiebeln in der Erde von dem Froste selbst keinen Schaden leiden, ist es, um sie gegen die zu häufige Nässe zu schützen, sehr ersprießlich, wenn sie bis auf die Zeit, da sie hervor stechen, und also bis gegen den März, aber nicht länger hin, 2 bis 3 Zoll hoch, mit gemahlner Gärberlohe bedecket werden, damit das Regenwasser durch diese gleichsam nach und nach durchgeseihet werde. Die Artischocken müssen, nachdem alle ihre Blätter einer Hand hoch über der Erde abgeschnitten sind, und die Erde an sie angehäuft ist, mit langem Miste bedecket werden, der den Frost von ihnen abhält, und zugleich das Erdreich fetter macht; siehe Th. VIII, S. 485. Die perrennirende Sonnenblume, sowohl die einfache als gefüllte, wenn sie an der vollen Sonne steht, schüzt es sehr gegen den Untergang, wenn sie, damit ihre im Frühjahre hervor kommende Keime nach erlittenen Nachtfrösten von der Sonne nicht aufgethauet und verderbt werden, im März und April mit etwas Erbsenstroh bedeckt wird, vornämlich, wenn man die Blumenstangen des vorigen Jahres etwas hoch über der Erde abgeschnitten hat, damit die an den Wurzeln sich unter der Erde jedesmal wieder ansezenden neuen Keime etwas Luft unter der

Bedeckung behalten. Wer aber Nelken, Aurikeln, Salate, Kohlpflanzen u. d. gl. mit Stroh oder gar mit Mist bedecken wollte, würde alles in Fäulniß bringen und tödten: es sey denn, daß man ihnen, wenn sie an der freyen Morgensonne stehen, bey heftigem Froste eine solche aber nur ganz leichte Bedeckung, und besonders von Erbsen- oder Wickenstroh, auf einige Tage gäbe, um damit, so lange solcher Frost dauert, die Strahlen der aufthauenden Sonne von ihnen abzuhalten. Doch wird man sie eher zu Grunde richten, als erhalten, wofern man dabey nicht äußerst sorgfältig verfährt. Im eigentlichen Winter ist eine solche Bedeckung gegen den Frost, mit Stroh, ohnedieß nöthig. Und wenn man die an der Sonne stehenden Pflanzen gegen starke und späte Nachtfröste schützen will, ist es allemal sicherer, über ein mit Nelken oder Salat besetztes Beet, gegen Abend, wenn man merkt, es werde ein Nachtfrost kommen, eine Matte auszuspreiten, die aber, damit sie die Pflanzen nicht drücke, an den vier Enden wenigstens ½ Fuß hoch über denselben an 4 Pfähle angebunden seyn, und den folgenden Morgen wieder abgenommen werden muß. Diese Art der Bedeckung gegen die Nachtfröste ist noch immer die bequemste, wenn das Winterquartier gegen die Sonne keinen Schutz hat, wiewohl sie äußerst mühsam ist.

6. Spät im Herbste versetzte, oder auch spät im Herbste beschnittene Pflanzen sind in großer Gefahr, im Winter zu verderben. Wenn eine Pflanze theils ein gutes Wachsthum haben, theils gegen das Verderben stark genug seyn soll, muß sie sich zuvor hinlänglich eingewurzelt haben. Die Einwurzelung aber wird durch die Sonnenwärme befördert. Die Ableger einer im Topfe stehenden Nelke, wenn sie gehörig befeuchtet wird, schlagen allemal eher Wurzeln, als die im Lande abgelegten, weil der Grad der Wärme des Erdreiches im Topfe stärker ist, als derselbe zu eben der Zeit im freyen

Lande

Lande ist. Ein Beweis, daß die Wärme das Wachsthum der Wurzeln der Pflanzen befördere. Im November und später hin, hat die Sonne die Kraft nicht mehr, das Erdreich gehörig zu erwärmen. Wer also noch um diese Zeit Nelken, Kohl, Salat ꝛc. versetzt, setzt sich in Gefahr, den größten Theil davon zu verlieren, vornämlich, wenn in dem folgenden Winter wenig Schnee fällt, oder derselbe sehr früh eintritt, und im Frühjahre nachher viele Nachtfröste erfolgen. Die Fröste treiben die Erde, wegen der in derselben befindlichen Feuchtigkeit, die sie gefrieren machen, in die Höhe. Die spät gesetzten, und nicht hinreichende Wurzeln habenden Pflanzen werden alsdann mit in die Höhe gehoben, und zuletzt findet man sie zum Theil nur noch halb in der Erde stehen, zum Theil gar über der Erde liegen, zum Theil so gar vom Winde weggewehet. Ohne dringende Noth muß man also das Versetzen der zu durchwinternden Pflanzen nicht über die Hälfte des Octobers verschieben; wie denn überdem Nelkenableger, wenn sie zu rechter Zeit gemacht sind, längst vor Michaelis Wurzel geschlagen haben, und also zeitig genug versetzt werden können. Hat man aber das Versetzen bis gegen das Ende des Octobers und später versäumt, so unterlasse man es nun vollends, und nehme die Ableger erst im folgenden Frühjahre ab. Der Thymian kann, zu welcher Zeit man will, aus einander gerissen und versetzt werden; wenn man nur die Vorsicht beobachtet, ihn nicht später als um Bartholomäi zu beschneiden, so erfriert er nie. Man zerreiße und versetze ihn aber noch nach Michaelis, so wird er im Winter mehrentheils ausgehen. Eben die Beschaffenheit hat es mit Salbey, Lavendel, Isopp, Citronenkraut, Wintermajoran, und dergleichen Gewürzkräutern. Wenn man ihnen vor Ablauf des Augustes alle in diesem Jahre ausgetriebene Zweige, bis beynahe an das alte Holz, doch nicht tiefer abschneidet, und sie also stehen läßt, so bewach-

wachsen sie noch vor dem Herbste aufs neue ganz rund, und bleiben im folgenden Winter zuverlässig gut. Zertheilt man sie um eben diese Zeit, ohne sie jedoch zu beschneiden, und setzt sie so tief, daß nur der junge Schuß von diesem Jahre über der Erde bleibt, so bleiben sie ebenfalls gut. Zertheilt, beschneidet und versetzt man sie aber noch im October und später, so werden sie mehrentheils zu Grunde gehen, weil sie alsdann nicht mehr Zeit haben, sich theils oben hinlänglich zu bestauden, theils unten hinreichende Wurzeln zu treiben. Was ist dauerhafter, als der Buchsbaum! Man lege ihn aber im späten Herbste um, so wird er im folgenden May größtentheils trocken seyn. Das einzige Mittel, denselben, wenn es die Umstände nothwendig machen, ihn so spät umzulegen, zu erhalten ist, theils ihn bey dem Umlegen oben nicht zu stark, und lieber gar nicht zu beschneiden, theils, so oft im Februar und nachher die Erde aufgethauet ist, ihn anzutreten, damit die Ritze oder Oeffnung, welche der Frost zwischen ihm und dem Steige gemacht hat, verstopfet werde. Versäumt man dieses Antreten im Frühjahre, so verdorren die noch nicht eingewurzelten Wurzeln desselben bey der ersten erfolgenden warmen Witterung. Die Staudengewächse im Blumengarten, Nachtviole, Pechnelken, calcedonische Lychnis, u. d. gl. ersterben im Winter oft, wenn sie im späten Herbste zertheilt und umgeleget werden, aus eben dieser Ursache, ungeachtet sie sonst nie erfrieren. Das einzige Mittel, sie dagegen, der folgende Winter sey auch noch so verderblich, mit Zuverlässigkeit zu sichern, ist dieses, daß man sie noch vor Ablauf des Augustes umleget. Die Nachtvioleu erhalten sich nicht sicherer, als wenn sie jährlich schon zu Anfange des Augustes zertheilt und umgeleget werden. Alsdann gedeihen sie selbst in solchen Gärten, wo sie sonst, wegen einer zu sonnenreichen Lage und wegen Trockenheit des Bodens, nie wachsen. Die nicht in allen Gärten gut fortkommende gefüllte

füllte rothe calcedonische Lychnis kömmt alsdann gut fort, und hält alle Winter aus, wenn man sie im Herbste gar nicht, sondern nur alle drey Jahr, im Frühjahre oder August, zertheilt und umleget, und sie überdem nicht völlig ausblühen läßt, sondern jeden Blumenstängel im August, ehe derselbe verblühet, einige Finger breit über der Erde abschneidet, damit sich der alte Stock vor dem Winter aufs neue gehörig bestauden kann.

7. Viele Pflanzen gehen im Winter dadurch zu Grunde, daß sie der Frost aus der Erde heber. Im Frühjahre findet man oft Nelken, Aurikeln, Salat u. d. gl. auch den Spinat, entweder über der Erde liegen, oder doch so weit hervor getrieben, daß kaum noch etwas von der Wurzel in der Erde steckt. Außerdem daß dieses alsdann oft geschieht, wenn man die Pflanzen zu spät versetzt hat, geschieht es auch oft, wenn man in frisch gegrabenes und mithin lockeres Erdreich gesäet oder gepflanzt hat, obgleich solches zeitig genug geschehen ist. Wenn das Beet nach dem Umgraben vor dem Verpflanzen nicht Fuß vor Fuß fest getreten ist, und also lose und hohl, und einer Hand breit höher ist, als es seyn würde, wenn man es fest zusammen getreten hätte: so senkt sich die Erde nach und nach von der Nässe des Winters nieder, und das Beet ist im folgenden Frühjahre gewiß eine Hand breit niedriger, als es sogleich nach dem Umgraben war. Der Frost treibt die Erde bald darauf wieder in die Höhe. Bey erfolgendem Regen senkt sie sich abermal; nachher treibt sie der Frost wieder in die Höhe. Und daher kömmt es, daß die Pflanzen immer mehr in die Höhe, und zuletzt über die Erde zu liegen kommen. Wofern sie alsdann nicht bey der ersten guten Witterung, so bald nur die Erde nicht mehr schmierig ist, aufs neue angedrückt werden, so sind sie verloren. Eben dieses Erheben der Erde durch den Frost, und besonders durch die Frühlingsfröste, ist die Ursache, warum der Rocken in einigen Frühjahren mit seinen von der Erde entblößten

Wur-

Wurzeln oft zum Theil auf der Oberfläche der Erde liegt, und von folgenden dürren und kalten Ostwinden von dem Lande gleichsam weggewehet wird. Noch schlimmer ist der daher entstandene Schade, wenn zur Zeit einer Thauwitterung, ehe der vorherige Winterfrost völlig aus der Erde heraus ist, Nachtfröste einfallen. Die untern Wurzeln der Pflanze stehen, wenn die Erde nur erst einige Zolle tief aufgethauet ist, noch in gefrornem Lande; in der folgenden Nacht friert die obere aufgethauete Erde aufs neue und wird in die Höhe getrieben; die obern Fasern der Wurzel frieren mit ein, und werden zugleich mit in die Höhe gehoben. Da aber der untere Theil der Wurzel noch ganz in gefrorner Erde steht, so müssen nothwendig die obern feinern Wurzeln zerreißen. Binnen einigen Tagen thauet es allmählich tiefer auf, und wenn alsdann, ehe alles in der Tiefe aufthauet, abermal ein starker Nachtfrost einfällt, welcher einige Zolle tief eindringt, so werden auch tiefer hinunter die Wurzeln zerrissen. Wird alsdann die Pflanze nicht sofort wieder fest gedrückt, und bleibt in diesem Zustande dem Sonnenscheine ausgesetzt, so ist sie verloren. Ist nun das Beet vor der Bestellung zusammen getreten, so kann dieser Schade nicht leicht erfolgen. Man lasse daher die Winterquartiere seiner Pflanzen zuvor fest zusammen treten, hernach höchstens ½ Zoll tief wieder aufharken, und sodann die Pflanzen in ein mit einem Stocke gemachtes, der Größe und Länge der Wurzel gemäßes Loch einsetzen, so wird der durch das Erheben der Erde entstehende Verlust abgewendet.

8. Auf einem niedrigen und feuchten Beete sind die Pflanzen dem Winterverluste sehr ausgesetzt. Auf diesen sammelt sich das Wasser; dieses verursacht eine Stockung in den Wurzeln, und eine Fäulniß an den Pflanzen, die sich besonders alsdann erhebt, wenn sich auf demselben Schneewasser gesammelt hat, und darauf warmer Sonnenschein, oder Frost, erfolgt. Wenn

es

es also an trocknen Beeten fehlet, lasse man schmale Winterpflanzenfelder mit Bretern einfassen, die an einer Seite ½ Fuß, und an der andern ¾ Fuß hoch sind, damit das Wasser auf solchen theils erhöheten, theils etwas schräge liegenden Beeten abziehen könne. Eine solche Einrichtung des Winterquartieres ist außerdem allemal vortheilhaft.

9. Sehr rund erhabene Rabatten sind kleinen Pflanzen im Winter leicht nachtheilig. Das Wasser zieht sich von ihnen zwar gut ab; ist aber der Mittelrücken zu erhaben, so fällt in das Herz der am niedrigsten stehenden Pflanzen leicht etwas Erde, wodurch die Ausdünstung der zarten Herzblätter gehemmet wird, und ihre Säfte in Stockung gerathen. Bey Salaten und Nelken gehen die Herzen leicht in Fäulniß; und werden gleich die Nelken dadurch nicht allemal getödtet, so blühen sie doch in demselben Jahre nicht. Soll also eine rund gemachte Rabatte ein Winterquartier abgeben, so muß sie nur mäßig gerundet seyn.

10. Ost- und Nordwinde verursachen das Verderben vieler Pflanzen. Die aus diesen Himmelsgegenden kommenden Winde sind gemeiniglich sehr kalt. Sind ihnen die Pflanzen bloß gestellt, so wird dadurch erstlich der Umlauf des Saftes in ihnen langsamer gemacht, und ihre Ausdünstung unterbrochen. Beydes, wenn es oft kömmt, und mit warmem Sonnenschein oft abwechselt, ist den Pflanzen leicht schädlich, und macht viele von ihnen krank, weil es eine Stockung der Säfte verursachet. Zweytens sind jene kalte Winde den Pflanzen auch deswegen schädlich, weil sie die gefrornen Pflanzen hin und her treiben, wodurch dieselben Risse bekommen, und ihre Fasern sich trennen, und folglich ihr Verderben veranlaßt wird. Man richte also, so viel möglich, das Winterquartier für die Pflanzen da an, wo es gegen jene kalte und schneidende Winde einigen Schutz hat. Und um zu verhüten, daß wenigstens nicht

die

die Wurzeln der auf erhabenen, mit Bretern eingefaßten Beeten durchzuwinternden Pflanzen von ihnen zu sehr und zu oft erkältet werden, umlege man die Breter, womit das Beet eingefaßt ist, mit Mist, welcher die Kälte des Windes abhält. Solchergestalt ist die Pflanze ungleich weniger in Gefahr, zu verderben.

Was diese Beschützung der Wurzeln gegen die Kälte für eine Kraft habe, die Pflanzen zu stärken, mag man mit daraus erkennen, daß einst so gar ein gefrorner Lorbeerbaum, welcher bereits etliche Jahre ohne Blätter gestanden hatte, als zufälligerweise eine Kohlpfanne auf die Erde, in welcher er stand, gesetzt, und dadurch die Erde mit dem untern Stamme mäßig warm geworden war, nach wenig Tagen ausgeschlagen, und auf das beste fortgewachsen ist. Der selige Kanzler **Wolf** erzählt dieses in der Note zu §. 32 seiner Einleitung zu der Uebersetzung von Hales Statik der Gewächse, und erklärt zugleich die sonst unwahrscheinliche Möglichkeit dieses Vorfalles aus der Natur der Rinde des Lorbeerbaumes.

11. Tropfenfall ist durchzuwinternden Pflanzen schädlich. Sie gehen zu Grunde, wenn das Beet, auf welchem sie durchwintert werden, entweder so nahe an einem Gebäude liegt, daß die von dem Dache desselben fallenden Tropfen, theils durch den Wind auf sie geweht werden, theils sie bey dem Falle der Tropfen auf die Erde immer bespritzt werden, oder wenn das Beet unter Bäumen liegt, von denen der Regen auf sie tröpfelt. Die von einem Dache oder von Bäumen fallenden Tropfen fallen auf sie mit einem größern Gewichte, und in größerer Maße, und stets auf eine und eben dieselbe Stelle; sie hemmen folglich ihre Ausdünstung mehr, als ein gemeiner und meistens nur in kleinen Tropfen fallender Regen; und weil dadurch ihr Saft zu oft verdickt, und ihre Ausdünstung zu oft gehemmet wird, so muß dieses nothwendig eine Stockung der Säfte nach sich ziehen. Man lege also das Winterbehältniß der Pflanzen nicht unter Bäumen an; aber man entferne dasselbe auch von dem Tropfenfalle so weit, daß die

Pflan-

Pflanzen theils von den Tropfen im geringsten nicht bespritzet werden können, theils auch, wenn sich an den Ziegeln des Daches Eiszacken ansetzen, die, wenn Frost und Thauwetter oft abwechseln, gemeiniglich sehr dick werden, und über den gewöhnlichen Tropfenfall so weit weg stehen, daß die von ihnen abfallenden Tropfen auf ½ Fuß weit, und weiter, wegfallen, nicht gar diesen so viel kältern Tropfenfall bekommen. Denn sonst würden sie, so lange eine solche Witterung fortdauert, allemal nach Untergang der Sonne mit einem Glatteise beleget werden, und ihr Verderben unvermeidlich seyn, weil nichts den Pflanzen nachtheiliger ist, als wenn sie zu einer Zeit, da sie naß sind, gefrieren.

12. Kranke und schwache Pflanzen sind dem Verderben im Winter sehr unterworfen. Kranke Nelken-Ableger sind solche, die bereits am alten Stocke vom Roste und Brande angegriffen sind, (und das ist oft ein ganzer in Töpfen stehender Flor, wenn derselbe im vorhergehenden Sommer entweder zu viel, oder zu wenig begossen ist; die im freyen Lande stehenden sind diesen Krankheiten weniger unterworfen, weil sich theils die überflüssige Nässe in die Erde hinein zieht, theils sie bey anhaltender Dürre noch eher aus der Tiefe Nahrung schöpfen können,) oder in deren Herzen sich bereits eine Fäulniß angesetzt hat. Diese letztern werfe man nur sofort weg, weil selten eine davon durchkömmt, es wäre denn, daß es eine vorzügliche Sorte sey. Denn bisweilen, wiewohl äußerst selten, hört die Fäulniß auf, wenn man die angefaulten Blätter behutsam ausputzt, und ein günstiger Winter erfolgt; und obgleich eine solche Pflanze im folgenden Sommer nicht blüht, so treibt sie doch einige Ableger, und kömmt im zweyten Jahre wieder zur Blüthe. Die vom Roste und Brande stark angegriffenen kommen gleichfalls selten, so wenig im Hause, als im Lande, durch; man kann indessen ihre Blätter, so weit sie angegriffen sind, wegschneiden, und sie

sodann ihrem Schicksale überlassen; zuweilen kommen einige durch. Schwache Pflanzen z. B. spät gemachte Nelkenableger, die nun erst spät im October einige schwache Wurzeln haben. Nimmt man diese alsdann noch ab, und versetzt sie, so können sie sich, wofern der Winter nicht außerordentlich günstig ist, unmöglich erhalten, weil die Zeit ihre Wurzeln zu vergrößern, vor dem Winter zu kurz ist, und die Sonne nun nicht mehr Kraft genug hat, ihre Einwurzelung zu befördern. Man lasse sie also auf diesen Fall lieber am Stamme. Auch solche Winterkohl- und Salatpflanzen sind schwach, welche zu dicht gestanden haben, oder mit Unkraute überzogen gewesen, und dadurch an ihren untern Theilen etwas gelb gebrannt sind, und, weil sie nicht von allen Seiten die volle Luft und Sonne haben genießen können, an ihrem untern Theile ihre völlig grüne Farbe nicht haben; oder auch, die zu spät gesäet, und also noch zu weichlich und wässerig sind. Wenn diese verpflanzet werden, und es erfolgen bald darauf Nachtfröste, so sind sie der Kälte nicht gewohnt, und verderben zum Theil noch im Herbste. Dieses zu verhüten, säe man sie nicht zu dicht, und nicht zu spät, und halte sie von Unkraute rein.

13. Alte Stöcke gehen im Winter leicht aus. Ein Nelkenstock, der einige Jahre alt ist, geht allezeit aus, wenn er im Herbste aus der Erde genommen, von Erde entblößt, und versetzt wird, obgleich von denen, die erst einmal geblüht haben, nach dem der Winter beschaffen ist, verschiedene gut bleiben. Das sicherste Mittel, sie zu erhalten, ist dieses, daß man, (und zwar so bald, als möglich, nach geendigtem Flor) auf die Stelle, wohin man eine alte Topfnelke setzen will, ein der Größe des Topfes gemäßes Loch macht, alsdann mit einem langen Messer rings am Rande des Topfes herum die Erde los schneidet, darauf den Topf, nachdem man die Hand auf demselben ausgebreitet, und den Nelkenstock zwischen die mittelsten Finger gefaßt hat, umkehrt, den Topf in

die

die Höhe zieht, und dann die Pflanze mit aller Erde, ohne daß die Wurzel gerührt und von der Erde entblößt wird, in das gemachte Loch setzt. Thymian, Salbey u. d. gl. die einige Jahre alt sind, gehen, weil ihre Wurzeln alsdan schon zu holzicht sind, im folgenden Winter leicht aus, wenn sie später, als im August, zertheilet und versetzet werden. Die aber in diesem Jahre erst aus Samen gezogenen, lassen sich ohne Nachtheil noch zu Ende des Septembers, aber nicht später, verpflanzen.

14. Nicht alle diejenigen Pflanzen, die im Frühjahre das Ansehen haben, als habe sie der Winter verderbt, sind wirklich verloren. Ueber den Schnee hervor gestandener und erfrorner hoher Braun-Kohl, wenn er an der vollen Sonne steht, er stirbt bey erfolgenden Nachtfrösten immer weiter hinunter, bis zuletzt der ganze Stamm todt ist. So bald also im März die Sprossen desselben aufzuschwellen und zu wachsen anfangen, lasse man ihn, wenn man von ihm Sprossen oder Samen verlangt, aufnehmen, und den erfrornen Theil bis in das Gesunde abschneiden, und einen Strunk neben den andern, ja, ganze Hände voll zusammen nehmen, und an einen Zaun pflanzen, wo er die Sonne erst um Mittag bekömmt. Er wird dann in kurzer Zeit vortreffliche Sprossen liefern, oder, wenn man will, eine gute Menge Samen bringen. Ein an der freyen Sonne liegendes Feld Winter-Spinat scheint oft durch abwechselnde Nachtfröste und warmen Sonnenschein gänzlich getödtet zu seyn, und hat kaum noch einige grüne Herzblätterchen. Da man aber bemerkt hat, daß solcher Spinat nach einem so genannten warmen Mayregen um sein Herz herum gar bald wieder neue Blätter treibt, so darf man ihm nur, wenn es die Zeit verstattet, damit er Luft bekomme, und nicht unter den dürren Blättern ersticke, die größten gelben Blätter abnehmen, oder, wenn alle Blätter des ganzen Beetes gleichsam in eines geschlämmt zu seyn scheinen, mit einer hölzernen Heuharke sanft

überziehen, den Unrath abharken, und das Erdreich zwischen den Pflanzen, ohne diese jedoch loszureißen, etwas auflockern lassen, so wird man gegen die Mitte des Mayes, noch ehe der im März gesäete Spinat brauchbar wird, den schönsten Spinat zur Speise haben. Der Winterſalat, wenn er an die freye Sonne gepflanzt ist, im April oft das Ansehen, als sey er gänzlich verschwunden. Beym Nachspüren wird man jedoch zuweilen unter seinen in Fäulniß gegangenen Blättern noch einige sehr zarte und kleine grüne Herzblätter finden. Diejenigen Pflanzen, die man also stehen läßt, gehen vollends verloren: diejenigen aber, die man aufnimmt, von aller Fäulniß reinigt, ihnen alle Spitzen ihrer Wurzeln beschneidet, und sie auf eine warme und fette Rabatte pflanzt, werden sich, obgleich alsdann ihre zarte grüne Herzblätter kaum zu sehen sind, sehr schnell erholen, und zwar etwas spät, dennoch früher als der im Frühjahre gesäete Salat gute Köpfe geben. Mit den Winterkohlpflanzen hat es dieselbe Bewandtniß. Wenn nur das Herz noch gut ist, so pflanze man sie bis an dasselbe in die Erde, nachdem man zuvor alle faule oder trockne Blätter sorgfältig abgenommen, und ihre Wurzeln beschnitten hat. Sie werden alsdann zwar nicht so zeitig, doch aber um Jacobi, und früher als der Sommerkohl, Köpfe bringen. Die Nelken, wenn sie auch gleich zu Anfange des Aprils noch ganz gut stehen, werden im May oft so weiß, daß man glauben sollte, es würde nicht eine einzige gut bleiben. Man übereile sich aber nicht, sie wegzuwerfen. Die warmen Tage im April verursachen, daß ihre durch die vorhergehende Winterkälte etwas gehemmte Ausdünstung wieder stärker wird; die alsdann zugleich erfolgenden Nachtfröste hemmen dieselbe in jeder Nacht aufs neue; daher entsteht ihre stroherne Farbe, und diese nimmt immer mehr zu, je mehr nun warme Tage und Nachtfröste abwechseln. Kaum aber erfolgt ein warmer Regen, so

öffnen

öffnen sich die Pori der Blätter aufs neue, die Ausdünstung wird völlig wieder hergestellt, und die grüne Farbe stellt sich sofort wieder ein. So lange sie indessen weiß sind, ist es nicht rathsam, sie zu versetzen, weil sie alsdann krank sind. Findet man einige unter ihnen, die sich gar nicht wieder erholen, sondern weiß bleiben, und deren Herz sogar erstorben zu seyn scheint, so verabschiede man sie zwar nicht sogleich, wenn es eine der Erhaltung würdige Sorte ist; man lasse sie aber auch nicht stehen. Man nehme sie auf, schneide alle ihre Blätter mit einem scharfen Federmesser an dem Stamme behutsam weg, verkürze selbst die Herzblätter, so weit es, ohne das Innere des Herzens zu beschädigen, möglich ist; und wenn man dann in dem Innersten des Herzens auch nur die geringste Spur einer grünen Farbe findet, so pflanze man sie in ein weder zu sonnenreich, noch zu trocken, noch feucht gelegenes Beet, nachdem man zuvor auch alle ihre Wurzeln stark verstutzt hat; man bedecke sie darauf mit einem Blumentopfe gegen die heiße Sonne sowohl, als gegen die Nachtfröste, und gebe ihnen die Sonne nur einige Stunden des Morgens und des Abends, und decke sie auch bey erfolgendem warmen Regen auf. Die meisten werden sich alsdann, und wenn sie auch vorerst kein Wachsthum spüren ließen, mit der Zeit erholen; und ob sie gleich in demselben Sommer nicht zur Blüthe kommen, so hat man doch das Vergnügen, sie gerettet zu haben; und wenn man sie bis in das folgende Frühjahr daselbst stehen läßt, hat man Hoffnung, die Sorte nicht zu verlieren. Die gefüllte calcedonische Lychnis scheint auch oft im Winter ausgegangen zu seyn. Wenn man dieselbe im vorhergehenden Sommer zu lange hat blühen lassen, hat sich der Stock vor dem Winter nicht erst gehörig bestaudet. Im folgenden Frühjahre sieht man denn an manchem Stocke nichts Grünes mehr, sondern allein die über der Erde hervor stehenden abgeschnitte-

nen dürren Zweige vom vorigen Jahre. Man gebe sie aber nicht verloren, sondern nehme sie auf; man wird dann oft unten an den dürren Stangen noch einen weissen Keim gewahr werden. Man schneide alles Dürre weg; und wenn an dem untersten Ende desselben auch keine einzige Wurzel mehr seyn sollte, setze man dennoch diesen Keim in gehöriger Tiefe in die Erde, und bedecke die Stelle, wohin der Keim geleget ist, gegen den Frost mit einem Topfe. Er wird dann in kurzer Zeit hervor wachsen, und in demselben Sommer noch Blumenstängel treiben. Eben dieselbe Beschaffenheit hat es mit der perennirenden Sonnenblume. Weil alle ihre Augen, die sie im Frühjahre hervor treibt, in die Höhe gehen und Blumenstängel werden, folglich wenn diese gegen den Winter abgeschnitten werden, weder Augen noch Zweige vorhanden sind, und sich die an den Stürzen der abgeschnittenen Blumenstangen noch sitzenden Blätter im Winter verlieren: so reißt sie derjenige, der sie noch nicht recht kennt, nach dem Winter oft aus, weil er sie für verloren ansieht. Man warte aber nur bis gegen den April, so werden sich so viel neue Augen oder Herzen zeigen, als sie in demselben Jahre Blumenstängel treiben wird. Doch auch alsdann, wenn sie nun im April recht artig bewachsen ist, leidet sie oft noch dergestalt von den Nachtfrösten, daß sie völlig verloren zu seyn scheint, und wirklich ausgeht, wenn man ihr nicht zu Hilfe kömmt.

Es würde nicht viel Mühe verursachen, aus demjenigen, was jetzt von Abwendung oder Verminderung des Winterverlustes an Pflanzen und Blumen gesagt worden ist, besondere Regeln zu formiren, und die aus den Ursachen des Winterverderbens der Pflanzen dagegen hergeleiteten Mittel gleichsam mit einem Blicke übersehen zu lassen. Allgemein aber würden dennoch diese Regeln nie seyn, weil eine jede andere Lage des Gartens, der mehrere oder geringere Schutz desselben gegen Sonne und kalte Winde, die besondere Witterung

des

des einen oder andern Winters und Frühjahres u. d. gl. jedesmal ein anderes Verfahren erfordert, als man unter andern Umständen zu beobachten haben würde. Wer von dem hier Angeführten, auf die besondern Umstände seines Gartens die Anwendung macht, dem wird es leicht seyn, zur Wiedererhaltung seiner Pflanzen sich auf seinen Garten passende Regeln zu entwerfen.

Eines der Hauswirthschaft Erfahrnen, unter dem verdeckten Namen Jacob Chusi, von der Materie des Frostes, Eises, Hagels, Reifes, und anderer Geburten der Sonnen — — und von den sichersten und leichtesten Mitteln, Maulbeer- Citronen- Wein- und andere Bäume und Gewächse, nicht allein ihrer Natur gemäß wohl zu bauen, sondern auch gegen den Frösten und der Unwissenheit Beschädigungen wohl zu schützen, bey Gelegenheit eines Anno 1719 entstandenen höchstwunderbaren Nachtfrostes herausgegebene Schrift, st. in J. C. Dithmars Oecon. Fama, 3. St. Frf. und L. 1743, 8. S. 3—34. Sinceri Cordati Anmerkungen über vorhergehende Schrift, eb. daf. S. 34—45.

Sind auch besonders gedruckt, u. d. T. Anonymi Gedanken von der Natur des Frostes, und wie das Gartengewächse dagegen zu bewahren, nebst Sinceri Cordati Anmerkungen. Frf. a. d. O. 1743, 8.

An abstract of a letter from *John Evelyn*, concerning the damage, done to his gardens by the preceding winter, st. im 14. B. der Philos. Transact. a. d. J. 1684, No. 158, S. 559-563.

A discourse concerning the effects of the great frost on trees and other plants Anno 1683, by *Rob. Plot*, st. eb. daf. No. 165, S. 766—789.

3. Vom Schaden des Frostes, und insonderheit der Frühlingsfröste, in Weinbergen und Weingärten, siehe unter Weinstock.

4. Feld-Früchte. Man hat angemerkt, daß der Same, wenn bald nach dessen Einbringung, ein Frost zu einer Zeit, da der Erdboden noch bloß und nicht mit Schnee bedeckt ist, (ein so genannter Bar- oder Blachfrost) einfällt, gern in der Milch erfriere, und daß alsdann das aufgequollene Samenkörnchen vom Froste zerplatze. In nassen und kalten Feldern gehen gemeiniglich die meisten Körner durch den Blachfrost zu Grunde, wenn gleich nach der Einsaat einige Tage viel Regen fällt, und der Frost bald darauf sich äußert, auch des Nachts in

ziemlichem Grade anhält. Man thut wohl, wenn man mit der Wintersaat in schweren und nassen Feldern eilet und sich, so viel möglich, an die Früh, und Mittelsaat hält; denn da kann der Same bequem aus der Milch kommen, und 3 auch wohl 4 Blätter treiben, ehe ein schädlicher Frost sich äußert, weil ihm die Herbstwärme forthilft. Kommen nun auch gleich im October, oder zu Anfange des Novembers, Blachfröste, so werden sie doch keinen Schaden thun, weil ein drey- und vierblätteriger Stock schon etwas ausstehen kann. Hingegen läßt sich in leichten Sandfeldern bey der Spätsaat noch eher etwas wagen, wenn zumal der Same untergepflüget wird. Denn diese liegen meistentheils abhängig, daher das Wasser seiner Schwere wegen abwärts sinket; und es können die Erdtheilchen durch den Frost nicht so geschwinde gebunden werden, als in solchen Aeckern geschieht, wo das Wasser stehen bleibt. So kann auch in Sandfeldern die überflüssige Feuchtigkeit den Wurzeln des Wintergetraides nicht leicht schädlich werden, weil sie sich darin nicht lange aufzuhalten pflegt.

Wie tief der Frost in die Erde dringe, hat Kraft im 13. B. der Commentar. Acad. Scient. Imper. Petropolit. untersucht. Im Journal des Sçavans, v. J. 1667, findet man die Nachrichten, welche Hevel davon eingezogen hat. Der Prof. Scheffer zu Upsal hat ihm berichtet, daß in Schweden die Erde 2 Ellen tief gefriere. In eben dem Journ. d. Sçav. v. J. 1675, steht die Nachricht des Paul Bierne, welcher in Island gereiset ist, daß das Erdreich daselbst 4 Fuß tief gefriere. Den 14. März 1740, bey Endigung des damaligen sehr strengen Winters, ließ Kraft in Petersburg, in einem Garten am Hause, der fast überall mit Gebäuden von Holz und Stein umgeben war, nach weggeräumtem Schnee in die Erde graben. Der Schnee war 2 englische Fuß hoch, die Erde aber war nur 1¼ Fuß tief gefroren; doch so hart, daß sich nichts davon mit dem Finger abkratzen ließ. Unter dieser Eisschale, deren Gränzen genau bezeichnet waren, befand sich das hier gewöhnliche sandige Erdreich, welches sich, wie ordentlich, mit dem Finger zerreiben ließ. Im J. 1741, d. 11. Febr. ward in dem botanischen Garten der Academie, welcher weit, und der freyen Luft meist ausgesetzt,

setzt, doch aber in der Stadt befindlich ist, von Hrn. Ammann die Höhe des Schnees über der der Erde $16\frac{2}{3}$ Zoll, und die Dicke des gefrornen Erdreiches $7\frac{1}{2}$ Z. gemessen. Am 23. Febr. fand Hr. Kraft in einem Felde, welches in der Stadt liegt, und mit steinernen Häusern, aber nur zum Theil, und auf 5 bis 600 Schritt weit umgeben ist, die Höhe des Schnees 14 Zoll, des gefrornen Erdreiches 8 Zoll; d. 4. März auf einem freyen Felde, etwa $\frac{1}{4}$ Meile von der Stadt, und von einem niedrigen Gebüsche auf einer Seite in der Weite $\frac{1}{7}$ Meile beschützt, den Schnee 16 Zoll hoch, darunter gefrornes Wasser $1\frac{1}{4}$ Zoll hoch, welches vermuthlich von der sumpfigen Beschaffenheit der Wiese herrührte, und dann das Erdreich nur 5 Zoll tief gefroren; und endlich d. 17. März auf einem ganz freyen Felde, eben so weit von der Stadt, den Schnee 16 Zoll hoch, gefrornes Wasser, $\frac{1}{2}$ Z. dick, gefrornes Erdreich 12 Zoll tief.

Welchergestalt viele Feldfrüchte durch den Frost aus der Erde gehoben werden, und dadurch verderben, ist oben, S. 219, erwähnt worden.

Wenn ein Getraide von zarter Art von einem zeitigen gelinden Wetter geschwind ausgeschossen ist, so vernichtet ein darauf folgender kalter Morgen die zarten Blätter; sie fallen ab, und öfters auch die jungen Schößlinge mit ihnen. Dieses ist ein Stillstand in dem Wachsthume, welcher sehr aufhält, und schwer zu heben ist. Man sieht die Ursache des Schadens, und der Folgen; aber ein Mittel dagegen ausfindig zu machen, ist sehr schwer. Wenn ein Landmann die Gewohnheit der Gärtner, welche ihre Bäume und Blumen mit Matten zu bedecken pflegen, auf irgend eine Art nachahmen könnte, würde es dadurch geschehen, daß er Stroh oder Heu über einige zarte junge Pflanzen streuete; allein daraus würde, ohne die äußerste Sorgfalt, mehr Schade als Nutzen entstehen. Wofern er ja dieser Gewohnheit folgen wollte, so giebt es nur einen Weg, es sicher zu thun; und dieser ist mit vieler Beschwerlichkeit verbunden. Er muß diese Bedeckung des Abends dünn über seine Pflanzen streuen, des Morgens wieder abnehmen, und sie auf einen Haufen zu-

sammen legen, damit sie des Abends wieder auf das Getraide gestreuet werden könne. Ließe man es den ganzen Tag darauf liegen, so würden die Pflanzen so schwach werden, daß sie gewiß wie die Schößlinge der Bäume in den Gärten, durch den kleinsten Frost zerstöret würden.

In Schweden hat Hr. Högström Versuche angestellt, Getraide und Gewächse vor den Frost durch den Rauch zu beschützen, welche im 19. B. der übers. Schwedischen Abhandl. a. d. J. 1757. S. 67. fgg. erzählt werden. Es hatte derselbe im Herbste in einem Beete verschiedene Gewächse, welche die Kälte nicht wohl vertrugen. Sie waren, des kühlen Sommers wegen, nicht zur Reife gekommen, und er ließ daher im September, so oft eine Frostnacht zu befürchten war, solche brennbare Sachen dabey anzünden, die eben nicht viel Wärme, sondern nur Rauch von sich gaben, welcher sich zwischen die Gewächse ausbreitete, und sie so spät im Herbste vor der Kälte beschützt hat, daß schon Eis auf dem benachbarten Wasser stand. Die Nacht gegen den letzten Sept. war dermaßen kalt, daß der Reif an einigen Stellen den ganzen folgenden heitern Tag liegen blieb. Eine Art Erbsen war meistens unbeschädigt, obwohl an einigen Schoten etwas Eis saß; der Mays aber erfror gänzlich, wiewohl es ungewiß war, ob der Rauch desselben Staude erreicht und bedeckt hatte. Maulbeerbäume und einige andere Gewächse wurden im geringsten nicht angegriffen. Ein Paarmal hatte er, wenn starke Frostnächte einfielen, solche Feuer auf freyem Felde anzünden lassen, und den Morgen darauf gefunden, daß um die Stelle, wo der Rauch nieder gefallen war, der Frost nicht so viel Wirkung auf dem Erdreiche ausgeübt hatte, als anderswo.

Er glaubt, die Sammlung vom Rauche, welche oft beym Untergange der Sonne im Sommer eine Abendröthe macht, sey die Ursache der alten Regel, daß man, wenn eine solche Röthe sich zeigt, keinen Nachtfrost zu befürchten habe. Als 1752 im August in Rußland sich langwierige Waldbrände häuften, und in den Zeitungen gemeldet ward, daß große Striche Landes zu 200 Werften verbrannt wären, hatte man in West-Bothnien einen häufigen und um diese Jahrszeit ungewöhnlichen Landrauch, der von Osten her über die See kam,

kam, und eine solche Röthe am Himmel, insonderheit des Abends und Morgens verursachte. Hr. Högström bemerkte, daß, so heiter auch der Himmel sonst diese Zeit war, und so sehr die Luft zum Froste geneigt zu seyn schien, dennoch alle Nächte diese ganze Zeit über ohne Frost gewesen. Er zieht hieraus folgende sehr gegründete Vermuthung: „Können „nicht an stark bewohnten Oertern, vornämlich, wo man Torf „oder Steinkohlen brennt, die vielen beständig rauchenden „Schorsteine, unter andern Ursachen das meiste dazu beytra„gen, daß die Gewächse nicht so oft und häufig von der Kälte „beschädiget werden, als in waldigen Ländern, wo die Häuser „gemeiniglich selten sind, und die Zimmer mit weniger Rauche „geheizet werden? Läßt sich nicht eben daß zur Ursache ange„ben, warum die Aecker, welche nahe an Städten und Dör„fern liegen, bey der Kälte am wenigsten Schaden leiden?“

Untersuchung, wie es gemeiniglich zugehe, wenn das Samkörnchen in der Milch erfriert, st. im 5. Th. der öcon. physical. Abhandlungen, Lpz. 1753, 8. S. 242—254.

Von der Dauer des aufgegangenen Samens im Frost, s. das 5. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 454—456; und 30. St. S. 532—534.

Unterricht von schädlichen Frostnächten für die Saat in Ostbothnien, von Iproclis, st. im 4. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Acad. der Wiss. a. d. J. 1742, Hamb. 1750. gr. 8. S. 292—300.

Des Hrn. Amtm. Leopolds Gedanken von den schädlichen Folgen, welche jählinge Nachtfröste, bey noch nicht völlig aufgethaneten Saaten haben, st. im 4. B. der Oecon. Nachr. Lpz. 1752, 8. S. 285—296.

III. Wirkungen des Frostes auf Menschen.

Obschon der menschliche Körper, vermöge der physischen Gesetze, denen er, gleich andern Thieren unterworfen ist, bey einer starken Hitze oder Kälte zu Grunde gehen muß, so kann er doch beyden länger, als man glauben sollte, widerstehen. Boerhaave glaubte, der äußerste Grad natürlicher Kälte, erstreckt sich nicht über den Punct 0 des Fahrenheitischen Thermometers, oder den 14. Grad unter dem Gefrierpuncte des Reaumürischen, indem nach seiner Bemerkung sowohl Menschen als auch Thiere und Gewächse, einem solchen Froste augenblicklich unterliegen müssen. Die Erfahrung zeigt aber,

aber, daß in verschiedenen Theilen unserer Erdkugel eine weit heftigere Kälte Statt findet. Ich darf mich nur auf die Beobachtungen der Akademisten von Paris berufen. Schon zu Petersburg erreichte die Kälte zuweilen in strengen Wintern den 27 Grad unter dem Gefrierpuncte, und einmal gar den 30sten. Noch stärker ist eine zu Quebec verspürte Kälte, welche das Thermometer auf den 33sten Grad unter dem Gefrierpuncte fallen machte. Diese übertrifft noch die von Maupertuis zu Tornea beobachtete, wobey das Thermometer sich auf den 37sten Grad herab ließ. So heftig aber auch diese Fröste in Vergleichung mit den unsrigen zu seyn scheinen, so kommen sie doch dem sibirischen Froste nicht bey, der sich zuweilen zu Tomsk, zu Kirenga und zu Yeneseik verspüren ließ, und das Thermometer auf 53½, 66½, und sogar auf 70 Grad herunter setzte.

Es ist nicht zu läugnen, daß eine so strenge Kälte uns nicht schädlich und tödlich seyn könne. Die Petersburger Kälte von 27 Grad konnte man mit bloßem Gesichte nicht eine halbe Minute aushalten. Bey dem Froste von 37 Grad zu Tornea fühlte man in der freyen Luft die Brust gleichsam zerreißen. Es ist auch nichts seltenes, unter den Einwohnern dieses rauhen Himmelsstriches zerstümmelte Personen, denen die Kälte einen Arm oder Fuß geraubt hat, anzutreffen. Gleiche und noch schädlichere Wirkungen erzählen uns die Geschichtbücher von der sibirischen Kälte. Und doch finden wir in eben diesen Schriften Nachrichten von einem noch strengern Froste in andern Gegenden unserer Erdkugel. Hieher gehört derjenige, welchen Middleton in der Hudsonsbay erfahren, und der königlichen Societät zu London beschrieben hat. In den Häusern dieser nördlichen Gegend gefrieren alle Flüssigkeiten, den Branntwein nicht ausgenommen; auf den Wänden der Zimmer und den Betten entsteht drey Zoll dickes Eis, ungeachtet die Mauern der Häuser, worin die Einwohner sich volle

fünf Monate lang vergraben, von Stein und zween Fuß dick, ihre Fenster sehr klein, mit dichten Bretern wohl verwahrt, und die meiste Zeit des Tages verschlossen sind, und in den Zimmern beständig ein starkes Feuer unterhalten wird. Eine gleiche Kälte standen die Holländer auf Nova Zembla aus, wo die Witterung so äußerst strenge war, daß sie in der Hütte, wo sie sich verschlossen hatten, ungeachtet in der freyen Luft alle Zugänge sorgfältig verstopft waren, und ein beständiges Feuer brannte, doch mit genauer Noth die Füße erwärmen konnten. Ihre Kleider starreten stets von Eis, und der Wein war in eine so harte Masse zusammen gefroren, daß man ihn stückweise austheilen mußte.

Histoire de l'Acad. R. d. Sc. à Paris, v. J. 1749.

Die Wirkungen so außerordentlicher Fröste Zeigen deutlich genug an, daß sie den menschlichen Körpern höchst nachtheilig seyn müßten, wenn man sich nicht dagegen verwahren könnte. Indessen läßt sich hieraus keineswegs schließen, daß dieser schädliche Einfluß solcher starken Fröste allgemein, nicht aber bloß relativisch sey, und von den Umständen abhänge, in welchen sich diejenigen befanden, die sich dawider beschützen mußten. Um nur bey der Kälte stehen zu bleiben, welche Middleton in der Hudsonsbay, und die Holländer auf Nova Zembla, auszustehen hatten: so kann man leicht denken, daß diese letztere sie heftig empfinden mußten, weil sie, in ihre Hütte eingeschlossen, ein sitzendes ruhiges Leben ohne gehörige Bewegung führten, wodurch sie sich gerade der Kälte am meisten Preis gaben, wenn sie keine andere Verwahrungsmittel gebraucht hätten. Sie hätten gewiß auf freyem Felde, ohne Lebensgefahr, vorausgesetzt, daß sie warm genug angekleidet gewesen, dieser so heftigen Kälte widerstehen können, ohne weitere Verwahrungsmittel, außer Bewegung und Leibesübungen, nöthig zu haben. In unsern gemäßigten Ländern erreicht der Frost in manchen Winternächten schon mehrere

rere Grade unter dem Gefrierpuncte; und wer sich ohne Bewegung zu machen, demselben aussetzen wollte, müßte ohne Zweifel unterliegen; vermittelst der Bewegung aber können wir ihn aushalten, und würden auch einem noch strengern widerstehen können. So konnten die Pariser Akademisten, die doch beynahe eines eben so gemäßigten Klima, wie das unsrige ist, gewohnt waren, mitten in den Wäldern und auf den Bergen in der Nähe von Tornea ihre astronomische Beobachtungen anstellen, so lange der Schnee noch nicht allzu tief lag, ungeachtet der dortigen grimmigen Kälte, die zwar damals nicht gleich, wie hernach, den 37sten Grad erreichte, doch schon so heftig war, daß außer dem Branntweine alle flüssige Dinge zusammen froren, und an den Trinkgläsern bey dem Absetzen das helle Blut hängen blieb, indem während dem Trinken das Glas an die Lippen angefroren war.

Die Wilden gehen auch in den nördlichsten Gegenden, in dem strengsten Winter, auf die Jagd, und beschützen sich durch die bloße Bewegung wider die heftigste Kälte. Dieses erhellet daraus, weil sie, wenn sie etwa unglücklicher Weise verirren und keinen Ausweg zu finden wissen, unausbleiblich sterben müssen, so bald sie stille stehen, oder liegen bleiben. Am überzeugendsten aber beweiset das Beyspiel jener Holländer, die auf Spitzbergen, dem kältesten bekannten Lande, 78 Grad der Breite, überwinterten, wie sehr man, vermittelst der Bewegung, der Kälte widerstehen könne. Diejenigen von gedachten Holländern, welche mit dem Anfange der strengen Jahrszeit sich in eine besonders dazu erbauete hölzerne Hütte einschlossen, mußten einer nach dem andern sterben. Denn die Kälte war so grimmig, daß sie, so heftig sie auch einfeuerten, doch nie warm wurden. Die andern hingegen, die sich in der freyen Luft mit Jagen, Holzführen und andern Leibesübungen Bewegung machten, blieben frisch und gesund.

Der Branntwein, welcher äußerlich so gute Dienste thut, ist, wie bekannt, auch innerlich eines der besten Mittel, dem Froste zu widerstehen; nur muß man ihn mäßig gebrauchen. Ein jeder Grad des Rausches

schwächt

schwächt die Empfindungen; der erste, indem er die Vorstellungen der Einbildungskraft lebhafter und feuriger macht, wodurch die Empfindungen gleichsam überstimmet werden; und die folgenden, indem sie den Schlaf befördern. Nun aber ist ein Mensch in desto größerer Gefahr, entweder schlechterdings, oder doch seine Gliedmaßen zu erfrieren, je schwächer in großer Kälte seine Empfindungen sind. Folglich kann man die übeln Wirkungen der Kälte keinesweges dadurch verhüten, wenn man hitzige Getränke so häufig genießt, daß man davon berauschet wird. Diese Sache ist ganz unstreitig, ob sie gleich ein allgemeines Vorurtheil wider sich hat. Wenn ein Glied erfriert, so wird es vorher taub und unempfindlich; daher man es auch nicht eher zu bemerken pflegt, daß es erfroren sey, als bis es in der Wärme aufthauet und die Empfindung wieder bekömmt. Wenn ein Mensch erfriert, so verfällt er vorher in einen sanften Schlaf, welcher so angenehm ist, daß man ihn nicht überwinden kann. In diesem Schlafe schleicht sich die Seele davon; und es ist also der gewöhnliche Weg, auf welchem der Frost seine Gewalt ausübet, daß er unsere Empfindungen betäubet. Da es nun unläugbar ist, daß der Rausch sie ebenfalls betäube: so bleibt es allezeit gefährlich, sich in großer Kälte zu betrinken. Siehe auch Th. VI, S. 499.

Eine große Kälte reizt, kurz vorher erwähntermaßen, eben so wie eine große Hitze, zum Schlafe; so bald sie aber bis auf einen gewissen Grad gestiegen ist, erreget sie einen solchen Schlaf, aus dem man nicht wieder zu erwachen Gefahr läuft. Dieses ist eine äußerst wichtige Nachricht für diejenigen, die im harten Winter zu reisen haben. Sie empfinden zwar einen angenehmen Schlummer, dem sie sich aber mit Gewalt entreißen müssen. Sie müssen sich daher bald aufrichten, absteigen, laufen, und andere Arten der Bewegung, welche ihr Blut fließend erhält, vornehmen. Dieses ist

das

das einzige Mittel gegen einen angenehmen und unausbleiblichen Tod.

Eine heftig kalte Luft verdicket nicht nur, vermöge einer stärkern Zusammenziehung der Fibern und Gefäße, das Blut und die Feuchtigkeiten, sondern treibt auch diese desto stärker von dem äußern Körper zu den innern Theilen, dem Kopfe, der Brust und den Gliedern, und giebt dadurch in diesen sowohl, als andern schwächern Theilen, zu Stockungen Gelegenheit Vornämlich aber schadet die Kälte den äußern nervigen und spannaderigen Theilen des Körpers, dem Unterleibe, dem Kopfe und den Häuten, sehr. Hieraus folgt, daß 1) besondere Krankheiten, welche auf eine Strictur oder Spannung der nervigen Theile sich gründen, wie die hypochondrischen Mutterbeschwerungen, reißende Gicht und deren Arten, convulsivische Engbrüstigkeit, Steinschmerzen, Kopfweh und halbseitiger Kopfschmerz, und die übrigen schmerzhaften, spasmodischen, convulsivischen Krankheiten, wie auch die Blutflüsse, wegen der durch den Krampf verursachten ungleichen Austheilung des Blutes, bey heftiger kalter Luft verschlimmert; 2) die paralytischen Zufälle, welche keine Kälte ertragen können, dadurch vermehret werden; 3) die Krankheiten, welche von der Dicke der Säfte und Verstopfung der Eingeweide entstehen, insonderheit bey vollblütigen, cachectischen und cacochymischen Personen, von der Kälte sehr zunehmen, und 4) dieses auch auf gleiche Art von den von verhinderter Ausdünstung herrührenden Krankheiten gelten müsse. Daher auch alle diejenigen, welche im Winter an solchen Krankheiten danieder liegen, selten, oder schwerlich, davon befreyet werden.

Ein außerordentlicher Grad der Kälte verursacht eben so, wie eine sehr große Hitze, Melancholie und Unsinn. Thuanus erzählt von Heinrich III, daß dessen Zufall allezeit bey Annäherung der Kälte heftiger geworden sey.

Gemei-

Gemeiniglich entsteht durch eine plötzliche Abwechslung großer Hitze und großer Kälte nicht nur ein Aufspalten oder Aufspringen der Haut, Fr. Gerçure, Gersure, sondern auch an den äußern Theilen des Körpers eine Art der Geschwulst, welche Hitze, Schmerz und Jucken verursacht, und Frostbeule, Winterbeule, das Erfrieren der Glieder, oder der Frost in Händen und Füßen, L. Pernio, Fr. Engelure genannt wird. Ich werde hier alle mir bekannt gewordene Mittel, den Beschwerlichkeiten des Frostes abzuhelfen, und dem Schaden, den er uns zuzieht, zeitig vorzubeugen, anzeigen. Alles, was ich in dieser Absicht vortragen werde, läßt sich unter drey Hauptbegriffe bringen. Der erste ist: wie man überhaupt verhüten könne, daß die Glieder nicht erfrieren; der zweyte, wie man die schon ehemals erfrornen Glieder im voraus vor neue Anfälle der Kälte zu beschützen habe; und der dritte: wie man die vom Froste verdorbenen Glieder wieder herstellen könne.

Wer nicht so viel Verstand hat, daß er sich im Winter Hände und Füße warm bedecken, und die übrigen Vertheidigungsmittel vor der Kälte gebrauchen sollte, dem muß der Arzt oder ein vernünftiger Lehrer statt des Verstandes dienen. Dieser Fall hat, außer einigen Erwachsenen, vornämlich bey Kindern Statt. Wenn diese auf Befehl ihrer Aeltern ihre gesunden Gliedmassen schonen sollen, so müssen die Aeltern so vorsichtig seyn, sie zu verhindern, daß sie nicht oft und lange im Schnee und auf dem Eise herum laufen; daß sie nicht ohne warme Bedeckung der Füße und ohne Handschuhe ausgehen; daß sie nicht zu lange in der Kälte still stehen oder sitzen, nicht im kalten Wasser mit den Händen herum rühren; daß sie die Kunst, derbe Schneebälle zu machen und genau zu werfen, nicht ohne andere Belohnung erlernen, als die der Knabe empfieng, der den Aesop so meisterlich treffen konnte (*Phaedr. Fab.*

III. 5.); daß sie nicht des Morgens, ohne vorher etwas gegessen zu haben, ausgehen dürfen, weil das Blut unter der Verdauung in eine lebhaftere Bewegung gesetzt wird, daß sich die Glieder eher erwärmen; und endlich, daß sie nicht zu enge Schuhe anziehen, weil diese das Blut zurück treiben, und also das Erfrieren der Füße gar sehr befördern. Dieses sind Kindermittel, und daher können sich alte und junge Kinder dieselben zu Nutze machen.

Ganz andere Vertheidigungsmittel haben diejenigen vonnöthen, die gezwungen sind, ihre Geschäfte in einer strengen Kälte zu verrichten, und die also ihre Glieder Amts und Berufs wegen erfrieren. Soldaten, Prediger, Zuhörer, Reisende, und eine Menge Handwerksleute können die Kälte nicht immer verhüten; und sie mögen sich noch so warm ankleiden, so ist es nicht allemal möglich, die Glieder davor gesund zu erhalten. Diesen hat Livius (B. 21, Cap. 54 und 55) ein Geheimniß aufbehalten, welches unter andern beweiset, daß ein General nicht allein tapfer, sondern auch klug seyn müsse. Hannibal wollte bey großer Winterkälte den Römern eine Schlacht liefern. Ehe dieses geschah, ließ er seinen Soldaten nicht nur Speise, sondern auch Oehl reichen, womit sie sich die Glieder und Gelenke reiben mußten. Nach dieser Vorbereitung lockte er die muntern Römer heraus, die bis an den Leib durch einen Fluß waten mußten. Dieses machte sie zum Schlagen dermaßen ungeschickt, daß es den Völkern des klügern Feldherrn, welche schmeidige und warme Glieder hatten, sehr leicht war, einer großen, bereits halb erfrornen Menge Römer die noch übrige Lebenswärme mit dem kalten Eisen völlig aus dem Leibe zu jagen, und den Sieg über sie davon zu tragen. Dergleichen Oehle, welche die Wirkungen der Kälte zurück halten, sind: das Steinöhl, Pinienöhl, Terpenthinöhl, Rüböhl, Wachsöhl, Palmöhl, Hirschtalg, Rinds-

talg,

talg, Bockstalg, Lichttalg, Gänsefett u. d. gl. Mit dergleichen Mitteln reibt man die Glieder, ehe man in die Kälte geht.

Den Nutzen des Bestreichens, insonderheit der Nas und des Mundes mit Lichttalg rühmt Hr. Adlerhielm im z. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1741, S. 319, aus eigener Erfahrung.

Stuttg. Selecta phys. œcon. 14. St. S. 95—97.

Jo. Con. Loebe Ehre Gottes aus der Betracht. des Himmels und der Erde, z. B. Nürnb. 1768, gr. 8. S. 285, f.

Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 86.

Man kann verschiedene dieser Oehle mit einander vermischen, z. B. das Steinöhl mit weiß Liliendöhl mäßigen, oder den Talg, besonders wenn man das Gesicht, die Lippen und die Hände damit einbalsamiren will, vorher flüssig machen, ihn in Bier tröpfeln, sich hienächst mit diesem Biere Gesicht und Hände waschen, und insonderheit an den Händen den Talg beym Feuer gehörig einziehen lassen. Eben so lassen sich Rüböhl, Steinöhl und Terpenthinöhl ꝛc. vermischen und gebrauchen. Diese Oehle können auch mit Blasen oder Papier übergelegt werden; und helfen auch alsdann, wenn der Ort bereits schwillt, ja sogar schon Ritzen oder Löcher bekömmt.

Jo. Wolfg. Frid. Bönnecken practische Bemerkung von dem Nutzen des Palmöhls, besonders in den Frostbeulen und Gichtknoten; st. im 10. St. der fränk. Sammlungen, Nürnb. 1757, 8. S. 229—241.

Außer den Oehlen sind auch durchdringende Spiritus, innerlich und äußerlich gebraucht, sehr wirksame Vertheidigungsmittel gegen den Frost. Ein Paar Löffel (nicht Flaschen!) voll Branntwein erwärmen nach vorher genossener Speise vortrefflich, und sind das beliebte Mittel der Soldaten, womit sie sich frostfest machen. Aeußerlich dienen zum Waschen Weingeist mit oder ohne Campher, Myrrhenessenz, Bernsteinessenz u. d. gl. Weil aber die spirituösen Sachen leicht verfliegen, so kann man sich eines Kunstgriffes bedienen, der dieser Wirkung vorbeuget. Man feuchtet nämlich

ein Stück Löschpapier oder Leinwand mit dem Spiritus ein, oder gießt ihn auf die Socken und Strümpfe. Darüber her legt man einige trockne Blätter Papier über einander, und zieht die Schuhe oder Stiefeln über dieselben. Das Papier allein hat schon die Wirkung, daß es die Glieder vortrefflich wider die Kälte beschützet, und Paracelsus hat es schon allen Pelzen und Zeugen vorgezogen. Es muß also desto bessere Wirkung leisten, wenn die Füße mit spirituösen Sachen angefeuchtet sind, und noch überdem diese Bedeckung haben, welche das schnelle Ausdünsten des Spiritus verhindert.

Wer zur härtesten Winterszeit über Feld reiten muß, der nehme nur ein Paar einfache dünne Strümpfe, überziehe aber vorher den bloßen trocknen Vorfuß bis an die Waden mit Schreibpapier, und ziehe alsdann seine Strümpfe ordentlich an, wie auch die Stiefel, so wird ihn nicht an die Füße frieren, wenn er gleich den ganzen Tag reitet, da er sonst ohne dieses Papier die Kälte nicht eine halbe Stunde aushalten könnte; welches desto unfehlbarer geschieht, wenn er das Papier doppelt anlegt, ungeachtet die Dicke von dem Papiere zweyfach genommen noch sehr geringe ist.

Statt des obgedachten Spiritus kann auch bloß Branntwein zum Waschen der Füße, Hände und des Gesichtes, oder Lauge von Tauben- oder Fuchskoth hinreichen. Wer aber von edlem Geblüte herstammet, und sich mit guten gemeinen Sachen nicht abgeben will, der läßt sich von seinem Leibarzte nervenstärkende Kräuter verschreiben, die er in rothem Weine kocht, und sich die Füße damit badet. Dieses Mittel hilft vielleicht nicht so viel, als die vorhergehenden; allein da es vornehmer ist, so wird man die Billigkeit haben, eines ins andere zu rechnen. Rodericus von Fonseca erzählt, daß die Barfüßer Mönche bey dem Anfange des Winters die Füße mit dem abgekochten rothen Weine mit Brennnesseln, Rosmarin, Thymian, Raute, Poley und Calaminthen oder Ackermünze baden, und dadurch sich vor dem Froste verwahren. Libavius schreibt,

wenn

wenn den Kindern vor dem vierten Monate des Alters die hohlen Hände und Fußsohlen mit dem ausgepreßten Safte von Wermuth gerieben würden, so hätten sie ihr Lebenlang keine Gefahr vom Froste zu befürchten.

Am besten stärkt man die Haut an den Händen so wie am ganzen Körper durch das Waschen mit kaltem Wasser. Kinder, die nach dieser Vorschrift erzogen werden, bekommen selten Frostbeulen. Von dem Anfange des Herbstes an lasse man sie Morgens und Abends vor dem Essen einige Augenblicke die Hände in kaltes Wasser eintauchen. In dieser Jahrszeit gewöhnen sich die Kinder leicht daran, und werden alsdann den ganzen Winter hindurch damit fortfahren, auch wenn das Wasser eiskalt ist. Sie können auch wöchentlich zwey oder dreymal die Füße in kaltes Wasser setzen. Dieses Verfahren, welches für Erwachsene, die daran nicht gewöhnt sind, schädlich seyn würde, ist bey Kindern, die man sehr jung daran gewöhnt, von unbeschreiblichem Nutzen.

Ueberhaupt muß man insonderheit im Winter bey grosem Froste die Hände und Füße zum öftern rein abwaschen, und von dem sich in die Schweißlöcher und Falten setzenden Unflathe, Staube, Kothe und Schweiße reinigen; denn dieser friert am ersten von dem äußerlichen Froste, und die warme Ausdünstung kann darin demselben gar nicht widerstehen; der gefrorne Unflath aber verhindert solche an der Haut, zieht sie zusammen, und macht, daß sonderlich die Hände davon aufspringen. Diese Regel haben sich insonderheit Dienstboten, welche dem Anhängen des Unflathes mehr als andere Menschen unterworfen sind, wohl zu merken.

Man muß sich aber auch in Acht nehmen, daß man die gute Wirkung dieses kalten Bades durch allzu große Wärme in der Zwischenzeit nicht störe; folglich muß man auch zugleich die Abwechslung von Wärme und Kälte vermeiden. In dieser Absicht muß man 1) die Kinder so erziehen, daß sie nie die Hände zum Feuer,

und noch weniger an den Ofen halten. In den Ländern, wo die Oefen nicht so sehr im Gebrauche sind, und unter denen, die sich derselben weniger bedienen, sind die Frostbeulen seltener. Der Gebrauch des Ortes zwischen der Wand und dem Ofen, den man hier zu Lande die Hölle zu nennen pflegt, und wo sich gemeiniglich eine Schlafbank befindet, ist den Kindern und Erwachsenen auf mehr als eine Art schädlich. 2) Man muß ihnen niemals Muffen (Stutze) geben. 3) Es ist auch dienlich, wenn man sie gar keine Handschuhe tragen läßt, es sey denn, daß einige besondere Umstände es erfordern. Dieser Rath ist besonders den jungen Knaben heilsam. Wenn man ihnen ja aber welche giebt, so müssen sie allemal von dünnem und glattem Leder seyn.

Zur Verhütung der Frostbeulen giebt Andry in seiner Orthopädie, deutsch. Uebers. Berl. 1744, 8. S. 246, als das sicherste Mittel an, daß man sich im October und November des Morgens und Abends die Hände mit blankem Weine, worin man klein geschnittene und frisch gepflückte weiße Senfblätter zween Tage lang, hat weichen lassen, wasche.

Man hat auch bewährt gefunden, die Theile, welche dem Erfrieren vor andern unterworfen sind, in ganz warmes Ochsenblut zu tauchen.

No. 71 der Gaz. salut. v. J. 1767.
Berl Samml. 4. B. 4. St. S. 195.

Um das Erfrieren der Glieder auf der Jagd abzuwenden, beschmieren sich die Jakuten des Winters öfters mit einer Salbe von Thon und frischen Kuhmist; und dieses haben ihnen auch die Russen um Jakuzk, da der Nutzen davon so sichtbar ist, abgelernt.

Gmelins Reise durch Sibirien, 2. B. S. 453, fgg.

Wer die Glieder schon ehedem erfroren hat, empfindet darin zur Herbstzeit, wenn der erste Frost eintritt, ein beschwerliches Jucken, wobey die Glieder schwellen, roth und blau werden, ja sogar aufbrechen, wenn man nicht zuvor kömmt. Es ist etwas Besonderes, daß dieses

ses alle Herbste geschi.ht, wenn auch gleich eine solche Person zu der Zeit nicht aus ihrem Zimmer oder Bette kömmt, und sich der äußern Luft im geringsten nicht aussetzt. Man sieht hieraus, daß der menschliche Körper ein lebendiges Wetterglas ist. Sobald man das Jucken, die Geschwulst und die unterlaufenen Flecken an den erfornen Theilen spüret, muß man sie fleißig mit den obgedachten Oehlen oder spirituösen Sachen reiben, so läuft man keine Gefahr, daß sie aufbrechen werden. Insonderheit verdient hier der Gebrauch des Steinöhles, mit weißem Lilienöhle vermischt, angepriesen zu werden.

Ein vorzüglich wirksames Mittel ist das Wasser, welches sehr kalt ist, oder gefrieren will. In selbiges taucht man täglich verschiedenemal einige Minuten lang die Hände. Dieses Mittel ist bey dem Froste in den Händen nie zu unterlassen, wenn man Muth genug hat, es auszuhalten, und wenn keine Umstände, wegen welcher es schädlich werden könnte, vorhanden sind. Selbst der große Arzt in der Schweitz, Hr. Tissot, versichert, sich einzig und allein damit geholfen zu haben, als er von Frostbeulen angegriffen ward, weil er sich eine allzu warme Muffe angeschafft hatte. Die ersten Augenblicke, da die Hand im Wasser ist, fühlt man einen leichten Schmerz, welcher sich nach und nach vermindert. Bey dem Herausziehen sind die Finger von Kälte erstarrt; sie werden aber bald wieder warm, und nach einer Viertelstunde befindet man sich ganz wohl. Wenn man die Hand aus dem Wasser zieht, so trocknet man sie ab, und steckt sie in einen ledernen Handschuh. Nach 3 oder 4 solchen Handbädern verliert sich die Geschwulst, und die Haut wird runzelig; bey fernerer Fortsetzung der Bäder aber zieht sie sich wieder zusammen. Nach 3 oder 4 Tagen ist man geheilt, und das Uebel kömmt selten in demselben Winter wieder. Das empfindlichste Jucken der Hände wird durch das

Eintauchen derselben in kaltes Wasser gewiß gestillet. Hieher gehören auch die Schnee- und Eisbäder, deren Wirkung gemeiniglich noch schneller ist. Man reibt sich nämlich die Hände oft und lange mit Schnee oder geschabtem Eise, oder hält sie eine Zeitlang darin. Sie werden einige Augenblicke hiedurch sehr heiß und roth, man befindet sich aber bald darauf wohl. Einige wenige Personen, die eine überaus zarte und empfindliche Haut haben, können dieses Mittel nicht leiden.

Wahrnehmung von einem durch die Kälte beynahe verursachten, durch Schnee und Eisbäder aber abgewendeten kalten Brand, durch Hrn. le Nicolais du Saulsay; s. in der aus dem Franz. übers. Samml. auserles. Wahrnehm. aus der Arzneywiss. ꝛc. 8. B. 6. St. Straßb. 1764. 8. S. 377—387.

Wenn diese leztere Ursache oder ein anderer Umstand, z. B. die Verzagtheit und das beständige Wehklagen eines Kindes, die Zeit der monatlichen Reinigung bey einer Frauensperson, zur Gewohnheit gewordene Koliken oder andere Krankheiten, welche, wie man bemerkt hat, nach Erkältung der äußern Gliedmassen von neuem anfallen, den Gebrauch dieses Mittels nicht verstatten, so muß man andere an dessen Stelle sezen. Eines von den besten ist, Tag und Nacht Handschuhe von zartem Leder, z. B. von Hundsleder zu tragen. Sind die Füße angegriffen, so muß man Socken von eben solchem Leder anziehen, und einige zu Bette liegen.

Wenn das Uebel zu dringend ist, wenn man kein kaltes Wasser gebrauchen kann, und die Hülfe der Handschuhe zu langsam scheint, so muß man täglich zu verschiedenenmalen die leidenden Theile in ein Decoct eintauchen, welches mehr als laulich ist, und zu gleicher Zeit eine zertheilende und erweichende Kraft besizt.

Von dieser Art ist das Decoct von Rübenschalen oder von gewelkten Rüben, dessen Kraft man vermehret, wenn man ein Sechzehntheil Essig hinzu füget.

Ein anderes sehr bewährt befundenes Decoct, wovon die Hände aber auf einige Tage gelb werden, ist Folgendes:

Sau-

Saubrod, Kamillenspitzen, von jedem 1 Handvoll; gemeine Seife, Salmiak, von jedem 1 Quent. Alles dieses thut man in einen irdenen Topf, gießt 1 Quart kochendes Wasser darauf, und läßt es eine Weile an einem warmen Orte sieden.

Man kann verschiedene dergleichen Decocte aus allen Arten von Wundkräutern machen, welche beynahe einerley Kräfte haben.

Der Urin, welchen einige rühmen, und die Vermischung von Urin und Kalkwasser sind von gleicher Wirkung, wie diese Decocte. Wenn man die Hände aus diesen Decocten heraus zieht, muß man sie nothwendig durch Handschuhe gegen die äußere Luft verwahren.

Oefters ist der Dampf noch wirksamer, als die Decocte selbst. Man kann daher zuweilen mit gutem Erfolge, anstatt die Hände in das Decoct einzutauchen, solche über den Dampf halten. Der Dampf von warmem Essig ist eines der kräftigsten Mittel, und der Dampf von Judenharz oder Terpenthin thut ebenfalls gute Wirkung. Auch nach dem Dampfe muß man die Hände vor der äußern Luft verwahren. Wenn das Uebel durch den Gebrauch der Decocte oder des Dampfes vertrieben ist, muß man die Hände oder Füße alle Tage mit ein wenig Campherspiritus, der mit einer gleichen Quantität Wasser vermengt ist, waschen, wodurch die Haut wieder gestärkt wird.

Zum Ausziehen des Frostes wird von andern empfohlen, das erfrorne Glied eine Stunde lang in warm gemachte Salzlacke von Rindfleisch zu halten, und dieses zum öftern zu wiederholen. Dieses Mittel heilt, wenn auch schon der Schade aufgebrochen ist.

Nach No. 49 der Gazette salut. v. J. 1771, der Gaz. litter. de Berl. v. J. 1772, S. 40, und dem 4. St. des 4. B. der Berl. Samml. hat man die Benzoetinctur wider die noch nicht aufgebrochenen Frostbeulen durch vielfältige Erfahrungen bewährt gefunden, wenn man davon 3 oder 4 Tropfen auf die be-

schädigte Stelle gießt, und sie daselbst einreibt. Nach sieben- bis achttäziger Wiederholung dieses Mittels verschwinden die Beulen.

Nach des Ritter Linné Vorschrift soll man die erfrornen Theile zum öftern mit Salzgeiste benetzen.

Journ. œcon. Janv. 1758, S. 28, und Juill. 1767, S. 325.
Nouvelliste œcon. & litter. To. XXIX. p. 1. m. de Avr. M. & Juin 1759, S. 176.
No. 42 der Gaz salut. v. J. 1761; und No. 10 derf. v. J. 1768.
Samml. auserlef. Wahrnehm. ꝛc. 7. B. 2. St. Straßb. 1763, 8 S. 167.
14. St. der Hamb gemeinnütz. Nachr. ꝛc. v. J. 1768, S. 64.

Um den Frost auszuziehen, legt man auch faule Aepfel auf; oder Sauerteig; oder Wein- oder Bierhefen; oder die abgezogene Haut von einem geräucherten Häringe oder Bücklinge; oder bloßen Thran, oder auch von Thran gemachte Wagenschmier; oder das kleine Hauslaub (Sedum vermiculare minus) gestoßen; frische Rüben mit Ey oder etwas Myrrhen gequetscht, und mit ungesalzener Butter vermischt; oder eine Salbe von gelbem Wachse, weißem Lilienöhle und Gänse- oder Hundefette. Man kann auch aus 4 Loth Bockstalg, 2 Loth gelbem Wachse, ½ Loth gelbem Harze, 1 Loth Terpenthin und ½ Loth Baumöhle eine Salbe bey gelindem Feuer zusammen schmelzen, sie warm auf leinene Tücher gießen, und sogleich auf die erfrornen Theile legen.

8. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1755, S. 127, f.

Oder eine Salbe aus Terpenthin, Honig, Eydotter und Althäensalbe zu gleichen Theilen unter einander gemischt, welche man nicht allein am warmen Ofen auf den leidenden Theil reiben, sondern auch, auf Leinwand gestrichen, auf den beschädigten Theil legen kann.

Nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anz. v. 13. Dec. 1769, S. 87.

Oder man nimmt verfaulte oder sonst verdorbene, verwelkte und löcherige Steckrüben, und läßt sie in frischem Urin so lange kochen, bis die Masse sich in einen

Brey

Brey verwandelt hat. Hernach thut man 2 Eydotter und ½ Loth Balf. sulphuris terebinthin. hinzu, rührt alles wohl unter einander, damit eine Salbe daraus werde, welche man warm auf die leidende Stelle legt, bis der Frost und die Geschwulst ausgezogen ist.

No. 38 der Gaz. salur. v. J. 1773.
Berl. Samml. 4. B. S. 395, f. und 6. B. S. 378.

Folgende sogenannte Eissalbe kann man nicht anders als im Winter, wenn es schon ziemlich friert, machen; sie läßt sich aber, ohne zu verderben, von einem Winter zum andern aufheben. Man nimmt guten Speck, brät denselben, sondert hernach die Grieben davon ab, und sezt ihn wieder an das Feuer, damit das Fett so lange, als nöthig ist, warm erhalten werde. Alsdann nimmt man ein dickes Stück Eis, macht in die Mitte desselben mit einem Messer eine kleine Vertiefung, gießt in dieselbe etwas von dem ausgebratenen warmen Fette, rührt es mit einem Messer scharf um, so daß sich theils durch die Wärme des Fettes, theils durch das Schaben des Messers etwas von dem Eise ablöset, und mit demselben zu einer Salbe vermischet. Hernach gießt man wieder etwas Fett hinzu, und continuirt damit so lange, als man noch warmes Fett oder so viele Salbe hat, als man nöthig zu haben meinet. Wenn man diese Salbe gebrauchen will, streicht man davon auf ein Stück alte Leinwand, und legt es auf die vom Froste angegriffenen Glieder.

52. St. der Götting. gemeinnüz. Abhandl. v. J. 1773, S. 415, f.

Oder man nimmt weißes Wachs und recht reines Baumöhl, von jedem gleich viel, sezt beydes in einem zinnernen Teller auf Kohlen, läßt es schmelzen, und rührt es wohl durch einander: es muß aber nicht so heiß werden, daß es kreischt. Unterdessen hält man ein Stück ausgehöhltes Eis bereit, und gießt die heiße zerlassene Salbe mit einemmale darein. Diese wird zum Gebrauche aufgehoben, und auf Läppchen gestrichen, womit die erfrornen Stellen belegt werden. Es hilft nicht nur, wenn der Schade erst frisch, son-

sondern auch viele Jahre vorher schon geschehen ist, und sich bey angehendem Winter wieder meldet.

Mannigfaltigkeiten, 3. Jahrg. Berl. 1772, gr. 8. S. 574.
Berl. Samml. 5. B. S. 504; und 7. B. S. 81.
Kaiserl. königliche Realzeitung der Wissensch. ꝛc. Wien 1774, 8. S. 734, f.
No. 19 der Gaz. salut. v. J. 1774.

Ein sehr bewährt befundenes Mittel ist ferner der sogenannte märkische Balsam, dessen Composition folgende ist. Man nimmt Silberglätte und armenischen Bolus, von jedem 3 Loth; calcinirten ungarischen Vitriol, 1 Loth, oder, in dessen Ermanglung, bis zur Röthe calcinirten Eisenvitriol, oder auch wohl Vitriolminer; alt Baumöhl, ½ Quart. Die ersten 2 Stücke werden klein gestoßen, in starke Leinwand gebunden, in einem glasurten oder andern steinernen Topfe in das Oehl gehängt, und ein Deckel darauf geklebt, worauf man die ganze Masse bey sehr langsamem Feuer um den dritten Theil einsieden läßt, und sie alsdann in einem Zuckerglase verwahret. Sie erhält sich viele Jahre, und wird je älter je besser. Man muß sich hiebey vorsehen, daß die Leinwand den Topf weder an der Seite noch auf dem Boden berühre, weil sie sonst anbrennt.

Was den Gebrauch und die Wirkung dieses Balsams betrifft, so nimmt man, wenn man verhüten will, daß die Hände auf einige Tage nicht roth werden, nur das Obere des Balsams, streicht die Hände ziemlich stark damit an, und zieht einen Handschuh von inwendig geglättetem Leder darüber. Bey dem Froste in den Füßen bestreicht man dieselben ebenfalls damit, und verbindet sie mit Leinwand, damit keine Luft daran komme, und der Balsam sich nicht so leicht abwischen möge. Noch wirksamer aber ist der Balsam, wenn der Bodensatz vorher mit einem hölzernen Spatel wohl umgerührt worden ist.

Einige Tage hindurch muß man den Balsam, ohne den Verband zu öffnen, liegen lassen, und wenn auch die schadhafte Stelle wirklich aufbricht, nichts anders dabey gebrauchen, sondern mit diesem Balsame, welcher zugleich heilet, beständig fortfahren.

Eben dieses Mittel rühmt man auch in Brandschäden, Geschwulsten, und sogar bey der Bräune, wenn man im

leg-

letztern Falle eine Leinwand damit bestreicht, und sie so warm, als es zu leiden ist, umbindet, auch öfters warme Tücher umschlägt.

27 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, S. 425, fgg.
Berl Samml. 4. B. S. 39. fgg.

Außer den sogleich nach bemerktem Uebel gebrauchten kalten Fußbädern wird auch in den churbayerischen Intelligenzblättern ein von einem erfahrnen Bauer versuchtes und bewährt gefundenes Hausmittel angerathen, welches darin besteht, daß man aus einem Fichtzapfen, welchen man in Kochenmehl abreibt, einen Teig machet, ihn auf Leinwand streicht, und hernach über den schadhaften Theil legt.

Giess. wöchentl. Anz. v. J. 1769, S. 147.
Berl Samml. 4. B. S. 393.

In No. 55 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1776, S. 498, wird folgendes Mittel bekannt gemacht. Man nimmt ein Stück Seife, zerschneidet es in kleine Stückchen, thut frische ungesalzene Butter in Größe eines Hühnereyes dazu, und so viel Salz, als man zwischen 5 Fingern halten kann, gießt alsdann frische Milch hinzu, und läßt diese Mischung auf gelinden Kohlen zu einer Salbe kochen. Von derselben legt man bestrichene und eingetauchte Umschläge, so warm als man es leiden kann, auf die erfrornen Glieder, wiederholt die Umschlagung, sobald solche nur einigermaßen kühl zu werden anfängt, und fährt ununterbrochen einen ganzen Tag damit fort. Wenn alsdann nur bey dem Abnehmen der Umschläge oder bald nach demselben eine neue Erkältung verhütet wird, so kann man darauf rechnen, daß das Uebel gründlich gehoben ist.

Es ist dieses Mittel von glaubwürdigen Personen in sehr vielen Fällen stets bewährt befunden worden; und noch neulich hat man es mit dem besten Erfolge bey einem jungen Herrn angewendet, der von Kindheit an so schmerzhaft an diesem Uebel gelitten hat, daß bey Eintritt der Kälte jedesmal die Füße aufbrachen, und weder die Auflegung von Eis und Schnee, noch eine Menge anderer angerathener Mittel etwas geholfen hatte. Obgedachte Salbe ist ihm

nur ein einzigesmal von früh 8 Uhr bis Abends 8 Uhr aufgelegt worden.

Die Jäger haben unter andern eigenen Mitteln auch dieses, daß sie das Krähen- und Rabenfett wider den Frost in den Gliedern gebrauchen. Oder sie legen das warme Gehirn dieser frisch geschossenen Thiere auf die Ferse, worin der Frost befindlich ist, da es dann anfänglich sehr kälten, den andern Tag aber die Wärme sich wieder einfinden, und der Frost nicht mehr zu fühlen seyn soll.

Man will auch erfahren haben, daß die Electricität die Frostbeulen vertreibe.

Experiences sur l'électricité, par Mr. JALLABERT, à Paris 1749, s. Hamb. Magaz. 6. Band, S. 89.

GE. CHRIST. FUCHSII obs. de vi fulminis electrici in membra frigore usta & alio modo adfecta; st. im 2. Th. der Act. Acad. Elect. Mogunt. Erf. 1761, 8. S. 465—476.

Ein Fußbad von abgekochtem Odermennig, Isopp und Majoran, wie auch von Epheu, oder Bähungen von warmer Asche haben zuweilen gute Dienste gethan.

Oder man nimmt Pferdeäpfel, so frisch als sie zu haben sind, kocht oder weicht solche in warmem Wasser ein, gießt alsdann die ganze Masse in ein Gefäß, und setzt sich zwo Stunden mit den Füßen hinein. Dieses zieht den Frost aus, und heilt den Schaden gründlich.

Berl. Samml. 9. Band, S. 146.

Wenn eine Frostbeule die Nase angreift, sind der Dampf von Weinessig und ein Ueberzug über dieselbe von Hundsleder, den man einige Tage überzieht, die besten Mittel. Eben diese Behandlung ist für die Ohren und das Kinn dienlich. Das Waschen mit kaltem Wasser verwahrt diese Theile vor diesem Zufalle.

Unter den bisher angeführten Mitteln, welche den Frost ausziehen, und sowohl gleich nach Erfrierung der Glieder, als auch jährlich bey neuem Eintritte des Frostes gebraucht werden können, sind viele, die man mit eben dem Nutzen auch bey verbrannten Gliedern gebrauchen kann; s. Th. VI. S. 361, fgg. Dieses erinnert mich an eine Beobachtung des

Hrn.

Hrn. Ellis, welche in der Arzneykunst nützlich werden, und zur Erfindung neuer Mittel sowohl wider den Frost als Brand Anlaß geben kann. Er hat nämlich bemerkt, daß eine recht große Kälte in unserm Körper eben die Wirkungen hervor bringe, als eine sehr große Hitze, und daß eben dieselben Mittel ein erfrornes Glied heilen, welche es heilen würden, wenn es verbrannt worden wäre. Er fand dieses, als er einstens in Hudsonsbay überwinterte, wo es sich mit dem Froste schöne Versuche anstellen läßt.

S. der göttingischen Samml. neuer Reisen, 1. Th. S. 182.

Sobald man ein Glied erfroren hat, ist es nöthig, gewisse Vorsicht zu gebrauchen, ehe man noch zu einem der oben erwähnten Mittel schreitet. Vornämlich muß man sich hüten, daß man nicht sogleich wieder in die Wärme gehe. Eben so, wie man ein verbranntes Glied nahe an das Feuer halten muß, um den Brand heraus zu ziehen (s. Th. VI. S. 362): so muß man ein erfrornes Glied gedachtermaßen mit Schnee, Eis, oder kaltem Wasser reiben, bis es warm wird, und erst hernach spirituöse Sachen zur Hand nehmen. Ohne diese Vorsicht würden die Reisenden in sehr kalten Ländern Gefahr laufen, Ohren und Nase zu verlieren. Wenn die Glieder sich auf diese Weise von ihrer Erstarrung und Fühllosigkeit wieder erholt haben, kann man sie mit Bürsten oder rauhen Tüchern reiben, und hernach die obigen Mittel gebrauchen.

Ist es endlich schon so weit gekommen, daß die Frostbeulen aufbrechen, so muß man sie wie andere Geschwüre wieder zuheilen lassen. Hiezu dienen Salben aus klein gestoßenen gefrornen Rüben mit Schmelzbutter oder Oehle über dem Feuer zusammen geschmolzen. Zur Reinigung der Geschwüre ist ungemein dienlich, sie mit dem überbliebenen Wasser vom vitriolisirten Weinsteine fleißig zu waschen, oder aus Birkenholzasche und Wasser ohne Feuer eine zubereitete Lauge mit Mehl in einen Teig zu bringen, denselben viele Tage überzuschlagen, und die Geschwüre, wenn sie genug gereinigt sind, mit einem Breyumschlage von

gekäueten Erbsen zu heilen. Oder es wird eine Salbe von Eydotter, peruvianischem Balsam und Pomade gemacht, und mit Charpie in die Wunde gelegt, welche hernach mit einem Pflaster (z. B. dem Diapalmenpflaster oder dem Empl. de lapide calaminari) bedeckt wird. Scheffer erzählt in seinem Berichte von Lappland, daß die Lappländer ein glühendes Eisen in einen Käse stecken, es heraus ziehen, und das alsdann heraus tröpfelnde öhlichte Wesen auf die Glieder schmieren, wovon sie unglaublich geschwinde heilen sollen. Eben dieses sollen auch die heiß gemachten und aufgelegten Scheiben von Käse verrichten.

Wenn die Hände von der Kälte aufspringen, so ist ein sehr schönes Mittel, ungefähr einen Kaffelöffel voll von dem wässerigen Myrrhenextracte in einer Kaffetasse voll heißen Wasser durch beständiges Umrühren aufzulösen, und die Hände fleißig mit diesem Wasser zu waschen. Die zugeheilten Wunden von Frostbeulen werden vor den neuen Aufbruch mit eben den spirituösen Sachen, welche oben angeführt sind, nämlich durch fleißiges Waschen mit Weingeiste, Campherspiritus mit oder ohne Saffran, Branntwein, Bernstein- oder Myrrhenessenz ꝛc. vertheidigt.

In sehr kalten Ländern verwandelt sich die von dem Froste herrührende Entzündung in den Brand. In unsern gemäßigteten Gegenden geschieht dieses seltener. In solchem Falle muß man sich nothwendig der Hülfe eines Wundarztes bedienen.

Kurze und gründliche Beschreibung der Frostbeulen und erfrornen Glieder des menschlichen Leibes, Leipz. 1740.
Gesellschaftl. Erzählungen, 1. Th. S. 395, f.
Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1755, S. 127, f.
Leipziger Sammlungen, 11. Band, 1755, 8. S. 597, f.
47. St. der Stuttg. phys. öcon. Realzeit. v. J. 1756.
Journ. œconom. Avr. 1764, S. 19—192.
No. 30 der Gazette salut. v. J. 1764.
Hamb Journal v. Mon. Nov. 1764, S. 945—950.
Observatio de testiculo a gelu brumali feliciter exstirpato; ſ. in Obſſ. clinicar. ad ductum medicationum in nosocomio generali Varsaviensi, Fasc. I. Varsav. & Dresd. 1767, 8. S. 54.

Coburg.

Coburg. Magaz. v. J. 1771, S. 46–55.
Berl. Samml. 3. B. 4. St. S. 393, f. und 7. B. 3. St. S. 494—497.
Preuß. Sammler, 1. B. S. 33.
Götting. gemeinnüz. Abhand. v. J. 177[illegible], S. 744.
Lettre de Mr. ALSIUS, contenant des préservatifs contre les effets du froid, st. in der Gaz. litter. de Berl. v. 5. Nov. 1764, S. 250, f.
Reflexions sur la lettre précedente, st. eb. das. v. 19. Nov. S. 267, f.
Anmerkungen über den Brief des Hrn. Alsius, worin Mittel wider die Wirkungen der Kälte enthalten sind, st. im 50. St. der wöchentl. gel. Nachr. f. Hamb. unp. Corresp. v. J. 1764.
GREG. THEOD. BARTHOLDI Obs. de gangraena & sphacelo ex frigore, st. in Dessen Opp. med tripart. Frf. M. 1717, 4. P. 3. S. 113—115.
A. H. CUMMII Obs. de paralysi pedum ex longiore in frigido mora, st. in den Misc. Nat. Cur. A. 1670, Obs. 84.
GUIL. FABRICII *Hildani* Obs. de gangraena ex frigore ac congelatione, st. in Dessen Obss. & curat. chirurg. Cent. II Obs. 87; und in Dessen Opp. omn. Frf. M. 1646, f. S. 165; wie auch in Mangeti Bibl. med pract. To. II, S. 292, und Bibl. chirurg. To. II, S. 270.
Eb. Dess. Obs. de abscessu ingenti in tibia ex frigore, st. in Dessen Obss. Cent. IV, Obs. 81, und Opp. omn. S. 360.
PETR. FORESTI Obs. de pernionibus; st. in Dessen Obss. & curat. medic. ac chirurg. Opp. omn. T. IV, Rothom. 1653, f. Lib, V. Obs. 15, S. 122.
Jo. Ad. Göritz Obss. vom Schaden und Krankheyn von der Kälte, st. im 35. Vers. der Bresl. Samml. Mart. 1726, CL. 4. Art. 12. S. 353, f.
JO. LUD. HANNEMANNI Obs. de pernionibus, st. in *Tho. Bartholini* Act. med. & philos. Hafn. Vol. III. A. 1674 & 1675. S. 17; und in Mangeti Bibl. med. pract. To. IV. S. 13.
Wie erfrornen Gliedern zu helfen sey, s. M. C. Hanows Seltenheit. der Nat. und Dec. 1. B. Leipz. 1753, 8. S. 117—120.
Andr. Hüttens Obs. von einer Erfrierung der Finger und Zehen an Händen und Füssen, nebst derselben Abnehmung und Cur; st. in Den 50 chirurg. Observationibus, Rockstock 1718, 8. Obs. 43, S. 272—276.
JO. JUNCKER diss. de pernionibus. Hal. 1745, 4. 3. B.
A. MAIER diss. de pernionibus, Altd. 1680.
Ge. Matthiä Abhandlung über den Frost in Händen und Füßen, st. im 3. St. der Hannov. nüzl. Samml. v. J. 1755.
De pernione, s. HIER. MERCURIALIS de morb. pueror. L. I. c. 13, in Dessen Opusc. aureis & selectior. Venet. 1644, f. S. 300, f.
JO. MUYS Obs. de naso laeso ob frigus hibernum, st. in Dessen praxi chirurg. ration. und in Mangeti Bibl. chirurg. To. III. Genev. 1721, S. 200.
De pernionibus, s. FRANC. PECCETTII Opp. chirurg. To. I. Frf. 1619, 8. Lib. I. Cap. 5. S. 159—163.
D. FR. PEZOLD Obs. de cura pernionum exulceratorum facili ac certa, st. in den Eph. Nat. Cur. Cent. VII, Obs. 80.

AUG. QUIR. RIVINI diss. de frigoris damno, st. in Dessen Dissertat. med. lipsi. 1710. 4. No. 48, S. 905—930.

LAUR. ROBERG diss. de pernionibus. Upsl. 1722.

Gottw. Schusters medicinisches Bedenken und Gutachten über einen Schäferknecht, welcher im Gefängniß die Füße erfroren und gestorben, worüber der Herr eines Homicidi culposi angeklagt worden, st. in Dessen medicin. Journal, 4. Th. Chemn. 1768, 8. S. 130—139.

M. AURELII SEVERINI de pernionibus tractatulus, st. in Dessen libro de recond. abscess. natura.

De carbunculo & pernionibus, s. PAUL. de SORBAIT univ. Med. Norib. 1672, f. S. 604—606.

Hrn. Prof. Sprengers Landwirthschaftskalender, a. d. J. 1777, S. 6.

Von erfrornen Gliedern, und Frostbeulen, s. Hrn. Tissot Anleit. für den gem. Mann in Absicht auf seine Gesundheit. Mannh. 1775, 8. S. 468—484.

Hrn. D. Unzers Gedanken von den erfrornen Gliedern, st. im 1. Th. des physical. und ökon. Patrioten, Hamb. 1756, 4. S. 375—390; und im 2. Th. des Arztes, S. 240, fgg.

JO. JAC. WALDSCHMIDT diss. de pernionibus, st. in Dessen Opp. med. pract. Frf. M. 1695, S. 65—72.

Von den Frostbeulen, und wie denselben abzuhelfen, s. Hrn. D. Weig churfächs. Landphysicus, 1 p. St. d. J. 1771.

De pernionibus, s. THEOD. ZWINGERI theatr. praxeos med. Basil. 1710, 4. P. 2, p. 372.

Wenn der ganze Körper dem Froste zu sehr ausgesetzt ist, so erfolgt der Tod. Es ist indessen einem erfrornen oder von Frost erstarrten Menschen öfters noch eben so gut, wie einem erfrornen Gliede, zu helfen. Es wäre nur zu wünschen, daß man mit erfrornen Personen öftere Versuche anstellen möchte, als bisher geschehen ist, um sie in das Leben wieder zurück zu rufen. Da man Leute, welche einige Tage unter dem Wasser gelegen haben, wieder zu sich selbst gebracht hat, obgleich das Ertrinken eine Art der Erstickung, und mithin eine viel gewaltsamere Todesart ist, als das Erfrieren: so werden die Geschichten von erfrornen Personen, welche nach einigen Tagen wieder auferweckt seyn sollen, dadurch sehr wahrscheinlich. Krüger erzählt eine solche Geschichte von einem erfrornen Kinde, welches erst am vierten Tage gefunden, und durch Bähungen wieder zurecht gebracht worden ist. Wenn dieses möglich ist, so kann man behaupten, daß die meisten erfrornen Personen,

welche

welche nach wenigen Stunden wieder gefunden werden, wieder hergestellt werden würden, wenn man sie mit seiner Hülfe nicht so zeitig verließe, und sie dem Todtengräber überantwortete. Die Versuche mit Erfrornen sind leicht anzustellen; und sie sind allezeit eben so zweydeutige Todte, als die Ertrunkenen oder Erstickten.

Ich habe oben gezeigt, daß, wenn man sich lange in großer Kälte aufgehalten hat, und merkt, daß die Gliedmaßen betäubt, starr und ohne Empfindung sind, man noch dadurch den übeln Wirkungen des Frostes vorbeugen könne, wenn man sie nicht zu schnell aufthauen läßt, sondern, daß man die Glieder zuerst mit Schnee reiben, und sie eine Zeit lang in einem ungeheizten oder wenigstens ganz temperirten Zimmer aufhalten, und den Leib durch Reiben und Bewegung allmählich erwärmen müsse, ehe man sich in ein warmes Zimmer begiebt. Eben diese Vorsicht ist auch bey der Behandlung erfrorner Menschen zu beobachten. Wollte man einen Erfrornen sogleich in warme Zimmer tragen, so würde die fliehende Seele nie wieder in das Leben zurück gerufen werden. Wenn man es aber mit ihnen so anfängt, wie es die Wilden in Canada machen, wenn einer von ihnen auf der Jagd erfriert: so kann man sie im rechten Ernste wieder auferwecken. Man gräbt nämlich den Erfrornen in den Schnee, worin man ihn die Nacht über liegen läßt, und eine Hütte über ihn bauet, um ihn vor den Anfällen der Kälte zu bewahren. Am folgenden Morgen steht er auf, und ist im Stande, sich wieder auf den Weg zu begeben.

Das erste also, was man mit dem leblosen Körper vorzunehmen hat, ist, daß man ihn in eine kalte Stube, in die Scheune oder an einen andern kalten Ort bringe, ihm ein Lager von Schnee, ein Paar Hand hoch, mache, den entkleideten Körper darauf lege, ihn wieder eben so hoch mit Schnee bedecke, und diesen ein wenig fest andrücke, bis sich Beweglichkeit der Glieder und Wärme

wieder einfinden. Man kann den Körper auch mit Schnee reiben, welches aber nicht so gleichförmig allenthalben geschehen kann, als die Bedeckung mit Schnee, die selbst, wie es sich versteht, auch über Kopf und Hals gehen muß, wenn man nicht etwa diese lieber mit Schnee reiben will. Bloß die Oeffnungen des Mundes und die Nasenlöcher bleiben frey. Ist kein Schnee zur Hand, so stelle man den erfrornen Körper, bis an den Hals, in ein hinlänglich tiefes Faß, und bedecke das Haupt mit nassen, aus kaltem Wasser gezogenen Tüchern, oder setze ihn, wenn er etwa im Froste eine verbogene Gestalt angenommen hätte, in das Gefäß hinein, und schütte alsdann in das Gefäß so viel kaltes Wasser, mit vielen Stücken Eis vermischt, daß es ihm bis an den Mund gehe. Man muß aber alsdann wohl auf ihn Acht geben, damit, so bald die Glieder zu einiger Biegsamkeit gelangen, wenn die Kräfte dabey den Körper aufgerichtet zu erhalten, noch zu schwach wären, das Gefäß verändert, oder doch eine gefährliche Lage des Körpers im Wasser von den gegenwärtigen Personen verhindert werde. Dieses wird verursachen, daß sein ganzer Leib nicht anders, als ein gefrorner Apfel, den man in kaltes Wasser wirft, mit einer Eisrinde überzogen wird, und daß er denjenigen Grad der Wärme wieder erhält, der die geronnenen Säfte wieder allmählich auflöset, ohne die Gefäße, worin sie enthalten sind, zu zersprengen. Man muß das Bedecken mit Schnee, wenn etwa derselbe schmilzt, oder das Wasser von seiner Kälte verliert, fortsetzen, und immer wieder erneuern, bis sich in der wiederkehrenden Wärme Zeichen des Lebens äußern. Würde ein erfrorner Mensch an einem abgelegenen Orte angetroffen, wo man keine Anstalt machen könnte, ihn auf eine sichere Weise bald in ein Haus zu bringen: so wäre am rathsamsten, ihm da, wo man ihn gefunden hat, die erste Hülfe durch Bedecken mit Schnee, oder durch kaltes Baden in Eiswasser, so gut es thunlich ist, zu leisten, und

wenn

wenn ein Beystand mehrerer Personen vonnöthen ist, solche baldmöglichst herbey zu rufen, hernach, so bald sich wieder ein Leben in seinem Körper äußert, ihm in dem nächsten Hause bessere Bequemlichkeit zu verschaffen, wo er dann bis zur völligen Erhölung, vermittelst trockner warmer Bedeckungen, und anderer Mittel, welche ich sogleich anzeigen werde, sich aufhalten müßte.

Die Kraft des Schnees, erfrorne Menschen wieder zur Empfindung und zum Leben zu bringen, beweiset nachstehende wahrhafte Begebenheit, welche von Braunschweig aus berichtet, und in dem harten Winter 1755 durch die außerordentliche Kälte an einem Orte des Harzgebirges veranlaßt worden ist. Einen gewissen Herrn nöthigten seine Angelegenheiten, eine kleine Reise zu thun, die er in Begleitung eines Lakayen und eines Kutschers vornehmen mußte. Die Reise, so klein sie war, konnte bey der grimmigen Kälte nicht anders, als höchst beschwerlich seyn. Der Lakay, welcher Anfangs hinten auf dem Wagen stand, setzte sich nieder, gerieth in einen Schlaf, und fiel, da ihm bey solchem Zustande die Kälte desto heftiger zugesetzt hatte, herunter, ohne daß er davon erwachte. Eine Weile hernach wurde der Herr, nebst dem Kutscher, gewahr, daß der Bediente fehlte. Er stieg, indem ihm nichts Gutes ahndete, sogleich aus dem Wagen, ihn zu suchen; und er gieng nicht weit zurück, so fand er seinen Lackay, welcher, als ein vollkommen todter Mensch, mitten in dem Wege lag. Bey diesem Anblicke rief er eiligst seinen Kutscher herbey. Sie fiengen ihn zu rütteln und zu schütteln an, aber es war kein Zeichen des Lebens vorhanden. Man hätte ihn gern zu erwärmen gesucht, allein, es fand sich in der Nähe weder Stadt noch Dorf. Nach langem Ueberlegen faßte endlich der Herr, weil er keine Lust hatte, einen todten Menschen mit sich zu führen, die Entschließung, denselben mit Hülfe des Kutschers, in den Schnee zu verscharren, bis man zurück käme, da man ihn mitnehmen und begraben lassen wollte. Es ermangelte hier nicht an Schnee, welcher diesen Winter insonderheit sehr hoch gefallen war; und man brachte von demselben, über den todten Körper, ein wenig abwärts von dem Wege, einen ziemlich grossen Haufen zusammen, worauf man weiter reisete. Bey der Rückreise, als den dritten Tag darnach, ließ der Herr an diesem Orte, in vorgedachter Absicht, wirklich stille halten; allein, der Schneehaufen hatte ein Loch, und der todte Körper war

nicht mehr darunter. Man bildete sich ein, daß, wofern ihn nicht etwa die Wölfe daselbst ausgespürt hätten, er vielleicht von Menschen, welche aus Neubegierde etwa zu dem Haufen gekommen wären, gefunden und weggeschafft seyn könnte. Doch, wie sehr erstaunten nicht der Herr und der Kutscher, als sie in dem Dorfe anlangten, und daselbst den Lackayen gesund und frisch wieder antrafen, welcher sodann erzählte, wie er unter dem Schneehaufen erstlich, als von einem Schlafe erwacht sey, hienächst sich, obgleich noch etwas erfroren, heraus gearbeitet, und darauf den Weg nach dem Dorfe gefunden habe.

Einen gleichen Erfolg kann man davon erwarten, wenn man die Erfrornen in Mist vergräbt, wovon sie nach und nach warm werden, und aufthauen.

Man findet im ersten Theile der Schriften der Akademie der Naturforscher, eine von Valentini umständlich beschriebene Wundergeschichte von einer erfrornen, mit Füßen getretenen, von den Kindern hin und her gestoßenen, und endlich in Mist verscharrten und mit vielem Stroh bedeckten Katze, welche wenige Tage nachher wieder aufgelebt war, und mit einer Art von Tollheit umher rannte, grimmig aussah, vor den Menschen floh, und sich mit keinen Schmeicheleyen anlocken lassen wollte.

Dieses langsame Aufthauen ist zur Wiederherstellung erfrorner Menschen so nothwendig, daß man sie wirklich ohne Errettung tödten würde, wenn man sie plötzlich in die Wärme brächte. So starb der Marquis von Briquemau, dessen Munnicks gedenkt, welcher, weil man ihn zu der Zeit, da er gar sehr erfroren war, zu schnell an ein großes Feuer legte, seinen Geist aufgeben mußte. Eben so sterben auch die im Winter unter dem Eise schlafenden Schwalben, und die gefrornen Fische, wenn man sie vor der Zeit, ehe die allmähliche Frühlingswärme dieselben wieder aufthauet, aus ihrer Schlafsucht am Feuer erweckt.

Da die allmähliche Erwärmung des Körpers die Hauptsache ist, worauf es bey der Wiederherstellung erfrorner Personen ankömmt: so lehret uns die gesunde Vernunft selbst, wie wir dieses Kunststück zu Ende bringen müssen. Wenn, nach dem eine gute Zeitlang fort-

gesetzten

gesetzten Reiben mit Schnee, oder Waschen mit kaltem Wasser, Wärme zu verspüren ist, wird der Kranke mit etwas gewärmten Tüchern abgetrocknet, und in ein leicht gewärmtes Bett, aber noch nicht sogleich in ein gewärmtes Zimmer gebracht. Alsdann muß man diejenigen Mittel anwenden, deren man sich bey Ertrunkenen bedient, um sie wieder in das Leben zurück zu rufen. In dieser Absicht wäre es gut, dem Erfrornen mit einem Blasebalge Luft in die Lunge zu blasen; nicht aber, wie dort der Prophet, den Mund auf des Erfrornen Mund zu legen, weil weder die warme, noch die durch das Verweilen in der Lunge des Lebendigen ihrer Elasticität beraubte Luft, dem Candidaten der Auferweckung dienlich ist. Hiebey muß der Körper viel gerüttelt, und fleißig kalt gerieben werden. Man könnte ihn, nachdem er im Wasser gelegen, oder mit Schnee, hernach aber eine Zeitlang trocken gerieben worden, zuletzt in kaltem Branntwein baden; und vielleicht wäre es auch nicht undienlich, ihm, statt der gewöhnlichen Klystire, eines von Branntwein oder Wein beyzubringen. Man reicht ihm auch einen Thee von Holunderblumen, oder Melissenkraut, oder Raute und Krausemünze. Gemeiniglich ist es auch nöthig, weil sich ein starkes Fieber einzustellen pflegt, daß ihm eine Ader am Arme geöffnet werde. Findet sich aber, bey wiederkehrendem Leben, noch Sinnlosigkeit, ist das Haupt aufgetrieben, und sind die Folgen eines Schlagflusses zu befürchten: so muß ihm die Drosselader geöffnet werden.

Ist man so glücklich, durch diese und andere Anstalten, die ein vernünftiger Arzt für gut finden möchte, einem Erfrornen die ersten Spuren des Lebens, nämlich den Pulsschlag und das Athemholen, wieder zu erwerben: so kann man ihn hernach durch mancherley Stärkungen wieder zu erquicken, und völlig zu sich selbst zu bringen suchen. Ich würde ihm Scheiben von geröstetem Brod, mit Aquavit angefeuchtet, unter die

Nase halten, und auf das Herz legen, Salmiakspiritus u. d. gl. zum Riechen vorhalten, nervenstärkende laue Bäder zubereiten, ein wenig flüssigen Lebensbalsam in einem spirituösen Wasser, oder Weine, Weinsuppen mit Saffran und Zimmet, Bezoarwein, einige Tropfen Hirschhornspiritus, oder etwas dergleichen, einflössen lassen.

Wird man nachher noch ferner an einem oder andern Theile des Leibes, Merkmaale des Erfrierens gewahr, sind sie starr, hart, ungelenk und unempfindlich: so muß man auch noch ferner diese mit Schnee, zerriebenem Eise, oder Umschlägen von kaltem Wasser bedecken oder reiben, bis die Empfindung und Beweglichkeit wieder kömmt. Eben dieses ist zu beobachten, wenn nur gewisse Theile, als: Nase, Ohren, Finger und Zehen, erfroren sind. Man muß sie nicht wärmen oder salben, wenn sie nicht in einen Brand übergehen oder absterben sollen, sondern vielmehr eben so, wie bey dem ganzen Körper vorgeschrieben ist, mit ihnen verfahren. Auch in diesen Fällen ist oft ein Aderlaß nothwendig.

Anmunterung zu Versuchen, mit erfrornen Personen, sie wieder zum Leben oder zur Empfindung zu bringen, st. in No. 35 der Hamb. Staats- und gel. Zeit. v. J. 1755, und im 2. und 3. St. der Stuttg. phys. ökon. Realzeit. v. J. 1756.

Gel. Beytr zu den Braunschw. Anzeig. v. J. 1768, Col. 517-523.

Hannov. Magaz. v. J. 1768, Col. 931—936.

Rüzl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. 1. Nov. 1769, Col. 38—40.

Mannigfaltigkeiten, 4. Jahrg. Berl. 1773, gr. 8. S. 472, f.

Berl. Samml. 7. B. 5. St. 1775. 8. S. 497—501.

Dec. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, 3. B. a. d. J. 1775, S. 42—45.

Gift und Gegengift, Straßb. 1776, 8. S. 179—182.

(Ge. Urb. Belzens) Patriotischer Vorschlag, wie die Erfrornen leichtlich wieder zum Leben und Gesundheit zu bringen, st. in Dessen deutschen Patrioten ꝛc. Berl. 1762, 8. S. 731, fgg.

GOTTL. EPHR. BERNERI, anatome hominis, hiemali frigore interemti, st. in d. Act. phys. med. Acad. N. C. Vol. III, Obs. 28.

ABR. KAAU. BOERHAAVE descriptio cerebri inflammati, in aurigo frigore enecato, st. in den Nov. Comment. Acad. Sc. Imp. Petropolit. To. I. Petrop. 1750, 4. S. 353, fgg.

Eph. Jac. Mellius Landapotheke, Augsb. 1776, 8. S. 88—92.

Bericht

Bericht von einem Manne, welcher dem Ansehen nach erfroren war, dem aber wieder zum Leben verholfen ward, von Sam. Naucler, st. im 18. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Acad. der Wiss. a. d. J. 1756, S. 107—110.

SAM. THEOD QUELLMALZ Observata in sectionibus corporum frigoris vi oppressorum, st. im Commerc. litter. Nor. A. 1736. hebd. 22, n. 5. S. 173, f.

Frigore oppressorum curam, Præses JO. CASP. SCHEURING. Resp. T. C G. *Overkamp.* publico eruditorum examini submittun'. Gryphisw. 1760, 4. 2. B.

Gotew. Schusters medicinisches Bedenken und Sectionsbericht über einen geschlagenen, und in Kälte, Frost und Schnee crepirten Purschen, st. in Dessen medicin. Journ. 3. Th. Chemn. 1768, 8. S. 179—182.

Eb. Dess. Casus von einem in der Kälte gebornen und erstarrten Kinde, st. in Dessen 5. Th. 1770, 8. S. 176—179.

Hrn. D Unzer, im 1. Th. des phys. und ökon. Patrioten, Hamb. 1756, 4. S. 360—362; und im 2. Th. des Arztes, S. 342 fgg.

Wie Erfrornen zu helfen, s. Hrn. D Weiz churs. Landphysicus, 1. St. v. J. 1772, S. 1—4.

IV. Wirkungen des Frostes auf Thiere.

Zur Zeit des Winters gewinnt, wie die ganze Natur, also auch besonders das Thierreich ein sehr trauriges Ansehen. Zu dieser Jahrszeit hört man den lieblichen Gesang der Vögel in Gärten und Wäldern nicht mehr. Die vierfüßigen Thiere lassen sich in den Wüsteneyen nicht mehr sehen. Die Insecten lassen den Dunstkreis ledig stehen, und selbst die Fische verbergen sich in den Tiefen der Gewässer. So traurig dieser Anblick für uns ist, so ist er doch in der That die Wirkung einer höhern Weisheit; und der scheinbare Tod, in welchen das ganze Thierreich zur Winterszeit einzugehen scheint, zielt auf nichts anders, als auf die Erhaltung ihres Lebens, ab. Die Natur erhält die Geschlechter der Thiere durch die natürlichen Triebe, welche sie ihnen zu ihrem Besten eingepflanzt hat; und diese Triebe sind es, welche die Thiere lehren, sich vor der Gewalt der Witterungen auf mannigfaltige Weise zu beschützen. Ihre ganze Haushaltung verändert sich bey dem Eintritte des Winters, so wie es die Natur, die Lebensart, und

die natürliche Fähigkeit jeder Art erfordert; und eine jede sucht den Schutz, um sich in dieser rauhen Jahrszeit zu erhalten, in den Hilfsmitteln, welche ihr die Natur zubereitet und angewiesen hat. Es ist viel zu angenehm, lehrreich und erbaulich, über diese weise Vorsicht der gütigen Natur Beobachtungen anzustellen, als daß ich zweifeln sollte, meinen gütigen Lesern durch eine dazu gegebene Anleitung einen angenehmen Dienst zu leisten.

Die Natur scheint in den Menschen ein besonderes Vertrauen gesetzt zu haben, indem sie ihm gewissermassen die Sorge seiner Erhaltung selbst überlassen hat. Dieses Vertrauen gründet sich auf das große Geschenk, welches sie uns mit der Vernunft machte; und ohne diesen Vorzug würden wir gewissermaßen viel unmittelbarer unter ihrer Aufsicht stehen, und so, wie die Thiere, durch strenge Empfindungen zu allen denen Pflichten, die wir unserer Erhaltung schuldig sind, gezwungen werden. Die niedrigere Fähigkeit der Thiere, welche sich nie in die Höhe allgemeiner Begriffe und tiefsinniger Schlüsse versteigt, hat eine nähere Anweisung nöthig, wenn sie für ihre Erhaltung arbeiten soll.

Es war um tausend verschiedener Absichten willen unumgänglich nothwendig, daß die Jahrszeiten auf dem Erdboden abwechselten. Die Körper der Thiere mußten so eingerichtet werden, daß sie den Erdboden bewohnen konnten. Der Einfluß der Witterungen in dieselben ist höchst verschieden; und wenn sie also in beyden fortdauern sollten, so mußte ihnen ein gewisser mittlerer Grad der Dauerhaftigkeit ertheilt werden, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, die täglichen kleinern Abwechselungen der Witterungen von demjenigen gemäßigten Grade derselben zu ertragen, der sich am besten für die Natur ihrer Körper schickte. Nach dieser allgemeinen Maxime sind alle thierische Körper eingerichtet worden; und wie war es auch anders möglich? Wenn

sich

sich alle Thiere des Erdbodens unter unserm Himmelsstriche befänden, so würden diejenigen, welche nur in den heißesten, oder kältesten Ländern fortdauern könnten, alle nach und nach umkommen; und es würden bloß diejenigen übrig bleiben, welche sich jetzt bey uns aufhalten. Wenn also die Thiere in allen Ländern des Erdbodens, ohne Absicht auf diesen Unterschied ihrer Naturen, durch einander gemischt worden wären, so würden doch in kurzer Zeit unter jedem Himmelsstriche nur diejenigen übrig geblieben seyn, deren Natur ihm gemäß ist, und die sich jetzt wirklich daselbst aufhalten. Eben so lebt Jedes Geschlecht der Thiere natürlich nothwendigerweise nur in solchen Ländern, wo es seine Nahrung und alle Nothdurft seiner Erhaltung findet.

Der Mensch ist, vermöge seiner Natur, nicht gezwungen, nur in gemäßigtern Ländern zu leben; er kann vielmehr, als allgemeiner Herr der Erde, in allen Gegenden derselben, der Unfreundlichkeit so mancher Himmelsstriche ungeachtet, leben und sich fortpflanzen. Von den vierfüßigen Thieren läßt sich ein gleiches nicht behaupten. Diese sind auf unserer Erde dergestalt vertheilt, daß einige Arten nur den heissen, andere den gemäßigtern, und wieder andere nur den kältern eigen sind. Man hat auch bisher noch keine Thierart ausfindig gemacht, die unter jedem Himmelsstriche gleich gut fortkommen könnte. Der Löwe, der Elephant, der Tiger, der Leopard oder der Panther, werden nur in heißen Ländern gefunden; in gemäßigtern Gegenden werden sie unfähig, sich fortzupflanzen, und in kalten gehen sie zu Grunde. Unsere nützlichen Hausthiere, als: das Pferd, der Ochs, das Schaf, können zwar ein wärmeres Klima gewöhnen, in sehr kälten Ländern aber nicht leben. Die vierfüßigen Bewohner Nordens, nämlich: das Elend, das Rennthier und der Hermelin, haben sich noch niemals in die südlichen Gegenden gewagt; es ist ihnen auch so sehr unmöglich, die Mittagshitze zu gewöhnen, daß sie schon unter gemäßigten Himmelsstrichen nicht leben können. Dieses läßt sich wenigstens von den Rennthieren behaupten, mit welchen man in Deutschland und Frankreich schon mehrmals Versuche angestellt hat, sie zu vermehren, die aber jederzeit, anstatt sich fortzupflanzen, crepirten.

Jedoch

Jedoch ist das Gesetz, welches die vierfüßigen Thiere in ihre angebornen Gegenden einschränkt, nicht ohne alle Ausnahme. Einige ursprünglich in heißen Ländern wohnende Arten können auch in gemäßigtern fortkommen und sich vermehren, so wie auch einige zu der nördlichen Kälte abgehärtete ebenfalls in weniger kalten Gegenden leben können. Beyspiele von den erstern sind das Kaninchen und das indianische Schwein; von den letztern der Biber und der Luchs.

Der Grad der Kälte, welchen die größern Seethiere sowohl, als die kleinern Fische, ausstehen, läßt sich leicht bestimmen. Er muß nämlich allezeit dem Grade der Kälte des Wassers, worin sie schwimmen, gleich, und also, wenn von Fischen im süßen Wasser die Rede ist, noch immer geringer als die Kälte des Gefrierpunctes seyn, weil jenes sonst nicht mehr flüssig bliebe. Was die Fische im salzigen Wasser betrifft, welches bey weitem nicht so leicht, als das süße, gefriert: so können sie einer etwas größern Kälte, die jedoch den Gefrierpunct gar nicht oder nur wenig übersteigt, ausgesetzt seyn. Die Fische also haben, vermöge des Elementes worin sie leben, niemals diejenige heftige Kälte zu leiden, der eine große Menge anderer Thiere unterworfen ist. Aus eben der Ursache können sie sich der brennenden Hitze der äussern Luft leicht entziehen; diejenigen unter ihnen allein ausgenommen, welche im Wasser von geringer Tiefe leben, und mithin, nach dem Verhältnisse der herrschenden Jahrszeit oder des Klima, die Eindrücke der äußern Luft mehr oder weniger fühlen müssen.

Der mittlere Grad der Dauerhaftigkeit der thierischen Naturen war nicht hinreichend, sie vor den höchsten Graden der Kälte und Hitze zu beschützen, welche jährlich in den meisten bewohnten Erdstrichen in großen Unterschieden abwechseln. Es waren also für diese Fälle neue Hilfsmittel nöthig, die Thiere zu erhalten; und wenn wir jetzt bey dem Froste allein stehen bleiben, so wären unter den Thieren unserer Länder nur wenige vermögend gewesen, einen so hohen Grad des Frostes zu überstehen, als sich im Winter bey uns ereignet, wenn nicht die Natur einige besondere Künste für sie erfunden hätte. Es waren zu ihrer Erhaltung nur einige mögliche Wege vorhanden. Entweder mußten die Körper der Thiere selbst eine so große Verwandlung leiden,

daß

daß sie die höhern Grade der Kälte vertragen konnten; oder sie mußten in ihren Gegenden Aufenthalte finden, die sie dawider schützten; oder sie mußten endlich bey einfallender Kälte in andere wärmere Länder reisen. Die Natur hat sich bey verschiedenen Geschlechtern der Thiere aller dieser Hülfsmittel bedient. Die Körper aller Thiere konnten nicht eine solche Verwandlung leiden, als ihnen nöthig gewesen wäre, dem Winter zu trotzen. Diese mußten entweder in ihrem Lande warme Wohnungen finden, oder in wärmere Länder ziehen. Die schweren Reisen sind auch nicht für alle Thiere; und diesen mußte auf eine von den andern Arten geholfen werden. Solchergestalt erhielt eine jede Gattung von Thieren ihren besondern Schutz geden den Winter.

Eben diese Bewandtniß hat es mit der Nahrung und Nothdurft der Thiere. Die wenigsten können im Winter ihren Unterhalt so, wie im Sommer, finden. Sollten sie nun nicht umkommen, so mußten sie entweder vermögend gemacht werden, einen vielmonatlichen Hunger auszustehen; oder sie mußten die Geschicklichkeit empfangen haben, ihre Nahrung unter dem Schnee und Eise zu finden; oder sie mußten sich endlich auch anderswo hin begeben, um sie zu suchen. Auch diese drey Hülfsmittel hat die Natur im Thierreiche so geschickt angebracht, daß dadurch alle Geschlechter dem Mangel entrinnen; obgleich viele kein halbjähriges Fasten vertragen, viele keine Nahrung im Lande finden, und viele keine Reisen in fremde Länder antreten konnten. Alle diese verschiedenen Rettungsmittel, welche die Natur den Thieren im Winter ausersehen hat, wollen wir jezt in der Natur selbst aufsuchen.

Daß sich die Körper der verschiedenen Thiere zur Zeit des Winters dergestalt verwandeln, daß sie die strenge Kälte ausstehen können, solches ist eine gemeine Erfahrung in den nördlichen Ländern, und eines der schönsten Kunststücke der Natur. Bäre, Wölfe,

se, Tieger und andere reißende Thiere, würden gefährliche Landstreicher für uns gewesen seyn, wenn ihnen die Natur kein anderes Mittel, sich vor der Kälte zu beschützen, angewiesen hätte, als den Krammetsvögeln. Nein! sie waren in ihren Wüsteneyen am besten aufgehoben; und damit sie die Lust, Wallfahrten anzustellen, nicht ankommen möchte, richtete die Natur ihre Körper so ein, daß sie gegen den Winter und Sommer ihre Haare ablegen, und sie im Winter mit viel dickern Pelzen verwechseln, welche sie vor der Kälte hinlänglich schützen. Daß diese Verwandlung nur solchen Thieren wiederfährt, die in den Wildnissen, nicht aber denen, die bey den Menschen in den Häusern wohnen, solches rührt daher, weil dieser Wechsel der Haare eine natürliche Folge von den Empfindungen des starken Frostes oder großer Hitze ist, welche erstere aber die Hausthiere nicht auszustehen haben. Ellis bemerkte, als er in Hudsonsbay überwinterte, daß die europäischen Hunde und Katzen ihre Haare eben so, wie die wilden Thiere dasiger Gegenden, verändern, unerachtet sie es in Europa nicht thun, weil sie bey uns nie einen solchen Grad der Kälte empfinden. Eine große Weisheit der Natur! die den Winter selbst zu solchen Wirkungen in die Thiere nöthiget, die ihm nicht entfliehen können; welche ihnen selbst die Waffen anlegen, womit sie sich gegen seine grimmigen Anfälle vertheidigen können.

Nicht nur die Haare, sondern auch das Fett, muß einigen Thieren zur Schutzwehre wider den Frost dienen, und bey diesen ist die Einrichtung so gemacht, daß sie ordentlicherweise gegen den Winter fett werden; es geschehe nun, weil sie zu dieser Zeit einen Ueberfluß an Nahrung, oder einen besondern Trieb, sich zu mästen, haben; s. Th. XII, S. 655, f. Gleichwie man nun weiß, daß magere Leute die Kälte weit stärker empfinden, als die Fetten; so muß man die besondere Fettigkeit einiger Thiere gegen den Winter allerdings mit unter

ter die Vertheidigungsmittel gegen die Kälte rechnen, welche ihnen die Natur schenkt.

Die Körper anderer Thiere, welche dem Froste nicht ausweichen können, sind so eingerichtet, daß sie der Frost gleichsam in unbelebte Steine verwandeln kann, ohne daß sie doch dadurch des letzten Funkens des Lebens beraubt werden sollten. In den Gewässern von Hudsonsbay frieren oft die Frösche im Eise fest, und liegen in dieser Erstarrung, bis eine gelinde Wärme das Eis wieder aufthauet, da sie dann zu einem neuen Leben hervorgehen. Eben so frieren daselbst ganze Klumpen Fliegen zwischen den Baumästen, so hart, wie Eis, zusammen, und gelangen wieder zum Leben, so bald sie von Natur, oder durch Kunst gelinde aufgethauet werden. Bey denen Thieren, deren Körper zu keinen solchen Verwandlungen von Natur geschickt sind, findet man den besondern Trieb, sowohl sich selbst, als auch ihre Eyer, in warmen Behältnissen zu verbergen. Einige verkriechen sich in die Klüfte der Berge, wo sie den ganzen Winter zubringen, und mit wenig Kost verlieb nehmen, oder wohl gar hungern. Andere verstecken sich in die Mauern; noch andere, zwischen das Holz und die Rinde der Bäume.

Unter allen uns bekannten Thieren scheuen die kriechenden Thiere und Insecten die Kälte am meisten, so wie sie ebenfalls die Wärme mehr als andere, lieben. Die Sonnenhitze ist gleichsam ihre Seele. Je heftiger diese brennt, desto mehr Empfindlichkeit, Bewegung, Munterkeit, Lebhaftigkeit und Kühnheit nimmt man an ihnen wahr. Die giftigen Arten, als: Scorpionen, und verschiedene Gattungen Schlangen, werden bey der großen Hitze gefährlicher, und ihr Gift tödlicher. Gerade das Gegentheil ereignet sich bey den einen so wohl als bey den andern, wenn ihnen eine starke Kälte zusetzt. Eine große Anzahl Insecten stirbt bey Annäherung des Winters. Und wahrscheinlich würden auch die meisten von denen, die ihr Leben erhalten, ein gleiches Schicksal haben, wenn sie sich nicht wider die Anfälle des Frostes durch die Flucht retteten. Eben dieses gilt auch von den kriechenden Thieren. Beyde Classen suchen also

gegen

gegen das Ende des Herbstes in gemäßigten und kalten Ländern sichere Zufluchtsörter aus. Einige verbergen sich zwischen den Mauerritzen und unter den Dachziegeln, als: die Scorpionen und viele Arten Fliegen; einige zwischen Steinen, in den Ritzen oder Höhlungen der Bäume, z. B. die Vipern, die Schlangen, die so genannten spanischen Fliegen, u. a. m. Andere finden ihre Sicherheit in den Höhlen der Berge, oder in unterirdischen Löchern, oder in den Kellern, wie man an den Spinnen, kleinen Fliegen, Schnaken, gewissen nackten Schnecken, und an vielen Gattungen gröfserer und kleinerer Käfer wahrnimmt. Andere vergraben sich unter den Mist, wo sie, des strengen Winters ungeachtet, eine beständige Wärme geniefsen. Am meisten aber werden die Gründe der Wässer, und die innern Theile der Erde, von diesen Thieren gesucht, welche jedoch, sie mögen auch noch so gut verwahrt seyn, die Macht der Kälte auf das empfindlichste fühlen, wie aus der Erstarrung ihrer Glieder und dem todesähnlichen Schlafe erhellet, dem sie den ganzen Winter über unterworfen sind.

Doch sind es die kriechenden Thiere und die Insecten nicht allein, die bey zunehmender Kälte erstarren, und einem betäubenden Schlummer fast sinnlos dahin fallen. Auch unter den vierfüßigen Thieren, unter den Vögeln, und vielleicht auch unter den Fischen, findet man ähnliche Beyspiele. Ohne aus der Classe der vierfüßigen Thiere, die Kröten, Frösche und Eidechsen anzuführen, welche beynahe den ganzen Winter über im Wasser oder unter der Erde verborgen, und in einem sinnlosen Schlummer begraben liegen, kann man an den Igeln, Landschildkröten, vielen Arten von Mäusen, Murmelthieren und Razen, ein gleiches wahrnehmen. Denn auch diese verkriechen sich entweder in die Bäume, oder unter die Erde, wo man sie entweder einzeln oder in groser Anzahl bey einander findet. Die Fledermäuse sind den nämlichen Symptomen bey der Kälte unterworfen, daher sie zur Winterszeit entweder in hohlen Bäumen, zerfallenen Mauern, oder unterirdischen Höhlen erstarrt und ohne Bewegung angetroffen werden; s. Th. XIV. S. 111. Auch unter den Vögeln sind einige dem Erstarren ausgesezt. So wie die Sonnenwärme abnimmt, versammeln sie sich zu Hunderten, schliesen sich in einen Klumpen dicht zusammen, und begeben sich so unter das Wasser, worin sie so lange auf einander liegend den ganzen Winter zubringen. Insonderheit sind die Schwalben dieses

Um-

Umstandes wegen berühmt; und ihre Erhaltung ist so wunderbar, daß dieses Viele bewogen hat, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. Nichts desto weniger ist es gewiß wahr, daß sich einige Schwalben in Moräste legen. Es ist aber auch gewiß, daß sie sich gegen den Winter versammeln, und fortziehen; hieraus aber folgt noch nicht, daß sie in warme Länder gehen, am wenigsten aber, daß sie es alle thäten. Ein Mehreres davon, wird man in dem ihnen gewidmeten Artikel finden. Unter den unzählbaren Familien der Fische fehlt es nicht an solchen, welche die Kälte gleichen Phänomenen aussezt. Wenn wir dem Pechlin Glauben zustellen dürfen, so gehören hieher die Schleihen, welche beym Anfange des Winters sich in den Morast vergraben. Doch haben, wie bereits erwähnt worden ist, überhaupt die Fische vor andern Thieren den Vortheil, daß sie, die Kälte der Atmosphäre sey so streng als sie wolle, doch in ihrem Elemente munter und lebhaft schwimmen können, nicht allein deswegen, weil das Wasser, so lange es seine Flüssigkeit behält, niemals sehr kalt werden kann, sondern auch, weil sie bey dem Einfrieren des Wassers sich in die tiefen Schlünde retten können, wo sie wider alle Kälte gut gesichert sind.

Die diesem anscheinenden Tode oder dem Erstarren unterworfenen Thiere sind es nicht alle bey einem gleichen Grade der Kälte. Bey einigen hat schon eine sehr mäßige Kälte diese Wirkung; bey andern wird dazu ein größerer, und wieder bey andern ein ungemein heftiger Grad der Kälte erfordert. Eine nach unserer Empfindung zu urtheilen sehr gelinde Kälte schläfert die Ratzen schon ein; eine etwas stärkere die Bienen, Schlangen; Vipern, und viele Arten Fledermäuse. Der Grad, bey welchem Frösche, Kröten, Salamander ꝛc. einschlummern, nähert sich schon dem Gefrierpuncte ziemlich; den Murmelthieren hingegen schadet eine solche Kälte noch lange nicht, weil für sie kaum der fünfte Grad unter dem Gefrierpuncte nachtheilig ist. Diese Verschiedenheit der zum Einschläfern dieser Thiere nöthigen Grade Kälte, hat keine andere Ursache, als die verschiedene Natur der Muskelfäden, welche bey einigen Thieren leichter, als bey den andern, gereizt wird, und daher früher oder später erstarrt. Wird die Kälte allzu heftig, so wird diese Erstarrung zum wirklichen Tode des Thieres.

Einigen Thieren scheint die Natur den Trieb, die Geselligkeit und den Witz gegeben zu haben, zu ganzen Schaaren auf einmal fort, und in warme Län-

der zu ziehen. Die Vögel sind zu dergleichen Reisen am geschicktesten; wiewohl auch viele andere Thiere, jedoch nicht bloß um des Frostes willen, solche Heerzüge halten, wovon die Heuschrecken, die Mäuse, und im Meere die Häringe, Beyspiele geben. Die Schiffer sehen oft Wolken von Vögeln über das Meer ziehen, und nicht selten setzen sie sich ganz ermüdet und kraftlos auf die Schiffe. Die Wachteln, die Guckgucke, und wohl die meisten Schwalben, gehören unter diese Zugvögel; wenigstens hat insbesondere von den letztern der Abt de la Caille angemerkt, daß sie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, vom September an bis zum April, in den übrigen Monaten aber nicht mehr, vorhanden sind; und da dieses eben die Monate sind, da wir die Schwalben bey uns haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie von einem Welttheile zum andern reisen. Die Wachteln ziehen auch unstreitig über das Meer. Sie, die Turteltauben und andere Zugvögel, nehmen im Frühjahre und Herbste ihren regelmäßigen Zug über die Insel Capri, 3 wälsche Meilen vom äußersten Ende des festen Landes von Neapolis; und der dasige Bischof hat von ihrem Fange und der Jagd seine meisten Einkünfte. Außerdem sehen wir jährlich gegen den Winter die Drosseln, Krammetsvögel, Schnepfen, Becassinen, und andere Zugvögel aus den kältern Ländern bey uns ankommen, die gegen den Sommer wieder nach Norden zurück kehren.

Daß diese Züge der Vögel mehrentheils die Empfindung der bevorstehenden Kälte und Wärme zum Grunde haben, solches beweiset die Harmonie der Witterungen mit ihren Heerzügen. Wenn sich die wilden Gänse schon zu Ende des Februars und Anfange des Märzes sehen lassen, so folgt insgemein ein trockner Frühling darauf; und wenn sie im Herbste zeitig davon ziehen, so kömmt auch gewiß ein frühzeitiger Winter. Die Amseln in Amerika, welche zu Anfange des Winters in wärmere Länder gehen, (s. Th. I. S. 711) kommen, wie Diereville berichtet, beym Eintritte des Frühlinges schon wieder durch Acadien, obgleich daselbst der

Schnee

Schnee noch sehr hoch liegt. Es muß sie also die in den südlichen Ländern überhand nehmende Wärme wieder zur Rückreise nöthigen, und diese Reise muß ihnen vortheilhaft seyn, weil sie allemal speckfett zurück kommen. Auch die amerikanischen Trappen passiren im Wintermonate haufenweise durch Acadien, und zu dieser Zeit geht ihr Zug von Norden nach Süden. Wenn sie im Maymonate Acadien wieder durchstreichen, so ziehen sie von Süden nach Norden. Sie reisen wirklich nach der Lust. Sie reisen aber in der That auch wohl nach Speise. So wie die amerikanischen Amseln auf ihrer Winterreise fett werden, so geht es den meisten Zugvögeln. Viele, die von Insecten leben, welche im Sommer in dem Luftkreise herum schwärmen, müssen sich gegen den Winter, da sich die Insecten verlieren, nach wärmern Gegenden wenden, wo sie dergleichen wieder finden. Die Heerzüge der vierfüßigen Thiere haben mehrentheils nicht so wohl den Frost, als vielmehr den Hunger, zur Triebfeder. Die Wölfe würden nicht aus ihren Wüsteneyen in die Dörfer, und die Mäuse nicht aus reichen Kornfeldern in andere Gegenden ziehen, wo sie oft Flüsse und Berge mit Gefahr und Umschweifen zurück legen müssen, wenn sie nicht der Hunger, nachdem sie an einem Orte alles aufgezehrt haben, immer weiter triebe. Im Meere selbst spornt der Hunger die Fische und die Seeungeheuer, um sich auf Reisen zu begeben. Ein Hayfisch verfolgt bloß um des Schmarotzens willen die Schiffe viele 100 Meilen weit. Als Vandenbroeck einstmalens nach dem rothen Meere segelte, brachte er eine Menge großer holländischer Schellfische oder portugiesischer Sardinen, neben sich her mit dahin, wo sie sonst nie gewesen waren. Daselbst erhielten sie sich drey Jahr lang so häufig, daß man sie trocknete, und dem Viehe gab; und seit dieser Zeit sind nie wieder dergleichen Fische im rothen Meere gewesen.

Viele Thiere, welche nicht zum Reisen bestimmt sind, finden im Winter ihre kümmerliche Nahrung, und sind von der Natur schon zubereitet, sich zu behelfen. Die Vögel wissen die Insecten zwischen dem Moose und in den Ritzen der Baumrinden aufzusuchen. In den nördlichen Ländern fällt zuweilen eine ungeheure Menge Würmer mit dem Schnee herab, welche den Vögeln zur Nahrung dienen. Verschiedene vierfüßige Thiere

tragen sich im Sommer einen Vorrath von Getraide in ihre Höhlen, wovon sie im Winter zehren. Das Eintragen der Bienen hat diese Absicht; und wenn wir ihr Honig genießen, so ergötzen wir uns mit dem Ueberflusse ihres Wintervorrathes. Andere Thiere müssen ihre armselige Nahrung unter Schnee und Eise hervor suchen; aber diesen hat auch die Natur die Geschicklichkeit mitgetheilt, sie zu finden. Die Rennthiere in Lappland ernähren sich fast ganz allein vom Moose; wenigstens ist es im Winter ihre einzige Kost. Sie besitzen die natürliche Fähigkeit, dasselbe auch unter dem tiefsten Schnee zu entdecken, wenn es gleich viele Klaftern tief verborgen liegt. Die Hirten, welche diese Thiere auf die Weide führen, haben sich um weiter nichts zu bekümmern, als daß sie Acht geben, ob sie das Moos von den Bäumen abnagen, oder ob sie im Schnee wühlen. Im ersten Falle können sie gewiß versichert seyn, daß der Boden kein Moos trage; und alsdann müssen sie die Heerde weiter treiben. Diese Thiere genießen ungemein wenig, und können die stärksten Tagereisen von 11 bis 12 Meilen bey einer Mahlzeit von so viel Moos, als man in zwo Händen fassen kann, aushalten. Nichts desto weniger sterben ihrer viele zu der Zeit, wenn sich der gefallene Schnee in Eis verwandelt, daß sie des Erdmooses nicht habhaft werden können, das Baummoos aber zur Nahrung nicht hinreichen will. Es würde vielen Thieren nicht besser ergehen, wenn ihnen nicht die Natur die Gabe mitgetheilt hätte, einen ganzen Winter zu fasten; und dieses ist gewiß das kürzeste Mittel bey bevorstehender Hungersnoth.

Die Insecten mancher Arten, die sich in ihre Seide einspinnen, stellen rechte Wunder im Fasten dar. **Sedileau** hat den Lebenslauf einer Raupe beschrieben, welche ungefähr im May aus der Erde kriecht. Sie frißt etwa acht Wochen in der Gestalt einer Raupe; alsdann spinnt sie sich ein, und liegt als eine Puppe ganze

ze 40 Wochen, ohne alle Nahrung; endlich kömmt sie als ein Schmetterling zum Vorschein, der etwan 10 Tage lebt, in denen er sich begattet, Eyer leget und stirbt. Wie kann man sich einbilden, daß ein Wurm, welcher im Julius 1785 aufgehört hat zu fressen, im May 1786 noch Muth haben sollte, sich zu begatten! Unter den Vögeln und Fischen leben diejenigen gewiß den ganzen Winter hindurch ohne Nahrung, die in den Morästen und Flüssen im Eise fest frieren. Vermuthlich gehören hieher auch die Ameisen, von welchen Gould und mehrere bewiesen haben; daß sie weder Korn essen, noch sich Vorrathskammern für den Winter anlegen. Swammerdam glaubt, daß sie im Winter, wie andere Insecten und einige Bienen, gar nicht essen; und man findet auch in ihren Haufen nie Vorrath von Getraide oder andern Nahrungsmitteln; siehe Th. I, S. 638. Unter den vierfüßigen Thieren sind die Murmelthiere und Bären ihrer Winterfasten wegen berühmt. Von der Winterlebensart der letztern, s. Th. III, S. 319, f.

Man findet in allen diesen wundervollen Beyspielen die Spuren einer besondern Vorsehung, welche über alle Geschöpfe des Erdbodens waltet. Denn, wie könnte sich wohl eine solche weise Einrichtung der Körper der Thiere, und die Mittheilung so besonderer und verschiedener Triebe, zur Erhaltung ihres Lebens, nur bloß von ungefähr zutragen! Nein! man findet in der ganzen Natur die künstlichste Vereinigung der Mittel zu den Absichten der Erhaltung der Thiere. Die Thiere, die sich mit neuen Winterpelzen gegen den Frost schützen können, finden in ihren Geburtsländern im Sommer und Winter ihre Nahrung. Diejenigen, welche sich vor den Frost in Höhlen verbergen müssen, tragen sich entweder ihr Futter vorher ein, oder sie können im Winter von dem Fette zehren, welches sie sich im Sommer zugelegt haben. Diejenigen, welche der Frost in frem-

de Länder treibt, finden daselbst ihre reichliche Nahrung. Die, welche im Winter von ihrem eigenen Leibe zehren müssen, haben den Trieb sich bey Zeiten in Höhlen zu verkriechen, wo ihnen der Frost nicht schaden kann. Die, welche des Winters ihre Nahrung im Lande finden können, haben keinen Trieb sich zu verkriechen, oder fortzureisen, sondern die Natur verwahrt sie mit wärmern Pelzen, damit sie bleiben können, wo sie sind. Hingegen bekümmern sich die Zugthiere wenig um die Felsenhöhlen, und leiden auch an ihren Bedeckungen keine Veränderung, die ihnen in den warmen Ländern, wohin sie ziehen, unnöthig und beschwerlich seyn würde. Welche weise Vorsehung muß nicht für so viele Arten der Thiere wachen! Was mögen wohl die kleinen Vögel, die sich so kümmerlich behelfen müssen, manche wilde Thiere, und unzählige Insecten, für Kunststücke anwenden, um sich im Winter durchzuhelfen! Ein Maykäfer muß ganze vier Jahr lang in der Erde, als Wurm, hausiren, ehe er die Gestalt des Käfers annimmt. Wie ist es doch einem so kleinen Wurme möglich, sich in der Erde zu erhalten, die oft viele Fuß tief zu Steine friert! und wo kann er seiner Nahrung nachgehen! Wer verhärtet den Wurm gegen den stärksten Frost, da doch hernach der Käfer kaum ein wenig Maykälte und Regen vertragen kann! Nach allen Betrachtungen bleibt uns nichts als Erstaunen übrig; und wir finden das Werk der Erhaltung eben so göttlich, als das Werk der Schöpfung.

Ich empfehle diese Betrachtungen denen, die bey dem jezigen Eintritte des Winters, und noch dazu zu einer Zeit des Krieges, den Nahrungssorgen, der Furcht und der Schwermuth Platz geben. Seyd getrost, meine Brüder!

Die Huld, die Thiere nährt, wird Menschen nicht verstoßen:
Wer groß im Kleinen ist, wird größer seyn im Großen.

Bey

Bey einem starken Froste sind einige Thiere eben so wohl, wie Menschen, dem Erfrieren der Glieder ausgesetzt. Wenn großen Stücken Vieh die Glieder erfrieren, so hilft man ihnen dawieder am besten mit Aufstreichung der Galle von einem geschlachteten Schweine. Auch Menschen können bey erfrornen Gliedern sich dieses Hausmittels mit Nutzen bedienen.

Frost-Beule, siehe oben, S. 241.

Frost-Bohrer, ein Instrument, womit die Jäger bey hartem Froste Löcher in die Erde bohren; siehe Th. VI, S. 166, f.

Frost-Rauch, der im Winter bey sehr starkem Froste aus dem Wasser, wo dasselbe vom Eise frey ist, aufsteigende und insonderheit über schnell sich bewegenden Flüssen sichtbar werdende dicke Dampf, welcher gemeiniglich desto dichter zu seyn pflegt, je strenger die Kälte ist. Wenn dieser Dampf in der Luft friert, und von dem Winde fort getrieben wird, wird die Luft mit einer unendlichen Menge kleiner Eisspitzen angefüllet, die man mit bloßen Augen sehen kann.

Frost-Salbe, siehe oben, S. 250, fgg.

Frost-Schade an Gewächsen, siehe oben, S. 191, fgg.

— — **an Menschen**, siehe oben. S. 235, fgg.

— — **an Thieren**, siehe oben, S. 265, fgg.

Frost-Schmetterling, Phalæna geom. brumata *Linn.*; siehe unter Schmetterling.

Frostig. 1. Was Frost, d. i. Empfindung der Kälte erwecket, kalt, Fr. froid. 1) Eigentlich. Es ist frostiges Wetter. Der Anfang des Jahres war sehr frostig, kalt. 2) Figürlich. Ein frostiges, äußerliches Bezeigen, ein gleichgültiges kaltes Betragen. Er machte mir darüber ein sehr frostiges Compliment.

In der Malerey, wird frostig, Fr. froid, das Frostige, Fr. froideur, von dem Ausdrucke und von dem Character der Figuren gesagt. Man sagt, daß ein

allzu ängstliches fleißiges Gemälde gemeiniglich frostig sey, nämlich, daß es keine warme Empfindungen erregе, daß die Figuren nicht denjenigen lebhaften und beseelten Ausdruck haben, welchen man an den lebendigen Figuren bemerkt. Dieses frostige Wesen kömmt daher, weil das erste Feuer der erhitzten Einbildungskraft, womit dieselbe den Inhalt erzeugt, und die ersten Pinselstriche geführt hat, nach und nach durch eine zu langwierige und zu fleißige Arbeit erlischt, und also die letzten Striche diese Abmattung zu erkennen geben. Siehe auch Kalt.

2. Fähig, leicht Kälte zu empfinden. Ein frostiger Mensch, den sehr leicht frieret, der bey der geringsten Kälte empfindlich ist; Fr. frileux, frilleux, froidureux. Einen solchen Menschen pflegt man auch wohl einen Frösteler, einen Frösteling, und im Niederf. einen Frostkötel zu nennen.

Frottir-Bürste, siehe Th. VII, S. 409.

Frucht. (*) 1. Eigentlich.

1) In der weitesten Bedeutung; alles was die Erde zur Speise für Menschen und Thiere, besonders aber für die erstern hervor bringt. Feld-Früchte, Land-Früchte, was von dieser Art auf dem Felde wächst, in der deutschen Bibel Früchte des Feldes, Fr. Fruits de la campagne. Baum-Früchte, was in Gärten gebauet wird. Hülsen-Früchte, welche in Hülsen, Schal-Früchte, Fr. Fruits à coquille, welche in harten Schalen oder in einer harten Kapsel erzeuget werden. In etwas anderm Verstande versteht man unter diesem Ausdrucke zuweilen die Samen und Samenbehältnisse aller Pflanzen und Bäume, sie mögen nun dem Thierreiche

(*) Dieses Wort lautet in allen seinen Bedeutungen, besonders aber der eigentlichen, im Tatian Fruht, im Dän. Frugt, im Schwed. Frukt, im Wallis. Ffrwyth, im Engl. Fruit, im Franz. Fruit, im Poln. Frukta, im Wallachischen Phrutta, im Albanischen Phriut, im Lat. Fructus, Fruges,

reiche und besonders dem Menschen zur Speise dienen oder nicht, mit Ausschließung der übrigen Theile der Pflanzen.

2. In engerer Bedeutung. (a) Das Getraide, oder die Samen verschiedener Grasarten, welche zur Speise gebraucht werden; im Hoch- und Oberdeutschen. Die Sommer-Frucht, das Sommergetraide. Die Winter-Frucht, das Winter-Getraide. Die Frucht steht schön. Die Früchte einärnden, einsammeln. In Niedersachsen sagt man statt Frucht in dieser Bedeutung Korn, und in einigen oberdeutschen Gegenden, im Plural Körner. (b) Die Frucht einiger Bäume, Obst. Wilde Früchte, Wald-Früchte, Fr. Fruits des forêts, wildes Obst, wie auch Eicheln, Buchnüsse, und andere Früchte der Waldbäume. Welsche Früchte, Früchte der Orangebäume, Datteln u. s. f.

Im weitläuftigen Verstande bedeuten Frucht und Same einerley. Beyde haben einerley Ursprung, und sind der vergrößerte ausgewachsene Fruchtkeim, welcher sich gleich nach der Befruchtung in der Blume mehr entwickelt, und durch den Blumenstiel, und vorzüglich durch das Blumenbeet, auch öfters durch den Kelch, den nöthigen Nahrungssaft erhält, und zur gehörigen Reife und Vollkommenheit gelanget, wenn keine zufällige Ursache dieses verändert. Bey vielen Pflanzen liegen die Samen auf dem Blumen-Beete, welches nunmehr den Samenhalter ausmacht; bey andern aber sind dieselben in einem Gehäuse von verschiedener Art eingeschlossen, und darin an den Samenhalter, gleichfalls auf verschiedene Art, befestigt. Von dem Samen, obgleich derselbe den Haupttheil der Frucht ausmacht, werde ich an seinem Orte handeln; hier betrachte ich nur die Einwickelungen desselben, welche man insgemein mit dem Namen der Frucht zu belegen pflegt, und welche gleichsam nur ein zufälliger Theil der Samen, jedoch in

jeder Art Pflanzen, wo dergleichen anzutreffen ist, nothwendig und dem Samen selbst nützlich sind.

Alle Pflanzen theilen sich, in Ansehung des Samens, oder der Frucht, in zwo Hauptordnungen; sie tragen entweder bloße und nackende (Semina nuda,) oder bekleidete und eingewickelte Samen (Semina recta.) Die Pflanzen von der ersten Art, heißen plantæ gymnospermæ; die andern, angiospermæ. Hat der Same außer der eigenthümlichen, keine andere Bedeckung, so nennt man solchen nackend; kömmt aber noch eine andere oder mehrere hinzu, so heißt er bedeckt. Diejenigen Samen, welche in dem stehen bleibenden, mehr oder weniger veränderten, auch wohl zugeschlossenen Kelche, welchen Ludwig alsdann Pericarpium nennt, enthalten, und bis zur völligen Reife darin aufbewahret werden, gehören alle zu den nackenden; indem der Kelch niemals einen Theil der Frucht selbst ausmacht, oder in die Frucht verwandelt wird, obgleich zuweilen dessen verändertes Wesen, wie auch bey dem Blumenbette manchmal geschieht, dem Ansehen nach einer Frucht zu gleichen scheint. Eben so kann man auch die Samen, welche in den so genannten Zapfen liegen, unter die nackenden zählen. Ein solcher Frucht-Zapfen, Conus, Strobilus, ist nichts anders, als das Blüthkätzchen; nur sind die Kelchschuppen dicker, härter und holzichter geworden, haben sich näher und dichter an und über einander gelegt, und bedecken den Samen bis zu seiner Reife gänzlich; da aber solche sich nachher von einander begeben, und gleichsam öffnen, lassen sie den, unter den Schuppen liegenden, Samen fallen.

Die Früchte sind in Ansehung der Bedeckung, und dem äußerlichen Ansehen nach, aber auch nach der innern Beschaffenheit, unterschieden. Der Bedeckung nach, könnte man alle Früchte unter zwo Arten bringen; denn sie ist entweder dürr und trocken, oder fleischig und saftig. Die trocknen Samenbehältnisse werden entwe-

der

der 1) im genauen Verstande eine Kapsel, L. Capsula, oder 2) ein Frucht-Balg, Folliculus, oder 3) eine Schote, Siliqua, oder 4) eine Hülse, Legumen, genannt.

Die Hülsenfrüchte nennt man auch Schoten. Bey einigen Pflanzen nennt man die Hülsen auch Taschen. Das Samen-Gehäuse ist innerlich mehr oder weniger hohl, und die Samen liegen darin auf verschiedene Weise. Die Höhle ist entweder einfach, oder in zwo, auch mehrere Abtheilungen oder Fächer unterschieden. In dem lezten Falle sieht man eine Scheidewand, Septum, Dissepimentum, wodurch die Höhle in Fächer, Loculamenta, abgetheilet wird. Die Scheidewand ist entweder ganz, und geht durch die Höhle von einer Seite bis zur andern, da dann dieselbe zweyfächerig erscheint; oder es sind mehrere Scheidewände zugegen, welche von den Seiten abgehen, und sich in der Mitte der Höhle unter einander, gleichsam an einem besondern Säulchen, vereinigen, woraus also mehrere Fächer entstehen. Zuweilen sind die Scheidewände nicht ganz, gehen nur bis auf eine gewisse Weite in das Behältniß, und machen nur halb geschiedene Fächer, wie bey dem Mohn, in welchem Falle das Behältniß nur für einfächerig, unilocularis, anzunehmen ist, obgleich in dem Umfange Abtheilungen vorhanden sind. Bisweilen sieht man mehr als eine Kapsel, da dann solche zwar dicht bey einander stehen, jedoch wirklich von einander unterschieden sind, und jede vor sich eine ganze ausmacht. Die meisten Kapseln öffnen sich bey der völligen Reife von selbst, und lassen die Samen fallen, da man dann anmerkt, in wie viel Theile solche zerspringt. Diese Theile nennt man Schalen-Stöcke oder Klappen, Valvæ; und da solche ehedem mit einander vereinigt gewesen, und diese Vereinigung gemeiniglich mit einer vertieften Linie bemerkt ist, nennt man diese die Nahr, Sutura. Die meisten Kapseln öffnen sich der Länge nach; es giebt aber

auch

auch einige, welche querdurch sich theilen, und bey welchen der obere Theil sich von dem untern absondert, in welchem Falle man den obern Deckel, Operculum eine Querklappe, Valva horizontalis, nennt. Die Samen sind in den Kapseln befestigt, hängen aber an verschiedenen Theilen an; insonderheit bemerkt man, ob solche an der Naht der Klappen, oder an der Scheidewand, oder an den Seiten, oder aber an einem besondern in der Mitte der Fächer befindlichen Körper, welchen man den Samen-Halter oder Samen-Träger, Thalamus, Receptaculum, nennt, ansitzen, und bestimmt dadurch eine und die andere Art der Kapseln. So ist die Hülse ein zweyklappiges, einfächeriges Samengehäuse, in welchem die Samen nur an einer Naht ansitzen; die Schote hingegen ein zweyklappiges, ein- oder zweyfächeriges Samengehäuse, an welchem die Samen an beyden Nähten wechselweise befestigt sind. Bey dem Frucht-Balge besteht das Samengehäuse nur aus einer Klappe, welche auf einer Seite der Länge nach aufspringt, und die Samen nicht an der Nacht befestigt hat. Alle übrige Samengehäuse, welche unter diese drey Arten nicht zu bringen sind, werden mit dem allgemeinen Namen einer Kapsel beleget.

Die saftigen oder fleischigen Früchte, sind öfters, wie die Kapseln, in Fächer abgetheilt, daher sie einfächerig, unilocularis, zweyfächerig, bilocularis u. s. w. genannt werden. Oefters pflegt man auch die Samen bey diesen Früchten zu zählen, und unterscheidet die einsamigen, monopyrena, zweysamigen, dipyrena u. s. f. Vornämlich aber sieht man auf die Beschaffenheit der ganzen Frucht, und bestimmet dreyerley Arten, als: 1) die Stein-Frucht, Drupa, bey welcher das fleischige Wesen eine so genannte Nuß, oder einen Stein enthält, und ist, nach Beschaffenheit des erstern, entweder saftig, oder trocken. 2) Die Kern-Frucht, Pomum, wo die fleischige Decke besondere Fächer umgiebt, in welchen die

Sa-

Samen eingeschlossen sind; z. B. Birnen, Aepfel ꝛc. Bey diesen sieht man gemeiniglich am obern Theile eine Vertiefung, als das Ueberbleibsel von dem Kelche, und vergleicht diese mit einem Nabel, daher man dergleichen Früchte Fructus umbilicatos nennt. Im Deutschen heißt diese Art der Gattung, (s. dieses Wort) und die in solchen Früchten enthaltenen Samen pflegt man Körner zu nennen. 3) Beere, Bacca, ist ein jede andere fleischige Frucht, welche keine besondere Fächer zeigt, sondern wo die Samen allein von dem fleischigen Wesen umgeben, und darin enthalten sind. Die Größe macht keinen Unterschied; doch pflegt man im Lat. die ganz kleinen Beeren, oder Beerlein, Acini zu nennen, und insonderheit dieses Wort zu gebrauchen, wenn viele Beerlein mit einander genau vereinigt, eine größere ausmachen, wie bey den Brombeeren.

Es giebt auch unächte Beeren, nämlich saftige Früchte, bey welchen aber die Samen nicht in dem fleischigen Wesen eingeschlossen sind, sondern vielmehr auf demselben sitzen. Die Erdbeere dient zum Beyspiele (dasjenige, was man hier für die Beere hält, ist das aufgeschwollene und saftige Blumenbett oder der Samenhälter, auf dessen Oberfläche die nackenden Samen ausgestreuet sind.

Eine andere Art von unächten Beeren entsteht, wenn der Kelch dicker und saftiger, auch alsdann anders gefärbet wird: wie bey der Maulbeermelde geschieht. Es werden auch hier nackende Samen von dem, also veränderten, Kelche umgeben.

Alle Früchte, sie mögen nackend oder bedeckt seyn, sind schon in der Blume zugegen. Der Frucht-Keim oder der Frucht-Knoten, Germen, Ovarium, als der unterste Theil des Stämpels, enthält alle Theile der Frucht im Kleinen, welche sich gleich nach der Befruchtung, und sobald die Staubfäden und Griffel, wie auch die Blumenblätter verwelkt oder abgefallen sind, mehr und mehr entwickeln, durch den zufließenden Nahrungssaft vergrößern, und mit der Zeit, wenn keine zufällige Ursache es verhindert, zur Vollkommenheit und Reife

gelangen. Man kann also den Fruchtkeim den Eyerstock nennen, und mit dem Eyerstocke der Thiere vergleichen, den Samen aber als das Ey betrachten. Der Fruchtkeim erhält seine Nahrung entweder unmittelbar von dem Blumenstiele, oder vermittelst des Kelches, welcher gleichsam den verlängerten Blumenstiel vorstellt. Man kann jedoch einen besondern Ort annehmen, woran der Fruchtkeim und nachher die Frucht sitzt, und diesen mit dem Blumenbette vergleichen, und den Samen-Halter, oder Samen-Träger, nennen; welcher Name geschickter zu seyn scheint, als wenn man solchen Ort den Boden nennt. Wo die Frucht aus nackenden Samen besteht, ist der Samenhalter gleichfalls unbedeckt; wo aber ein Samengehäuse zugegen ist, ist selbiger in diesem eingeschlossen, zeigt sich aber alsdann in verschiedener Gestalt. Es erscheint solcher 1) als ein besonderer schwammichter, ein- zwey- oder vielfacher, trockner oder saftiger Körper in der Mitte des Samengehäuses, wie bey dem Toback, Stechapfel und vielen andern, wie denn auch die Beeren und die Kernfrüchte dergleichen zeigen; 2) als eine, an der innern Fläche der Frucht ausgedehnte Haut, wie bey dem Mohne; 3) als eine schwammichte Linie, welche entweder an der Naht, oder Scheidewand, oder den Klappen herunter läuft, wie bey den Bohnen, der Kresse und den Veilchen. Der Samenhalter besteht nicht allen aus einem schwammichten Gewebe, sondern ist auch mit verschiedenen Gefäßen durchwebet, an deren äußersten Aesten und Enden der Same anhängt, und welche demselben den zubereiteten Nahrungssaft zuführen; daher hat man den Samenhalter mit der After- oder Nachgeburt, Placenta uterina, und die davon zu den Samen abgehenden Gefäße, mit der Nabelschnur verglichen, und auch hierin die Aehnlichkeit des Pflanzen- und Thierreiches angenommen.

Bey den Früchten, insonderheit den trocknen Samenbehältnissen, findet man öfters Merkmaale einer Fe-

der-

derkraft. Viele öffnen sich mit einem Geräusche, streuen die Samen weit um sich, und rollen ihre Klappen zusammen. Die Kapsel des Streubüchsenbaumes springt mit einem so starken Knalle von einander, als ob man eine Pistole los drücke; wodurch die Samen weit weggesprenget werden. Die Spritz- oder Eselsgurke, die gelbe Balsamine, und viele andere, zeigen ein gleiches.

Der Nutzen der Früchte, oder der Bedeckungen und Einwickelungen der Samen, wird aus vorbemerkter Beschaffenheit derselben gar leicht erhellen. Sie führen dem Samen den nöthigen Nahrungssaft zu, und bringen denselben zur Reife. Sie beschützen und bewahren auch den reifen Samen; wie denn derselbe in seinem Behältnisse länger frisch und gut bleibt, als wenn solcher ausgemacht, aufbewahret wird; auch dienen diese, insonderheit bey den Kern- und Steinfrüchten, zum Befördern des Aufkeimens; wie es denn z. B. besser ist, in Stücken zerschnittene Birnen und Aepfel, als die bloßen Samen davon, auszusäen. Andere Nutzen sind auch bekannt. Menschen und Thiere gebrauchen solche sowohl zur Nahrung, als auch zur Wiederherstellung der Gesundheit. Siehe auch Th. IV, S. 11, f.

Von der Vermischung der Baumfrüchte durch Pfropfen, siehe in P.

Wie die Baumfrüchte auf eine bequeme und sichere Art von den Bäumen abzunehmen seyn, siehe im Art. Obst.

Ich komme auf die Arten und Mittel, die Obst- und andere Gartenfrüchte nicht nur den Winter über, sondern auch Jahre lang, zu erhalten, ohne daß sie von ihren Eigenschaften etwas verlieren. Da die Menschen einmal die Unart an sich haben, dasjenige, was ihnen die Natur darreicht, zu verachten, und das, was sie ihnen öfters zu ihrem eigenen Besten versagt, zu verlangen: so darf es uns nicht befremden, wenn ihnen ein Teller voll Kirschen im Win-

ter mehr Freude erwecken kann, als ein ganzer Korb voll im Sommer. Jedoch dient die Erhaltung der Früchte nicht allein, unsere Eitelkeit zu befriedigen, und die Zunge zu kitzeln, sondern sie kann auch einen noch größern Nutzen schaffen. Sie können zur Erquickung, ja selbst zur Beförderung der Gesundheit eines Kranken, dienen; und der Schade, welcher bey Kindern aus einem unordentlichen Appetite der schwängern Mutter entsteht, läßt sich durch dieses Mittel verhüten.

Um Früchte ein ganzes Jahr hindurch aufzubehalten, ohne daß sie das Geringste an der Farbe, der Figur, dem Geruche oder Geschmacke verlieren, hat ein Gelehrter in England, im J. 1746, folgenden Vorschlag gethan. Man nimmt ein gläsernes Gefäß, dessen Oeffnung so weit ist, daß man die Früchte, ohne sie zu beschädigen, hinein thun kann, und trocknet sie ein wenig beym Feuer, sowohl die inwendige Luft dadurch zu verdünen, als auch die Feuchtigkeit, welche sich etwa an den Seiten des Glases aufhalten möchte, wegzubringen. Alsdann thut man die Frucht hinein, welche aber ganz gesund und rein, und weder zu grün, noch gar zu reif seyn muß. Vornämlich aber sieht man dahin, daß dieselbe nicht naß sey. Man thut einen Stöpsel oder Deckel von Glas darüber, und versiegelt es hermetisch, d. h. man schmelzt den Rand des Deckels und die Lippen des Glases vermittelst der Flamme eines Lichtes zusammen, daß sie beyde nur einen Körper ausmachen. Dieses Gefäß setzt man an einen Ort, der weder zu kalt, noch zu heiß ist, als z. B. in einen tiefen Keller, dessen Luft mit der äußern wenig Communication hat, und also das ganze Jahr hindurch fast unverändert bleiben kann.

Dieses Verfahren gründet sich auf den Erfahrungssatz, daß die äußerlich wirkenden Dinge, als: Luft, Dampf, Ausdünstungen, Wasser u. d. gl. welche die Verderbung und Auflösung der Körper hauptsächlich verursachen, auf Dinge, welche dicht in einem Glase eingeschlossen sind, nicht wirken können. Daß keine Feuchtigkeit durch das Glas

Glas hindurch dringe, hat der Urheber dieser Erfindung außer der täglichen Erfahrung noch dadurch erwiesen, weil trocknes Salz in einer gläsernen Bouteille nicht zerschmilzt, ob man gleich die Bouteille unter das Wasser leget. Denn, wenn sich schon einige Wassertropfen in dem Glase zeigen sollten: so sind sie doch nicht durch das Glas hindurch gedrungen, sondern vielmehr von der Feuchtigkeit der Luft herzuleiten, welche sich in der Bouteille befinden, und sich gegen den kältern Ort gesammelt hat, nachdem das Glas kalt geworden ist.

Hamb. Magaz. 1. B. 1. St. S. 70, f.; s. auch 6. St. S. 188. 599.

In Frankreich hat Hr. Goyon de la Plombanye folgendes Mittel angegeben, wodurch man die Früchte zu jeder Jahrszeit frisch haben kann. Man muß die Frucht, welche man frisch aufbehalten will, noch vor ihrer völligen Reife abbrechen, sie einige Stunden an die Sonne bringen, darauf in eine starke Bouteille thun, und dieselbe mit geschmolzenem Wachse fest zumachen. Man muß aber diejenigen Stunden dazu wahrnehmen, wenn die Sonne am wärmsten scheint. Um die Bouteille recht wohl zu verschließen, läßt man sie einige Zeit an der Sonne warm werden, und tunkt sie mit dem Halse so oft in heiß gemachtes Wachs, bis sich dasselbe dick genug daran angesetzt hat. Hierauf läßt man sie an einem Seile in einem 30 bis 40 Fuß tiefen Brunnen, der wenigstens 6 bis 7 Fuß tief Wasser hat. So lange die Bouteille im Brunnen steht, muß man kein Wasser daraus schöpfen, vielmehr muß man ihn zudecken, damit nichts hinein falle und das Wasser bewege. Die kühlsten Brunnen sind hiezu die besten.

Wenn man die Früchte mit Behutsamkeit gebrochen, und sie weder an dem Auge noch am Stiele verletzt hat, so behalten sie in der Bouteille ihre ganze Schönheit, und eben den Geschmack, den sie hatten, als man sie hinein hat. Pfirsichen, Kirschen, grüne Erbsen, Lactuk, selbst frische Eyer, kurz alles, behält in der Bouteille eben den Wohlschmack, und eben die Güte, als es vorher hatte.

Durch einen Zufall hat man gefunden, daß Wein auf wohlverwahrten Bouteillen, die viele Jahre in einem Brunnen gelegen, nicht das geringste von seiner Güte verloren hat. Die

Erfahrung lehrt uns auch, daß grünes Holz, welches man zu Wasserpfählen gebraucht, viele tausend Jahre gut bleibt, wenn sie beständig unter Wasser stehen. Aus der Naturlehre wissen wir, daß die Fäulniß der Körper blos von der Bewegung der Luft herrühre, daß Frost und Hitze wechselweise darauf wirken, ihre Bestandtheile in Unordnung bringen, ihre zarte Verbindung auflösen, und alle ihre Säfte in Bewegung setzen, worauf eine unordentliche Vermischung der gröbern Theile und die Ausdünstung der feinern folgt, welches dann eine Veränderung sowohl des Geschmackes, als auch der Gestalt, verursacht. So bald man die Wirkungen der Luft verhindern kann, so kann man gewiß seyn, daß die Dinge in ihrem ersten Zustande bleiben. Dieses geschieht aber ohne Zweifel bey denen Früchten, welche man in einer Bouteille in einen Brunnen hinab läßt. Wenn man bedenkt, daß die Luft in der Bouteille und in den Früchten durch die Wärme ausgedehnt war, daß man sie darauf fest zugemacht und in einen kalten Brunnen gelassen: so wird man leicht begreifen, daß die Luft in der Bouteille und den Früchten verdickt wird. Da sie in diesem Zustande weniger Kraft hat, so kann das Flüssige und die Luft, die sie umgiebt, nicht mehr auf sie wirken. Weil nun das Wasser, vorerwähntermaßen, von aller Wirkung der abwechselnden Kälte und Wärme, die in der Luft herrscht, frey bleibt, so kann sie auch durch ihre Bewegungen die Theilchen nicht in Unordnung bringen, und ihre Verbindung trennen. Zum Beweise davon kann ein Thermometer dienen. Wenn man dasselbe im Winter und Sommer in einen Brunnen hängen hat, so steigt und fällt es nur sehr wenig, ob uns gleich das Wasser im Sommer sehr kalt, und im Winter warm vorkömmt. In diesem Zustande muß die Luft in der Bouteille und den Früchten in völliger Ruhe bleiben, folglich kann sie keine Veränderung in den Theilchen der Früchte hervor bringen.

So schön diese Entdeckung auch immer ist, so ist sie doch im gemeinen Leben noch von einem geringen Nutzen. Es sind nur Wenige im Stande, die Kosten davon zu tragen, und die dadurch erhaltenen Früchte werden noch so rar bleiben, daß sie nur der Reiche wird haben können, bis man nicht ein Mittel finden wird, sie reichlich zu jeder Jahrszeit zu Markte zu bringen. Hr. Goyon glaubt, daß man dazu gelangen werde, wenn

man sich eigene Brunnen zu diesem Aufbewahren der Baum- und Gartenfrüchte machen läßt. An statt der Bouteillen, welche zu theuer zu stehen kommen würden, soll man eichene Tonnen oder Fässer nehmen. Die Weite der Tonne muß im Durchschnitt einen Fuß weniger haben, als die Weite des Brunnens. Man kann sie aber so hoch machen lassen, als man will, wenn nur das Wasser 5 bis 6 Fuß über das Faß reicht. Damit das Wasser nicht hinein dringen könne, wird es auswendig ganz verpicht. Damit auch die Früchte in dem Fasse sich nicht durch ihr eigenes Gewicht drücken, und dadurch Schaden leiden, so nagelt man inwendig, in der Höhe von 7 zu 7 Zoll, Reife in dem Fasse herum; nur müssen die Nägel ganz durch die Tonne gehen. Wenn die unterste Schicht von Früchten bis an den ersten Reif gelegt ist, leget man einen Deckel auf diesen Reif; doch muß der Deckel die Früchte der untern Schicht nicht drücken oder berühren. Auf gleiche Weise macht man die zweyte, dritte und übrigen Lagen, deren jede von der andern durch einen neuen Deckel geschieden wird, bis das Gefäß voll ist. Zu dieser Absicht muß man eine trockne und warme Witterung wählen; und die Früchte müssen nicht die geringste Nässe an sich haben. Wenn das Faß voll ist, leget man den Deckel darauf, und befestigt ihn mit Schrauben. Die Fugen des Deckels verschmiert man mit Lehm, und gießt heißes Pech darüber her. Damit das Gefäß in dem Brunnen zu Grunde gehe, beschwert man es mit Steinen, die man darauf bindet, und läßt es mit einem betheerten Seile sacht in den Brunnen hinab. Das Seil bindet man oben in demselben fest, und schließt ihn zu. Hat man mehrere Brunnen, so kann man mehrere Tonnen Früchte von allerley Art aufbehalten. Die Erbsen, und andere in Schalen sitzende Früchte, müssen unausgemacht aufbehalten werden.

Nouvelle Bizarre, XVI. Th.
45. St. des hannov. Magaz. v. J. 1770, Col. 705. f.

Eben diesen Einfall, die Früchte vermittelst des Versenkens in Wasser eine Zeitlang zu erhalten, hat bereits vor Goyon, Hr. Prof. Krüger, zu Halle bey Veranlassung des oben erwähnten, von einem Engländer gethanen Vorschlages, jedoch auf eine in etwas unterschiedene Art, gehabt. Von der Richtigkeit dieses Mittels, wodurch sich insonderheit Kirschen und Pflaumen, in großer Menge, erhalten lassen, ist derselbe durch die Erfahrung überzeugt worden. Man nimmt ein recht trockenes Faß, dessen Fugen so fest an einander schließen, daß kein Wasser hinein dringen kann. Will man nun z. B. Pflaumen aufbehalten, so nimmt man des Morgens, ehe der Thau fällt, frisches Laub von dem Baume, und bedeckt damit den Boden des Fasses. Hierauf bricht man die schönsten, aber nicht übermäßig reifen Pflaumen an dem Stiele ab, damit der Puder oder Staub, welcher darauf liegt, nicht abgewischt werde, und leget sie Stück vor Stück sacht auf das Laub neben einander. Ueber diese Pflaumen leget man wieder Laub, und auf dieses wieder Pflaumen, und fährt so fort dergleichen Schichten zu machen, bis das Faß voll ist; doch muß die oberste Schicht wieder Laub seyn. Hierauf verschließt man das Faß. Wollte man dasselbe mit Pech überziehen, so wäre es noch sicherer; nur müßte es durch das Pech nicht gar zu sehr erwärmet werden. Allein, die Erfahrung lehret, daß diese Behutsamkeit nicht einmal nöthig sey. Wenn nun das Faß angefüllt ist, nimmt man eine eiserne Kette, befestiget sie an dem Fasse, und läßt an derselben daß Faß in einen tiefen Brunnen hinunter, dergestalt, daß es über und über mit Wasser bedeckt ist, daher man Steine daran hängen kann, wenn es nicht untersinken wollte: so wird man, nach Verlauf eines Jahres, die Pflaumen noch frisch mit ihrem Staube bedeckt, und von so gutem Geschmacke befinden, als wenn sie erst denselben Tag

vom

vom Baume abgebrochen wären. Mit andern Früchten kann man eben so verfahren.

Hamb. Magazin, 2 B. 1747, 8. S. 50—54.
Leipz. Samml. 5. Band, 1749, 8. S. 979, f.
Stuttg. phys. econ Wochensch. v. J. 1757, Col. 465.
Der deutsche Baumgärtner, Schleusing, 1764, 8. S. 130—132.
Hamb. Journal, 9 M. Jun. 1765, S. 547—551.
Nützl. Beyträge zur Oeconomie ꝛc. Frf. und Leipz. 1766, 8. S. 22, f.

In dem Gentleman's Magazine, v. M. Sept. 1752, wird folgende Art, Früchte lange aufzubewahren, angegeben. Man lese die besten und vollkommensten aus, wenn sie noch am Baume hängen. Sie müssen aber nicht im geringsten verletzet, und die Schale oder Haut muß nirgends angerieben oder anbrüchig seyn. Man berühre oder pflücke die Früchte nicht mit den Händen, sondern binde einen starken Bindfaden an den Zweig, halte den Bindfaden fest in der Hand, und schneids den Zweig über dem Bindfaden mit einer Scheere ab. Wenn man die Früchte also von dem Baume herunter hat, ohne den Zweig noch sonst etwas berührt zu haben, so verschließe man das Ende des abgeschnittenen Zweiges mit Siegellack, damit die Luft nicht hinein wirken kann. Hernach mache man von einem Bogen weißen Papier eine Düte in Form eines Kegels, und lasse an der Spitze eine kleine Oeffnung. Durch diese Oeffnung stecke man an den Fruchtzweig befestigten Bindfaden durch, so daß man die Düte in Gestalt eines Kegels aufhängen kann. Hernach verkleibe man die kleine Oeffnung mit weichem grünen Wachse, mache die Düte an dem untern weiten Ende auch zu, und verkleibe dasselbe eben so mit Wachse, damit die Luft davon abgehalten werde. Denn wenn diese zu den Früchten könnte, so würden sie bald verderben. Dieser Kegel mit den darin verschlossenen Früchten muß alsdann mit dem Bindfaden an einen Nagel, an einem trockenen und gemäßigten Orte, welcher weder warm noch kalt ist, also aufgehangen werden, daß er nichts berühret. Auf diese Art kann man das

Obst ganz unverletzt und vollkommen zwey bis drey Jahre lang erhalten. Es können Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, und alle dergleichen Früchte, dazu gebraucht werden.

22. St. der physical. Belustigungen, Berl. 1754, 8. S. 910, f.
136. St. der Berlin. wöchentl. Relation ꝛc. v. J. 1753, S. 1122, und 75 St. derf. v. J. 1751, S. 600.
26. St. der Stuttg. phys. ökon. Realzeit. v. J. 1755, Col. 205, f.
Hoppens encyclopäd. Kalender a. d. J. 1776, S. 29.

Man kann auch Obst und Gartengewächse in einer Eis-Grube sehr gut erhalten.

Relation des experiences de Mr. BERTIER, continuées pendant l'espace de quatre années, dans une glaciere, pour garder les fruits & les legumes pendant l'hiver, sans qu'ils perdent de leur gout & de leur fraicheur, st. in der Hist. de l'Acad. R. d. Sc. à Paris a. d. J. 1758, S. 22, f.

Es bleiben auch die Früchte den ganzen Winter frisch, wenn sie auf folgende Art glacirt werden. Man läutert feinen Zucker mit Rosen- oder gemeinem Wasser, läßt ihn aber recht stark sieden; wenn er vom Feuer weggenommen und ein wenig verkühlt ist, nimmt man von den Früchten, welche glacirt werden sollen: als Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Morellen Johannis-Stachel-Erdbeeren ꝛc. tunkt jedes Stück in den Zucker, nimmt es sofort wieder heraus, leget es auf reines Stroh, und läßt es trocken werden. Darnach thut man es in ein gläsernes oder steinernes Gefäß, bindet es fest zu, daß keine Luft dazu kommen kann, und setzt es in einen tiefen Keller. Ist dieser nicht frisch genug, so vergräbt man es noch dazu in die Erde. Auf diese Art halten sich solche Früchte den ganzen Winter, und bleiben so frisch, als wenn sie vom Baume oder Stocke kämen. Will man solche auf den Tisch geben, so klopfet man nur mit einem Finger daran, so fällt der Zucker ganz ab; man kann sie auch mit dem Zucker hingeben; aber zur Winterszeit ist es besser ohne Zucker, weil der Anblick solcher frischen Früchte bey den Gästen desto mehr Verwunderung und Vergnügen erwecket.

Hage-

Hagedorn, in seinem Haushalter, S. 258, sagt, daß man das Obst lange gut erhalten könne, wenn man es schichtweise in einem glasurten Topfe, und trockene Blätter dazwischen legte, mit einem Deckel wohl verwahrte, daß keine Feuchtigkeit von oben eindringen könnte, und in die Erde in Sand vergrübe, daß kein Frost dazu käme. Dieses hat zwar seine Richtigkeit; allein man wird, bey nachgeahmtem Versuche, wenn man dabey nicht eine gewisse Vorsichtigkeit beobachtet, finden, daß die Blätter verfault seyn, und dem Obste einen dumpfigen Geschmack gegeben haben. Der Ort, wo man sie hingräbt, muß sehr hoch und trocken seyn; man muß oben eine Beschirmung machen, daß kein Regen auf den Ort falle; es muß auch in keinem verschloßnen Orte, sondern frey im Garten seyn. Man kann das Winterobst auch ohne Blätter einlegen, doch muß man Behutsamkeit gebrauchen, daß kein wurmstichiges dabey sey, und daß es beym Hineinlegen nicht gedrückt werde. Es muß ganz sacht in den Topf auf einander geleget werden; der Topf muß im Forttragen nicht sehr gerüttelt werden, und er muß oben wohl verkleibet werden, damit keine Nässe eindringe. Das Obst muß seine Stiele behalten; es muß auch frisch gebrochen seyn. Bey Beobachtung dieser Vorsichtigkeiten wird das Obst sich eine lange Zeit frisch und gut erhalten; denn die immer gleiche und mäßige Kälte bringt keine Veränderung an demselben hervor: und es irren daher diejenigen sehr, welche ihr Obst, das sich halten soll, erst in die Wärme und Luft legen, damit es austrockne. Man wird zuweilen unter den Bäumen im Frühjahre Aepfel und Birnen finden, die mit dem abgefallenen Laube bedeckt, und so frisch und schön sind, als ob sie erst von den Bäumen kämen. Die gemäßigte Kälte, und nicht die Wärme, hat solche erhalten.

Rammelt gemeinnütz. Abhandlungen ꝛc. 2. Th. Halle 1771, 8. S. 278. f.

Um das Winter-Obst, im Großen, lange zu erhalten, muß man das Obst auf den Bäumen völlig reif werden lassen, und solches an einem hellen und recht trocknen Taze behutsam abpflücken. Hiezu muß man nun vorher kleine Tönnchen in Bereitschaft haben, welche recht rein ausgewaschen sind, einige Zeit zuvor in freyer Luft gelegen haben, und völlig ausgetrocknet sind. Halbe Weineimerchen sind hiezu die besten; darin läßt man oben ein viereckiges Loch machen, von der Größe, daß man mit der Hand füglich hinein reichen und einlegen kann. Man leget das abgebrochene Obst, welches gar nichts schadhaftes an sich haben, oder beym Abbrechen bekommen haben muß, behutsam nach einander ein, bis es voll ist, und spündet es recht fest zu, damit keine Luft hinein dringen kann. Man läßt die Tonne an einem trocknen Orte, wo die Luft durchziehen kann, so lange liegen, bis eine starke Kälte kömmt, da man sie dann in einen trocknen Keller oder in ein Gewölbe bringen muß, wo sie vor den Frost gesichert ist. Etwa um Weihnachten werden die Tonnen geöffnet, daß Obst mit einem trockenen Tuche abgewischt, und auf das neue wieder behutsam eingepackt, und das schadhaft gewordene zurück behalten. Hiebey ist überhaupt gut, wenn man kleine Gefäße hat, die man allezeit wieder voll anfüllen kann, weil sie sich alsdann nicht gern lange halten, wenn man eine Tonne erst angebrochen hat. Gegen Ostern kann man sie wieder durchsuchen und abwischen. Da auch fast eine jede Sorte ihren besondern Monat zu ihrer völligen Reife hat: so ist es gut, wenn man zu jeder Sorte ein besonderes Gefäß hat.

Bey diesem Einpacken des Obstes vom Baume in die Fässer, rathen einige noch, Hobelspäne dazwischen zu legen; nur müssen es keine fichtene seyn, weil das Obst davon einen übeln harzigen Geschmack bekommen möchte. Holunderblüthen und reine Holzasche, sind besser. Nach jenen soll das Obst einen Muskatellergeschmack bekommen.

Da

Da alle diese und dergleichen Aufbewahrungen nicht hinlänglich seyn wollen, wo man das Obst in großer Menge bauet, und in gesegneten Jahren einen großen Ueberfluß hat: so ist wohl unstreitig die beste und sicherste Weise, dasselbige in guten luftigen Kellern und wohlgelegenen Stuben und Frucht-Kammern aufzuheben. Ist man mit einem guten räumlichen Keller versehen, so kann man in solchem das Obst vor den Frost verwahren, wenn man dasselbe auf ein, von dem Boden etwas erhöhetes, Lager schüttet. Fehlt aber ein solcher Keller, so ist folgende Methode wohl die natürlichste und leichteste. Man erwähle, wo möglich, eine Kammer, unter welcher sich eine Stube befindet, die im Winter geheizet wird. In dieser Kammer mache man ein Lager von Rockenstroh, etwa $\frac{1}{4}$ Elle hoch, breite über dieses noch Wicken- oder Erbsenstroh aus, und drücke solches ein wenig nieder, daß es überall fest zu liegen komme, und keine ledigen Plätze übrig bleiben, damit kein Obst hindurch falle. Auf dieses Stroh schütte man reife Aepfel oder Birnen. Befürchtet man im Winter einen Frost, so nehme man abermal ganze Bünde Wicken- oder Erbsenstroh, und drücke solche fest auf das Obst, so wird der Frost demselben so leicht keinen Schaden thun. Man hat dabey den Vortheil, daß man den ganzen Winter hindurch zum Obste kommen, und davon gebrauchen kann; und wenn ja bey gar strenger Kälte etwas erfrieren sollte, so wird es doch noch zu nutzen seyn, wenn der Frost vergangen, und das Obst auf diesem Lager liegen geblieben ist.

57. St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1756, Col. 903. f.

Zu einer Frucht- oder Obst-Kammer, Fr. Fruiterie, schlägt Quintinye, und mit ihm Möller, in seiner Beschreibung der besten Arten von Kernobst, Berl. 1759, 8. S. 132, flg. vorzüglich ein reinliches, und des Zuganges einer frischen Luft fähiges geräumiges Zimmer, worin man nur allen Frost abhalten könne,

vor. Hat man ein massives Gebäude, dessen Mauern wenigstens 2 Fuß dick sind, und kann dem Obste darin im Winter ein Zimmer einräumen, so wird man wegen eines jählingen Frostes hinlänglich gesichert seyn; denn, wenn derselbe auch gleich ziemlich stark anfällt, so dringt er doch in den 2 oder 3 Tagen nicht durch, wofern man nur die Vorsicht gebrauchet, und Fenster und Thüren mit doppelten Läden versieht, auch vornämlich ein solches wählet, dessen Fenster der Sonne zugekehrt sind, und nach einer kalten Gegend heraus gehen. Am dritten Tage aber dringt derselbe doch durch, nicht nur wenn er noch länger anhält, sondern auch, wenn er draußen wieder nachzulassen anfängt; denn die Wände sind alsdann so durchgekältet, daß sie in der innern Luft noch eine Frostkälte erregen, wenn es schon draußen wieder zu thauen anfängt; daher man durch das äußerliche Nachlassen der Kälte ja nicht sicher werden darf, sondern fleißig nachsehen muß, ob Frost einzudringen anfange, welches man auch zu bemerken hat, wenn schon lange vor dem wirklichen Frost die Luft immer der Frostkälte nahe gewesen, und die Wände nach und nach durchgekältet hat, daß er hernach, wenn es zu frieren anfängt, desto leichter eindringen kann.

Um nun dafür sicher zu seyn, muß man eine Schale mit Wasser, nahe bey dem Fenster, wo der Frost am ersten eindringt, ja auch wohl noch eine an die Wand, auf welche die Kälte von außen am meisten anfallen kann, setzen, und fleißig nachsehen, ob sich auf der Oberfläche des Wassers einige Eisstrahlen zeigen, indem das Wasser allezeit noch einige Stunden eher zu gefrieren anfängt, als das Obst. So bald man also dieses gewahr wird, muß man die innere Luft, durch Heizung des Ofens zu erwärmen suchen, jedoch nicht stärker, als daß nur der Frost abgehalten werde, welches in einem solchen Zimmer füglich zuwege gebracht wird, wenn in 24 Stunden nur einmal geheizet, auch nicht nachgele-

get

get wird, als etwa zum Anfange, um die Kälte, welche die Wände angenommen haben, erst wieder zu brechen. Die allertreueste Warnung vor eindringenden Frost, erhält man durch ein Thermometer, welches man in einer solchen Fruchtkammer hängen hat. Dabey wird aber auch die Erwärmung mit Kohlen, wegen ihres sowohl Menschen als Gewächsen schädlichen Schwefeldampfes widerrathen.

Geht es in massiven Gebäuden, deren Zimmer von 24 Zoll dicken Mauern eingeschlossen werden, nicht an daß man darin vor allen eindringenden Frost gesichert ist: so wird es, wie leicht zu erachten ist, in hölzernen Gebäuden, oder solchen, die nur dünne Wände haben, noch weniger angehen. Dem ungeachtet aber folgt daraus nicht, daß man in einem solchen Gebäude gar keine Fruchtkammer anlegen könne, vielmehr giebt es Gelegenheiten, wobey sie dazu eben so tüchtig sind, als die besten massiven Gebäude. Denn wenn ein solches Zimmer zwischen andern liegt, die im Winter bewohnt sind und geheizt werden, so ist es unstreitig wohl noch sicherer vor Frost, als massive, welche frey liegen und diesen Vortheil nicht haben; denn durch die Wände, die an bewohnte Zimmer stoßen, kann noch weniger Frost eindringen, als durch die dicksten Mauern. Wenn denn aber auch ein Zimmer, welches diesen Vortheil hat, den Winter über dazu nicht eingeräumet werden kann: so wird man zwar wider den eindringenden Frost um so viel mehr auf seiner Hut seyn müssen; man wird ihn aber doch, unter gehöriger Aufsicht, gänzlich abhalten können, wenn man nur, so oft es die Noth erfordert, den Ofen zu rechter Zeit heizen läßt. Man sieht leicht, daß dieses hier öfter nöthig seyn werde, als in massiven Zimmern von dicken Wänden; man wird manchen Tag, wenn die Kälte heftig anhält, solches Morgens und Abends thun müssen. Da aber die Absicht des Einheizens nur dahin geht, zu verhüten, daß es nicht in dem Zimmer friere, sondern man nur eine laulichte Luft darin zu erhalten suchen darf: so wird es an vielen Tagen des Winters gar nicht nöthig, ja vielmehr eine beständige Wärme den Früchten höchst schädlich seyn. Es muß daher ein solches Zimmer nicht nur beständig reinlich gehalten, sondern ihm auch, so oft es nur die Witterung zulassen will, frische und reine Luft gegeben werden.

Ist nun das Zimmer nach diesen Eigenschaften gehörig gewählt, so müssen in einer solchen Obstkammer, an den Wänden rings herum, Rüstungen von Lattenwerk gemacht werden, welche verschiedene Abtheilungen oder Stockwerke über einander haben, die man sämtlich mit Bretern beleget. Dieses erspart den Platz in einem kleinen Zimmer. Solche Stellungen können bis 2 Fuß breit, und 1 Fuß hoch über einander geordnet werden, so wird man füglich, wenn man davor steht, mit dem Arme bis an die Wand reichen, und die am nächsten an der Wand stehenden, so oft man will, ganz bequem erlangen können. Um zu den in der Höhe stehenden zu kommen, muß man eine bewegliche Stufentreppe haben, die man leicht allenthalben, wo man will, hintragen kann.

Zu dem Lattenwerk und den Bretern muß man keine frische fichtene nehmen, weil sie dem Obste einen kienigen Geruch mittheilen, sondern lieber eichene; es wäre denn, daß solche sehr alt und ohne Geruch wären.

Damit die Früchte auf diesen Stellagen besser in die Augen fallen, und man sogleich gewahr werde, was bey einer jeden Art zu thun vorfällt, wird es nicht unangenehm lassen, wenn die Breter von der Wand ab einen Hang vorwärts haben, so, daß sie etwas schief, nämlich vorn etwa 3 Zoll niedriger, als hinten an der Wand liegen. Vorne muß eine Leiste vorgemacht werden, welche die Früchte vor das Herunterrollen schützt. Sollen die Früchte weder zu hart, noch zu nahe an einander, liegen, so kann man die Breter mit feinem trockenen Sande, einen Daumen hoch, beschütten, oder mit reinem und recht trockenen Moose von Bäumen belegen. Auf dieser Rüstung werden die Früchte, eine an die andere, ordentlich neben einander aufgestellet, jedoch so, daß keine die andere berühre; denn, wenn etwa eine darunter wäre, welche zu faulen anfienge, würde sie die andern, welche sie berührt, ebenfalls mit anstecken.

stecken. Birnen müssen auf das Auge gestellet werden, so daß der Stiel in die Höhe gekehrt sey, so nehmen sie nicht nur den wenigsten Platz ein, sondern können auch bey dem Stiele am sichersten angegriffen werden. Aepfel aber können auf das Auge oder den Stiel gesetzt werden, weil sie größtentheils an beyden Enden gleich platt, und mit gar kurzen Stielen versehen sind.

Das Reifen dieser Früchte geht mit einigen schon im October, noch häufiger aber im November, an: daher muß man um solche Zeit immer um den andern Tag die Obstkammer besuchen, und fleißig durchsehen, ob sich einige faule darunter befinden, welche dann sogleich aus dem Haufen ausgesondert und weggeschaffet werden müssen; ferner, ob einige Kennzeichen der Reife von sich geben, und sie alsdann zu rechter Zeit zu ihren gehörigen Gebrauch zu bestimmen. Diese Bemühung wird gar sehr dadurch erleichtert, wenn man die Ordnung dadurch noch erhöhet, daß man einer jeden Art von Birnen oder Aepfeln ihr eigenes Fach anweiset, wo man alle von dieser Art beysammen hat, und sie überdem so neben und nach einander ordnet, wie eine Art nach der andern reif wird, d. i. nach denen Monaten worin ihre Reife erfolgt. Dieses wird erleichtert, wenn man die Monate und zugleich die dahin gehörigen reif werdenden Sorten vorn mit einem angeklebten Zettel ihres Namens an der Leiste versiehet, und mit dem ersten Monate von oben herunter anfängt.

In der Mitte einer solchen Fruchtkammer kann man eine lange Tafel, und auf einem Theile derselben eine stufenweise erhöhete Stellung anbringen, deren Stufen nur schmal seyn dürfen, um bessern Aussehens willen aber oben eingezogen werden, so, daß die auf einander folgenden immer vorspringen oder zurück bleiben, als sie breit sind. Dieses wird die Gestalt einer Treppe zuwege bringen. Es muß auch jede Stufe vorn mit einer Leiste versehen seyn. Der Gebrauch davon ist,

daß

daß man darauf die Früchte, welche man, bey der immer um den andern Tag anzustellenden Durchsehung für reif erkannt hat, ordentlich neben einander hinstellen kann. Denn wenn man einmal eine Frucht für reif erkannt hat, muß man sie sogleich aussondern, damit man nicht nöthig habe, wiederholte Untersuchungen damit anzustellen, oder gar außer Acht bleibe. Der andere Theil der Tafel, worauf ein solches Gestell angebracht wird, muß frey bleiben, um einen Platz zu haben, die Schüsseln und Körbe, worein das Obst gelegt werden soll, darauf zu setzen. Endlich muß man noch einen eigenen abgesonderten Ort in der Obstkammer bestimmen, der nicht gleich in die Augen fällt, um dahin das vom Winde vor der Zeit abgeschüttelte Obst zu bringen. Dieses darf man nicht deswegen gleich wegwerfen, wenn es nur nicht durch den Fall Schaden genommen und sich zerschlagen hat. Es sieht zwar nicht gut aus, denn es schrumpfet sehr ein; jedoch einiges mehr, anderes weniger, nachdem es zeitig oder spät gefallen ist; indessen wird manches endlich doch reif, nur langsamer als das zu rechter Zeit gebrochene. Wollen aber in manchen Jahren gewisse Arten nicht recht reif werden, so werden es alsdann die vor der Zeit abgefallenen um so weniger thun, und man muß sie zum Kochen und Backen hingeben.

Die besondern Methoden, einige Arten der Früchte, als: Aepfel, Citronen, Nüsse, Weintrauben ꝛc. aufzubehalten, findet man an gehörigen Orten.

Wie die Früchte zu backen oder zu dörren seyn, hat man im Art. Obst zu suchen.

Vom Einmachen der Früchte in Zucker, siehe Th. X, S. 439, fgg. und Zuckerbrod von eingemachten Früchten.

Wie allerley Früchte zu candiren, siehe Th. VII, S. 617.

Um

Um Obst trocken einzumachen, nimmt man z. B. Pflaumen oder Birnen, reiniget sie sauber, läßt die Steine darin, leget sie in ein Geschirr, und gießt frisch siedend Wasser darüber; kehrt sie alsdann unter einander, leget sie zwischen ein weißes Tuch, und verläutert Zucker mit Eyweiß, siedet ihn, bis er einen Faden giebt, schüttet ihn sodann über das Steinobst, und läßt es über Nacht stehen. Darauf wird die Zuckerbrühe wieder gesotten, wie zuvor, und ebenfalls darüber geschüttet; und das auch zum drittenmal. Alsdann thut man die Brühe auf ein Blech in einen Kasten, leget das Blech auf Stängelchen, und eine Kohlpfanne dagegen, daß es trockne, oder läßt es allmählich selbst trocknen. Sind es Quitten oder Birnen, so muß vorher Wasser abgegossen werden, damit es durchsichtig werde; alsdann kann man erst den feinen Zucker darüber thun.

Man hat auch auf Brannewein gesetzte Früchte, z. B. Apricosen, Pfirsichen, kleine gelbe Pflaumen ꝛc. Sie werden dazu, wenn sie noch nicht ganz reif sind, vorher wohl gereiniget, und entweder zerschnitten, oder mit einer Nadel rund herum zerstochen. Alsdann thut man sie in einen hell und klar gekochten Syrupp, nimmt sie aber, so bald sie die Farbe ein wenig zu verändern anfangen, vom Feuer weg, breitet sie auf einem reinen Tuche aus, damit sie ihr Wasser ablaufen lassen, läutert den Syrupp zum zweytenmal faden- oder perlenmäßig, und läßt ihn kalt werden. Während der Zeit, daß letzteres geschieht, leget man die wohl abgetrockneten Früchte in eine mit einer recht weiten Oeffnung versehene gläserne Flasche. Hierauf vermischt man mit dem kalt gewordenen Syrupp 6 Quart guten Branntwein, und gießt es auf die Früchte. Anfänglich werden sie in dem Aquavite herum schwimmen, hernach aber von dem Zucker und Branntweine durchdrungen

werden,

werden, und sich in der Flasche zu Boden setzen; da sie dann zum Genusse tauglich sind.

Künstliche Früchte, werden z. B. von Castor- oder Streu-Arbeit, (s. Th. VII, S. 718 oder von Alaun und Wachse gemacht.

Von Alaun können allerley Früchte, welche sehr durchsichtig sind, und den natürlichen fast gleich kommen, gemacht werden. Man nimmt ein Stückchen Alaun, von der Größe der Frucht, und schabet, feilt oder dreht es rund, z. B. in Gestalt einer Kirsche; wischt ein solches Kügelchen mit einem feuchten Tuche wohl ab, damit es einen Glanz bekomme: läßt es sodann wieder trocknen; macht hernach die Spitze oder das Ende eines dünenn Drahtes an einem Lichte glühend, und stößt dieselbe geschwinde in die von Alaun gebildete Kirsche, so bleibt der Draht, so bald er abgekühlt ist, in derselben fest; und solchergestalt hat man an der Kirsche einen Stiel. Hierauf tunkt man dieselbe in geschmolzenes Wachs, schüttelt es ein wenig mit öfterm Umkehren ab, und läßt sie abkühlen. Alsdann macht man von Hausenblase ein mit Brasilien gefärbtes dickes Leimwasser, läßt es ein wenig warm werden, und tunkt, wenn es noch laulich ist, und oben gleichsam ein Hüttchen hat, die Kirsche darein: so bekömmt sie eine schöne Farbe. Man läßt sie sodann trocknen. Auf gleiche Weise kann man andere Früchte von Alaun machen. Will man mit Schaben, Feilen oder Drehen, keine große Mühe haben, so kann man den Alaun in einem Löffel schmelzen, und hernach in eine mit Baumöhl beschmierte Kugelform gießen: so bekömmt man, nach der Größe der Formen, allerley Kugeln, welche zu Kirschen, Johannisbeeren und andern Früchten, gebraucht werden können.

Von Wachs Früchte, z. B. Kirschen oder Johannisbeeren zu machen, nimmt man zuerst ein schlechtes Wachs, oder gar nur Pech, und formirt daraus mit den Fingern größere oder kleinere Kügelchen, in Gestalt und Größe der beliebigen Früchte. In diese steckt man einen Stiel von ausgeglühetem dünnen messingenen Draht, oder von einer Schweinsborste, tunkt hernach solche Früchte etlichemal in Wachs, welches mit Mennige roth gefärbt ist, und läßt sie allezeit wieder abkühlen. Darnach nimmt man ein starkes Hausenblasenwasser, welches mit Brasilienholz roth gefärbt, und noch etwas warm ist, tunkt die mit rothem Wachse überzogenen Kirschen oder Johannisbeeren darein, und läßt sie trocknen. Haben sie alsdann ihren gehörigen

gen

gen Glanz und Farbe noch nicht, so muß man das Eintunken wiederholen. Es kömmt hiebey sehr vieles darauf an, daß das Hausenblatenwasser seine rechte Dicke habe. Den Stiel überwickelt man endlich mit flock- oder türkischer Seide, und überstreicht ihn mit Traganthwasser. Endlich macht man, nach Belieben, Blätter von Seide, Papier ꝛc. daran.

Wie von Mandeln Bilder und Früchte zu verfertigen seyn, s. Th. I, S. 747.

In den Rechten versteht man unter Frucht insgemein allen und jeden Vortheil, Gewinn, Genuß und Nutzung eines Dinges, insbesondere aber die Garten- oder Feldfrüchte eines Gutes, mithin nicht nur alles, was auf einem Gute wächst, sondern auch allen übrigen Nutzen und Gebrauch desselben, als: Pachtzins, Interessen ꝛc. welche eine Sache abwirft, und die man in Ansehung derselben genießt. Hieraus ergiebt sich auch zugleich der Grund und Nutzen der unterschiedlichen Benenn- und Abtheilungen der Früchte. Insonderheit unterscheidet man die Früchte eines Landgutes, in Fructus naturales, industriales und civiles.

Fructus naturales, Fr. Fruits naturels, natürliche, oder von selbst erwachsene Früchte, nennt man diejenigen, deren Daseyn und Wachsthum man bloß den Wirkungen der Natur zu danken hat. Denn, ob gleich auch diese in gewissen Fällen eine menschliche Pflege und Wartung nöthig haben, so ist solches doch nicht die unmittelbare Ursache ihrer Entstehung, sondern es kann nur als ein Mittel ihrer Vermehrung und Verbesserung angesehen werden.

Daß, um dieses durch ein Beyspiel deutlicher zu machen, das Gras auf den Wiesen wächst, ist eine bloße Wirkung der Natur, weil dasselbe von den Menschen weder gepflanzt, noch der dazu nöthige Same ausgesäet wird. Wenn aber gedüngte Wiesen mehreres und besseres Gras bringen, als ungedüngte, so ist zwar solches allerdings der menschlichen Pflege und Wartung zu zuschreiben, dennoch aber nicht als die unmittelbare wirkende Ursache des Graswuchses selbst anzusehen, sondern nur für ein Verbesserungsmittel zu halten.

Noch deutlicher wird dieses werden, wenn man die Wiesen und den Ackerbau in dieser Absicht gegen einander vergleicht. Der Acker trägt ohne die Bearbeitung, die ihm von menschlichen Händen wiederfährt, keine Früchte, und folglich ist der menschliche Fleiß die unmittelbare wirkende Ursache von der Entstehung der Ackerfrüchte. Die Wiesen aber bringen, auch ohne menschliche Pflege und Wartung, Gras; und es ist also die unmittelbare Wirkungsursache von dessen Entstehung nicht dem menschlichen Fleiße, sondern der Natur, zu zuschreiben.

In denen Fällen, wo es auf Absonderung des Lehens und Erbes ankömmt, werden zu der Classe der bloß natürlichen Früchte gezählt: das Gras auf den Wiesen; das wilde Obst, welches auf dem Felde und in Wäldern, ohne daß die Bäume von Menschenhänden dazu ausdrücklich gesetzt worden, wächst: die Zucht von allen Arten des Viehes, als: Fohlen, Kälber, Lämmer, Ferkel, u. d. gl. m.; das Holz und die Mastung im Walde; die Jagdnutzungen; die Abnutzungen der Steinbrüche und Erzgruben, und andere dergleichen in der Erde liegenden nutzbaren Dinge; der Honig von den Waldbienen; die in den Seen, und den zur wilden Fischerey gehörigen Wässern, stehenden Fische ꝛc.

Fructus industriales, Fr. Fruits industriaux, Früchte des Fleißes, nennt man auch durch den menschlichen Fleiß hervor gebrachten Früchte. Zwar können alle, folglich auch diese Früchte, nicht ohne Mitwirkung der Natur erzeuget werden; sie werden aber deßhalb besonders dem menschlichen Fleiße, Wartung, Mühe und Arbeit zugeschrieben, und daher Früchte des Fleißes genannt, weil die Natur ohne Beytritt des menschlichen Fleißes und Bemühungen darunter entweder gar nicht, oder doch nur sehr schwach und unvollkommen, wirken könnte. Mit Recht wird daher bey denselben der menschliche Fleiß als die unmittelbare Wirkungsursache von ihrer Entstehung und daseyn angesehen.

Aus dem kurz vorher angeführten Beyspiele des Ackerbaues, ist solches klar. Denn, wer könnte sich wohl von seinem Acker, wenn auch derselbe, seiner innern Güte nach, von der besten Art und Gattung wäre, eine Getraideärnde versprechen, ohne daß er denselben gehörig gepflüget und

besäet

besäet hätte! Gras und Unkraut wird derselbe wohl tragen, und dadurch zur Viehweide tüchtig werden, aber keine Früchte bringen.

Zu dieser Classe sind zu rechnen; sämtliche Getraidearten, und überhaupt alle Früchte, welche der von den Menschen bearbeitete Acker hervor bringt; die Früchte der künstlichen Wiesen; alles Obst und alle Unterfrüchte in den Gärten; Most und Wein; der Hopfen, Weid, Färber Röthe, Toback und andere dergleichen Früchte, welche besonders in unsern Zeiten gebräuchlich sind; die Wolle und Milch, wie auch die junge Zucht von den Hausthieren, als: Fohlen, Kälber, Lämmer, Ferkel, u. d. gl. m.; die sämtlichen Jagdnutzungen; die Nutzungen der Steinbrüche und Erzgruben; das von den Haus- und Gartenbienen gewonnene Honig; die Nutzungen der Glashütten, Theeröfen, Pottaschsiedereyen, Ziegel auch Kalköfen; die in den durch den menschlichen Fleiß und Erfindung zubereiteten Teichen stehenden Fische ꝛc.

Bey denjenigen Früchten, welche man Fructus civiles, Fr. Fruits civils, bürgerliche Früchte, nennet, findet das im Vorhergehenden angenommene Unterscheidungszeichen an und vor sich selbst nicht Statt. Weder blos die Natur, noch auch der gegenwärtige menschliche Fleiß, sind die unmittelbaren wirkenden Ursachen ihrer Entstehung, ob gleich nicht geläugnet werden kann, daß sie größten Theils von dem Genusse der beyden ersten Arten der Früchte, welcher einem Andern zugestanden worden ist, ihren ersten Ursprung genommen haben.

Es findet bey den Civilfrüchten, eine dreyfache Eintheilung Statt. Zu der ersten gehören diejenigen baaren Einkünfte, die wegen der Aernde und der einem Dritten überlassenen Ackerfrüchte, entrichtet werden, folglich als ein unstreitiges Surrogatum des Ackerbaues anzusehen sind; als: alle Getraide-Pächte die von den Unterthanen oder andern Besitzern des herrschaftlichen Eigenthumes, für den Genuß der ihnen unter den Pflug gegebenen Aecker entrichtet werden müssen; aller Getraide-Zins, der von den Unterthanen oder andern Besitzern herrschaftlicher Grundstücke entrichtet wird; alle Arten von Getraide-Zehenden; der Canon, welcher von einem unter dem Erbzinsrechte (Jus emphyteuseos) stehenden Ackerstücke entrichtet wird; der Zins, welcher von Zinsackergütern oder Ackerstücken

entrichtet wird; das sogenannte Mähder- oder Meier-Geld. Die zweyte Classe begreift diejenigen Gefälle unter sich, deren Ableistung auf einen gewissen Tag oder Zeit bestimmt ist, ohne dabey eine eigentliche Beziehung auf die Aernde oder dafür genossene Ackerfrüchte zu haben; als: alle Arten des Fleisch-Zehends; der so genannte Frauen-Zins; der Rutscher-Zins; die Lehen-Waare (Laudemium;) der fast allenthalben bey eigenthümlichen Unterthanengütern gewöhnliche Erb- und Grundzins, welcher auch von solchen Grundstücken, die weder unter dem Erbzinsrechte stehen, noch auch zu den ordentlichen Zinsgütern gehören, entrichtet werden muß; die Abzugs- und Abschoß-Gelder, welche die Eingesessenen eines Landgutes der Herrschaft entrichten müssen; die Loslassungs-Gelder, welche der Herrschaft von den Unterthanen wegen Erlassung der Unterthänigkeit entrichtet werden; die Dienst-Gelder, welche an einigen Orten von dem ledigen Gesinde zur Ablösung der schuldigen Dienstjahre erleget werden müssen; und endlich alle Arten der Geld-Strafen und andere so genannte Gerichts-Gefälle. Die dritte Abtheilung der Civilfrüchte macht alle diejenige Gefälle aus, welche weder eine Beziehung auf die Aernde, und die den Entrichtern zum Genuß überlassenen Ackerfrüchte, noch auch eine gewisse zu ihrer Ableistung bestimmte Zeit haben. Hieher gehören: der Mieth-Zins, welcher auf dem Lande für Häuser, Stuben und andere Wohnungen, auch wohl Ställe und Scheunen, entrichtet zu werden pflegt; diejenigen Getraide-Pächte oder Dienstgelder, welche von den dienstpflichtigen Bauern der Herrschaft zur Vergütigung des, entweder ihnen ganz, oder doch zum Theil erlassenen Dienstes, erleget werden; alle Arten von Mühlen-Pächten, sie mögen in Gelde, oder in Körnern entrichtet werden; der, entweder von den eigenen Unterthanen, oder auch fremden Ausbütungsinteressenten jährlich zu entrichtende Weide-Hafer; und der Canon emphyteuticus, oder Zins von solchen Grundstücken und Zins-Gütern, welche hauptsächlich aus Hütung und Wiesewachs bestehen.

Der unmittelbare Grund und die Ursache der Civilfrüchte, besteht entweder in den mit deren Entrichtern errichteten Verträgen, oder in einem gesetzmäßigen Herkommen. Von der ersten Art führe ich den Erb- und Pachtzins, von der andern aber die Laudemien, Abschoß und Loslassungsgelder, zum Beyspiel und zur Erklärung an.

Oeconomia forensis, 2. Band, S. 291, sqq. und 4 Band, S. 146, sqq.

Fructus

Fructus pendentes, stehende oder hängende Früchte, Fr. Fruits pendans par les racines, nennt man diejenigen, die noch am Halme oder am Stängel in der Erde stehen, oder auf dem Baume, am Stamme oder am Stocke hängen, und noch nicht eingeärndet oder abgenommen sind; insonderheit dergleichen Kornfrüchte und Trauben. Sie heißen auch nondum percepti, noch nicht empfangene, oder noch nicht von dem Erdboden abgesonderte und der Erde noch anhängende Früchte, und pflegen daher zu den unbeweglichen Gütern gerechnet zu werden, weil sie noch ein Theil des Gutes sind. Fructus percepti oder separati, empfangene oder abgesonderte Früchte hingegen, heißen diejenigen, welche wirklich von dem Körper, von welchem sie hervor gebracht sind, abgesondert gefunden werden, ob sie schon nicht eingesamelt oder weg getragen worden sind, als da sind z. B. geschütteltes Obst, abgemähtes Gras, geschnittenes Getraide, wenn solches schon nicht im Keller, auf die Böden oder in die Scheunen gebracht worden ist.

* * *

2. Figürlich.

1) Was die Fruchtbarkeit in dem Pflanzenreiche verursachet und befördert. Wenigstens wird es von den Landleuten Meißens in diesem Verstande von der in der Erde befindlichen Feuchtigkeit gebraucht. Es ist keine Frucht in der Erde, keine Feuchtigkeit. Siehe Sommerfrucht, Winterfrucht.

2) In einigen Fällen auch von den Producten des Thierreiches; Junge, noch ungeborne oder vor kurzem erst geborne Kinder und Thiere. In diesem Verstande wird es in der anständigen Schreibart nur noch von Kindern, besonders von ungebornen Kindern gebraucht. Die Frucht im Mutterleibe. Die Leibesfrucht. Eine unzeitige Frucht gebären. Sich die Frucht abtreiben.

3) Der Ertrag, die Einkünfte einer Sache, am häufigsten im Oberdeutschen. Die Früchte eines Capitales, die Zinsen. Die Früchte eines Landgutes, der Ertrag

4) Die guten oder bösen Folgen einer Handlung. Der Hunger ist eine Frucht der Mäßigkeit. Das ist die Frucht deiner Bosheit.

Frucht-Ast, derjenige Ast eines Obstbaumes, an welchem sich Früchte befinden, zum Unterschiede von den Holz- und Wasser-Aesten. Siehe Th. II, S. 607.

Frucht-Auge, Frucht-Knospe; siehe unter Knospe.

Frucht-Balg, siehe oben, S. 283 und 284.

Frucht-Band, siehe Feston.

Frucht-Baum, Fr. Arbre fruitier, ein Obstbaum, ein Baum, welcher Früchte in engerm Verstande bringt; siehe Frucht 1 2). (b).

Frucht-Boden. 1. In der Landwirthschaft, ein Boden, auf welchem die Frucht, d. i. das Getraide verwahret wird; siehe Korn-Boden.

2. Bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, der Boden, d. i. die unterste Fläche der eigentlichen Blume, auf welcher sich die Frucht erzeuget.

Frucht-Decke, siehe unter Kelch.

Frucht-Gehänge, siehe Feston.

Frucht-Gülte, siehe unter Gülte.

Frucht-Handel, siehe Korn-Handel.

Frucht-Herr, in einigen Städten, ein Rathsherr, dem die Besorgung der Frucht, d. i. des Getraides, aufgetragen ist.

Frucht-Horn, Füll-Horn, (von Fülle, Ueberfluß, Reichthum), Horn des Ueberflußes, L. Cornu copiae, Cornu Amalthæe, (*) Fr. Corne d'abondance, Ital. Corno

(*) Diesen Namen hat es von Amalthäa, der Ziege, welche den Jupiter gesäugt hatte, und hernach unter die Sterne versetzt wurde. Eines von ihren Hörnern verehrte Juniter den Nymphen, welche diese Ziege gewartet und gepflegt hatten; und diesem Horne legte er die Eigenschaft bey, daß es in einem Augenblicke den Genuß alles desjenigen, was man sich wünschte, verschaffte.

Corno d'abondanza, in der Baukunst ein Zierrath, der in einem mit Blumen, Blättern, Früchten oder andern Gaben der Natur und Schätzen der Welt überflüssig angefüllten gewundenen Horne besteht, und in den schönen Künsten, noch von den Zeiten der Griechen und Römer her, als ein Sinnbild des Wohlstandes, Reichthumes und Ueberflusses gebraucht wird. Siehe Fig. 811. Man gebraucht diese Fruchthörner bey den höhern, besonders der korinthischen Ordnung, und es läßt sich ein Gebäude recht schön unter den Bögen und über den Fenstern damit auszieren. Ein Beyspiel davon findet man in dem Amsterdamer Rathhause, wo sie unter Bögen, durch welche runde Fenster gehen, kreuzweise um diese über einander geleget und von Amouretten gehalten, angebracht sind. Man pflegt auch Arcaden und Ehrenpforten damit auszuzieren.

Frucht-Kammer, siehe oben, S. 297, fgg.

Frucht-Keim, siehe oben, S. 285.

Frucht-Kelch, siehe unter Kelch.

Frucht-Knospe, siehe unter Knospe.

Frucht-Knoten, siehe oben, S. 285.

Frucht-Korb, siehe Confect-Blätter.

Frucht-Kranz, siehe Feston.

Frucht-Nießung, } siehe Nießbrauch.
Frucht-Nutzung, }

Frucht-Preis, siehe Korn-Preis.

Frucht-Schnur, siehe Feston.

Frucht-Schrumpf, der Abgang, so an der aufgeschütteten Frucht, d. i. Getraide, durch Einschrumpfung oder Eintrocknung verursachet wird, und welcher auch zuweilen nur der Schrumpf heißt.

Frucht-Stück, in der Malerey, ein Stück, d. i. Gemälde, auf welchem Abbildungen von Früchten zur Hauptvorstellung gewählt sind; zum Unterschiede von einem Blumen-Stücke, Thier-Stücke u. s. f.

Die Frucht-Stücke haben ihre Annehmlichkeit sowohl von der schönen anmuthigen Gestalt einiger Früchte, als von den

Farben, dem bald durchsichtig, bald glänzenden, und bald weichen, duftigen Wesen derselben. Und wenn alle diese Annehmlichkeiten geschickt mit einander verbunden sind, so können sehr artige Gemälde daher entstehen. Ins besondere werden denn auch solche Stücke den Liebhabern der Kunst angenehm, wenn eine geschickte Anordnung, wenn Haltung und Farbengebung dabey vollkommen in Acht genommen sind.

Man hat Fruchtstücke, worin alles, was zur Farbengebung, im weitesten Verstande genommen, gehört, auf das vollkommenste beobachtet worden ist. Die vornehmsten Meister darin waren: Gillemans, Verbruggen, J. J. de Heem, Mignon, Jan von Huysum, Rachel Ruysch und van Royen.

Frucht-Zapfen, siehe oben, S. 282.

Frucht-Zehend, siehe unter Zehend.

Frucht-Zinsen, Zinsen, welche in Früchten, d. i. in Getraide, abgetragen werden, Korn-Zinsen, Getraide-Zinsen, zum Unterschiede von den Geld-Zinsen.

Fruchtbar, (*) L. Fertilis, Foecundus, Fr. Fécond, Fertile. 1. Was Frucht bringt, in allen Bedeutungen des Hauptwortes. Fruchtbare Bäume, im Gegensatze der unfruchtbaren. Ein fruchtbarer Boden, ein fruchtbares Erdreich. Imgleichen, was viele Frucht bringt. Einen Acker, ein Feld fruchtbar machen. Ein fruchtbares Ehe-Paar, welches viele Kinder zeuget. Die Kaninchen, die Tauben sind sehr fruchtbar, bringen oft und viele Jungen.

2. Was die Fruchtbarkeit im Pflanzenreiche befördert. Ein fruchtbarer Regen. Fruchtbare Witterung. Ein fruchtbares Jahr, in welchem wegen der fruchtbaren Witterung viele Früchte wachsen. Fruchtbare Zeiten.

Vor-

(*) Statt dieses Wortes kömmt bey den ältern oberdeutschen Schriftstellern, fruchtig, birig, berig, berhaft, trächtig, u. s. f. vor, welches letztere noch im Oberd. für fruchtbar gebraucht wird.

Vorzeichen von einem frucht- oder unfruchtbaren Jahre.

1. Wenn der Frühling und der Sommer sehr feucht sind, oder wenn es zur Zeit der Baumblüthe sehr nebelt und reift: da soll es in diesem Jahre nicht viel Früchte geben.

2. Wenn es um eine ungewöhnliche Zeit des Jahres sehr schneyet oder hagelt: da folgt gemeiniglich theure Zeit.

3. Wenn es im ersten Keimen der Saat, oder auch im ersten Ausschlagen der Bäume oder des Grases sehr thauet, oder friert: da soll ein unfruchtbares Jahr erfolgen.

4. Wenn der Herbst bey der Aussaat trocken, und der Frühling bey dem Aufgehen der Saat ziemlich warm ist: da soll ein fruchtbares Jahr folgen.

5. Wenn es im Frühjahre stark regnet, friert oder hagelt: da folgt ein unfruchtbares Jahr.

6. Wenn man im Frühjahre auf allen Feldern eine Menge Blumen sieht: so soll ein gutes Kornjahr folgen.

7. Es wird für ein Zeichen eines unfruchtbaren Jahres gehalten, wenn die Bohnen und Eicheln gut gerathen sind.

8. Wenn die Vögel die Heiden und Büsche verlassen, und sich auf dem besäeten Lande aufhalten: das bedeuret ein unfruchtbares Jahr.

9. Der Märzschnee ist für das gesäete Korn nicht gut; und wenn ein Frost dazu kömmt, so verdirbt viel Korn.

10. Der Frost, welcher im May kömmt, ist dem Weine, dem Hopfen, der Blüthe, den Eicheln, den Bohnen, dem Rocken, einigen Kirschen, dem Flachse, der frühen Gerste ꝛc, sehr schädlich.

11. Ein nasser Augustmonat macht niemals ein dürres Jahr, aber ein früher Sommer schlecht Gewächse.
12. Wenn im August viel Sonnenschein ist, wächst der Wein gut.
13. Wenn der Weinstock im Vollmonde, oder, da der Mond noch lange scheint, blühet: da soll es viel Trauben geben.

Fruchtbarkeit, L. Fertilitas, Foecunditas, Fr. Fécondité, Fertilité die Eigenschaft eines Dinges, nach welcher es fruchtbar ist, in allen Bedeutungen dieses Wortes. Die Fruchtbarkeit des Bodens, eines Baumes, eines Gewächses, eines Thieres, einer Frau u. s. f. Im Oberd. ehedem auch Fruchtigkeit.

Ich werde mich hier blos in eine Untersuchung der Ursachen der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Erde, nach den Grundsätzen des Hrn. Wallerius einlassen.

Die Beschaffenheit des Erdreiches, nach welcher die Samen der Gewächse, welche demselben anvertrauet sind, zu rechter Zeit aufgehen, grünen und reifen, wird, nach der gewöhnlichen Art zu reden, mit Recht die Fruchtbarkeit der Erde genannt. Die Merkmaale, welche ein Erdreich haben muß, daß allen Arten der Gewächse zuträglich, und allgemein fruchtbar ist, findet man im XI. Th. S. 315, f. angezeigt. Aus welchen Ursachen aber diese Beschaffenheit der Erde entstehe, scheint schwerer zu bestimmen zu seyn, da diese allezeit der Zankapfel der Gelehrten gewesen sind. Denn einige haben die Ursache der Fruchtbarkeit in der Erde, welche auf der Oberfläche der Aecker, oder in der Mitte, oder ganz unten angetroffen wird; andere hingegen in dem Salze, und vornämlich in dem Salpeter; einige in dem Dünger oder der Fettigkeit, und die meisten in der Luft, gesuchet. Es hat auch einige gegeben, welche sie in dem Feuer und in der Wärme; und viele, welche sie

allein

allein in dem Wasser haben finden wollen. Dühamel, und sein Vorgänger, Tull, haben sie in einem leicht aufzulösenden oder leicht zu zertheilenden Erdreiche gesetzt. Wenn man alle diese Dinge zusammen nimmt, wie sie denn billig zusammen genommen werden müssen, weil ein jedes, nach seiner Beschaffenheit, dieses mehr, jenes weniger zur Fruchtbarkeit beyträgt: so erreicht man gewiß den bequemsten Weg, die Wahrheit zu finden. Hiebey aber ist zu merken, daß, ob gleich auf diese Weise die Wahrheit entdeckt wird, dennoch einige Ungewißheit zurück bleibe, wenn nicht noch ferner untersucht wird, welche von diesen die Ursache der Materie, welche die Ursachen der Form, und welche die Instrumentalursachen seyn. Denn diese Eintheilung der Ursachen, die etwas zur Fruchtbarkeit betragen, fordert die Erfahrung; es bestätiget sie die Oeconomie der Pflanzen, und die Natur und Beschaffenheit der Ursachen. So machen z. B. die Salze, die Luft und die Wärme, wenn man sie an sich selbst betrachtet, nicht einmal die Nahrung aus, sondern dienen nur zur Zubereitung und Vertheilung derselben, weshalb sie auch unter die Instrumentalursachen gerechnet werden müssen. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Erde, in welcher die Pflanzen grünen; denn diese wird, nach dem Zeugnisse der Erfahrung, im Wasser nicht aufgelöset, und kann folglich auch keinesweges Nahrung werden. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Erde, wenn man sie mit Wasser begießt, erweichet werden und das Wasser färben kann; daraus aber folgt noch gar nicht, daß diese erweichte Theilchen der Erde mit dem Wasser zugleich eine Nahrung der Gewächse werden. Denn 1) ist nicht zu begreifen, daß diese erweichte Theilchen so subtil gemacht werden sollten, daß diese der wässerigen Feuchtigkeit gleich kämen, welche in die subtilsten Canäle der kleinsten Gewächse dringet; vornämlich, da auch 2) aus der Erfahrung gewiß ist, daß eben diese

Theil-

Theilchen leicht wieder von dem Wasser, welches in Feuchtigkeiten aufgelöset ist, und in die Oeffnungen der einsaugenden Gefäße dringt, absondert und filtrirt werden. Daher kann man auch schon hieraus abnehmen, wie unrichtig die Meinung derer sey, welche glauben, als wenn das Erdige in den Gewächsen seinen Ursprung den Erdtheilchen zu danken habe, welche einiges Wasser bey sich führen: und die aus diesem Grunde die Verwandlung des Wassers in Erde bestreiten wollen, und das Wasser nur für dasjenige, was den Gewächsen die Nahrung zuführt, nicht aber für die vornehmste und Hauptursache, annehmen. Denn die Verwandlung des Wassers in Erde muß man nicht aus den fremden Theilchen, welche sich mit dem Wasser vermischt haben, sondern aus der Natur und Beschaffenheit des Wassers selbst, herleiten. Es darf daher Niemanden ungereimt scheinen, wenn ich die vornehmste und Hauptursache der Fruchtbarkeit in dem Wasser setze. Denn dieses wird, wie unzählbare Versuche, insonderheit des Helmont, Boyle, Eller und Marggraf, zeigen, zu einer wahren festen erdigen Substanz. Aus dem Wasser werden auch, vermittelst der Wärme, die Oehle gemacht, wie Eller sehr gelehrt bewiesen hat; nicht zu gedenken, daß man in den Sümpfen viele Anzeigen von Oehl findet, in welchen sehr oft durch die Fäulniß aus dem Wasser eine gewisse leimige und stinkende Materie entsteht und oben schwimmt.

Es ist hiebey, da ich das Wasser für die Nahrung ausgebe, zweyerley zu bemerken: 1) daß hier kein Wasser in seiner gewöhnlichen Flüssigkeit verstanden werde, sondern solches, das schon in Dünste aufgelöset ist; denn bloß diesen Dünsten kann, weil dieselben elastisch sind, das Aufschwellen der Samen, wenn sie auskeimen, zugeschrieben werden; ja auch die Aehnlichkeit der Gefäße, welche diese Dünste einsaugen, und von sich geben, erfordert dieses; diejenigen nämlich, welche diese Dünste einsaugen, durch welche ein Theil von der Fettigkeit der Luft in die kleinsten Gefäße der Blätter und Stämpel dringt. Wenn nun diese Dünste, durch die dieselben

selben in Bewegung sezenden, verändernden und fasthaltenden Gefäße gedrungen sind, so leiden sie erst hauptsächlich ihre Veränderung in den bauchförmigen Behältnissen. 2) Ich habe zwar gesagt, daß von dem Wasser Salze und Oehle hervorgebracht werden können; hieraus ist aber nicht zu schließen, daß das Salzige und Fettige, welches in der Erde ist, gar keinen Nuzen habe. Die Erfahrung lehret zwar, daß die Gewächse einiger Maßen ohne das Salz und ohne die Fettigkeit der Erde wachsen können, blos von dem Salze und der Fettigkeit, welche aus dem Wasser entsteht; da aber die Fruchtbarkeit der Erde nicht ein jedes Wachsthum ohne Unterschied, sondern ein baldiges und vortheilhaftes Wachsthum erfordert: so erhellet hieraus, daß dieselbe auch erfordere, daß alles dieses zu rechter Zeit geschehe, welches sonst durch eine langsame Verwandlung des Wassers in Salz und Oehl länger verzögert wird, und daß folglich in diesem Falle das Wasser die fremden Salze und Fettigkeit keinesweges von sich stoße, sondern vielmehr nothwendig erfordere. Daß aber auch die Gewächse bloß von den Dünsten des Wassers wachsen, beweisen sehr viele steinige Erdreiche, welche gar kein Salz haben.

Hieraus ergeben sich folgende Sätze: 1) Wo ein gehöriger und der Natur aller einzelnen Gewächse gemäßer Vorrath und Proportion der Theile, welche die Nahrung ausmachen, vorhanden ist: da ist auch die Erde an sich selbst, d. i. wegen ihrer Materie (materialiter,) fruchtbar. Wenn hiezu nun eine gehörige Vermischung der Erde, Auflösung und Vertheilung derselben durch das Pflügen, imgleichen die erforderliche Düngung, eine angenehme und nothwendige Abwechselung der Luft und der Wärme kömmt: so darf man nicht zweifeln, daß der Acker, unter dem Segen der göttlichen Güte, eine reiche Aernde bringen werde, wenn nur der Same reif und ohne andere Fehler gewesen ist. 2) Daher besteht die Unfruchtbarkeit der Aecker, L. Sterilitas, Fr. Sterilité, darin, daß die Ursachen zu der Beschaffenheit derselben, welche man die Fruchtbarkeit nennet, nicht gehörig zusammen kommen, oder gar nicht vorhanden sind; und sie ist also derjenige Zustand, da die Aecker keine rechte Aernde bringen.

Ich wende mich zur Erklärung der Ursachen der Unfruchtbarkeit. Da ich in dem Vorhergehenden gesagt habe, daß das Wasser die innerliche und wesentliche Ursache der Fruchtbarkeit ausmache: so müssen wir dasselbe zuerst betrachten. Man kann aber das Wasser, in so fern es die Fruchtbarkeit hindert, auf eine zweyfache Art betrachten, nämlich, wenn es zu viel, oder zu wenig ist. Denn daß es, wenn es das Mittel hält, und weder zu viel noch zu wenig ist, der Fruchtbarkeit nicht schade, ist schon in dem Vorhergehenden gesagt worden. Vielleicht dürfte es einigen seltsam vorkommen, daß ich sage: Das Wasser, wenn es zu viel ist, schader der Fruchtbarkeit, da ich es doch für die wesentliche Nahrung ausgebe; denn daraus scheint zu folgen, daß man eine reichere Aernde erwarten könne, je mehr Nahrung vorhanden ist. Um diesen Zweifel aus dem Wege zu räumen, ist folgendes zu bemerken. 1) Weil das gar zu häufige Wasser, oder, um mich richtiger auszudrücken, die gar zu vielen wässerigen Feuchtigkeiten sehr elastisch sind: so müssen sie, weil sie in die Canäle und in die engsten saftführenden Röhren der Gewächse in großer Menge hinein dringen, dieselben sehr von einander treiben, und oft gänzlich zersprengen. Dieses Zersprengen geschieht desto geschwinder, je größer der Widerstand ist, den die Luftröhren verursachen. Es ist aber offenbar, daß das Wachsthum, wenn die Gefäße, welche zu der weitern Zubereitung des Nahrungssaftes bestimmt sind, verdorben sind, wo nicht gänzlich doch wenigstens gar sehr gehindert werde. Denn durch dieses Zerreißen der Gefäße geht die ernährende Materie, wider die Einrichtung und Ordnung, in die Luftgefäße. 2) Der Schluß von dem größern Vorrathe der Nahrung auf eine reichere Aernde, ist gar nicht richtig. Auch die Oeconomie im Thierreiche beweiset gerade das Gegentheil. Denn die Aerzte leiten die Plethora, (welche darin besteht, daß

in

in den Gefäßen mehr Flüssigkeit ist, als natürlicher Weise darin seyn sollte,) hauptsächlich von einem allzu starken und übermäßigen Genusse der Speisen her. Daß aber die Gewächse eine ähnliche Krankheit haben, erhellet daraus, daß sie an gar zu fruchtbaren Orten keinen Samen bringen, oder wenigstens ist derselbe doch gar zu wässerig, und schrumpft in der Hize fast ganz zusammen, so wie er auch durch die geringste Kälte gar bald Schaden nimmt. 3) Von der gar zu großen Menge des in Feuchtigkeiten aufgelöseten Wassers, wird wie die Erfahrung beweiset, die Nahrung gar sehr verdorben, wodurch denn gewiß die Unfruchtbarkeit entsteht. Denn dieses Wasser wird, weil es von außen keine Bewegung hat, wenn es der brennenden Sonnenhize etwas lange ausgesezt ist, in eine innere Bewegung gesezt, wodurch es dann faulend und sauer wird. Hievon geben uns die stehenden Sümpfe Beweise genug, als welche gänzlich unfruchtbar sind, durch die Ableitung des Wassers aber fruchtbar gemacht werden. Denn diese sind, wie die Erfahrung lehret, von einer schleimigen, fressenden Materie angefüllt, welches die scharfen Gewächse, als: das Dreyblatt (Menyanthes,) der Schierling, u. a. m. die an solchen Orten wachsen, bezeugen; nicht zu gedenken, daß selbst die Erde, welche gleichsam verbrannt zu seyn scheint, eben dieses anzeigt. In diesem scharfen Safte, welchen die Gewächse aus dem Wasser ziehen, liegt, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Ursache, warum die Aecker, welche gar zu viel Nässe haben, Gewächse hervor bringen, die durch eine Krankheit, welche dem kalten Brande nicht unähnlich ist, verderbet werden. Vermuthlich rührt hievon auch größtentheils der Ausschlag und die Warzen der Stängel und Blätter her. Gemeiniglich beschuldiget man zwar die Insecten, als die Ursachen dieses Uibels; allein die Insecten pflegen nur an solchen Orten, wo eine verdorbene Feuchtigkeit ist, weil sie an derselben ihre Nahrung fin-

den,

den, ihre Eyer zu legen, und die zum Wachsthum und zur Fortpflanzung bestimmten Theile zu verderben. Hieraus erhellet, daß, wenn diese Nahrung zu einem gesunden Saft gemacht, oder weggeschafft ist, auch die Insecten verschwinden. Uebrigens wird die Fettigkeit auf den Aeckern, wo scharfes Wasser ist, gar zu zähe, wodurch denn die Oeffnungen der einsaugenden Gefäße leicht verstopfet werden. 4) Durch die überflüssige scharfe Nässe, werden die lockern, mürgelerdigen Aecker bey der Sonnenhitze gar zu sehr gehärtet, wodurch die Ausbreitung der Wurzeln gehindert wird. Das Wasser macht dergleichen Erdarten keineswegs locker, sondern es verstopft vielmehr, wie eine jede Säure, die sich wie der Leim verhält, die Luftröhren, und verkleistert sie; die Sandäcker hingegen werden gar zu hart, und gleichsam steinicht, vornämlich, wenn eisenhaltige Theile darin sind. Hieraus erhellet, daß, weil durch das gar zu viele Wasser auf den Aeckern die Einrichtung der Gewächse verdorben wird, welche wenn sie einmal verletzt ist, entweder gar nicht, oder doch sehr schwer wider hergestellet wird, die vornehmste Ursache der Unfruchtbarkeit mit Recht in dem überflüssigen und gar zu lange stehenden Wasser zu suchen sey.

Außer dem auf den Aeckern selbst befindlichen überflüssigen Wasser, trägt auch das aus der Luft herab fallende Wasser nicht wenig zur Unfruchtbarkeit bey. Je größer die Freude ist, mit welcher der Landmann den Thau, der auf mancherley Weise fällt, und den sanften Regen empfängt, welche beyde die von den Gewächsen ausgedunsteten Ausflüsse reichlich wider ersetzen, desto mehr ängstiget er sich, wenn ein regnerisches Wetter gar zu lange und heftig anhält; denn dieses führt, außer dem daß es den im Vorhergehenden erwähnten Schaden verursachet, noch folgende Uebel bey sich: 1) daß es die Wärme in den Aeckern und in den Can-

len

len der Gewächse verringert. Daher wird das auf den Aeckern befindliche Wasser nicht gehörig in Dünste aufgelöset, und die Bewegung des Nahrungssaftes in den Gefäßen hört auf. Man bemerkt aber auch, daß die Gewächse bey einem lange anhaltenden und stürmischen Regen keinesweges zunehmen, sondern, statt der grünen, eine gelbe Farbe bekommen, und fast abnehmen, vornämlich wenn Kälte dazu kömmt, wodurch die Fiebern zusammen gezogen werden. 2) Die Wurzeln der Gewächse werden durch heftige und lange anhaltende Regen ihrer Festigkeit beraubt; denn das Wasser erweicht die Erde, welche die Wurzeln umziebt, und löset sie von derselben ab, daher die Kälte gleichsam unmittelbar auf dieselben wirken, und folglich dem ganzen Wachsthume schaden kann. 3) Dergleichen Regen verursachen auch die Unfruchtbarkeit, weil sie die Stängel der Gewächse niederbeugen, und in Fäulniß setzen, welchem Uebel besonders die fetten und dicht besäeten Aecker ausgesetzt sind. 4) Sie verderben alle Befruchtung, wenn sie zur Blüthzeit einfallen. Denn der Staub an den Aehrenspitzen, von welchem die Befruchtung abhängt, wird durch den Regen abgespühlt oder zusammen gebacken, und mithin untüchtig gemacht.

Aus dem bisher Angeführten erhellet, wie nothwendig die Gräben seyn, wodurch das auf den Aeckern befindliche überflüssige Wasser abgeleitet, und das lange Stehen desselben vermieden wird, und welche auch zugleich verursachen, daß die Luft den Acker besser durchziehen kann. Was bey deren Anlegung zu beobachten ist, werde ich an seinem Orte ausführlich zeigen.

Nicht nur der Ueberfluß des Wassers, sondern auch der Mangel desselben, ist eine Ursache der Unfruchtbarkeit. Denn 1) aus dem Mangel des Wassers entsteht der Mangel der Nahrung. Da das Wasser die wesentliche Ursache der Fruchtbarkeit ist, weil aus demselben die Salze und die wesentlichen Oehle durch die Wärme und durch den Mechanismus der Pflanzen entstehen: so folgt daraus natürlicher Weise, wo dasselbe fehlt,

kein Wachsthum und keine Reife erwartet werden könne. 2) Die Erde, welche Mangel an Wasser hat, wird gar zu trocken und brennend. Durch die Hitze wird das Ausdünsten der Feuchtigkeit aus der Erde beschleuniget, und die durch die Sonnenstrahlen erhitzte Erde verbrennt gleichsam die Wurzel. Dieses Uebel erfahren besonders die lehmigen Aecker; imgleichen diejenigen, welche mit Laugensalz, oder mit Kalk, oder mit Mist, der nicht genug verfault ist, gedünget sind. 3) Wenn demnach der erforderliche Vorrath des Wassers fehlt, so können die Salze und Fettigkeiten welche den Gewächsen zur Nahrung dienen, weder aufgelöset, noch vermischet, noch auch, der gehörigen Beschaffenheit des Nahrungssaftes gemäß, verdünnet und für denselben brauchbar gemacht werden.

Da der Nahrungssaft mehrentheils in dem Acker oder in der Erde selbst, als in einem Zubereitungsgefäße ist, worin die Gefäße ihre Wurzeln treiben, und vor Frost und Hitze geschützet werden: so sieht man hieraus, wie viel die Erde; oder vielmehr die Bearbeitung derselben, zur Unfruchtbarkeit beytrage. Die Erde ertheilt zwar an sich selbst den Gewächsen die Nahrung nicht; nichts desto weniger ist auch gewiß, daß verschiedene Gewächse und verschiedene Samen, wenn sie gut fortkommen sollen, verschiedene Erdarten erfordern, weil die Erfahrung lehrt, daß nicht eine jede Erde gleich geschickt sey, den Nahrungssaft aufzubehalten, und ihn diesem oder jenem Gewächse mitzutheilen. So bemerkt man z. B. daß einige Pflanzen, welche geschwinde wachsen, und vielen Nahrungssaft erfordern, in einer sandigen Erde ganz ersterben, weil dadurch, daß diese Erde leicht aufgelöset wird, die Theilchen, welche den Nahrungssaft führen, gar zu geschwinde in die Luft verfliegen. Auf gleiche Weise bemerkt man, daß im bloßen Lehm entweder gar keine, oder doch nur sehr wenige Pflanzen wachsen, weil derselbe durch die Nässe und

Wärme

Wärme gar zu fest zusammenklebet, wodurch die Ausbreitung der Wurzeln verhindert wird; zu geschweigen, daß derselbe den Gewächsen gar zu wenig Nahrungssaft, welcher noch dazu mit einer schädlichen Säure vermischt ist, darreicht. Die lockere Erde aber kann mit Recht die wahre und natürliche Wohnstätte der Pflanzen genannt werden, weil sie nicht so leicht aufgelöset wird, wie der Sand, noch auch durch das Wasser und durch die Wirme zusammenklebet, wie der Lehm, und weil sie überdieß den Gewächsen eine zuträgliche Nahrung giebt. Die Kunst muß hierin, soviel nur immer geschehen kann, die Natur nachahmen. Da Vernunft und Erfahrung lehren, daß verschiedene Samen in einer vermischten Erde besser fortkommen, als in einer einzigen oder unvermischten: (s. Th. XI, S. 317, fgg.) so kann man hieraus leicht abnehmen, daß die Aecker unfruchtbar werden: 1) wenn die Erde nicht gehörig vermischt wird. Wenn daher unter den Sand kein Lehm gemenget wird, welcher die Feuchtigkeit länger aufbehält, und die Fettigkeit der Luft stärker an sich zieht: so kann er kein Gewächs hervorbringen. Fast eben so verhält es sich mit der gar zu lockern Erde, welche aus Sandtheilchen und verfaulten Gewächsen besteht; denn diese dünstet, wenn sie nicht mit Lehm vermenget wird, gar zu bald aus, weil sie nicht dicht genug zusammenhält, daher der Nahrungssaft verloren geht, und die Wurzeln von der Hitze und Kälte beschädiget werden. Die Lehmerde aber, weil sie bey feuchter Witterung und bey der darauf folgenden Kälte hart wird, verhindert die Ausbreitung der Wurzeln, und verursachet überdieß noch andere vorher erwähnte Uebel. Die Vermischung der Erde aber muß in gehöriger Proportion geschehen, daß das Erdreich locker und auch zugleich zähe genug werde. 2) Die Erde trägt etwas zur Unfruchtbarkeit bey, wenn dieselben zur gewöhnlichen Zeit entweder zu viel oder zu wenig gepflüget und

bearbeitet wird. Hievon wird der Art. Pflügen ein Mehreres sagen.

Endlich lehrt auch die Erfahrung, daß es der Fruchtbarkeit sehr nachtheilig sey, wenn man die gehörige künstliche Düngung des Ackers versäumet; siehe die Artikel Dünger und Mist.

Auch die Samen, wenn sie verdorben sind, können die Unfruchtbarkeit verursachen, wovon der Art. Saat ausführlicher handeln wird.

Was die Luft und Wärme zur Unfruchtbarkeit beytragen, kömmt in den Artikeln Frost und Hitze vor.

Außer den bisher angeführten Ursachen der Unfruchtbarkeit, sind noch 3 Stücke in Betrachtung zu ziehen, welche der Fruchtbarkeit gleichfalls nachtheilig sind; nämlich: 1) die Teiche, Flüsse, Quellen und Sümpfe, welche die Aecker umgeben, oder in denselben sich befunden. Es können zwar die Ausdünstungen derselben zuweilen allerdings nützlich seyn; dennoch aber hat der Landmann keine Ursache, sich über ihre Nachbarschaft zu freuen, sondern er muß vielmehr ihre schädliche Wirkungen mit möglichster Sorgfalt zu hindern suchen. Denn im Herbste und Frühlinge sind ihre Ausdünstungen kalt, daher auch die Atmospähre gar zu kalt wird, woraus eben der Schade entsteht, welchen ich oben im Art. Frost angezeigt habe. Ueberdem haben sie noch dieses Uebel, daß, wenn die Aecker niedrig liegen, diese Flüsse und Teiche durch unterirdische Gänge dem Acker eine Menge schädlichen Wassers zuführen. 2) Die Berge und Hügel. Wie nachtheilig diese, theils in Ansehung ihrer Lage, theils ihrer Beschaffenheit, einem Acker seyn, habe ich im IV. Th. S. 230, f. gezeigt. 3) Die Gesträuche, welche auf den Aeckern wachsen, und die Wälder, welche sie umgeben. Jene rauben dem Getraide die Nahrung, weil sie ihre Wurzeln weit ausbreiten; diese aber, wenn sie die Aecker von allen

len Seiten umgeben, verhindern die Winde, welche, wenn sie mäßig sind, dadurch, daß sie die Sonnenhitze mäßigen, und die überflüssigen und schädlichen Feuchtigkeiten wegführen, das Getraide gar sehr erquicken.

Fructus, siehe Frucht.

Frugalität. Eine große Eigenschaft berühmter Männer, deren Ruhm aus dem entferntesten Alterthume durch eine lange Reihe Jahrhunderte bis zu uns gekommen ist; eine herrliche Tugend, die Quelle des Reichthums und Wohlstandes der Familie, ein Gegengift wider die nagenden Sorgen, ein unfehlbares Mittel wider den in Verachtung stürzenden Mangel, wider die beschämende Armuth, wider das mit eigener Schuld verknüpfte, mithin größte und bitterste Elend ist; eine so große, nützliche, nöthige, moralische Vollkommenheit findet in dem Reichthume unserer Sprache keinen Namen, und — darf ich es mit aller Verehrung gegen andere Vorzüge unserer Zeit sagen? — findet in unserm gegenwärtigen Weltalter wenig Verehrer. Hier erfüllet mich ein lebhafter Unwille; und ich werde in die Seele vieler meiner Mitbürger roth. Die große Tugend, davon ich handle, war in dem alten Rom bekannter, als in unserer heutigen Welt. Sie hieß Frugalitas. Sie war das Glück der Menschen, als ein **Attilius Regulus** noch seinen Acker selbst bestellete, und, vom Staube der eigenen Erde beschmutzt, nein geziert, den Ruf zum Bürgermeisteramte erhielt; als eben dieser große Mann vom Siege über Carthago zu seinem Pfluge wieder zurück zu kehren wünschte, und ihn die Ruhe, die Stille, die Ordnung, die Pflichten seines Hauswesens, mehr rührten, als der außerordentliche Glanz des bevorstehenden Triumphes, und alles, was der Ehrgeiz Reizendes und Versuchendes kennet. In diesem glückseligen und goldenen Weltalter war es, da Frugalität das Wohl, die Gesundheit, die Zufriedenheit der Menschen unterstützte. Damals lebten die größten Männer am Ruder der Regierung in der mäch-

tigsten Republik, unter deren Vasallen auch Könige gehörten, vom Brod, Feigen, Honig, Oehl, Bohnen, Rüben, Brey, Klößen, Fleisch, und was ihnen ihre eigene Wirthschaft darbot. Damals war, statt weicher Betten, hartes Stroh hinlänglich, daß Helden Schlaf und Ruhe fanden. Damals kannte die glückliche Welt das Uebel noch nicht, wodurch unnützer Aufwand, Verschwendung, Mißbrauch des Vermögens, Wollust und Weichlichkeit, die nachfolgenden ehernen Zeiten drückten. Könnte ein Quintus Cincinnatus, ein Cato, und andere Männer jener frugalen Zeit, in die weit ausgebreiteten Sphären der Weichlichkeit, der Lüsternheit, der übertriebenen Wollüste, der Tändeleyen und Puppenspiele mit veränderlichen Moden der uns nähern Zeiten hinein blicken: würden sie denn nicht geglaubt haben, die neuere Welt sey mit lauter Weibern angefüllt? Könnten sie die Armuth und den Mangel sehen, die wir mitten im Ueberflusse leiden, die Klagen über Nahrung und Auskommen hören, die bey reichen Mitteln dazu ausgeschüttet werden; könnten sie das zu den wesentlichsten Pflichten der Gesellschaft durch Schwelgerey erschöpfte Vermögen, die Bankerotte, die unnatürlichen Krankheiten, den beförderten frühen Tod, in ihrer Nachwelt wahrnehmen und bemerken, was für eine große Anzahl Menschen durch leibliche Väter oder Mütter, durch Ehemänner und Ehefrauen, durch die nächsten Blutsfreunde, mit Pracht, Aufwand und Vergnügen in das tiefste Elend gestürzet werden, so würden sie mitleidig glauben, eine feindselige Gottheit habe ihre Nachwelt verdammt, ihren Witz und Verstand, ihre Güter und Vermögen nur zu eigener Marter anzuwenden, welche die Frugalität zu ihrer Glückseligkeit sie hätte können brauchen lehren.

Ich finde so viel Schönes, Erhabenes, Nützliches, in dieser Tugend der Römer und anderer ausgestorbener Völker, daß ich den Reizungen nicht widerstehen kann,

der Abhandlung und Bestimmung ihrer wahren und eigentlichen Natur einen Platz in gegenwärtigem Werke einzuräumen, und dieselbe meinen Mitbürgern in der reinen Absicht zu übergeben, ihre Liebe zu einer Tugend zu erwecken oder zu stärken, und ihr Nachdenken auf die Mittel ihrer Beförderung und Ausbreitung zu richten, die ich als einen starken Damm gegen das überhand nehmende Elend der Welt, wenigstens gegen einen grossen Theil desselben, ansehe. Ich werde diese Tugend erst in einiger Ferne ansehen, um sie von andern Gegenständen zu unterscheiden; hernach werde ich sie ganz in der Nähe betrachten, und ihren eigentlichen Begriff fest setzen; und endlich ihre verschiedene Eigenschaften vortragen, um dadurch, als durch so viel Züge, ihren ganzen Character auszubilden.

Die Frugalität gehört in das Geschlecht der häuslichen Tugenden, und betrifft das Innere unsers Hauswesens, unser Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Lebensart, Regierung des Hauses, Kinderzucht, Bediente, Geräthschaften. Sie gehört nicht für das Publicum, und erstreckt sich nicht über die Grenzen des Privatstandes.

Ihr Name, als ein zusammengesetztes Wort, stammt von dem einfachen Worte fruges ab, welches soviel als Frucht, Erdengut, was zur Nothdurft des Lebens gehört, heißt. Ursprünglich will also Frugalität so viel bezeichnen, als wenn einer seine Früchte und Erdengüter genießt, und darin genug findet, die Bedürfnisse seines Lebens zu stillen.

Dieses stimmt mit den Gewohnheiten und Verfassungen der alten Römer, so lange sie frugal waren, überein. Es waren einem jeden römischen Bürger anfänglich 2, in der Folge 7 Jugera, zu seinem Acker zugetheilt. Mehr Land war durch die Gesetze, auch den Vornehmsten verboten. Ein Jugerum hat eine Aehnlichkeit mit dem, was wir einen Morgen nennen. Es war so viel, als mit einem Joche Ochsen in einem Tage umgepflüget werden konnte. Solche 2, nachher 7 Morgen wurden mit aller Klugheit heit und mit allem Fleiße bestellet, und bestmöglichst genutzet, und es wurde davon so viel an Getraide und andern Früchten, gewonnen, daß eine jede Familie davon unterhalten

halten werden konnte. Der Ackerbau war eine Kunst und Wissenschaft, die das größte Lob erwarb, und davon selbst Könige, und die größten und gelehrtesten Männer Bücher schrieben. Wer nun von dem Seinigen lebte, damit auskam, und nichts weiter verlangte und bedurfte hieß frugal.

Es hat, wie hieraus erhellet, die Frugalität eine Verwandtschaft mit der Tugend, die wir eine gute Haushaltung, eine kluge Wirthschaft, nennen. Es zeigt sich aber gleichwohl zwischen einem guten Haushalter und einem Frugalen, noch einiger Unterschied. Denn der Begriff eines Haushalters fasset den eigenen Verbrauch des erzielten Gutes nicht nothwendig in sich, der in dem Begriffe des Frugalen liegt, und läßt viele Absichten zu, welche die Frugalität ausschließt. Wir können also, bey aller Aehnlichkeit der Begriffe, dennoch frugal nicht durch wirthschaftlich oder haushälterisch übersezen.

Die Frugalität hat ferner eine Aehnlichkeit mit den Tugenden der Begnügsamkeit, der Mäßigkeit, der Sparsamkeit. Es liegen von allen diesen Vollkommenheiten die Züge in ihr; allein, sie ist mehr als alle drey zusammen. Bey Begnügsamkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit, fehlen die Begriffe des Redlichen, des völlig Hinlänglichen, die der Frugalität eigen sind, und es finden bey jenen Tugenden die Vorstellungen statt, die man sich von Verläugnung, von Entziehung von etwas, das wir uns fehlen lassen, macht, welche Vorstellungen die Frugalität nicht erweckt noch duldet. Ich halte also dafür, daß man frugal, weder durch mäßig noch durch sparsam, noch durch begnügsam übersezen könne, ob gleich alles dies die Frugalität gewissermassen in sich fasset.

Die Frugalität ist diejenige Tugend, oder das Vermögen, sein besitzendes Gut so zu gebrauchen, daß die natürlichen und wahren Bedürfnisse des Lebens dabey eine Befriedigung und eine Genüge finden. Alle Umstände der alten Römer rechtfertigen diesen Begriff. Ihre 2 bis 7 Morgen schafften den Bedürfnissen ihrer Familie eine Genüge. Sie wußten dieselben so zu nuzen, und das darauf erzielte Gut so zu brauchen, daß ihnen nichts fehlte. Denn sie sahen nur auf die wahren und natürlichen Bedürfnisse des Lebens, nicht auf Pracht und auf das, was Weichlichkeit, verwöhnte Begierden und der Dienst der Wollust erfordern.

dern. Folgende Sätze, die sich auf den gegebenen Begriff beziehen, und ihn aus einander setzen, werden die Sache in ihr völliges Licht setzen, und den Zugang in das Heiligthum dieser Tugend eröffnen und erleichtern.

1. Dem Frugalen fehlt nichts. Der Begriff der Frugalität fasset eine gewisse Genüge in sich, welche menschliche Bedürfnisse durch diese Tugend finden, eine Genüge sowohl der unverwöhnten Begierden, als auch der Güter selbst, die wir gebrauchen. Schließt eine solche Genüge nicht allen Mangel aus?

Hier unterscheidet sich der Frugale von dem, welcher so mäßig lebt, daß er in mancher Sache Mangel leidet, sich etwas entzieht, und seinen Begierden lieber Gewalt anthut, als sich die glückliche Genüge der Frugalität verschaffet. Ich sage: Genüge. Und diese ist keine Fülle, kein Ueberfluß. Daher steht Frugalität zwischen Mangel und Ueberfluß, zwischen Verschwendung und der filzigen Sparsamkeit, in der Mitte.

Hieraus erhellet, was für einen starken Einfluß die Frugalität in die wahre Glückseligkeit der Menschen habe. Was ist die Glückseligkeit der Sterblichen anders, als eine Genüge ihrer Wünsche und Bedürfnisse? Ungestillte Bedürfnisse erregen Seufzer und Sehnen, Unzufriedenheit und Klagen. Kann man sich dabey eine Glückseligkeit vorstellen? Die Genüge hingegen, welche unsere Bedürfnisse finden, erweckt Ruhe und Zufriedenheit. Und wenn dies nicht glücklich seyn heißt, so ist kein Glück auf Erden.

Sehe ich aus diesem Gesichtspunete auf unsere Zeiten, wie wenig glückliche Mitbürger finde ich neben mir! Allenthalben ein Mangel der glücklichen Genüge! Allenthalben unbefriedigte Bedürfnisse, Unzufriedenheit, Klage! Ich stelle mir einen Mitbürger in einer Stadt mit einer jährlichen Einnahme von 4 bis 600 Rthlr. vor. Müßte dieser nicht weit eher den Bedürfnissen einer zahlreichen Familie die nöthige Genüge geben, als 2 oder 7 römische Morgen Land? Und dennoch kann mancher von seinen Einkünften nicht einmal, wie er sagt, eine Frau ernähren, und muß im ehelosen Stande bleiben. Man hört überall Wünsche, daß die Besoldungen, welche vielleicht vor vielen Jahrhunderten ausgesetzt sind, gegenwärtig, da die Preise aller

aller Dinge so sehr gestiegen sind, und die Bedürfnisse des Lebens sich vermehrt haben, erhöhet werden möchten, und Klagen, daß man damit nicht mehr auskommen könne, was ehemals noch etwas Uebriges ließ. Wodurch können solche Klagen, Wünsche und Mängel befriediget werden? Entweder durch Frugalität, oder durch nichts. Der Mann welcher keine Frau ernähren zu können glaubte, und gleichwohl Reitpferde, Bediente, vielleicht Maitressen ernähret, Gold auf reichen Kleidern trägt, aus Silber ißt und trinkt, auf Flaumfedern ruhet, sich mit Atlaß decket, in Zimmern mit getäfelten Fußböden und tapezierten Wänden wohnet, und mehr begehrt, als vor hundert Jahren mancher Fürst begehrte: dieser Mann lerne etwas von seinem Ueberflusse entbehren, so wird ihm nichts fehlen; er lerne einigen Mangel leiden, so wird er reich seyn, und die Genüge haben. Unsere Zeit hat Mangel und Ueberfluß zugleich, und seufzet bey beyden; sie ist arm und reich, und niemals glücklich. Es fehlt ihr das glückliche Mittel zwischen beyden.

2. Der Frugale hat wenig und einfache Bedürfnisse. Der gegebene Begriff läßt nur natürliche und wahre Bedürfnisse zu; und diese sind nicht so zahlreich und zusammengesetzt, als das Vorurtheil es glaubt. Die Natur ist mit wenigem vergnügt. Dieses alte Sprichwort stimmt mit der Regel der christlichen Moral vollkommen überein: Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen! Hieraus läßt sich der Grund einsehen, warum, nach meinem ersten Satze, dem Frugalen nichts fehlt. Der Frugale hat inzwischen seine Bedürfnisse sowohl, als der Verschwender; und man hat sich denselben nicht als einen Wilden in den amerikanischen Wüsten vorzustellen, der nichts bedarf, wenn er Schilf zur Hütte, und einige Kräuter, Früchte und Säfte zur Nahrung hat. Reinlichkeit, Ordnung, Bequemlichkeit und eine Art des Wohlstandes, sind Dinge, welche die Natur verlangt. Nur das ist dem Frugalen eigen, daß seine Bedürfnisse die Bedürfnisse der Natur und Wahrheit sind, nicht des Vorurtheiles, der Einbildung, der Gewohnheit, und daß er also weniger bedarf, als alle andere Menschen.

Wir

Wir haben in unsern Zeiten unendlich viel und zusammengesezte Bedürfnisse, je nachdem wir immer weiter von der Natur und Wahrheit abgewichen sind, und Vorurtheile, verderbte Sitten und ausschweifende Begierden zu unsern Führern angenommen haben. Unser Essen und Trinken, — wie zusammengesezt und gekünstelt ist es! Wie viel gehört dazu, nach der Mode unserer Zeit satt zu werden! Unsere Kleidung; — welch ein Chaos von Seide, Wolle, Leinen, Haaren, Fellen, Stoffen, Farben und Gestalten! Unsere Ruhe; — was erfordert sie an Barchent, Leinen, Drillich, Federn, Daunen, Decken, Kissen, Pühlen, Gestellen und Umhängen! Unsere Wohnung; — welche zusammengesezte Bedürfnisse sezt sie voraus, welch eine Menge von Menschen! Müßte sich nicht ein wohlhabender Römer bey Anrichtung eines Hauswesens unserer Art, allein an Geräthschaften, welche nur eine wohl eingerichtete Küche erfordert, arm kaufen? Ein Mann, dessen Glücksstand sich neiget, und dessen Familie der Zusammenlauf ungeduldig werdender Gläubiger, ein hartes Schicksal drohet, kann allemal seine Frau, wenn ihr ansehnliches Eingebrachtes verzehrt ist, trösten, wenn er sagt: Halte dich an die Mobilien, das Haus ist voll! Wir legen also unsere Capitalien zum Dienst des Ueberflusses an. Nur Schade, daß wir dabey oft neunzig an hundert verlieren! Es ist offenbar, daß wir ohne Abbruch unserer Glückseligkeit, ja mit Beförderung derselben mit weit Wenigern auskommen könnten, als wir jezt wirklich brauchen.

Man geräth in eine Art des Erstaunens, wenn man der Vervielfältigung unserer Bedürfnisse nachdenkt, welche Moden, Gewohnheiten, und eingebildeter Wohlstand eingeführt haben, und wie viel hundert Menschen sich in Bewegung sezen müssen, ehe nur ein Einziger erreichen kann, was er zu den Bedürfnissen seines Lebens rechnet, insonderheit seitdem wir gelernt haben, auch die Güter jenseit des Meeres mit in dieser Rubrik zu sezen, und uns mit demjenigen nicht mehr begnügen, was uns ein Welttheil darbietet. Sollten wohl die Producte der Natur aus hundert Quellen, und die Geschäftigkeit einer Compagnie Menschen hinlänglich gewesen seyn, daß ein Mann des Mittelstandes, oder besonders eine Dame nur einen Tag in der Stadt, nach dem Gebrauch der Zeit leben könne?

3. Der Frugale weiß nicht die natürlichen und wahren Bedürfnisse von den falschen und eingebildeten

zu unterscheiden. Hierin liegt der Grund des Vorhergehenden. Was Wunder, daß der Frugale wenig nöthig hat? Seine Tafel ist leicht besetzt, weil er Essen und Trinken nicht als einen Dienst der Eitelkeit und Wollust, sondern der Natur, ansieht. Daher darf er Speisen und Getränke nicht aus fremden Ländern verschreiben, sondern findet sie schmackhaft und dem Zwecke der Natur gemäß, in seinem Garten und in seiner Wirthschaft. Seine Ruhe ist leicht befördert, weil er sie als eine Erholung von Arbeiten allenthalben findet, da sie den Müßiggänger auch in Betten von Flaumfedern mit weichem Atlaß umhangen, fliehet. Sein Haus mit Meublen zu versehen, setzt ihn nicht in die Verlegenheit, darin wir manchen Anfänger erblicken, welcher den vor sich gebrachten Vorrath an die Auszierung der Wände, und an die Anfüllung der Zimmer und Schränke verwendet, und dann fraget: woher nun Essen und Trinken, und Anlagen zur künftigen Nahrung?

O wie viel Vergnügen liegt, außer der Ersparung, in der Ausübung dieser Vorsicht der Frugalität, nur auf die wahren und natürlichen Bedürfnisse des Lebens zu sehen! Wenn wir unsere Mahlzeiten nach so viel Schüsseln zählen, als die Verschwendung Gänge dazu erfordert, und bey jedem Gastmahle nur die überflüssigen Gerichte zurück bleiben; wie viel würde dadurch im Ganzen erspart werden, hin und wieder eine Thräne eines Elenden abzuwischen, einen Hungrigen zu erquicken, einen nagenden Kummer eines Unglücklichen zu stillen, und sein Gut zu wahrhaftig göttlichen Endzwecken anzuwenden! So aber bleiben bey der unfrugalen Lebensart unserer Zeiten, auch dem Wohlhabendsten wenig Mittel übrig, sich himmlische Ruhe auf dem Sterbebette zu stiften, und sich alsdann über das Bewußtseyn verrichteter Liebeswerke freudig zu beruhigen, wenn man sich der Zeit nahet, da in richtiger Vergeltung aller Arbeiten auch kein Becher kaltes Wasser übersehen werden soll, der einem elenden Mitbruder zur Erquickung gereicht worden ist.

Es ist ein Vergnügen, und eine Pflicht der Menschlichkeit, gesellig und gastfrey zu seyn. Wer kann heutiges Tages dieses Vergnügen ohne außerordentliche Beschwerung genießen!

Die

Die Mahlzeiten, welche der Mittelstand nach dem gegenwärtigen Geschmacke giebt, müssen auch Jubelfeste, auf Geburtstags- und Kindtauffeyern und ähnliche seltene Gelegenheiten eingeschränkt bleiben, wenn er nicht darüber verarmen soll. Wie oft könnten wir nicht hingegen vergnügt mit einem Freunde zu Tische sitzen, ohne uns zu Grunde zu richten, wenn wir frugal, und mit 2 oder 3 ausgesuchten Schüsseln uns begnügen könnten!

Man werfe mir nicht ein, die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils sey zu stark, etwas aufzuheben, welches man schon längst zum Wohlstande gerechnet hat. Wer herrscht über den Wohlstand! wer bestimmt ihn, und von wem nehmen wir die Regeln desselben her? Sind es nicht die Großen in der Welt, welchen nachzuahmen und im äußerlichen Scheine ähnlich zu werden, den mittlern und niedrigen Stand ein unwiderstehlicher Trieb fesselt? Die Großen sind die Schöpfer des Wohlstandes, und sowohl des Guten, welches darin ist, als auch des häufigen Unnatürlichen und Entbehrlichen, welches man dabey findet. Fangen diese nach der in Händen habenden Macht erst an, in häuslichen Dingen bloß auf Natur und Vernunft zu sehen; wie bald werden die zur Nachahmung geneigten geringern Stände auch im Guten und im Geschmacke an dem Natürlichen ihre Nachfolger werden! Aber außer dem wer gebietet und verbietet im innern Hauswesen? Wer ist daselbst unumschränkter Herr? Gewiß nicht der Wohlstand, welcher vornämlich nur in dem herrscht, was den äußern und gesellschaftlichen Theil unsers Lebens betrifft. Im Innern des Hauses sind wir selber Herren, Könige, Tyrannen, und erkennen keinen neben uns, der hier Gesetze giebt. Gesetzt, wir müßten also in dem Aeußern des gesellschaftlichen Lebens noch Sclaven des unfrugalen Geschmackes unserer Zeit bleiben, und den Tyrannen, die man Etiquette, Mode, Gewohnheit, Lebensart nennet, fröhnen; wer verbietet uns denn in unendlich vielen andern Dingen, die nicht unter so barbarischen Gesetzen, sondern in unserer freyen Willkühr stehen, in die Gränzen der Natur und Vernunft zurück zu kehren?

Unter die natürlichen Bedürfnisse des Lebens, welche die Frugalität verbannet wissen will, rechne ich mit Recht zwo Arten, die nicht anders, als durch den Gebrauch des stärksten Giftes gestillet werden können, welches von der Natur ist, das es diejenigen die es genießen, einige Augenblicke sehr lustig macht und aufwecket, hernach geschwinde tödtet.

Diese

Diese Bedürfnisse mit ihren traurigen Gegenmitteln herrschen in Städten häufiger, als auf dem Lande. Sie heißen Spiel und Zeitvertreib. Man kann in den Städten schwerlich einen Tag ohne dieselben hinbringen. Man bereitet sich, so bald man des Morgens das Bette verläßt, dazu vor, und schläft des Abends mit den Gedanken ein, wie man dieselben des andern Tages wieder genießen möge.

Ich hasse eine übertriebene Sittenlehre, die sich immer bestrebt, das Register der Sünden zu vermehren, und zu verbieten, wo Gott und die Natur nicht verbieten. Ich tadle alle Moralisten, die dasjenige, was der menschlichen Natur angemessen, was ihrer Wohlfahrt gemäß, solglich leicht und angenehm ist, zu schweren abschreckenden Pflichten machen, und durch ihre zu hoch gespannte Forderungen mehr Lust und Neigung zum Laster, als zur Tugend, machen. Ich tadle an sich weder Spiel noch Zeitvertreib; indem ich aber behaupte, daß sie unnatürliche Bedürfnisse voraus setzen, und ein schädliches Gift seyn, so sehe ich bloß auf ihre Art, theils auf ihren Mißbrauch. Ich werde mich darüber an seinem Orte näher erklären.

4. Pracht, Vorzug und Größe, ist niemals der Endzweck des Frugalen bey dem Gebrauche seines Gutes. Der frugale Römer suchte nur durch Verdienste, und durch Verdienste um das Vaterland, groß zu werden, und die Bezwinger der Welt waren in ihrem Hause klein, und kleiner, als in unsern Städten mancher Bezwinger des sich auflehnenden Lehrjungen. Wir hingegen suchen in Pracht und Aufwand eine Größe.

Der Stolz unserer Zeiten ist ausschweifend, und verkennt den Unterschied der Sphären, die in der Welt sind, und seyn müssen. Wir wollen immer aus unserer eigenen in diejenige fliegen, die über uns ist. Die Flügel fehlen, und wir kriechen, und werden durch unsere mancherley unnatürliche Stellungen in dieser Bemühung den Obern und den Zuschauern lächerlich. Der Reichthum soll uns empor heben. Welche lächerliche Scenen stellen sich dem Frugalen dar, wenn er die Bemühung der Menschen durch Pracht, Aufwand, Reichthum, oder wohl gar bloß durch dessen Schein, groß zu werden, übersieht! Aus diesem falschen Grunde wendet der Bauer bey großen Städten

Städten so viel auf, daß er bürgerlich scheinen möge. Der Bürger lebt so, daß zwischen ihm und einem Bedienten des Landes kein Unterschied bleibt. Der Bediente tritt in die Sphäre des Adels; und dieser sucht denen nichts nachzugeben, die am Ruder sitzen, Und diese — Hier heißt mich die Ehrfurcht schweigen, und läßt mich nur soviel bemerken: Vor diesen durch eigene Größe Erhabenen sollten sich billig alle diejenigen schämen, die den Mangel innerliches Werthes, durch Pracht und Aufwand zu ersetzen suchen, und den grossen Zwischenraum zwischen jenen und ihnen durch Schein und und Dunst auszufüllen trachten.

Was für ein kindisches Mittel ist es doch, durch Reichthum oder dessen Schein, den man in Luxus und in der Verschwendung oft lügnerisch darlegt, vornehm, groß und geehrt werden zu wollen! Ist Reichthum eine Ehre? Ist er gewissen Ständen eigen? Kann er nicht ohne alle Verdienste, ja oft mit beflecktem Gewissen, folglich durch Schande erlangt werden? Bleibt nicht ein reicher Bürger allezeit ein Bürger? Wohlerworbener Reichthum ist ein Glück, und selbst ein grosses Glück; dieß gestehe ich gern. Er kann zu den edelsten Endzwecken angewendet werden. Er ist ein großes Glück unserer jetzigen Welt. Allein, er giebt weder Verdienst, noch Ehre und Vorzüge. Er verändert keinen Stand und keine Ordnung der Welt in die andere. Das einzige, was, bey Reichthum und Vermögen, Vorzüge und Ehre geben kann, ist sein kluger Gebrauch, und die dadurch an den Tag gelegte Tugend seines Besitzers.

Das lächerliche Vorurtheil: Pracht und Reichthum macht vornehm! was für Verwüstungen richtet es inzwischen in der Welt an? Da fast ein jeder Stand in die Gränzen desjenigen, der über ihm ist, eintritt: so hat auch fast kein einziger in und durch sich selbst sein Auskommen. Prächtige Armuth und glänzendes Elend erfüllet die obern Ordnungen der Welt; und armseliger Uebermuth und elendes Großthun die niedrigen, alle aber Mangel und Elend. Diese fruchtbare Mütter gebären wiederum neue Mängel und Fehler; Fehler in Erziehung der Kinder, und in Versorgung der Unsrigen; Fehler in der so heiligen Treue und Glauben: Ungerechtigkeiten und unerlaubte Mittel, das wieder zu gewinnen, was man zerstreuet hatte.

Der Frugale gebraucht und nutzet alles, was er hat, und nichts ist bey ihm überflüssig. Was

über

über die bedürftige Genüge ist, wird von dem Frugalen eben sowohl zum Uebel gerechnet, als was darunter ist. Häuser, darin man sich verlieren, und den Wirth nicht finden kann, deren Unterhaltung einen großen Theil der jährlichen Einkünfte auffrißt, und deren kleinster Theil doch nur genutzt wird, gehören unter die unnützen Lasten, Meublen, die nur den Raum beengen, und davon oft ein Theil unter das Dach gesteckt werden muß, erregen bey mir allemal den Wunsch, daß sie in rohen unbearbeiteten Materialien irgend in einem Feuerungsbehältnisse liegen möchten. Bediente, deren Menge nur ein Haus verwirret und beläßiget, sind, wofern sie nicht aus dem Bettelstande genommen sind, und die Zahl der Herumläufer zu vermindern nützen, aus frugalen Häusern verbannt; Aufwartungen von ihnen anzunehmen, die man mit mehr Bequemlichkeit und Kürze sich selbst leisten kann, ist lächerlich und überflüssig. Ich schweige hier von dem, was in Kleidungen, Essen, und Trinken, bey Erziehung der Jugend ꝛc. überflüssig ist, und überlasse dieses dem Nachdenken meiner Leser.

6. Die Frugalität hasset den übertriebenen Geschmack am Ausländischen; denn das mehreste Ausländische ist überflüssig.

7. Der Frugale bestrebt sich, so viel möglich, sich selbst genug zu seyn, und in sich selbst und in seiner Wirthschaft die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu finden. Wäre es möglich, daß der Frugale sich selbst Arzt, Apotheker, Sachwalter, und alles übrige, wozu wir der Dienste anderer Leute bedürfen, seyn könnte: so würde er es seyn. Sein Fleiß, sein Nachdenken ist wenigstens dahin gerichtet, andere Leute, so viel als immer möglich ist, zu entbehren. Was er in seinem Hauswesen zu seinem Zwecke dienlich findet, das wird er mit einem wahren Vergnügen dem Fremden und Gekauften vorziehen. Das Fleisch eines auf eigener

Weide

Weide fett gewordenen Ochsen, sie ihm schmackhafter, als das, was er aus Jütland verschreiben könnte. Sieht er sich gezwungen, für manche Bedürfnisse auswärts Rath zu suchen, so sucht er doch dagegen etwas zu vertauschen, was ihm seine eigene Wirthschaft geschenkt hat, und was er füglich entbehren kann. Muß die nahe Stadt ihm verschiedene Nothwendigkeiten des Lebens liefern: so bemüht er sich, ihr dagegen an ländlichen Producten, an Leinen, Drillich, Flachs, Früchten, Vieh ꝛc. so viel wieder zu liefern, daß er entweder nur getauscht hat, oder noch einen Ueberschuß behält, so daß die nahe Stadt ihn nöthiger, als er sie, hat. Hat er an einer Gattung Güter einen Ueberfluß, so fehlen ihm andere Gattungen nicht, die er wirklich nicht hat. Er macht es nicht wie Ackersleute, welche jährlich einerley schlechte Frucht säen, und denen, die einsehen, daß ihr Land bessere, einträglichere Früchte tragen könnte, antworten: wir haben die schlechten am nöthigsten.

8. Der Frugale hütet sich, mehr Bedürfnisse zu erdenken, als bereits vorhanden sind, und sucht vielmehr die Zahl derselben zu vermindern. Er sucht sich selbst genug zu seyn. Dieser schöne Endzweck findet um so viel mehr Hindernisse, je größer die Anzahl der Dinge ist, die er nöthig hat. Könnte er, ohne Thorheit, einem Diogenes in der Tonne ähnlich werden, so würde er seinen Endzweck am ersten erreichen. Er sucht ihm daher so nahe zu kommen, als möglich ist.

Es muß diese Regel vornämlich bey Erziehung der Jugend geübt werden, daß derselben ja nicht bekannt werde, was über die gewöhnlichen und wahren Bedürfnisse ist. Ueberhaupt ist eine kluge Erziehung der Jugend das untrieglichste Mittel, die Welt in kurzem wieder frugal zu machen. Denn weder Gesetze noch Vernunftschlüsse sind stark genug, ein Damm gegen den

eingerissenen Luxus zu seyn. Gewohnheit geht über beyde. Und wie es hart seyn würde, einem Kinde dasjenige zu entziehen, was es schon als ein nothwendiges Gut kennen gelernt hat: so ist es Thorheit, einem Kinde dasjenige aus eingebildeter Liebe und Zärtlichkeit zu geben, was es nicht bedarf, und keinesweges hart, ihm dasselbe zurück zu halten. Denn ignoti nulla cupido.

1, 2 und 3. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767.

Siehe auch die Art. Aufwand, Luxus, Sparsamkeit, Verschwendung.

Frühbett, an einigen Orten, ein Mistbett oder Mistbeet, auf welchem die Gewächse eher, als gewöhnlich, gezeuget werden.

Frühbirn, (Große) siehe Th. V, S. 428.

Frühblümlein, Bellis; siehe Gänse-Blume.

Frühеiche, siehe Th. X, S. 208.

Früherbse, siehe Th. XI, S. 173.

Frühgerste, siehe unter Gerste.

Frühhecht, siehe unter Hecht.

Frühhopfen, siehe unter Hopfen.

Frühjahr, siehe Frühling.

Frühkirsche, siehe unter Kirsche.

Frühklug, früher klug, als gewöhnlich ist. Ein frühkluges Kind. Im gemeinen Leben altklug.

Frühkost, siehe Frühstück.

Frühlamm, siehe unter Lamm.

Frühling. (*) 1. In der edlen Schreibart, diejenige Jahrszeit, welche auf den Winter folget und vor dem Sommer hergeht, und in der Astronomie von dem 20sten

(*) So fern dieses Wort die Jahrszeit bezeichnet, ist dafür im Nieders. auch Vortiedt, im Friesischen Farjehr, im Dän. Foraar, im Schwed. Wär (Lat. Ver,) Spring und Lente üblich. Es scheint, daß diese Benennung ein Ueberrest der alten, in Europa noch lange üblich gewesenen Gewohnheit ist, dem März, anzufangen; indem es eigentlich etwas bedeutet, was frühe, d. i. um den Anfang des Jahres ist oder geschiehet.

20sten März bis zum 21sten Junius gerechnet wird; im gemeinen Leben das Frühjahr, bey den Dichtern und in der höhern Schreibart auch der Lenz; L. Ver, Fr. Printems.

Nach astronomischer Rechnung fängt der Frühling mit der Tag- und Nachtgleiche an, welche daher auch Aequinoctium vernale genannt wird, wenn nämlich die Sonne in das himmlische Zeichen des Widders tritt, welches in gemeinen Jahren den 21, in Schaltjahren aber den 20. März geschiehet. Er währet 3 Monate, welche daher auch die Frühlingsmonate genannt werden. Die drey himmlischen Zeichen, in welchen sich die Sonne den Frühling über verweilet, heißen die Frühlingszeichen; und es sind dieselben auf der nördlichen Halbkugel der Widder, der Stier, und die Zwillinge, in den mittägigen Ländern aber sind es die Wage, der Scorpion und der Schütze.

Nach ökonomischer Rechnung, rechnet man den Anfang des Frühlinges, wenn der Huflattich zu blühen anfängt; und sein Ende, wenn die Aesche Blätter gewinnt.

Man hat angemerkt, daß, wenn der Frühling spät eintritt, der Herbst und Winter auch bald und früh wieder zurück treten, oder, daß ein später Frühling einen frühen Winter macht. Den Grund hievon, findet man in Hrn. Mayers achten Fortsetzung der Beytr. und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft, Frf. a. M. 1778, 8. S. 402, f. erklärt.

Die Schönheiten der Natur haben von jeher auf alle Gemüther, die noch nicht von leeren und oft gar strafbaren Vergnügungen verdorben, oder zu unschuldigen Freuden stumpf und fühllos gemacht worden sind, einen starken Eindruck gemacht. Wir werden aller Ergötzlichkeiten, wenn wir sie zu lange genießen, sehr bald überdrüssig. Eine ganz andere Bewandtniß hat es da-

gegen mit den Schönheiten der Natur. Diese zu betrachten, wird das Auge niemals müde; und die Seele genießt durch diese Betrachtung eine Ruhe, eine Zufriedenheit, die wir in den mehresten andern irdischen Freuden vergebens suchen. Unser ganzes Gemüth wird dadurch so erheitert, daß wir oft alle unsere Sorgen und Bekümmernisse darüber vergessen.

Niemals empfinden wir dieses deutlicher und stärker, als im Frühlinge. Die ganze Natur ist nach einer Art von Tode wieder erwacht, und neu geboren. Die Sonne verändert sich auf einmal. Der traurige weinende Himmel, der in dicken dunkeln Wolken verhüllt war, erheitert sich plötzlich; die Sonne scheint in einem Tage neue Kräfte bekommen zu haben; und ehe wir in unserer Freude zu uns selbst kommen, sind die Felder grün geworden, und die Bäume mit Blüthen bedeckt. Keine Spur mehr ist vom traurigen Winter zu sehen; die Erde scheint jetzt ein Paradies zu seyn, welches für noch höhere Wesen, als sterbliche Menschen sind, bestimmt ist. Wir gehen auf Wiesen und Fluren einher, die prächtiger von der Natur gestickt sind, als die kostbarsten Tapeten. Kein Zimmer, welches von der Kunst noch so sehr aufgeschmückt ist, kann uns so sehr gefallen, als die Hecken und Lauben, welche jetzt mit einem neuen lebendigen Grün bekleidet stehen. Wir athmen jetzt nicht allein eine reine Luft, wir athmen lauter Balsam und Wohlgeruch ein, und nähren einen unserer feinsten und gleichsam unkörperlichsten Sinne, mit dem Dufte der herrlichsten Blumen. Eine beständige Musik erschallt von allen Zweigen, und selbst in den ruhigen gestirnten Nächten singt Philomele ihr bezauberndes Lied den blühenden Hainen, und dem, der die Stille und Einsamkeit liebt. Wo das Aug sich hinwendet, sieht er Freude, und wo das Ohr hinhorcht, wird es entzückt.

Diese so sehr in die Sinne fallende Anmuth des Frühlinges hat von jeher alle Dichter begeistert; und man wird nicht leicht einen berühmten Poeten in irgend einer Nation aufweisen können, der sich nicht über das Lob des Frühlinges ausgebreitet hätte. Wenn man uns einen recht großen Begriff von den ersten goldenen Zeiten machen will, wenn man uns das Paradies oder die elysäischen Felder zu schildern suchet: so ist es allezeit ein ewiger Frühling, womit man unsere Einbildungskraft zu bezaubern, und unsere Bewunderung und unser Verlangen darnach zu gewinnen, denkt. Nichts wäre auch in der That fähiger, uns von einem glücklichen unschuldigen Zustande die allervollkommenste Idee zu geben, als ein solcher ewiger Frühling. So gewöhnlich er indessen bey den Dichtern ist, so weiß ich doch nicht, ob wir uns bey der Abwechselung der Jahrszeiten nicht besser befinden. Da wir jede Einrichtung der Vorsehung gewiß immer sicher für die allerbeste halten können, so glaube ich auch, daß ein beständiger Frühling für unsere jetzige Natur lange nicht so reitzend und bezaubernd seyn würde, als unser gewöhnlicher Frühling, der von andern Jahrszeiten abgelöset wird. Das menschliche Herz ist, nach den weisen Absichten des Schöpfers, so sehr für die Veränderung geneigt, und die Abwechselung selbst in unsern reinesten und unschuldigsten Vergnügungen ist so nothwendig, daß uns, bey der jetzigen Beschaffenheit unserer Sinne, und bey dem jetzigen Zustande unserer Seele, ein solcher beständiger Frühling gewiß zuletzt zu gewöhnlich werden, und also lange nicht mehr die Vorzüge und die Anmuth behalten würde, welche er jetzt hat.

Denn warum machen die Annehmlichkeiten des Frühlinges einen so außerordentlich starken Eindruck auf uns? Ist es nicht der Contrast mit dem Winter? Der plötzliche Uebergang von dem Unangenehmsten in das Angenehmste? Wenn unsere Fluren noch erstorben, und unsere Wälder kahl und verdorrt stehen; wenn dickes Eis die Flüsse bedeckt, und

die Felsen vom hohen Schnee schimmern; so sind oft wenig Tage hinlänglich, die Aussichten auf einmal zu verändern. Die jungen Saaten fangen an zu grünen, die Knospen brechen hervor, und der Bach murmelt wieder in krystallenen Fluthen durch unsere aufgeheiterten Gefilde. Diese schleunige Veränderung trägt also hauptsächlich sehr viel zu den angenehmen Empfindungen bey, die der Frühling in uns zu erwecken pflegt.

Hievon werden wir uns durch die unläugbare Erfahrung noch deutlicher überführen können. Was reizt uns mehr, als der erste Anblick des Frühlinges? Ueber jedes neue Blatt, über jede erste der geringsten Blumen, brechen wir in freudige Ausrufungen aus; höchst ungern gehen wir aus den Feldern und Gärten in unsere Zimmer zurück, weil wir alles mit unsern Augen wachsen sehen möchten. Und mit welcher Entzückung horchen wir auf die ersten schwachen Töne der Nachtigall! Derjenige, der sie zuerst gehört hat, schätzt sich vor andern glücklich, und hält die Erzählung, die er uns davon macht, für wichtig genug, sie allen mit einer besondern Freude mitzutheilen. Was werden wir aber geschwinder gewohnt, als alle diese Schönheiten, alle diese Freuden des Lenzes, die uns im Anfange so sehr hinrissen? Wir, die wir uns über das erste schlechteste grüne Blatt freueten, welches heraus kam, wir gehen gar bald durch ganze lange von Blättern aufgebauete Wände hindurch, durch ganze Wälder von blühenden Bäumen, durch ganze weite Gefilde, die mit den prächtigsten Blumen überdeckt sind, ohne mehr eine außerordentliche lebhafte Empfindung über diese Anmuth zu fühlen. Wir, die wir über den ersten gebrochenen schwachen Ton der Nachtigall in Entzückung geriethen, wir hören nunmehr ihre zärtlichste Lieder, ihre rührendste Seufzer, in denen sie sich ganz erschöpft, mit einer Art von Fühllosigkeit an. Die Bewunderung hört auf! Keine freudige Ausrufungen mehr! Schon in einigen Wochen sind wir es zu gewohnt. So sind die Menschen! Unsere Seele verlangt eine beständige Abwechselung, und schon in der bloßen Veränderung findet sie eine ihrer Glückseligkeiten. Wie sehr ist also der Wechsel der Jahrszeiten nach unserer Natur eingerichtet, und wie viel weniger würden wir die Schönheiten und Vorzüge der einen empfinden, und zu schätzen wissen, wenn sie nicht in einer beständigen zirkelnden Rückkehr von den andern abgelöset würde!

Die Natur hat auch hierin vollkommen für unsere Bedürfnisse gesorgt, weil kein Land auf dem Erdboden

ist,

ist, wo diese Veränderungen der Jahrszeiten nicht mehr, oder weniger, angetroffen werden sollten. Denn was uns auch immer die Reisebeschreibungen von Ländern (insonderheit den canarischen Inseln) erzählen mögen, in welchen ein beständiger Frühling herrschen soll, so ist es doch ausgemacht, daß ein solcher beständiger Frühling nicht existirt, und existiren kann. Wenn die wärmern Länder nicht unsere Art von Herbst oder Winter haben, so haben sie doch die ihrigen; und ihre Aerndte, ihre Regenzeit ist von unserm Herbste und Winter nur den Graden nach unterschieden. Wenn bey ihnen die Bäume ihre Blätter niemals ganz und auf einmal verlieren; so haben sie auch das prächtige Schauspiel nicht, welches wir haben, wenn wir unsere dürre Aeste, wie durch eine Art von Zauberey wieder auf einmal mit Blüthen und Blättern überdeckt sehen. Und was fehlt ihnen nicht, da ihnen ein solcher Frühling mangelt, wie der unsrige ist! Ein Frühling, den eine solche Musik verherrlicht, wie der Gesang der Nachtigall ist, die ihnen fehlt! Alle ihre Vögel, die mit den sonnenhellesten Farben prangen, aber stumm sind, würden uns die Nachtigall nicht ersetzen. Wenn also die Einwohner der wärmern Länder uns eben nicht beneiden, so haben wir auch nicht Ursache ihnen ihre Glückseligkeit zu mißgönnen, oder uns an ihre Stelle zu wünschen. Die Vorsehung hat mit weiser wohlthätiger Hand auf alle Gegenden der Welt gewisse Vorzüge und Freuden ausgestreuet, welche den Menschen auch diese Welt angenehm machen sollen.

Nichts ist also billiger, als daß wir, mit unserm irdischen Aufenthalte zufrieden, uns freuen — uns mit der ganzen Natur freuen. Nichts ist aber auch billiger, als daß wir durch diese Freude, durch diese Zufriedenheit, welche der Frühling uns einhaucht, unser Herz zu Den erheben, der uns als vernünftige Wesen in diesen blühenden Lustgarten gesetzt, und uns mit so vielen Freuden und Wohlthaten überhäuft hat. Nichts ist billiger, als daß wir durch einen from-

men tugendhaften Wandel sein Los erheben, und die Glückseligkeit erlangen, unsern irdischen Aufenthalt einmal mit einem himmlischen zu verwechseln; auf jener neuen Erde dermaleinst zu wohnen, wo allein nur ein ewiger Frühling herrschen wird, und wo wir die Veränderungen der Jahrszeiten nicht mehr, so wenig zu unserm Nuzen, als zu unserm Vergnügen, nöthig haben werden.

Von dem Frühlinge pflegt der Haus- und Landwirth folgende Vermuthungen eines guten oder Mißjahres zu nehmen.

1. Wenn der Frühling von Wärme und Feuchtigkeit gemäßigt ist, und der Wind dabey von Osten gelinde und mäßig wehet; so hoffet man ein gutes Jahr; da hingegen ein Frühling, der im Anfange sehr naß ist, viel Gras und Unkraut bringt, davon die Saat erstickt und faulet.
2. Wenn das Getraide und die Frühlingsgewächse überflüssig und frecher, als sonst gewöhnlich, wachsen: so vermuthet man, daß es viel Garben in die Scheune, aber wenig Körner in den Sack, geben werde.
3. Ein Frühling, der meistentheils kalt und frostig ist, giebt schlechte Hoffnung zu einem reichen Herbst oder zu einer gesegneten Aernde.
4. Späte Reife und Fröste verderben die Blumen, Blüthen, zarte Gewächse und Früchte, die von einer frühzeitigen Wärme hervor getrieben worden sind. Siehe oben, S. 191, fgg.
5. Viel Glatt- und insonderheit Furcheneis im Frühlinge, thut der Saat großen Schaden.

Was die Frühlingsarbeiten, oder die in den so genannten Frühlingsmonaten in der Haus- und Landwirthschaft nöthigen und gewöhnlichen Arbeiten und Verrichtungen betrifft, so sind davon die Artikel März, April und May nachzusehen.

Von dem Einflusse des Frühlinges auf unsere Gesundheit, was in Ansehung der zur Erhaltung derselben nö-

nöthigen Lebensordnung, und der vorkommenden Krankheiten, im Frühlinge zu beobachten ist, werde ich weiter unten in den Art. Frühlings-Cur und Frühlings-Krankheiten anzeigen.

* * *

2. Thiere, welche früh, d. i. bald nach dem Anfange des Jahres, imgleichen eher als andere geboren werden. Besonders von Lämmern, Früh-Lämmer, im Gegensatze der Spätlinge. Also wurden die Spätlinge des Labans, aber die Frühlinge des Jacobs, 1 Mos. 30, 42.

Auch ein Kind, von welchem eine Frau nach der Trauung zu früh, d. i. eher als die Ordnung der Polizey und guten Sitten es erlaubet, entbunden wird, wird ein Frühling genannt, besonders bey den Handwerkern, wo man auch das Zeitwort frühlingen hat. Er hat gefrühlinget, d. i. die Ehe noch vor der Trauung vollzogen.

Frühlingchen, Frühlinge, d. i. Früh-Kinder nennen die Handwerksleute, wenn eine Handwerksfrau auch nur ein Paar Wochen zu bald, von der Zeit ihrer Copulation an, in die Wochen kömmt, oder wenn auch ein anderes Kind eine geringe Zeit eher, als es ordentlich und gemeiniglich geschiehet, oder doch geschehen soll, nämlich 9 Monate nach der Trauung, geboren wird. Und einen solchen, der frühlingchet oder gefrühlingchet ist, wollen sie strafen oder vom Handwerke ausschließen, und die Geburt nicht für ehrlich halten. Sie geben zwar vor, die Handwerke müßten so rein seyn, als hätte sie eine Taube gelesen. (Es wäre gut, wenn alle rein wären; vielleicht fände sich bey so großer Gerechtigkeit auch die Liebe des Nächsten, und hoffete sie in solchen ungewissen Fällen das Beste!) Denn die Naturforscher und Aerzte, welche besser, als die Handwerker, den Lauf der Natur verstehen, beweisen, daß die Regel der 9 Monate, oder 40 Wochen, nicht durchgehends Statt finde, sondern nach der Constitution der Schwangern ihren Abfall leide. Die weltliche Obrigkeit selbst thut in solchen Fällen die Augen zu, indem sie, wenn es auch so wäre, daß die Aeltern sich durch frühzeitigen Beyschlaf vergangen, doch aber den Ehestand im übrigen ordentlich angetreten hätten, solchem von

Gott eingesetzten Stand zu Ehren die Kinder für ehelich gebohren achtet, und zu allen Ehrensachen zuläßt; indem die priesterliche Trauung keine göttliche, sondern bloß menschliche Ordnung ist; s. Th. X, S. 161, f. Es ist daher eine große Verwegenheit der Handwerker, daß sie es für einen Fehler ausdeuten, und verbessern wollen, und daher ein Stück ihrer affectirten Reinigkeit und Ehrbarkeit, ja eine schädliche Quelle vieler Unordnungen und Mißbräuche, die sonderlich in dem neuesten Reichsgesetze verboten, mithin ihnen durchaus nicht zu gestatten ist, zumal wenn es die unschuldigen Kinder entgelten sollen.

Frühlings-Augst, ein Wasserinsect, s. Ufer-Aas.

Frühlings-Blümchen, eine Benennung der Draba verna *Linn.*; siehe Hunger-Blümchen.

Frühlings-Butter, May-Butter; s. Th. VII, S. 463.

Frühlings-Cur. Diejenigen Curen, welche im Frühlinge zur Reinigung des Körpers und Abwendung wahrscheinlich zu befürchtender Krankheiten gebraucht werden, heißen im eigentlichen Verstande Frühlings-Curen. Verwahrungs- (Präservations-) Curen sind zur Zeit herrschender Epidemien, oder anderer zufälliger Umstände, in allen Jahrszeiten gebräuchlich. In allen Fällen aber, wo es die äußern Umstände und die innere Beschaffenheit unsers Körpers erlaubet, wird zu dergleichen Curen vorzüglich die angenehme Zeit des lächelnden Frühlinges, oder die erquickenden Monate May und Junius, erwählet. Der Stammvater der Aerzte, Hippocrates, (im 6. Buch, Aphor. 47) und der bey den Griechen und Römern so beliebte Galenus (Comment. 2. in Aphor. Hippocr.) haben diese Jahrszeit vor allen andern vorgeschlagen. Ihre Nachfolger sind gleicher Meinung gewesen, und die neuern Aerzte haben durchgängig Gründe vor sich gehabt, diese Rathschläge ihrer Verfahren zu billigen.

Die Gründe dieser so einstimmigen Wahl des Frühlinges zu Verwahrungscuren sind größtentheils in der Beschaffenheit der Luft zu suchen, welche zur Frühlingszeit gemeiniglich heiter, rein, mäßig trocken, nicht zu warm,

warm, und mit gesunden balsamischen Dünsten angefüllt ist, welche sie aus dem frisch aufkeimenden Gewächsen und Blüthen einzusaugen pflegt. Nicht alle Jahre sind sich gleich. Der Frühling hat, wie andere Jahrszeiten, in Ansehung des Wetters, seine Abwechselungen. Die Luft selbst, welche zu solcher Zeit gemeiniglich herrscht, behält auf unsern Körper und unsere Gesundheit allemal den heilsamsten Einfluß. Sie erleichtert uns das Athemholen durch die angenehme Erfrischung des Geblütes, und befördert den Kreislauf desselben durch ihre gemäßigte Wärme. Indem sie durch mancherley Wege in unsern Körper eindringt, kühlet und verdünnet sie nicht allein unsere Säfte, sondern vermehret auch durch den verstärkten Kreislauf die unmerkliche Ausdünstung, und macht dadurch unsern Körper leichter, unsere Glieder beweglicher, und uns selbst vergnügter. Die frischen Blüthen und Kräuter durchströmen, vermittelst der Luft, unsere Säfte mit einem stärkenden Balsam, und gewähren uns zugleich eine lebhafte Erquickung aller Sinne. Ein weiser Genuß der Annehmlichkeiten des Frühlinges, ist schon an sich selbst eine Cur, und seine belebende Kraft ist an allen Creaturen zu spüren. Ueberdieß ist er die Jahrszeit, in welcher alle zur Gesundheit dienliche Pflanzen uns die frischesten und wirksamsten Säfte anbiethen, welche auf unsern Körper desto kräftiger wirken können, je mehr sich jezt alle Umstände vereinigen, die im Winter träge gewordene Maschine unsers Körpers wieder zu einer heilsamen Geschäftigkeit, und unser Gemüth zur angenehmsten Ermunterung zu reizen.

Ein fernerer Beweis, daß die Frühlingszeit vorzüglich bequem sey, den Leib von den im Winter gesammelten Unreinigkeiten zu befreyen, sind die Reinigungskrankheiten, welche sich in dieser Jahrszeits oft von selbst einzufinden pflegen. Der Vorwurf, daß die Lobeserhebungen, welche die Aerzte dem Frühlinge ertheilen, mit

mit dem Verzeichnisse der Krankheiten, die man darin wahrnimmt, sich offenbar widersprechen, ist von keiner Erheblichkeit. Franc. Vallesius (in seinem *Commentar. in Hippocr. Aph.* 20) hat ihn schon widerleget. „Der „Frühling", sagt er: „ist die gesundeste Jahrszeit; „nicht darum, weil in derselben keine Krankheiten vor„kommen, sondern, weil dessen mäßige und gelinde „Witterung keine Krankheit verursachet". Galenus vergleicht daher den Lenz mit einer angestellten Leibesbewegung. Diese ist gesund und zuträglich, wenn der Leib gereinigt ist; sie kann aber auch leicht Krankheiten veranlassen, wenn in demselben viel böse und verdorbene Feuchtigkeiten aufgesammelt worden sind. Was ist aber natürlicher, als daß den Winter hindurch, bey einer verminderten Ausdünstung, bey der Menge von unreinen Dünsten, die in den Stuben unsere Atmospähre ausmachen, und, bey dem Mangel hinlänglicher Bewegung, theils eine Menge überflüssiger Säfte, theils eine Neigung derselben zur Fäulniß, entstehen kann! Sind wir der vorsichtigen Natur nicht allen Dank schuldig, welche, für unser Wohl beständig sorgsam, den Frühling mit allen Eigenschaften, die zur Verbesserung unserer im Winter verdorbenen Maschine nöthig waren, ausrüstete? Die Ströhme des Lebens fließen im Frühlinge mit mehrerer Lebhaftigkeit durch die ihnen angewiesenen Canäle. Der angehäufte Ueberfluß verderblicher Säfte, wird durch die verstärkte Ausdünstung glücklich vermindert, und die drohende Fäulniß durch den eingeathmeten Balsam des Pflanzenreiches zerstöret. Alles lebt von neuem auf, wenn nicht Umstände, woran der Frühling unschuldig ist, die glücklichen Einflüsse dieser schönen Jahrszeit hindern, und Krankheiten verursachen. Das meiste kömmt hier darauf an, daß wir uns der Vortheile des Frühlinges auf eine vernünftige Weise bedienen, und durch sorgfältige Beförderung der Transspiration und Reinigung unsers Körpers die wankende Gesundheit unterstützen.

Der

Der vorzügliche Nutzen wohlgeordneter Curen im Frühlinge, wird durch die Vergleichung desselben mit den übrigen Jahrszeiten noch deutlicher zu erweisen seyn. Die Haupteigenschaften der Witterungen sind Wärme, Kälte, Nässe und Trockenheit. Jede dieser Eigenschaften kann in unterschiedenen Graden, oder in mancherley Vermischung mit den übrigen betrachtet werden. Wer weiß aber nicht, daß die brennende Kraft der Sonne im Sommer unsere Säfte widernatürlich ausdehnet, Wallungen des Blutes, Beklemmungen und Mattigkeit verursachet, oder daß es, insonderheit in einer trocknen Hitze, überaus beschwerlich fällt, Curen zu gebrauchen? Kömmt zu dieser Wärme noch eine anhaltende Feuchtigkeit der Luft: so werden die festen Theile unsers Körpers schlaff, der Leib selbst entkräftet, und die Wirksamkeit der Arzeneymittel verhältnißmäßig geschwächt; denn die Hälfte ihrer Wirksamkeit hängt von der Mithülfe der innern Functionen unsers organischen Körpers ab. Die Witterung des Herbstes ist, wegen der nassen Kälte, welche zu dieser Jahrszeit besonders zu herrschen pflegt, zum Mediciniren fast gänzlich ungeschickt, wofern nicht ein Nothfall eine Cur unvermeidlich macht. Der Winter, welcher durch seine trockne Kälte den Körper fast beständig verschlossen hält, und durch die kalte Nässe gefährlich werden kann, schickt sich gar nicht zu Vorbauungs- oder Verwahrungscuren, deren Lebensordnung den freyen Genuß einer temperirten Luft nothwendig erfordert. Der Frühling bleibt daher, wegen der glücklichen Temperatur zwischen Wärme und Kälte, zwischen Nässe und Trockenheit, die allerbequemste Zeit zu solchen Verwahrungscuren, von welchen wir uns einen heilsamen Erfolg versichern wollen.

Um allem Mißverständnisse vorzubeugen, erinnere ich noch, daß die bisher gerühmten Vortheile besonders von der Mitte des Frühlinges, oder vom May, zu verstehen, und die übrigen Jahrszeiten darum nicht gänzlich auszuschliessen seyn, wenn sie sich eben durch gemäßigte Witterung empfehlen. Der Anfang des Frühlinges ist die unsicherste Jahrszeit, in welcher viele Unvorsichtige die Krankheiten erst hohlen, die der Winter nicht zur Vollkommenheit bringen konnte. Die rauhe Witterung des Aprils, und die verführerische Abwechselung angenehmer Zwischenstunden, verursachen das ganze Register von Krankheiten, die man billiger auf die Rechnung der Unvorsichtigkeit, als des Frühlinges, schreiben sollte. Der Schluß des Frühlinges ist oft schon mehr heiß, als gelinde warm. Wer indessen durch dringende Umstände

stände zu einer Verwahrungscur genöthiget wird, der kann auch wohl in einem temperirten Sommer, oder in angenehmen Herbsttagen, seiner Absicht, nur mit einiger Behutsamkeit, Genüge thun.

Alle eigentlich so genannte Frühlingscuren, sind, wie ich gleich im Anfange erwähnt habe, Vorbauungscuren; kein Vernünftiger aber wird sich ihrer bedienen, ohne eine gründliche Absicht zu haben, warum, oder eine wirkliche Anzeige, wogegen er sie gebrauchen will. Im gegenseitigen Falle wäre es eine medicinische Schwelgerey, oder, wenn man sich völlig gesund befände, eine wahre Thorheit, Arzeneyen wider die Gesundheit zu gebrauchen. Wenn es eine bloß gleichgültige Mode wäre, könnte man sie wohl ungeahndet lassen; allein, die Gewißheit, daß alles unzeitige Mediciniren eine gefährliche Thorheit ist, entschuldigt alle Aerzte, welche dieselbe zu vertilgen oder lächerlich zu machen suchen.

Joh. Baptista Werloschnig, hat schon in einem besondern Tractate, welcher 1713 zu Frankfurth, unter dem Titel: Curatis nie verno-autumnalis, purgationi, venaesectioni, vomitioni insistentis, abusus, heraus gekommen ist, bewiesen, wie schädlich es sey, gesunde Körper durch starke Arzeneymittel zu zerstören, ihre feste Theile zu schwächen, und ihre gute Säfte auszuführen; mithin auf eine unverantwortliche Weise, aus gesunden Leuten erst Patienten zu machen. So unerlaubt das erste ist, so billig und nothwendig ist es auch, einen wirklich unreinen Körper durch bewährte und sanfte Mittel zu reinigen, oder sonst eine drohende Gefahr durch eine schickliche Frühlingscur abzuwenden.

Es müssen also Kennzeichen der Unreinigkeit des Körpers oder bevorstehender Krankheiten vorhanden seyn, ehe man eine Cur verordnen oder gebrauchen kann; und die Vorschriften des Arztes müssen alsdann nach Beschaffenheit dieser Merkmale eingerichtet werden. Es wäre höchst ungerecht, wenn ein Arzt der Einbildung oder dem Eigensinne eines eingebildeten Kranken schmeicheln, und ihm seinen Vorsatz nicht vielmehr durch gründliche Vorstellungen ausreden wollte.

Vor der Anzeige der unterschiedenen Arten von Frühlingscuren, setze ich noch voraus, daß sie, um recht wirksam zu seyn, in großen, angenehmen Gärten, oder auf dem Lande, gebraucht, und während derselben eine genaue und wohleingerichtete Diät beobachtet werden müsse. Der freye Genuß einer gesunden und reinen Luft, ist eine Hauptbedingung bey vortheilhaften Vorbauungscuren; sonst würde die Jahrszeit dabey gar nicht in Betrachtung gezogen werden dürfen. Einige der größten Aerzte nehmen die Luft als eine der vornehmsten Ursachen von den häufigen Krankheiten großer Städte an. Wenn man diese durch unzählige Dünste verunreinigte Luft auch nicht für den einzigen Grund halten darf, sondern die gewöhnliche Lebensart der Einwohner mit in Erwegung ziehen muß: so ist doch ausgemacht, daß eine eingesperrte, unreine Luft viel mehr, als man gemeiniglich denkt, zur Vermehrung und Verschlimmerung der Krankheiten beytrage. Eine reine, balsamische Luft muß demnach entgegen gesetzte Wirkung thun. Ein großer Theil des guten Erfolges einer vernünftigen Frühlingscur beruhet also darauf, daß man während der Cur, die frische Luft, so viel als möglich, genieße, besonders des Morgens, weil die Morgenluft, nach gefallenem Thau, eine vorzüglich stärkende Kraft hat. Der zweyte Hauptvortheil bey dergleichen Curen, ist die Erheiterung des Gemüthes, welche auf die Erhaltung und Wiederherstellung unserer Gesundheit einen unglaublichen Einfluß hat. Der dritte beruhet auf einer hinlänglichen und oft wiederholten Leibes-Bewegung. Die Art der Vergnügungen lasse ich diejenigen, welche Nutzen davon haben wollen, selbst bestimmen; doch warne ich für solche, die unsere Seele zu sehr erschüttern können. Je reiner und sanfter die Ergetzlichkeiten, desto erwünschter ihre Wirkung. Die Bewegungen werden der Summe unserer Kräfte gemäß eingerichtet, und dürfen nicht über einen gelinden Grad

der

der Ermüdung fortgesetzet werden. Die Erfahrung, mit der nöthigen Aufmerksamkeit verknüpft, kann jedem hierin die sichersten Vorschriften geben.

Was die übrigen Artikel der Lebensordnung betrifft, so erinnere ich nur kürzlich, daß, in Ansehung des Essens und Trinkens, die Mäßigkeit eine Hauptregel ausmache. Ueberladungen sind allemal schädlich und unanständig, am meisten aber zu der Zeit, da man, den Körper von gesammelten Unreinigkeiten zu befreyen, und die geschwächten Verdauungskräfte wieder zu verbessern, bemüht ist. Die Wahl der Nahrungsmittel muß zum Theil nach der gewöhnlichen Lebensart eines Menschen bestimmet werden. Lauter weichliche Speisen pflegen den ganzen Körper, selbst den Magen, zu schwächen. Besonders hat man oft Leute, die zu derber Kost gewöhnt waren, bey einer gar zu leichten Diät, ganz matt und hinfällig werden sehen. Es ist hinreichend, wenn man sich schwerer, unverdaulicher, harter, geräucherter, allzu saurer, fetter und blähender Speisen enthält, mehr gebratenes als gekochtes Fleisch, mehr Kräutersuppen als Fleischbrühen, und überhaupt mehr Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- als aus dem Thierreiche, genießt. Ich erinnere nochmals, daß man, in Ansehung der Wahl, desto weniger Strenge beobachten darf, je mehr man sich bey zweydeutigen Gerichten die erste Regel der Mäßigung empfohlen seyn läßt. Bey den Getränken ist der Gewohnheit ebenfalls ein wenig nachzugeben. Wer es indessen haben kann, wird vom abwechselnden Genusse eines bittern Magenbieres und eines guten rothen Weines erwünschte Wirkungen spüren. Auf die Stärkung des Magens hat man beständig mit zu sehen, damit nicht, durch eine schwache und unvollkommene Verdauung, die Masse der gesammelten Unreinigkeiten noch mehr zunehmen könne.

Freye Luft, ein fröhliches Gemüth, hinlängliche Bewegung und eine mäßige Lebensordnung, sind oft schon

selbst

selbst eine Cur, wobey sich alle Personen, die zu einer sitzenden Lebensart oder anhaltenden Anstrengung der Seele genöthigt sind, vortrefflich befinden würden, wenn ihre Verfassung nicht immer Hindernisse in den Weg legte. Solche kränkelnde Personen würden durch die Erfahrung belehret werden, daß reine Luft besser als Schlagwasser, Ergötzungen besser als Herzpulver, gelinde Bewegungen besser als Lebensbalsam, und mäßiges Fasten besser als vieles Aderlassen anschlagen. Allein man sieht mit Betrübniß, daß Fleißige nicht eher diesen Rath annehmen, als bis es zu spät ist, Müssiggänger hingegen denselben desto öfter mißbrauchen.

Nach der kurz vorher festgesetzten Regel müssen also die Frühlingscuren gewissen einzelnen Fällen gemäß eingerichtet werden. Um hiebey alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, werde ich bloß einiger gewöhnlichen Fälle, in welchen man Frühlingscuren zu gebrauchen pflegt, Erwähnung thun, und die dazu nöthigen Mittel vorschlagen.

Die allergewöhnlichste Absicht bey Frühlingscuren pflegt die Reinigung des Körpers zu seyn. Hat man nun hinreichende Merkmaale, woraus zu schließen ist, daß der Leib mit Unreinigkeiten beladen sey, so ist es nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig, dergleichen Cur zu gebrauchen. Aus der vorher geführten Lebensordnung können wir schon wissen, was wir zu fürchten haben. Sind wir uns bewußt, daß wir viel unreine und schwer zu verdauende Nahrungsmittel genossen, daß wir den Winter hindurch die nöthige Ausführung oft vermindert oder unterbrochen haben, daß der Leib sich nicht täglich durch den Schweiß, Harn oder Stuhlgang reiniget, oder daß der Schweiß einen übeln Geruch hat, der Harn dick und trübe ist, oder daß sich andere unreine Auswürfe von mancherley Art einfinden: so darf man nicht zweifeln, daß der Körper mit Unreinigkeiten angefüllt, und zu allen Krankheiten, die daraus entspringen können, geneigt sey. Wollte man in diesem Falle die nöthigen Reinigungscuren, welche zur Frühlingszeit am

besten vorgenommen werden können, verabsäumen: so würde man es sich selbst zuschreiben müssen, wenn man oft mit Husten, Schnupfen, Ausschlägen, Krätze, Frieseln, Seitenstechen, Flußfiebern und andern gefährlichen Folgen gehäufter Unreinigkeiten befallen würde. Bey solchen Vorbauungscuren ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß die drey hauptsächlichsten Ausführungen vermehret, und sowohl der Magen und das Gedärme, als auch die ganze Masse des Blutes, hinlänglich gereinigt werde.

Ehe man aber zur Cur selbst schreitet, muß man vorher wohl untersuchen, ob ein Ueberfluß des Blutes oder eine widernatürliche Verdickung desselben vorhanden sey. Im erstern Falle ist eine hinlängliche Verminderung des Blutes durch einen nach den Umständen wiederholten Aderlaß unvermeidlich. Der zweyte Fall ist bey denjenigen fast allemal sicher zu vermuthen, die zu einer sitzenden Lebensart gewöhnt, oder durch ihre Umstände gezwungen sind. Hier ist es nöthig, verdünnende und auflösende Mittel mit den abführenden zu verbinden, und vorher das dicke Blut durch eine mäßige Abzapfung desselben ein wenig aufzulockern.

Zur Reinigung selbst können hier zweyerley Curen gebraucht werden. Die erste empfehle ich besonders empfindlichen und schwächlichen Personen. Diese können sich um den vierten Tag allemal eines der nachstehenden Abführungsmittel bedienen: als z. B. ½ Quent Rhabarber mit 10 Gran Weinsteincremor versezt. Wem die Rhabarbar in Pulvern zuwider ist, der kann sie mit Gummi Tragacanth in Pillen verwandeln lassen, 2 Loth Manna in einem Tränkchen, oder tabulirte Manna in Kaffe genossen, imgleichen 4 Loth vom Tamarindendecocte, oder 1½ Loth Bittersalz können eben diese Wirkung bey denjenigen hervor bringen, denen die Wahl ihrer Abführungsmittel schwer fällt. An den übrigen Tagen kann früh und Nachmittags ein Thee aus solchen Kräutern, Blüthen und Wurzeln getrunken werden, welche das Blut verdünnen und auflösen, die Ausdünstung befördern, und den Urin gelinde treiben. Folgender wird sich durch seinen guten Geschmack eben so sehr, als durch seine kräftige Wirkungen empfehlen. Man nimmt: China- Sarsaparill- Galgant- Liebstöckel- und Enzelfür-

wur-

wurzeln von jeder 1 Loth; Basillen- und Betonienkraut von jedem ½ Loth; türkische Melisse 1 Loth; Manblumen, gelbe Violen und Rosmarinblüthe von jedem 2 Quent; Franzosenholz 1½ Loth; Sassafras 1 Loth; Zimmet, Anieß und Kümmel von jedem 1 Quent; schneidet und stößt alle diese Stücke zusammen klein, und thut von dieser Vermischung 1 Loth in ein Nößel (Seidel) Wasser, läßt es auf einem Kohlfeuer etwas stärker als ordinären Thee ziehen, und trinkt davon 4 Tassen auf einmal, die man nach Belieben mit Zucker versüßen kann. In jede der beyden ersten Tassen wird ein Eßlöffel voll von dem frisch ausgepreßten Safte des Kerbelkrautes gethan, welcher blutreinigend und zugleich harntreibend ist, und sowohl allein als in Thee genommen nicht unangenehm schmeckt. Weil die jezt genannten Mittel sehr gelinde wirken, muß man die Cur wenigstens 3 Wochen fortsetzen, um dadurch den Endzweck einer völligen Reinigung zu erhalten. Damit aber bey dem längern Gebrauche des Thees und Saftes der Magen nicht geschwächt werde, nimmt man eine Stunde vor der Mittags- und Abendsmahlzeit allemal 80 Tropfen von dem hofmannischen Visceraleliriere, oder von folgendem Eliriere ein:

Rec. Cardobenedictenextract, Tausendgüldenextract, Angelikextract, blätterige Weinsteinerde, von jedem ½ Quent. Dieses wird in 2 Loth Moseler oder süßem spanischen Weine aufgelöset, und der filtrirten Auflösung noch Pomeranzenessenz 2 Qu. und Pimpinellessenz 1 Qu. beygemischet.

Die Dosis ist 50 bis 70 Tropfen vor Tische in einem Löffel voll Wein.

Die zweyte Cur ist für starke Personen, deren Säfte durchaus dick, schleimig und unrein sind, Sie besteht in dem Gebrauche eines Kräuterweines und einer schweißtreibenden Mixtur.

Zum Kräuterweine wird Rhein- oder alter weißer Franzwein genommen. Die Vegetabilien, welche hinein kommen, müssen auflösende, abführende und harntreibende Kräfte besizen. Man nimmt z. B. von Wurzeln: Alant, deutschen Ingber, Hindläuften, Kalmus, Zaunrübe, von jedem 1 Loth; von Kräutern: Löwenzahn, Biberklee, Quendel, von jedem 3 Qu.; Sennesblätter 1½ Loth; Koriander, Pomeranzenschalen, von jedem 2 Qu.; schneidet und stößt jedes besonders, mischt es unter einander, gießt auf diese Species erstlich ein gutes Quart kochendes Wasser, läßt es in mäßiger Wärme eine Nacht stehen; den andern Tag thut man

ein Quart Wein dazu, und läßt es abermal eine Nacht in mäßiger Wärme stehen; doch muß diese Mischung nicht bis zum Kochen erhitzt werden, weil sich sonst allzu grobe Theile von den Vegetabilien los machen, die dem Geschmacke und den Wirkungen des Kräuterweines nachtheilig seyn könnten. Bey einer sanften Wärme ist sowohl das Wasser als der Wein die feinsten und wirksamsten Theile der Kräuter aufzulösen vermögend. Man erhält diese Absicht noch geschwinder und sitherer, wenn man, sobald das Wasser aufgegossen worden ist, 1 Loth Glaubers Wundersalz oder blätterige Weinsteinerde hinzuthut. Wenn das Wasser und der Wein genugsam gezogen haben, wird der Wein gehörig durchgeseihet, und 1 Loth Fliedersaft in den ganzen Vorrath gegossen. Dieser frische Saft aber muß aus der Fliederrinde und Blättern, und nicht aus der Blüthe oder Früchten bereitet werden. Nachdem nun früh um 6 Uhr der gewöhnliche Thee oder Kaffe zu Vermeidung der Uebelkeit genossen worden ist, gebraucht man diesen Kräuterwein unter beständigen sanften Bewegungen. Die gewöhnliche Portion sind 3 Weingläser voll, welche binnen einer Stunde nach und nach getrunken werden. Sollte diese Quantität bey einigen Personen nicht hinreichende Wirkung thun, so kann man in den folgenden Tagen mit dem 4ten auch wohl 5ten Glase steigen. Die Wirkung davon wartet man in den Vormittagsstunden ab; zuweilen dauert dieselbe auch noch in den ersten Nachmittagsstunden fort.

Zur Beförderung einer hinlänglichen Ausdünstung ist nöthig, des Abends um 6 Uhr und beym Schlafengehen allemal 40 Tropfen von folgender schweißtreibenden Mixtur zu gebrauchen. Man nimmt die Essenzen von Wasserknoblauch 1 Loth, von der Schwalbenwurzel, von der Meisterwurzel und vom Hirschhorngeiste, von jeder 1 Quent, und mengt es zusammen. Da diese Cur den Körper durch häufige Ausführungen etwas angreift, muß man solche nicht über 12 bis 14 Tage fortsetzen.

Ich habe oben gesagt, daß es den medicinischen Grundsätzen gemäß sey, bey wirklich vorhandenen Anzeigen wahrscheinlich zu befürchtender Krankheiten Frühlingscuren vorzunehmen. Es ist nunmehr noch übrig, zu bestimmen, welche Krankheiten eigentlich dergleichen Vorbauungscuren erfordern? Man kann dahin alle diejenigen rechnen, welche durch langsame Vorboten ihre gewisse Ankunft anmelden. Dahin gehören

vor-

vornämlich Schwindsucht, hysterische Zufälle, Milzsucht, Stein = und Gichtschmerzen. Was für Verwahrungsmittel wider diese Krankheiten zu gebrauchen seyn, werde ich in den denselben gewidmeten besondern Artikeln anzeigen.

Von dem Nutzen der Milch = und Molkencuren zur Frühlingszeit siehe im Art. Milch.

Von dem Gebrauche der frischen Kräutersäfte zur Frühlingscur siehe im Art. Kräuter = Saft.

Siehe auch den Art. Frühlings = Krankheiten.

Frühlings = Erve, siehe Th. XI. S. 509.

Frühlings = Fröste, deren schädliche Folgen an Gewächsen; siehe oben S. 191, fgg.

Frühlings = Gras, Anthoxantum odoratum *Linn.*; siehe Ruch = Gras.

Frühlings = Krankheiten. Der Frühling war schon dem Hippocrates als eine Jahrszeit bekannt, worin Unsinn und Melancholie, die fallende Sucht und Blutflüsse, böse Hälse, Schnupfen, Heiserkeit, Husten, mancherley Ausschlag der Haut, Beulen und Reißen der Glieder der Menschen am ersten heimzusuchen pflegten.

Nach den neuesten bey uns angestellten Beobachtungen regieren im März Flüsse, Flußfieber, Husten, Seitenstechen, Engbrüstigkeit, Gicht, Reißen und Schlagflüsse; im April häufig Frieseln, Seitenstechen, Engbrüstigkeit, böse Hälse, Zahnweh und Flußfieber; und im May besonders kalte und Fleckfieber. Man sieht hieraus, wie genau die ältesten und neuesten Beobachtungen mit einander überein stimmen, ungeachtet man den Unterschied des Klima von Griechenland und Deutschland hiebey in Betrachtung ziehen muß. Die catarrhalischen und gichtischen Krankheiten sind die regierenden Frühlingskrankheiten; und was den Unsinn und die Melancholie betrifft, deren Hippocrates gedenkt, so wird man vielleicht nicht sehr irren, wenn man aus

den neuern Beobachtungen den Unsinn und die Melancholie der Verliebten an die Stelle setzt.

Welches sind wohl die gewöhnlichsten Ursachen der Frühlingskrankheiten, und wodurch werden diese am sichersten verhütet? Kaum macht sich der Winter zur Flucht bereit, so übereilen wir unsere Natur, die Entzückungen des Lenzes zu fühlen, der aber öfters von einem zurück kehrenden Froste verjagt wird, und dessen erste Blicke nicht treu genug sind, daß man sich auf sie sollte verlassen können. Jede ungewöhnliche Empfindung wirkt sehr lebhaft auf uns; und dieses ist die Ursache, warum uns im Herbste die ersten Fröste so empfindlich, und im Frühjahre die ersten warmen Tage so ausnehmend erfreulich sind. Wir überlassen uns diesem Vergnügen allzubald, ohne die geringste Gefahr zu fürchten, und die meisten Menschen ziehen sich bloß dadurch Husten, Schnupfen und alle die Plazen, welche der gemeine Mann Flüsse nennt, zu, weil sie bey dem ersten Anscheine des guten Wetters die warmen Kleider mit leichten Sommerzeugen zu vertauschen pflegten. Empfindliche Personen stehen, wenn sie gesund sind, nicht gewisser, als die Magnetnadel auf ihrer feinen Spitze, und das geringste Lüftchen kann ihren Zustand verändern. Ein schöner Frühlingstag verdient nur in Absicht des kurz vorhergegangenen Winters schön genannt zu werden. Der März und April schmeichelt unserer Empfindung aus dieser Ursache öfters mehr, als der Julius und August. Inzwischen macht eine sehr lebhafte Empfindung auch allemal desto lebhaftere Bewegungen in unserm Körper, und dieses verursacht, daß wir einen warmen Tag im April, ob er gleich eben so warm als ein anderer im August wäre, nicht so gut als diesen vertragen können. Man muß daher zu dieser Jahrszeit im Wechsel der Kleider, in der Veränderung der Zimmer, der Speisen und im Genusse der freyen Luft langsam eilen; und allenfalls

wird

wird es ein Fehler seyn, welcher verziehen werden kann, wenn der Sommer bey seinem Eintritte noch Spuren der Furcht vor dem Winter bey uns antrifft.

Das feuchte Wetter, womit gemeiniglich der Frühling eintritt, kann ebenfalls als eine Quelle unzähliger Krankheiten angesehen werden. Hiedurch werden nicht allein die festen Theile unsers Körpers schlaff gemacht und ermattet, da zuweilen die flüssigen mit wässerigen Theilen, welche durch tausend Oeffnungen der Haut in uns hinein dringen, überhäuft werden; sondern es verursacht auch die damit verbundene Kälte, daß die Ausdünstung unsers Leibes gehemmt wird, wodurch eine Menge von Krankheiten einen freyen Zutritt bekömmt. Nichts ist sicherer, um allen übeln Folgen hievon vorzubeugen, als daß man theils durch spirituöses Getränke die Ausdünstung zu unterhalten, theils aber auch durch tägliche Bewegung des Leibes zugleich die festen Theile durch Uebung stark zu erhalten sucht. Dieses lestere ist die Ursache, warum ein Bauer von den Frühlingskrankheiten der Herren und Damen der Stadt nichts weiß. Er trinkt ein Glas Brannwein, und arbeitet, damit er Appetit zu essen bekomme, und gut schlafen könne. Seine Lebensordnung ist richtig; er befindet sich wohl dabey: aber wir andern kranken Herren finden, daß sie für uns viel zu gemein ist.

Vielleicht thut man nicht unrecht, wenn man auch die Frühlingscuren unter die sehr gemeinen Ursachen der Frühlingskrankheiten zählt. Wir halten es für nöthig, Arzneyen zu gebrauchen, nicht weil wir krank sind, sondern weil es Frühling wird, und weil Hippocrates gesagt hat, daß es im Frühlinge gut sey, zu purgiren und Ader zu lassen. Allein, (wie ich bereits im Art. Frühlingscur erwähnt habe, und hier nochmals mit gutem Bedachte wiederhole) eine jede Arzney, sie mag zum Leben oder zum Sterben bereitet seyn, bleibt doch allemal etwas unnatürliches in unserm Körper, und ihre

ihre fremde Wirkungen ziehen außerordentliche Bewegungen nach sich, welche nur in solchen Fällen allein heilsam sind, wenn sie andern außerordentlichen Bewegungen, dergleichen die Krankheiten sind, entgegen gesetzt werden. In einem gesunden Leibe hingegen, wo alle Bewegungen entweder in ihrer natürlichen Ordnung sind, oder doch nur auf eine unmerkliche Art davon abweichen, kann eine Purganz, eine Blutreinigung, oder was man sonst im Frühlinge den Apothekern zu lösen giebt, gar leicht diejenigen Uebel nach sich ziehen, welchen man dadurch vorzubeugen hoffet. Unser Leib ist künstlich genug gebauet, um sich selbst den Abwechslungen der Jahrszeiten gemäß zu verändern; nur muß man die Natur, sich selbst gelassen, wirken lassen, und diejenigen Fehler in der Lebensordnung vermeiden, wovon ich im Vorhergehenden geredet habe.

Es giebt noch eine ganz besondere Ursache, warum im Frühjahre viele Menschen krank werden; eine Ursache, welche weder die Herren noch Bauern verschont; eine Ursache, welche besonders in der Christenheit Statt findet, und zugleich der gewisseste Beweis ist, daß die Gesetze des Christenthumes von den wenigsten Menschen genau beobachtet werden. Sie ist in der Lehre von Frühlingskrankheiten vielleicht noch von Niemand, außer dem Hrn. D. **Unzer**, angemerkt worden; und es ist gleichwohl kein Zweifel, daß nicht unzählige Uebel von ihr herrühren sollten. Wir feyern in dieser Jahrszeit zwey hohe Feste, und die meisten machen sich diese Tage zu Nutze, um mehr lustig als andächtig zu seyn. Man müßte die Unart des menschlichen Herzens schlecht kennen, wenn man nicht wissen sollte, wie leicht es sich den Ausschweifungen der Freude überläßt. In den Städten werden reiche Gastereyen angestellt, und während der Zeit, daß sich die Herren in der Stadt in köstlichen Weinen betrinken, verdirbt sich der Bauer den Magen mit Fladen oder andern Kuchen und Dorfbiere.

Bey-

Beyden bekommen die Ferien übel; und wer kann anders Schuld haben, als der Frühling und die critische Jahrszeit? Die gemäßigte Witterung macht diese Feste zu allen Arten von Lustbarkeiten bequemer, als das Weihnachtsfest, und flößt zugleich dem Herzen den Uebermuth ein, indem es die Jugend der Natur empfindet.

Frühlings-Monate, siehe oben S. 339.

Frühlings-Saffran, Früh-Saffran, Crocus vernus *Linn.*; siehe Saffran.

Frühlings-Schaum, siehe Guckgucks-Speichel.

Frühlings-Schnee, März-Schnee; siehe März.

Frühlings-Trüffel, siehe Trüffel.

Frühlings-Zeichen, siehe oben S. 339.

Frühobst, siehe unter Obst.

Frührettig, siehe unter Rettig.

Frühregen, siehe unter Regen.

Frühsaffran, siehe Frühlings-Saffran.

Frühschicht, im Bergbaue; siehe Schicht.

Frühstück, (*) L. Jentaculum, Fr. Déjeûné, diejenige Speise, welche man des Morgens zu sich nimmt. Im Nieders. die Frühkost, Schwed. Frukost, im Osnabrück. Imbe, Holländ. Inbyt, Ontbyt, im Oberd. Imbiß, die Yrten, Uerten, Orte; im Hochdeutschen auch das Morgenbrod. Daher Frühstücken, das Frühstück essen, halten, einnehmen, zu sich nehmen; Nieders. vernögtern, eigentlich die Nüchternheit vertreiben, Fr. déjeûner. Ein starkes Frühstück, welches die Stelle einer Mittagsmahlzeit vertritt, oder womit man das Mittagsessen erspart, heißt im Fr. un déjeûné-dîner.

(*) Figürlich und sprichwortsweise sagt man von einem geringen Vermögen, welches sich bald aufzehren läßt: das ist kaum ein Frühstück, das ist kaum ein Morgenbrod, das läßt sich leicht durch die Gurgel jagen; Fr. il n'y en a pas pour un déjeuné. Und von einem Verschwender, welcher sein Vermögen in kurzer Zeit durchbringt: das ist für ihn nur ein Frühstück, damit will er bald fertig werden; Fr. il n'en a pas pour un déjeuné.

Von der Beschaffenheit und dem Nutzen des Frühstückes in Ansehung der Gesundheit habe ich bereits im XI. Th. S. 596 das Nöthigste gesagt; und die Zubereitung eines Bouillons zum Frühstück habe ich im VI. Th. S. 267, f. beschrieben.

Von dem Frühstücke oder Morgenbrode für das Gesinde und die Feldarbeiter werde ich in dem Art. Gesinde-Speisung handeln.

Sollte es wohl besser seyn, statt der Suppe des Morgens dem Gesinde Kaffe zu geben? In den Städten ist es schon lang Mode gewesen, des Morgens dem Gesinde zum Frühstück Kaffe zu geben. Die Herrschaften lassen den Mägden entweder den von ersteren abgetrunkenen Kaffe wieder aufkochen; oder geben ihnen Geld, sich Kaffe zu kaufen, imgleichen zu Zucker, oder, welches am gewöhnlichsten ist, zu Syrupp. Die Herrschaften glauben auch dabey ganz gut zu gehen, weil ihnen theils der Kaffe in der Küche von den Mägden doch abgetrunken, und der Abgang mit nachgegossenem Wasser ersetzt werden würde, theils weil die Bereitung dieses Trankes weniger Holz und Zeit erfordert; theils weil die Suppe ihren Theilen, dem Brode, Mehle und der Butter nach, eben so hoch, wo nicht höher, zu stehen komme. Man will nun auch schon in Dorfwirthschaften hin und wieder die Suppe des Morgens abschaffen, und das Modegetränk einführen.

Es ist freylich wohl nicht zu läugnen, daß der Kaffe oder ein dem Kaffe gleichendes Getränke dem Landmanne nicht so hoch zu stehen kömmt, als anderes Frühstück. Man nehme z. B. eine ländliche Familie von 5 Personen; diese verzehren außer dem Brode und der Butter, das sich in beyden Fällen gleich bleibt, ½ Pfund Weizenmehl in ihrer Mehlsuppe — 7 Pfenn.; beträgt per Woche 4 Gr. 1 Pf.; nicht mitgerechnet, daß eine solche Suppe der Familie mehr süße Milch kostet, als ihr Kaffe. Erlaubt man ihr aber den Kaffe, so ist sie per Woche mit ⅛ Pfund Kaffe zufrieden, den sie so sparsam eintheilt, mit selbst gezogenen Cichorienwurzeln und Nocken versetzt, daß ihr jeder Kaffe nicht völlig 2 Pfenn. kömmt;

folg-

folglich erspart sie beym Kaffetrinken jede Mahlzeit oder jeden Morgen reine 5 Pfennige. Zucker gebrauchen sie gar nicht; sie sind schon von Herzen vergnügt, wenn ihr Frühstück nach Kaffe schmeckt.

21. St. der mindenschen Beytr. z. N. und Vergn. a. d. J. 1775, S. 91.

Allein diese Neuerung taugt dem ungeachtet nicht. Angenommen, aber nicht zugegeben, daß in städtischen Häusern das aus Kaffe bestehende Frühstück wohlfeiler sey, als eine Suppe, (wenn die Suppe keine gemeine Suppe ist, so kann sie freylich theurer zu stehen kommen; aber so sollte es doch nicht seyn!) so muß man hiebey hauptsächlich auf den Magen sehen, welcher gefüllt werden, und seine Fülle nicht stracks verlieren soll. Kaffetrinker sind unvermögend, bey starker Leibesarbeit lange auszuhalten.

Wenn bey der Gesindespeisung, besonders auf dem Lande, des Morgens der kürzeste Weg gesucht wird, so gebe man seinen Leuten einen Schluck Branntwein mit Butterbrod, als auf welche Weise doch die Consumtion eines einheimischen Productes befördert wird. Weil aber baare Ausgabe für Branntwein den meisten, sonderlich dem geringen Landmanne, nicht anzurathen wäre, so bleibe er ja bey der Suppe des Morgens: so werden Dauerhaftigkeit und Leibesstärke, die Summe der Arbeiten, nicht vermindert.

Die Hausmutter. 1. B. Lpz. 1778, gr. 8. S. 45. fgg.

Frühzeitig. 1. Eigentlich, was frühzeitig, d. i. reif wird, præcox, præmaturus, Fr. précoce; prématuré. Frühzeitiges Obst, frühzeitige Kirschen u. s. f.

2. Figürlich auch für das Beywort frühe überhaupt, was eher als andere Dinge seiner Art ist und geschieht; imgleichen eher als gewöhnlich oder bestimmt ist. Ein frühzeitiger Verstand. Frühzeitige Blumen. Frühzeitige Kinder, welche zu früh auf die Welt kommen. Ein frühzeitiger Tod, Nieders. vorlik.

Fruit, siehe Frucht.

Frumentum, siehe Getreide. Korn. Weizen.

Fru-

Frutex, siehe Staude. Strauch.

Frutilla, wird in Amerika die chilische oder Riesenerdbeere genannt; siehe Th. XI. S. 351.

Fuchs, (*) (sprich Fuks.) 1. Eigentlich ein vierfüßiges haariges Raubthier mit fünf Zehen, welches eine bellende Stimme wie ein Hund hat, demselben auch am meisten gleichet, sich aber durch seine lange dichte röthliche Haare und heftigen Geruch von demselben unterscheidet; L. Vulpes, Fr. Renard. Der Fuchs weiß mehr als ein Loch, Sprichw. ein listiger Kopf weiß sich bald zu helfen. Den Fuchs streichen, einem schmeicheln; siehe Fuchs-Schwanz; er will den Fuchs beißen; Füchse muß man mit Füchsen fangen u. s. f. sind figürliche Arten des Ausdruckes, welche in die Sprache des niedrigen Umganges gehören. Den Fuchs schleppen, im Bergbaue, nicht fleißig arbeiten, faulenzen. Den Fuchs mitbringen, eben daselbst, wenn sich einer von den Bergleuten gelüsten läßt, verbotenes Erz mit aus der Grube zu nehmen. Ein Fuchs männlichen Geschlechtes heißt bey den Jägern Reinike, welcher Name

(*) Dieses Wort lautet bey dem Ulphilas Faubo, bey dem Notker Fuhs, im Tatian Fohu, bey dem Willeram Voho, im 12ten Jahrhunderte Fuhz, im Nieders. und Holländ. Voß, im Angels. und Engl. Fox. Frisch und Wachter leiten es von fahen, fangen her, weil dieses Thier seinen Raub sehr listig zu fangen weiß; die Verfasser des bremisch-nieders. Wörterb. von dem alten Fahs, (Haar) weil es sehr haarig ist; Ihre aber von der gelben Farbe, welche im Nordengl. fawes, im Französ. aber fauve heißt, welches noch dadurch bestätiget wird, daß ein röthliches Pferd im mittlern Lat. Bagus, Badius, Bajus, im Franz. Bay, im Span. Vayo genannt wird, welches mit Fuchs verwandt zu seyn scheinet, ungeachtet man es von dem Griech. βαις und βαιον, Palmzweige, herzuleiten pflegt. In einigen der folgenden Zusammensetzungen ist Fuchs — aus Bock — oder dieses aus jenem geworden; daher es scheint, daß beyde Namen näher verwandt sind, als man vielleicht glaubt. Siehe Fuchsbart. Fuchsbeeren. Uebrigens heißt dieses Thier im Schwed. Raef, im Isländ. Refr, im Finnländ. Repo, Rewon, im Esthnischen Raebene, und im Persischen Roubab.

me auch bey den Dichtern nicht unbekannt ist, ein Fuchs weiblichen Geschlechtes, die Füchsin, Fr. Renarde.

Dieses Thier hat eine große Aehnlichkeit mit dem Hunde, vornämlich in Ansehung der innern Theile; gleichwohl ist er in Ansehung seines Kopfes von demselben unterschieden, als welcher nach Proportion seines Körpers viel größer ist. Er hat auch kürzere Ohren, einen weit längern Schwanz (welcher weidmännisch die Ruthe, Stange oder Standarte, so wie das Spitzchen an demselben die Blume genannt wird,) längere und zottigere Haare, und die Augen haben eine schrägere Lage. Ferner unterscheidet er sich von demselben durch einen ihm eigenen sehr starken und widrigen Geruch, und endlich durch das wesentliche Kennzeichen, nämlich durch das Naturell; denn er wird nicht leicht, und nie völlig zahm; er wird siech, sobald er seiner Freyheit beraubt ist, und stirbt für Verdruß, wenn man ihm zu lange Zwang anthut. Er beläuft sich nach den von dem Hrn. Grafen v. **Büffon** desfalls angestellten Versuchen, welche ich weiter unten erzählen werde, niemals mit der Hündin; wenn sie einander nicht von Natur zuwider sind, so hägen sie doch wenigstens eine große Gleichgültigkeit gegen einander. Die Fährte der Füchse ist gegen der Hunde ihre leicht zu unterscheiden; denn sie schnüren so gerade, wie der Wolf, weil sie meistentheils traben. Wenn sie aber sacht schleichen, sieht es fast aus, als wenn ihrer zween gewesen wären. Dieses sachte Schleichen aber währt nicht weit, so traben sie schon wieder, und ist die Fährte etwas größer, als von einer recht starken Katze; des Fuchses Tritt aber ist länglich, und er zwingt die Klauen vorn hinaus zusammen.

Untersuchung, ob nicht der Wolf und Fuchs eine Art wilder Hunde sey? steht im 64. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1758.

Unge-

Ungeachtet ihres widrigen Geruches haben die Füchse doch gleich über der Standarte ein Fleckchen Haare, welche, wenn man sie ausrupfet, und daran riechet, einen Geruch wie blaue Veilchen von sich duften, daher es auch die Viole genannt wird.

CASP. BARTHOLINI obs. de cauda vulpina odore violaceo, st. in Tho. *Bartholini* Act. med. & philos. Hafn. Vol. III. S. 32. f.

In Ansehung der Farbe trifft man eine große Verschiedenheit unter den Füchsen an. Die rothen sind die gemeinsten. Bey uns in Deutschland hat man vornämlich 2 Gattungen, nämlich Brand- oder Braunfüchse, und Birk- oder Rothfüchse. Jene sind auf dem Rücken mehr grau als roth, haben aber schwarze Bäuche, eine schwarze Spitze an der Ruthe, und schwarze Läufe, und Ohren, als ob sie versengt wären. Diese sind kleiner als die Brandfüchse, und haben röthere Haare, besonders auf dem Rücken, weiße Bäuche und eine weiße Blume, d. i. einen weißen Fleck unten an der Ruthe.

Der Fuchs hat mit dem Wolfe gleiche Bedürfnisse und gleiche Neigung zum Raube, er hat eben so scharfe Sinnen, mehr Behendigkeit, und das Vermögen, sich schneller zu bewegen; allein die Stärke fehlt ihm, und diese muß er durch Geschicklichkeit, List und Geduld ersetzen, wie er dann für das listigste unter allen vierfüssigen Thieren gehalten wird. Eine der vornehmsten Folgen der Geschicklichkeit, die er vor dem Wolfe voraus hat, besteht darin, daß er sich eine Grube oder Höhle unter der Erde (welche im gem. Leben die Fuchsgrube, die Fuchshöhle, das Fuchsloch, bey den Jägern aber der Fuchsbau, Fr. Renardiére genannt wird) gräbt, welche ihn vor den Beschwerlichkeiten der Witterung schützt, und ihm zugleich zu einem sichern Aufenthalte dient. Es macht aber der Fuchs selten seinen Bau selbst, sondern bemüht sich, einen Dachsbau anzutreffen, den Dachs aber, wenn er ihm gewachsen ist, entweder

weder mit Gewalt auszutreiben; oder wenn er merkt, daß der Dachs ausgegangen ist, legt er seinen Auswurf (Koth, die Losung) häufig vor die lange in der Erde gegrabene Höhle (Röhre.) Wenn nun der Dachs bey seiner Ankunft den Gestank bemerkt, so verläßt er seine Wohnung, worauf der Fuchs dieselbe sogleich bezieht. Oder wenn er des Sommers räudig geworden ist, so durchkriecht er den Dachsbau, und verstänkert solchen allenthalben, welches der Dachs als ein reinliches Thier nicht vertragen kann, sondern verursacht, daß er gern auszieht. Wenn aber der Fuchs keinen Dachsbau findet. und doch sicher seyn will, muß er nothwendig seinen Bau unter einem wurzeligen Baume oder unter einem Steine machen, welches doch nur mit einer Röhre geschieht. Man findet auch öfters in freyen ebenen Kornfeldern Fuchsgruben, welche aber bey den Jägern Fluchtbaue oder Nothbaue heißen, dergleichen aber auch nur von jungen Füchsen, welche von ihren alten vertrieben worden sind, und, sich selbst zu nähren, nirgends hin wissen, auf kurze Zeit geschieht.

Wenn der Fuchs Ursachen findet, seinen Aufenthalt zu verändern, so ist seine erste Sorge, jeden Bau, dessen Lage ihm bequem scheint, insonderheit solche, die vorher von Füchsen bewohnt gewesend sind, zu durchsuchen. Er reinigt sie nach und nach, und setzt sich nirgends eher fest, bis er alle vorräthige Röhren vorher durchkrochen hat. Wird er in dem Baue, den er sich ausgesucht hat, nur im geringsten beunruhiget, so verwechselt er ihn sogleich gegen einen andern. Er kann keine Unruhe nahe an dem Orte dulden, den er zu seinem Aufenthalte gewählt hat.

Mit den Schlangen sollen die Füchse in ihren Höhlen sehr friedlich leben, weil sie wissen, daß sie sonst leicht von ihnen vertrieben werden können; den Raben hingegen, welche ihnen ihre Jungen rauben, sind sie von Natur feind.

Der

Der Fuchs hat weit biegsamere und vollkommnere Werkzeuge der Stimme, als der Wolf. Vom Wolfe hört man nichts, als ein furchtbares Geheul, der Fuchs hingegen klaffet, bellt (Fr. glapir, glapissement,) und giebt einen traurigen Laut von sich, der dem Geschreye des Pfaues gleicht. Er kann die verschiedenen Empfindungen seiner Leidenschaften durch verschiedene Töne ausdrücken. Seine Stimme ist anders, wenn er gejagt wird; anders, wenn er nach etwas strebt, wenn er über etwas unzufrieden ist. Seine Traurigkeit giebt er durch einen kläglich lautenden Ton, und seinen Schmerz durch ein Geschrey zu erkennen, welches er nie erhebt, als wenn ihm durch einen Schuß irgend ein Glied zerschmettert wird; denn sonst wegen einer andern Verwundung schreyt er niemals; und er läßt sich, wie der Wolf, zu tode prügeln, ohne kläglich zu thun, aber dabey wehrt er sich stets muthig. Er versetzt gefährliche Bisse, und beißt so hartnäckig zu, daß man ein Eisen oder einen Stock zu Hülfe nehmen muß, wenn man ihn abzulassen nöthigen will. Sein Klaffen ist eine Art von Gebelle, welches mit gleichen und sehr geschwinde auf einander folgenden Tönen geschieht. Wenn er zu klaffen aufhört, pflegt er stärker und höher anzuschlagen, und alsdann kömmt es mit dem Geschreye des Pfaues überein. Im Winter, besonders wenn Schnee und Reif gefallen ist, giebt er beständig einen Laut von sich, im Sommer hingegen scheint er fast gänzlich stumm zu seyn. Er hat einen sehr festen Schlaf, und man kann sich ihm leicht nähern, ohne daß er aufwachen sollte. Er legt sich krumm wie die Hunde, wenn er schlafen will; aber wenn er bloß ausruhet, so streckt er die Hinterfüße von sich, und bleibt ausgedehnt auf dem Bauche liegen. In solcher Stellung belauert er längs den Hecken die Vögel, welche ihn dermaßen anfeinden, daß sie einander vermittelst eines besondern Geschreyes zu warnen pflegen, sobald sie ihn gewahr werden.

Die

Die Krähen, insonderheit die Amseln, begleiten ihn oben von den Bäumen unter beständiger Wiederholung eines warnenden Geschreyes, und folgen ihm zuweilen bis auf zwey oder dreyhundert Schritte nach.

Der Fuchs weiß nicht nur den vierfüßigen Thieren, als: jungen Rehen und Hasen, auch Hirsch- und Wildkälbern, trefflich aufzulauern, und sie zu seiner Nahrung wegzufangen, sondern auch überhaupt alles Geflügel, welches sich auf der Erde aufhält, entweder mit List oder Gewalt zu erhaschen, und seinen hungerigen Magen damit zu füllen. Er versteht auch die Kunst, die Kramsvögel und Drosseln aus den Sprenkeln und Schlingen zu nehmen, und die Hühnerhäuser in den Dörfern geschwind leer zu machen. Kann er aber zu diesen Delicatessen nicht gelangen, so läßt er sich auch mit Fröschen, Maulwürfen, Feldmäusen, Schnecken, Heimen oder Grillen, Heuschrecken und anderm Ungeziefer begnügen. Er fängt auch die Igel, welche er mit seinen Läufen herum wälzt, und sie zwingt, sich auszustrecken. Er trabt bey Nacht weit und breit in Hölzern und Feldern herum, um seinen Raub zu suchen. Sobald aber der Morgen wieder herbey kömmt, so sucht er das Gehölz, oder im Felde seinen Nothbau, und verbirgt sich den Tag über darin. Er geht auch wohl der Wolfsfährte nach, weil er weiß, daß die Wölfe etwas niederreißen, welches sie nicht aufzehren können. Im Herbste besucht er auch fleißig die Gärten und Weinberge, weil er ein großer Liebhaber von Weintrauben, Obste und Honig ist.

So bald der Fuchs seine Wohnung bestimmt hat, durchkriecht er in kurzer Zeit alle Röhren des Baues, so weit sich derselbe erstreckt; er macht sich die Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt; er spürt das Federvieh aus; merkt sich die Höfe, wo Hunde und andere Bewegungen gehört werden, und diejenigen, auf welchen die Ruhe herrscht; er untersucht die Hecken und bedeckten Oerter, welche im Nothfalle seine Flucht erleichtern könnten. Auf seinen Gängen läßt er sich allzeit durch ein überlegtes Mißtrauen

trauen leiten. Nur selten reißt ihn der Heißhunger hin, einen flüchtigen Raub zu verfolgen. Er kömmt schleichend an die Gegenstände seines Raubes, thut alsdann einen leichten Satz auf dieselben, und auf solche Art bemächtigt er sich ihrer. Wenn er hinlängliche Gewißheit hat, daß in einem Hühnerhofe, wo er Federvieh ausgewittert hat, alles ruhig und still ist, so dringt er hinein, und seine natürliche Geschmeidigkeit ist ihm dazu sehr behilflich. Wird er nicht gestört, so macht er sich die Gelegenheit zu Nuze, um desto mehr Stücke zu würgen. Er schleppt alles, was er umgebracht hat, so lange fort, bis der Anbruch des Tages ihm den Abzug unsicher zu machen scheint. Auf solche Weise häuft er Lebensmittel für viele Tage zusammen. Die Ueberbleibsel verbirgt er sorgfältig, um sie in der Zeit der Noth wieder hervor zu suchen.

Hat sich der Fuchs in einer jagdbaren Gegend angebauet, so muß er seinen Hunger auf andere Art befriedigen. Er durchtrabt die Felder, geht beständig wider den Wind, wittert sich entweder einen Hasen im Lager aus, oder ein Volk Rebhühner, welche in die Furchen aufgefallen sind, und nähert sich ihnen ganz leise. Seine Tritte, die auf der weichen Erde kaum bemerkt werden, verrathen seine Leichtigkeit und den Vorsaz der Ueberraschung. Oft glückt es ihm; zuweilen aber muß er seine Zuflucht zur Geduld nehmen. Er schleicht alsdann an der Seite eines Waldes fort, beobachtet den Gang eines Kaninchens, versteckt sich, erwartet und erhascht es, wenn es ganz sicher zu Baue zu kriechen gedenkt.

Um den Bienen ihr Honig zu rauben, nähert er sich dem Korbe nur. Die bekümmerten Bienen suchen die Frucht ihres Fleißes durch ihren Stachel zu vertheidigen; sie fallen bey Tausenden auf ihn, der Fuchs wälzt sich auf der Erde herum, und erdrückt sie bey Tausenden; dieses wiederhohlt er so oft, bis er das Honig mit Sicherheit nehmen kann.

Ein hungriger Fuchs will einen schüchternen Auerhahn erhaschen. Sein Instinct lehrt ihn, auch ohne Erfahrung, daß dieser Vogel seinen Hunger stille, und daß er ihn anfallen müsse. Aber der Auerhahn, ebenfalls vom Instincte belehrt, kennt die gefährliche Gegenwart eines Fuchses, und erhebt sich in die sichere Luft. Dieses weiß der Fuchs. Würde er blos seinem Triebe folgen, so würde er verschmachten müssen; auch auf einem freyen Felde würde er diesesmal seinen Zweck verfehlen. Aber seine Vernunft kömmt dem blin-

den

den Triebe zu Hilfe. Er sieht um sich, und entdeckt dort einen Baum, hinter diesen schleicht er sich durch einen Umweg. Seine List lehrt ihn, sich eines Gebüsches zu bedienen, hinter welchem er sich dem Vogel ungesehen nähern kann; nun erst folgt er seinem Triebe, und erhascht den Hahn.

Ein Beweis von dem Verstande und der List des Fuchses ist auch die Geschichte, welche dem D. Gahrliep mit seinem zahmen Fuchse begegnet ist. Gahrliep ließ denselben alle Abende an die Kette legen; und dieser ertrug sein Schicksal mit einer mehr als thierischen Großmuth. Er merkte bey einigen angestellten Versuchen, daß sich sein Halsband über den Kopf streifen lasse. Er bediente sich einer so schönen Gelegenheit zur Nachtzeit, und richtete unter den Hühnern und Gänsen der Nachbarn eine seiner Raubbegierde gemäße Niederlage an. Er kehrte jedesmal vor Anbruch des Tages nach Hause, streifte sein Halsband wieder über den Kopf, und reinigte sich dadurch von allem Verdachte der Ausschweifungen. Bey den heftigsten Klagen der Nachbarn schien die Unschuld des Fuchses desto bewährter, weil die Hühner und Gänse des Gahrlieps eine ungestörte Ruhe genossen. Endlich aber wurde der Räuber von einem auflauernden Nachbar ertappt. Der Herr Doctor mußte den Schaden ersetzen, und der Thäter wurde zur Anatomie verdammt.

In Nordamerika haben die Füchse eine sehr lustige Art, die Flußvögel zu jagen. Sie gehen ein wenig in das Wasser, ziehen sich darauf zurück, und machen hunderterley Sprünge am Ufer. Die Enten, Trappen und andere Wasservögel, welche diese Possen belustigen, nähern sich dem Feinde, welcher sich anfänglich ruhig hält, bis er sie nahe genug sieht. Er bewegt nur allein den Schwanz, um sie näher heran zu ziehen; und diese schwachen Thiere gehen in die Falle, so, daß sie sich auch nicht scheuen, auf denselben zu hacken. Alsdann springt der Fuchs darauf, und verfehlt seine Beute nicht. Der P. Charlevoix erzählt, daß man mit ziemlich gutem Erfolge Hunde eben dazu abgerichtet hat; und und eben diese Hunde führen einen harten Krieg wider die Füchse.

Samml. aller Reisebeschreibungen, 17. Band, S. 230.

Der Fuchs soll sich auch seines Schwanzes bedienen, Krebse damit zu fangen, welche das Wollichte gern fachen, und sich daran festhängen, bis er sie mit seinem Schwanze an das Licht zieht.

Die Krähen werden von den Füchsen auf folgende listige Art gefangen. Ein gewisser Mann, sagt Pontoppidan, in seiner Naturgesch. von Norwegen, verwunderte sich, als er sah, daß der Fuchs bey einem Fischerhause herumgieng, und eine Menge Dorschköpfe ordentlich reihenweise vor sich legte. Dem Zuschauer schien dieses Verfahren unbegreiflich. Er nahm aber bald wahr, als der Fuchs sich versteckt hatte, daß eine Krähe kam, ein Stück davon zu holen, und sogleich dem listigen Fuchse zur Beute wurde.

Wenn alle Röhren des Baues mit Fallen besetzt sind, wittert sie der Fuchs gleich aus, bemerkt sie, und setzt sich lieber der Gefahr des grausamsten Hungers aus, als daß er sich darin fangen ließe. Man hat gesehen, daß einige derselben 14 Tage lang auf solche Art hartnäckig in ihrem Baue ausgehalten, und sich nicht eher entschlossen haben, hervorzukommen, bis der übermäßige Hunger ihnen keine andere Wahl mehr übrig ließ, als welchen Todes sie sterben wollten. Die Furcht, welche den Fuchs zurückhält, ist alsdann weder maschinenmäßig, noch unwirksam. Es läßt sich kein Versuch denken, den er nicht anwenden sollte, um sich der Gefahr zu entreißen. So lang er noch Klauen hat, arbeitet er an einem neuen Ausgange, wodurch er den Nachstellungen des Jägers oft entrinnt; und die Liebe zum Leben ist bey ihm ein so starker Naturtrieb, daß er, wenn er im Fuchseisen mit einem Fusse festhängt, ihn oft selbst abbeißt, um sein Leben zu retten. Wenn etwa ein Kaninchen, welches mit ihm zugleich eingesperrt ist, sich in einer Falle gefangen hat, urtheilt sogleich der Fuchs, die Maschine habe ihre Wirkung gethan, und geht hernach ohne Bedenken über die Falle.

Die Füchse haben die Eigenschaft, daß sie den Urin in ihren Schwanz lassen, und die Hunde und andere Thiere, welche sie verfolgen, damit bespritzen, und sich also wider sie vertheidigen. Spritzt etwas von ihrem Urin auf ein Kleid, so muß man solches lange Zeit unter die Erde vergraben, um den Gestank davon zu vertreiben.

Die jezt erwähnte Eigenschaft hat in Cartagena eine viel stärkere Wirkung. Ihr Urin stinkt so häßlich, daß diejenigen, welche hinter ihnen sind, darüber fast von Sinnen kommen; und dieser Gestank ist so heftig und durchdringend, daß man ihn eine Viertelmeile weit von dem Orte, wo er ihn hingelassen hat, empfindet; und auch in einer solchen Entfernung ist der Gestank ganz unerträglich, so lang er dauert, welches etwa eine halbe Stunde beträgt.

Samml. aller Reisebeschreib. 9. B. S. 45.

Wenn der Fuchs von den Flöhen geplagt wird, und dieselben gerne los seyn will, nimmt er einen Büschel Moos, Heu oder etwas dergleichen in die Schnauze, geht alsdann rücklings, doch sehr langsam, und allmählich immer tiefer in das Wasser, damit seine Flöhe Zeit behalten, sich nach und nach an die trocknen Stellen des Halses und Kopfes zu begeben, den er endlich noch allein über dem Wasser behält. Zulezt versammelt er alle seine Feinde in gedachtem Büschel Moos oder Heu. Wenn sie dahinein sich verkrochen haben, läßt er sie mit dem Büschel alle zugleich auf einmal in das Wasser fallen, und kann sodann gereinigt und frey von seiner Plage wieder auf das Land gehen.

Die Zeit, wenn die Füchse sich begatten (ranzen oder rollen) ist der Monat Februarius, da ihrer etliche hinter einander, wie die Hunde einer Füchsin nachtraben. Die Füchsin geht sodann 10 Wochen dick, und wirft (wölft) mehrentheils 4, 5 bis 6 blinde Jungen, gleich einer Hündin. Sie bringt zwar ihre Jungen, welche Anfangs weißgelblich sind, nachgehends aber immer dunkler werden, in den Bauen oder Fluchtröhren auf, sobald sie aber 9 Tage alt, und sehend werden, sich auch Menschen um den Ort ihres Aufenthalts wittern lassen, nimmt sie ihr Gehecke, und trägt es in das Korn, und zwar gern nahe an die Dörfer, weil sie, nebst anderm Geäse, dort am ersten etwas von jungen Hühnern, zur Auferziehung ihrer Jungen, ohne viele Mühe haben kann. Um Jacobi laufen diese

schon mit den Alten aus, und lernen ihre Nahrung selbst suchen.

Im Sommer fällt den Füchsen das Haar aus, und ihr Balg erneuert sich alsdann wieder; daher werden auch Bälge von jungen, oder im Sommer gefangenen Füchsen wenig oder gar nicht geachtet.

Die Füchse lassen sich zwar zahm erziehen, und lernen, wenn man sich Mühe mit ihnen geben will, allerley Künste, z. B. mit ihrem Herrn zu Holze, auf das Feld ꝛc. zu gehen; man muß ihnen aber alsdann in der Jugend kein rohes Fleisch zu fressen geben, und sie scharf bestrafen, wenn sie ungefähr sich an jungem Federviehe vergreifen. Doch hat man auch Beyspiele, daß, wenn sie schon 2 bis 3 Jahre zahm gewesen, sie doch auf den Raub ausgegangen sind, wenn man ihnen nicht recht satt zu fressen gegeben hat, daß also wohl das gemeine Sprichwort wahr bleibt: Der Wolf und Fuchs läßt die Haare wohl abgehen, aber nicht die Tücke. Solche zahm erzogene Füchse sind insonderheit beym Aentenschießen ungemein wohl zu gebrauchen; s. Th. XI, S. 63, f.

Herr Graf von Buffon ließ einige in der Jugend gefangene Füchse erziehen. Weil dieselben einen sehr starken Geruch an sich haben, kann man sie nur an abgelegenen Oertern, in Pferde- oder andern Ställen verwahren, wo man sie folglich selten zu sehen bekömmt; und vielleicht werden sie eben aus dieser Ursache weniger zahm, als der Wolf, welchen man im Hause näher um sich haben kann. So bald die jungen Füchse 3 bis 6 Monate alt wurden, verfolgten sie schon die Aenten und Hähne; daher mußte man sie an Ketten legen. Drey derselben, ein Weibchen und zwo Männchen, ließ er zwey Jahre lang verwahren. Man bemühte sich vergebens, sie mit Hündinnen zur Paarung zu bringen. Ob sie gleich nie Weibchen von ihrer Gattung gesehen hatten, auch eine starke Manzbegierde zu äußern schienen: so konnten sie sich doch nicht überwinden, sich mit einer Hündin jemals einzulassen; sobald aber eine Füchsin zu ihnen gelassen wurde, belegten sie diese, ungeachtet sie an der Kette angeschlossen waren; und diese warf zur gehörigen Zeit wirklich

sich 4 Junge. Eben diese Füchse, welche zur Zeit ihrer Freyheit Enten und Hühner anfielen, rührten keine derselben an, sobald sie an der Kette lagen. Man band oft ein lebendiges Huhn neben sie an, man ließ sie die Nacht über beysammen, man gab ihnen sogar den Tag vorher nichts zu fressen. Allein, so wenig der Hunger, als die bequeme Gelegenheit solchen zu stillen, reizten sie, das Huhn zu berühren, oder die Fesseln, die sie trugen, zu vergessen.

Döbel versichert indessen, daß zahm erzogene Füchse sich auch mit Hunden vermischen. Daubenton zweifelt nicht, man würde eine Art von Hunden erlangen können, die eine größere Aehnlichkeit mit dem Fuchse, als der Wolfshund (Chien-loup) mit dem Wolfe, hätten, wenn man sibirische, oder kleine dänische und isländische mit Wolfshunden belaufen ließe. Von jenen würden die aus dieser Vermischung entstehenden Blendlinge, die dünne grose Schnauze des Fuchses, von diesen eben so langes Haar, und einen so zottigen Schwanz, als der Fuchs hat, bekommen. Es ist auch, wie er meint, sehr glaublich, wenn man den Fuchs den Wäldern und Fluren entrisse, um ihn, wie die Hunde, in Häusern zu erziehen, daß von ihm viele Rasen entstehen möchten, worunter einige gewissen Hunden, sowohl ihrer äußern Leibesbeschaffenheit, als ihrer innern Bildung nach, ähnlich seyn würden.

Hr. Rammelt erzählt im 2. Th. seiner gemeinnütz. Abhandlungen, Halle, 1771, 8. S. 242. ein sympatherisches Mittel, die Hühner vor den Füchsen sicher zu stellen. Ein gewisser Müller, welcher mitten im Walde wohnte, wo die Füchse zu Hause waren, hielt doch viel Hühner, die keinen andern Ausgang, als den Busch hatten; gleichwohl fraß ihm der Fuchs keine. Auf Befragen, er müßte etwas dawider können, gab er zur Antwort: „das Saufen meiner Hühner, welches beständig da steht, „besteht aus eingeweichten Stockfischen, auch wenn ich Stock„fisch koche, brauche ich das Wasser dazu; und dieses ist es, was meine Hühner vor die Füchse sicher stellt.„ Diese konnten kein anders Wasser haben, als das angezeigte; denn der Mühlgraben war so beschaffen, daß kein Huhn dazu kommen konnte. Wer sagt uns nun, ob der Fuchs einen Abscheu vor den Stockfisch habe; ich glaube vielmehr, daß, wenn man ihm solchen hinlegte, er ihn fressen würde. Die Geheimnisse der Natur können wir nicht ergründen.

Ein anderes Mittel, die Füchse von den Hühnerställen abzuhalten, wird im Art. Huhn vorkommen.

Die Füchse werden am gewöhnlichsten, wie die Wölfe, in Gruben, auch mit Netzen, Fallen, und besondern Eisen, welche man Fuchseisen nennt, gefangen, oder mit Hunden aus ihren Bauen gehetzt, und erschlagen, oder geludert, und erschossen, oder auf eben die Art, wie die Hasen, gejagt. An großer Herren Höfen werden sie, nachdem sie eingetrieben worden sind, entweder geprellt, oder mit kleinen Prügeln zu Tode geworfen.

Die Fuchs-Jagd erfodert nicht allein weniger Geräthschaften, als die Wolfsjagd, sondern sie ist auch leichter und annehmlicher. Vor dem Wolfe scheuen sich alle Hunde, die sich mit größter Bereitwilligkeit und Freude zur Fuchsjagd gebrauchen lassen. Denn, ungeachtet der Fuchs einen sehr widrigen Geruch von sich giebt, jagen sie ihn doch oft lieber, als den Hirsch, das Reh oder den Hasen. Man kann ihn mit Dachshunden, Windspielen, und andern auf der Hasenjagd gebräuchlichen Hunden hetzen. Sobald er merkt, daß man ihn verfolgt, so läuft er seinem Lager zu, oder weidmännisch zu reden: er kriecht zu Baue, wohin ihm die krummbeinigen Dachshunde, am leichtesten folgen. Diese Art ist gut, wenn man einen ganzen Wurf Füchse, die Mutter samt den Jungen fangen will. Unterdessen daß dieselbe sich vertheidigt und auf die Schliefer losgeht, sucht man den Fuchsbau oberwärts zu öffnen, und tödtet sie, oder greift sie lebendig vermittelst gewisser Zangen. Weil aber ein solcher Fuchsbau oft in Felsen, unter Baumstämmen, oder bisweilen sehr tief in der Erde sich befindet, so geht dieser Fang nicht allemal nach Wunsch von statten. Die gewöhnlichste, angenehmste und sicherste Art der Fuchsjagd ist diese, wenn man gleich Anfangs den Bau verrammet, die Schützen schußgerecht stellt, und hierauf die Spürhunde nach-

nachschickt. Sobald diese den Fuchs auf der Spur haben, eilt er nach seinem Baue, wo ihn wider sein Vermuthen, der erste Schuß erwartet. Verfehlt man ihn, so nimmt er, auf der schnellsten Flucht, einen grossen Umweg, und sucht hierauf wieder in seinen Bau zu kommen, wo man zum zweitenmale nach ihm schießt. Wenn er nun also den Eingang versperrt findet, entschließt er sich, seine Rettung in der Ferne zu suchen, und nimmt gerade vorwärts die Flucht, in der Absicht, nie wieder zurück zu kommen. Alsdann ist es Zeit, wenn man ihn verfolgen will, die Windspiele auf ihn loszulassen; er wird aber dieselben sehr ermüden, weil er mit Fleiß immer durch die dichtesten Gebüsche flüchtet, wo es den Hunden schwer wird, ihm zu folgen, und weil er, sobald er das freye Feld gewinnt, sehr weit, ohne zu ruhen, fortzulaufen pflegt.

Um die Füchse durch Dachshunde und Netze zu fangen, macht man sich ein Paar Garne von Bindfaden, wie ein Hasengarn, deren Länge so groß seyn muß, daß jedes Garn busenreich 20 Schritt stelle. Wer nun seine eigene Reviere hat, der schlägt vorher zur Sommerszeit Häftel, und stößt auch Forkeln. Auch räumt man, wenn dickes Holz ist, ein wenig ab, damit die Garne gut abfallen, und alles bereit sey, die Garne ganz leicht stellen zu können. Wenn nun im Winter stöberichtes Wetter ist, je mehr es stöbert und schneyet, desto mehr kriechen die Füchse ein. Bey gutem Wetter findet man sie selten in ihren Bauen. In der Ranzzeit kriechen sie zu Paaren, ja wohl 3 oder 4, hinein. Zu gedachten Zeiten wird man also selten vergebens gehen. Man nimmt die beyden Garne, besucht die Baue, und stellt die Garne vorher, als ein Winkeleisen, und dahin, wo die meisten Röhren auswärts gehen, aber ganz stille und ohne Poltern; denn sonst wollen sie nicht heraus, und lassen sich eher antreiben. In der Ecke, wo kein Garn gestellt ist, stellt

man sich mit der Flinte. Man kann auch 4 Garne machen, und den Bau ganz umstellen. Sind die Garne gestellt, so läßt man einen Hund ganz still hinein. Sobald der Hund an den Fuchs kömmt, fährt dieser bald zum Baue hinaus, entweder in die Garne, oder man bewillkommt ihn mit der Flinte.

Eine andere Art des Fanges läßt sich durch Beyhülfe eines scharfen Dachshundes, mit Nutzen, und noch kürzer, folgendermaßen bewerkstelligen. Man belegt die gangbaren Röhren in der Stille mit kleinen viereckigen Decknetzen. Diese sind im Quadrat ungefähr 2½ bis 3 Ellen, von festen doch ganz dünnen Bindfaden, spiegelicht gestrickt. An jeder Ecke des Netzes ist eine kleine Bleykugel, von ½ Loth, befestigt. Denn nun der Hund den Fuchs stark treibt, so fährt derselbe schnell zur Röhre heraus; das nicht befestigte Netz giebt überall nach; je schneller der Fuchs forteilt, desto mehr umschlagen sich die kleinen Kugeln, und die Läufe verwirren sich in dem Netze, daß man sich seiner bald bemächtigt. Auf gleiche Weise läßt sich der Fang bey den wilden Kaninchen anstellen, wenn dieselben von dem Frettchen in dem Baue rege gemacht, und verfolgt werden.

Hrn. L. K. R. v. Schönfeld Landwirthschaft, Lpz. 1773, gr. 8. S. 614.

Man findet auch zuweilen Fuchsbaue in Däumen und Rändern an Teichen und Gräben, wo Wasser in der Nähe zu haben ist, da man alte und junge Füchse ausgießen, und sie solchergestalt ohne Hund aus den Bauen bringen kann, ohne selbige durch Graben zu ruiniren. Fehlt es aber an Wasser, so bleibt nichts übrig, als den Fuchs auszugraben.

Das Graben der Füchse geht nur alsdann von Statten, wenn die Baue nicht in Felsen, oder allzu groß und tief sind. Man läßt einen oder zween gute Hunde hinein. Wenn diese laut werden, schlägt man oben mit einer Hacke derb auf den Boden. Denn, wenn sich der Fuchs etwa in einen Kessel gesetzt hätte, und nicht in eine Röhre zum Ende weichen wollte, wird sich derselbe durch das Schüttern so weit machen,

als

als er kann, und die Hunde bekommen auch mehr Eifer. Man muß sich aber auf den Boden mit den Ohren legen, damit man den Laut der Hunde recht hören könne, und alsdann nicht zu weit vor den Hunden nieder graben. Wie man den Eingang der Röhren von außen beurtheilen kann, so schlägt man alsdann auch so ein, daß es quer über die Röhre komme, und der Einschnitt oder das Loch wird lieber etwas länger, als kürzer, gemacht. Auf solche Art behält man Platz, die Erde heraus zu bringen, und daß man sich auch frey bewegen kann. Man kann solchergestalt den Fuchs lebendig haben, und ihn noch zu Hause in einem Garten oder Hofe hetzen.

Im Monat März und April, bey Gelegenheit der Schnepfenjagden, fügt es sich zuweilen, daß man im Treiben noch eine trächtige Füchsin schießen, und dadurch viele dieser Raubthiere auf einmal vertilgen kann. Haben dieselben aber im April und May schon Junge, so hat man mit möglichster Sorgfalt zu verfahren, und man muß sich auf benachbarte Bäume setzen, um die alte Füchsin auf dem Baue todt zu schießen, welches aber deswegen schwer hält, weil sie gemeiniglich den Bau zu kreisen pflegt, ehe sie sich demselben nähert; und wofern sie eine frische Fährte des Menschen in die Nase bekömmt, bleibt sie davon, und führt in der ersten Nacht ihre Jungen in das dickste Korn, Weizen, auch in den Winterrübsamen, wo sie in kurzem einige Fluchtröhren verfertigt, um ihre Jungen so weit zu erziehen, bis sie dieselben zu dem Raube ausführt, wozu sie noch vor der Kornaerndte geschickt sind, so daß man zur Aerndtezeit diese Baue leer findet. Weil nun ihre List durch Kreisen des Baues den Jäger mehrmals um diesen Fang bringt, so muß man ihnen eine andere entgegen setzen, und sich die Mühe nicht verdießen lassen, ein ziemliches Stück weit bis auf den Bau, auf niedrigen Stelzen zu gehen, da dann öfters die alte Füchsin, welche

ganz

ganz getrost ihren Jungen den Raub zubringt, geschossen werden kann.

Hr v. Schönfeld a. angef. O. S. 614, f.

Man pflegt auch eine Schießhütte auf die Füchse zu machen, welches auf verschiedene Art geschehen kann. Man macht nämlich eine Hütte in die Erde, und zwar in einem Bruche, damit sie fein warm sey. Dieselbe kann 10 Fuß lang, und 8 Fuß breit seyn; sie wird 7 Fuß hoch ausgehöhlet, und oben wieder mit Erde zugedeckt. Die Schußlöcher müssen, wo möglich, gegen Süden angebracht werden, damit der Mondschein gut vorfalle. Sehr gut ist es auch, wenn ein rauschendes Bächlein vor der Hütte fließt; daran wird das Luder gebracht, wozu man gemeiniglich einen gebratenen Häring nimmt. Wenn nun Mondschein oder Schneelicht ist, sezt man sich in die Hütte, und stellt die Füsse, um sie gegen den Frost zu verwahren, in einen Sack voll Häckfel. Wenn es stark friert, so kommen sie fleissig zum Luder, daß man wohl etliche in einer Nacht schießen kann. Es kommen auch zuweilen Wölfe, die man gleich den Füchsen bewillkommen kann.

Es werden auch Hütten auf einem Baume gemacht. Diese sind zwar etwas kälter, es stößt sich aber kein Wind daran, daß der Fuchs etwas vernehmen könnte. Wenn man Heu hinein bringt, und einen Häckfelsack dabey hat, so kann man sich darin auch noch wohl vor dem Froste erhalten.

Ferner werden auch die Füchse auf das Reizen geschossen. Will man auf den Hasenruf reizen, so muß man erst recht rein reizen lernen; und dieses macht man also: Man nimmt den Daumen, und legt den Nagel mit der Hälfte zwischen die Lippen, oder es wird die Spize von einem Zeigefinger zwischen die Lippen, oder auch die Hand an den Mund gehalten, und an den Fingern oder der Hand scharf gezogen, daß es einen Laut geben muß, als wie ein Hase, wenn er gefangen wird. Auch bläst man in die zugemachte Hand, und giebt ebenfalls den Laut des Hasen an. Man hat auch ein Horn,

welches abgedreht ist, und einen Ansatz hat wie ein Hieshorn, und einen guten Finger lang ist; selbiges hält man auch mit einem Ende in der Hand, bläst darauf, und thut die Hand auf und zu. Solche geben unter allen Reizen den stärksten Laut, wie ein Hase, und sind weit zu hören. Ferner reizt man auch mit der Vogelpfeiffe, und wie eine Drossel, wenn sie gefangen wird. Imgleichen spitzt man mit dem Munde, wie eine Maus. Die beschriebenen Arten zu reizen müssen aber rein gemacht werden; denn der Fuchs ist so schlau, daß er es gleich versteht, und er wird eher vom Schützen weg, als zu ihm laufen. Man stellt sich gegen Abend, oder des Morgens mit anbrechendem Tage, an den Ort, wo man meint, daß Füchse heraus oder hinein traben, und reizt dann und wann einmal, aber nicht zu oft. Wenn man ihn aber eher zu sehen bekömmt, ist es desto besser. Reizt man nun, so wird er bald darauf hören; und reizt man noch einmal, so wird er geschwind auf das Reizen loslaufen. Fertig zum Schusse muß man aber vorher seyn, denn er kömmt geschwinder, als man es sich versieht; er wartet aber auch nicht so lange, daß man ihn mit Pulver und Bley bewillkommen kann.

Den Fang der Füchse mit Krähenaugen, kann man nicht eher vornehmen, als wenn es friert; man muß sich aber dabey wohl in Acht nehmen, daß nicht etwa ein guter Hund darüber komme, weil alle blind geborne Thiere von Krähenaugen sterben müssen. Dieser Fang wird folgendermaßen angestellt. Man nimmt Fleisch, und schneidet dünne Scheiben, streuet eine Messerspitze pulverisirte Krähenaugen darauf, und wickelt das Fleisch zusammen; es muß aber so groß werden, als ein Schnellkügelchen; diese Kügelchen legt man hinaus, damit sie zusammen frieren. Hiebey muß man sich aber in Acht nehmen, daß nichts von dem Pulver auswendig daran komme; sonst schmeckt es der Fuchs, und läßt sie liegen. Wenn man nun den Fang vorneh-

nehmen will, kirret man die Füchse auf Plätzen an. Wenn er alsdann nur ein oder zweimal von den Plätzen weggenommen hat, werden die Kügelchen mit Krähenaugen erst an dem Tage, da man sie hinaus legen will, gemacht. Wenn sie steif gefroren sind, bestreicht man sie mit zerlassenem Gänsefett oder Butter, und legt auf 2 oder drey Plätzen 8 bis 9 Stücke von den Fleischkügelchen. Sobald er sie genommen hat, und die Kügelchen im Leibe warm geworden sind, wird ihm so übel, daß er nicht weit laufen kann, sondern crepiren muß. Dieser Fang ist am besten, wenn Schnee liezt, damit man ihn, wenn er die Dosis zu schwach eingenommen hätte, und noch weit gienze, nach und nach ausmachen könne. Sie müssen aber bald gestreift werden, weil ihnen sonst die Haare abgehen.

Von den Maschinen oder Fallen, womit die Füchse in der größten Kälte des Nachts gefangen werden, und welche man Fuchs-Eisen, Fr. Chasse-trape, nennt, giebt es zweyerley Gattungen. Die erste ist das gemeine Strangen-Eisen, welches eine Arbeit der Schlosser oder Zeugschmiede ist, und gemeiniglich für 3 bis 3½ Rthlr. gekauft wird. Dieses ist nunmehr fast allenthalben bekannt; bey und nach dessen Erfindung aber ward es, insonderheit mit der dazu gehörigen Witterung, für ein sonderbares Geheimniß gehalten. Es besteht ein solches Eisen aus 2 stärken, vorn zusammen vernieteten eisernen Bügeln, welche hinten an eine starke krumme Feder geschraubet sind. Zwischen dieser Feder und den Bügeln wird von hinten das Schloß mit den Deckeln und Abzügen, vorn aber die Zugröhre angeschraubet, und alles rein und blank gehalten. Wenn nun der Fuchs auf einen gewissen Plaz gekirrt ist, und sich daselbst fleißig eingefunden hat, daß man also Hoffnung hat, ihn zu fangen, so schmiert man das Eisen mit einer probirten Witterung, trägt es hinaus, und bindet an die Abzüge durch die Röhre an einen

nen härenen Faden den Abbiß. Alsdann werden beyde Bügel mit den Knieen von einander gedrückt, die Abzugdeckel über einander gelegt, und zum Stellen bereitet, zulezt aber allenthalben dünn mit Erde oder Laub überstreuet. Wenn nun der Fuchs kömmt, und den Abbiß anrührt, schlagen beyde Bügel zusammen, und er fängt sich gemeiniglich um den Hals. Er schleppt auch wohl sodann das Eisen, soviel er noch Macht hat, ziemlich weit davon, um entweder dasselbe los zu machen, oder sich zu verbergen. Was aber listige Füchse sind, diese langen lieber mit den Klauen, als mit der Schnauze, nach dem Abbiß, und fangen sich daran, beißen sich aber bald los, laufen auf drey Beinen davon, und pflegen sich doch wieder auszuheilen.

Die Witterung zu dergleichen Eisen ist unterschieden. Einige schmieren die Schuhe mit Pferde- oder Kühmist, binden einen gebratenen Häring mit Bast daran, und schleifen solchen durch die Felder, wo der Fuchs zu traben pflegt. Anstatt des Härings kann man auch die gelbe Materie von Mäuseholz, (Solanum Dulcamara *Linn.*) Campher, Honig, Gänsefett und Zwiebeln, in einem neuen Tiegel mit ungesalzener Butter kreischen lassen, und Schweingrieben oder würflicht zerschnittene Stückchen Brod, darunter röstet, und solches alles in einen Beutel thun. Währender Schleppe muß man alle 100 Schritt eine Griebe fallen lassen. Denn, wenn man sie gar zu überflüssig ausstreuet, so wird der Fuchs geschwind satt. Auf solche Art leitet man ihn bis an den Platz, wo er gekirrt worden ist, welcher mit Kornspreu bestreut seyn muß Das Eisen selbst schmiert man mit Aalraupenwasser, welches in einem neuen Topfe vergraben worden, und mit Johannisöhl vermischt ist, bindet alsdann ein Stückchen Häring an Zitterdraht, und stellt das Eisen auf, welches man wieder dünn bestreuet.

Hr. Gartman, Landjägermeister im Westmanland, hat, zum Luder für den Fuchs, frische Weißfische, besonders Rothaugen oder Stinte, am besten befunden, die der Fuchs gern frißt. Man schneidet einen solchen Fisch, nach seiner Größe in 2 oder 3 Bissen; einen kleinen kann man ganz lassen. Ein Hund frißt selten rohe Fische; und solchergestalt kann man das Fuchseisen sicherer mit Fischen, als mit Fleische, hinlegen.

Den Fuchs dahin zu bekommen, wo man das Eisen legen will, pflückt man, nach eben Desselben Vorschrift, eine Krähe, wärmt sie am Feuer, schmiert sie mit Honig, bindet sie hernach an einen Strick, und schleppt sie auf der Erde, an dem Orte, wo das Eisen hingelegt werden soll, herum. Im Anfange wirft man bey jedem andern oder dritten Schritte 1 oder 2 Stückchen Fische, wo man die Krähe herum schleppt; 30 oder 40 Schritt davon wird jeden zehnten Schritt ein Stückchen geworfen, u. s. w. nachdem man Lust hat, die Krähe weit zu Anlockung des Fuchses herum zu schleppen: wobey man nur dieses zu merken hat, daß die Bissen desto dichter geworfen werden, je näher man dem Eisen ist. Dieses ist zu gebrauchen, so lang noch kein Schnee auf dem Felde liegt. Es hat Derselbe befunden, daß man auf diese Art die geringste Mühe hat, wenn man sich mit Luder versorgt, und es ungefähr 10 oder 12 Schritt von dem Orte, wo das Eisen hinkommen soll, legt, als auch daherum, weil der Fuchs lieber Stückchen, die er zerstreut findet, aufzulesen, als vom Luder, besonders wenn es noch ganz ist, zu fressen pflegt. Wo keine frischen Fische zu haben sind, kann man ein Schaf, eine Ziege, ein Lamm oder ein Kalb nehmen, Stückchen in der Größe eines Taubeneyes schneiden, und für den Fuchs hinwerfen. Der Bissen, er möge Fisch, Fleisch oder gebratenes Brod seyn, muß nicht größer seyn, als eine wälsche Nuß. Man bindet ihn an einen Faden, und er geht einen Querfinger aus der Röhre, der Faden wird in den Haken an das Schloß gebunden.

S. dessen Erinnerungen, wie Fuchseisen zu legen und zu beobachten sind, im 9. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed Akad. d. Wiss. a. d. J. 1747, Hamb. 1753, gr. 8. S. 192—195.

Einige mengen auch unter die Witterungen Tannenknospen, Violenwurzel, die Geburtsgeilen oder Eyerstöcke von einer Füchsin, und etwas von ihrem Fette, lassen alles zusammen kochen, thun es in einen neuen Topf, und decken es fest zu. Aber vor dieser Witterung soll kein Jäger schleppen dürfen, sondern man macht zween Plätze, legt auf den einen das Eisen,

sen, und auf den andern die Bissen Brod, welche in der Witterung geröstet seyn müssen.

Folgende Witterungen sind auch gut. Man nimmt Marum verum ½ Hand voll; rohe Butter, für 1 Groschen; die Nachgeburt von einer Füchsinn; Campher, 2 Erbsen groß; Bibergeil, und Anieß, von jedem für 6 Pfenn. Oder Violenwurzel für 3 Pfenn. Anießöhl für 1 Gr. und Mäuseholz, eine gute Hand voll. Die Zubereitung solcher Witterungen ist folgende. Man nimmt einen neuen Tiegel, siedet ihn mit reinem Wasser aus, läßt ihn wieder trocken werden, nimmt die Butter läßt sie im Tiegel zergehen, aber nicht braun werden, und schäumt sie ab. Von dem Mäuseholze wird vorher die graue Rinde fabtil abgeschabet und weggeworfen, hernach die grüne auch abgeschabet, und in die Butter oder das Fett, nebst den andern Stücken zugleich hinein gethan, außer dem Campher und Wachse, wo man diese mit gebraucht; und alles zusammen mit einem Hölzchen fleißig umgerührt, damit es nicht anbrenne. Wenn nun die Species ein wenig in der Butter oder dem Fette gebraten sind, thut man den Campher hinzu, und läßt es braten, bis es bräunlich zu werden anfängt; nimmt einen reinen Lappen, drückt den Saft heraus, und schabet ein wenig Wachs hinein, damit es etwas steif werde. Will man den Pferdemist darunter haben, wird derselbe, wenn es noch heiß ist, hinein gedrückt. Dieses Gemenge wird alsdann in einem reinen gläsernen oder irdenen Geschirre aufgehoben.

Eine Witterung, welche sich viele Jahre lang aufbehalten läßt, ist folgende. Man nimmt weißes Jungfernwachs, und gestoßene rothe Myrrhen, von jedem 4 Loth; alte ungesalzene Butter, 3 Loth; eine zerschnittene Zwiebel, ½ Quent schwer; und Campher ⅔ Qu. oder 40 Gran. Diese Sachen, der Campher ausgenommen, werden in einem neuen steinernen Topfe gebraten, bis die Zwiebel braun zu werden anfängt; alsdann nimmt man es vom Feuer, thut den Campher hinzu, und seihet es durch ein reines leinenes Tuch. Hierauf läßt man es abkühlen, und macht es zu einem runden Ballen, den man in einer Ochsenblase oder in Leinwand verwahret.

Ein solches Stangen-Eisen, welches auch zum Biber-Fischotter- und Maderfange gebraucht wird, findet man Fig. 812 abgebildet. A 1, ist das aufgestellte Eisen; A 2, wie es zusammen steht. a ist ein breiter Stab Eisen, wie eine Radschiene, von 15 bis 16 Zoll lang, worauf b eine gute

ſtählerne Feder. Vorn auf dem Stabeeiſen ſind zwo Backen, worin die Stangen in einem Wirbel gehen. c, ſind zwo, $1\frac{1}{4}$ Zoll breite, $\frac{1}{2}$ Z. ſtarke, und 15 Z. lange Stangen mit ſpitzigen Zähnen. Ang iſt die Stellung. Unten an dem Stabe befindet ſich ein Haken h, welchen man währendem Stellen über die eine Stange leget, um ſich mit dem Eiſen nicht ſelbſt Schaden zu thun; e ſind runde Stängelchen Eiſen von 3 Zoll, woran die Saite d zum Stellen angemacht wird.

Um einer deutlichern Anweiſung zum Stellen willen, findet man die Stellung beſonders bey B gezeichnet. 2 iſt ein tiefrunder gefeilter Kerb, worin die unterſte Drückſtange, welche quer über die Stange c herüber geht, zu liegen kömmt. 3, iſt ein eiſernes Stängelchen, von $2\frac{1}{2}$ Zoll lang. 4, iſt ein gekröpftes, oder an beyden Enden kurz gebogenes Stängelchen. 5, iſt ein geradeauf ſtehendes Stängelchen, welches unten nach 4 hin kurz gebogen, oben aber einwärts auch nur kurz gebogen iſt, daß es unter dem, 2 Zoll langen, Querſtängelchen 6 tritt. 7, iſt ein geradeauf ſtehendes Stängelchen, worin, nach 6 zu, ein oder zwo Kerben ſind. Oben darin iſt ein Loch, durch welches der Stelldraht gezogen werden kann. Alle dieſe fünf Stängelchen gehen an Wirbeln, wie die daran gezeichneten Ringe zeigen, ſo, daß ſie ſich gar leicht an ſelbigen drehen können, und ſind an einem ſtarken eiſernen Bleche befeſtigt, wie die Proportion der Figur B zeigt. Dieſes Blech iſt an dem eiſernen Stabe a, an der Seite und vorn hinaus, angelöthet. Ferner befindet ſich gegenüber und hinterwärts ein auch an der andern Seite des Stabes angelötheter eiſerner Backen, woran eine eiſerne Stange i an einem Wirbel geht, und quer herüber bis unter 2 reichet.

Die Stellung geſchieht folgendermaßen. Man tritt vorn vor die Stangen auf die Feder, und drückt ſelbige herunter, hat dabey einen Schraubenhaken, ſchraubet ſelbige an, daß ſolcher die Feder hinunter auf den Stab a halte, leget die Stangen aus einander, daß eine die Länge hinaus über der Feder, und die andere vorn hinaus zu liegen komme, nimmt die Stange i von der einen Seite, und leget ſie quer über die eine Stange c bis in die Kerbe 2. Sodann wird die Stange 3 über dieſe Stange i gelegt, die gekröpfte Stange 4 herauf auf 3 gedrückt, und die Stange 5 unter 4, und zugleich oben unter 6 gedrückt, die 6 in der Stellſtange 7 und f in Kerbe eingeleget, eine Drahtſaite an der einen Stange oben an e angemacht, und durch das Stellſtängelchen 7 oder bey f durchgezogen, und an der andern Schlagſtange bey e ſteif angemacht. Wenn das Eiſen

solchergestalt ordentlich liegt, schraubet man den Haken vorn an der Feder wieder ab.

Ein auf die jezt beschriebene gewöhnliche Art verfertigtes Stangeneisen, hat, wegen der daran angebrachten Stellart, die Unvollkommenheit, daß es, wie das ebenfalls zum Fange der Raubthiere gebräuchliche, so genannte Tellereisen, wenn es einige Zeit gestellt liegt, zu fest steht, und bey dem Losgehen ein Thier nicht wohl anders, als spizig an dem Kopfe, treffen kann, daß es demnach gar nicht, oder doch nur ganz spizig, mit dem Kopfe hängen bleiben, und sich also gar leicht wieder heraus ziehen kann. Denn der Faden zum Abziehen ist so angebracht, daß an jeder Stange oben eine Spize 2 bis 3 Zoll lang heraus geht, an welche beyde Spizen dieser Faden straff angezogen wird, welcher hängend auf der Erde liegen, und nicht los gezogen werden würde, daß das Thier, so bald es an diesen stößt, damit das Eisen abzieht. Daß nun auf diese Art das Eisen zu zeitig los schlägt, ehe das Thier weit genug zwischen die Stangen eingegangen ist, wenn es auch zum Abstoßen leicht stände, läßt sich sogleich übersehen, und daraus beweisen, daß man selten etwas fangen kann. Hienächst sind auch die Stangeneisen so gemacht, daß sie, so wenig, als die Tellereisen, recht rein gehalten werden können; und weil man an denselben nur eine Feder anbringen kann, so fehlt es auch oft an der Kraft das gefangene Thier fest genug zu halten. Der bereits angeführte L. K. R. Hr. v. Schönfeld, hat sich die rühmliche Mühe gegeben, durch einige an dieser Maschine angebrachte Veränderungen ihren bisherigen Unvollkommenheiten abzuhelfen. Ehe ich aber dieselben anzeige, muß ich vorher erinnern, daß Hr. v. Schönfeld nicht für gut hält, das Eisen mit Witterung zu bestreichen.

Da sich nach der gedachten gewöhnlichen Stellungsart in den Stangeneisen kein Thier fangen konnte, um von dem Eisen genugsam gehalten zu werden, so suchte Hr. v. Schönfeld zu,

vörderst, die Kraft der Feder zu vermehren, weil man an dem Stangeneisen nicht mehr als eine Feder anbringen kann, welche die beyden Stangen nicht nur zu regieren, sondern auch das gefangene dazwischen geklemmte Thier zu halten hat. Hienächst war derselbe darauf bedacht, die Art der bisherigen Stellung abzuändern, daß davon dem Thiere, außer dem Faden zum Abziehen des Eisens, nichts im Wege blieb, welchen Faden er so einrichtete, daß sich das Thier fangen mußte, wo man es verlangte, nämlich am Halse, an beyden Bügen, oder hinter den Bügen. Dazu fand er einen geschickten Eisenarbeiter, einen Sägeschmied, Namens Heymaier, in Borna, welcher seine Angaben nach Wunsch ausführte, auch eine Art Schneller, welcher von einer ganz schwachen Feder gehalten wird, zu Beförderung des leichten Abziehens, daran anbrachte, dergleichen Stangeneisen bey demselben nunmehr auf Fischotter, Füchse und Marder, gegen Bestellung in unterschiedenen Preisen zu bekommen sind.

Nachdem alles dieses zur Versicherung eines sichers Fanges zu Stande gebracht war, fand Hr. v. Schönfeld doch öfters in der Ausführung, daß diese Thiere, insonderheit der Fuchs und die Fischotter sich vor den Abzugsfaden gescheuet hatten, und um das Eisen herum gegangen waren, wie er auf dem Schnee gewahr wurde, weil die Luft denselben bewegte, indem er niemals straff angezogen werden durfte, damit das Thier vorher weit genug zwischen die Stangen eingehen konnte, ehe sich das Eisen abzog. Hier sahe er sich nun genöthigt, noch die lezte Verbesserung bey Legung des Eisens anzubringen, um der List dieser schlauen Thiere hinlänglich zu begegnen, wie aus der Art, das Eisen zu legen, deutlich erhellen wird.

Wo das Stangeneisen, hauptsächlich auf den Fuchs ins Freye gelegt wird, da erwählet man gern dazu einen Platz in einer Beetfurche, wo diese durch die Querwasserfurche geht, daß das Eisen mit den Stangen und der Feder, welche lezztere unter der rechten Stange niedergedruckt zu liegen kömmt, in der Querwasserfurche lieget. Das aufgestellte Eisen wird so lange, als man mit dessen Einfütterung und Legung zu thun hat, von einem eingehängten Haken gehalten. Damit aber das Thier gar nichts von einem Faden zum Abzuge gewahr werde, wozu es sich nicht einmal eine Grasschmiele gefallen läßt, sondern sich davor scheuet: so leget man hinter das Eisen, so weit man haben will, daß das Thier beym Losgehen des Eisens zwischen den Stangen seyn soll, ein dünnes Bretchen nur von starkem

Schach-

Schachtelholze, das sich jedoch bey dem Auftreten des Thieres nicht biegen darf, welches auf der linken Seite auf der ebenen Erde gerade und feß aufliegt, gegen die rechte Seite nach dem Schloß des Eisens aber allmählig höher von der Erde steigt, in der Schwebe hängt, und von einem Faden gehalten wird, welcher an dem Schneller befestigt ist. Das Eisen sowohl, als das Bretchen, wird mit Erde oder Schnee überdecket, und zwischen den Stangen des Eisens und dem Bretchen derb gemacht, daß alles meistens der langen Beetfurche gleich ist, in welcher der Fuchs auf der Schleppe ankömmt. Ueber das Eisen und das Bretchen, wodurch das Eisen abgezogen wird, schleppet man mit, nicht aber weiter über das Eisen hinaus. Wenn alles fertig ist, wird nunmehr erst der Schneller gestochen, und nach diesem von der Seite der Haken, welcher zur Sicherheit bey dem Aufstellen das Eisen hielt, abgehoben. Man hat Ursache, alle diese Vorsicht genau zu beobachten, weil dergleichen Eisen gar leicht den Arm zerschlagen würde, wenn man sich darin fangen sollte.

Nunmehr wird geschleppet am besten von dem Eisen an so weit, als man für gut findet, das Geschlepp zu machen. Dazu kann entweder nur Hasengescheide, noch besser aber eine gekratene Katze, genommen werden, wobey folgendes genau zu beobachten ist: daß derjenige, welcher schleppet, zuerst seine Schuhsohle stark an dem Geschleppe reibe, auch beym Schnee das Geschlepp so ziehe, daß dadurch seine Fährte oder Tritte wieder verstrichen werden, damit der Fuchs nichts als das Geschlepp gewahr werde. Auf dem Geschleppe bis nahe an das Eisen, kann man gut und stark riechende Brocken mit fallen lassen, als: fett Schweinfleisch und weiße Zwiebeln, in kleine Stückchen, wie Stabelerbsen, geschnitten, in Gänseschmalz gelb gebraten, worunter nach dem Verkühlen etwas pulverisirter Baldrian und Campher gerührt wird. Hat der Fuchs dieses auf dem Geschleppe angenommen, so ist ihm die Nase erfüllt, daß er sodann von dem rein geputzten Eisen nichts gewahr wird, bey welchem, und bey dem Abzugbretchen er eben diesen Geruch findet. Damit aber nicht Krähen, Aelstern und Mäuse sich dem Eisen nahen, so können einige Schritte davon einzelne Krähenfedern und wenige Katzenbeinchen gestreuet werden. Dabey ist noch zu bemerken, daß in solchen Jahren, wo es viel Mäuse giebt, der Fuchs kein Geschleppe noch Brocken annimmt, und alle Mühe zum Fangen umsonst angewendet wird.

No. 4. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1777, S. 32, fgg.

Die zweyte Art eines Fuchseisens, besteht aus zween Bügeln, welche, wenn sie aufgestellet werden, eine Ovalrunde machen. Eine solche Maschine wird, ihrer Figur wegen, ein Schwanen-Hals, und, weil sie in Berlin erfunden worden ist, das Berliner-Eisen, und die Materie, womit ein solches Eisen bestrichen wird, die Berliner Witterung genannt. Wie solche Eisen in ihrer Proportion aussehen, zeigt Fig. 813. Die beste Faßon ist, wenn dieselben quer herüber von einem Bügel zum andern, wo nämlich auf dem Risse 3 und 3 steht, 2 Fuß breit sind: von 4 zu 4, 1 Fuß 9 Zoll; und die Feder von 4 bis 5, 1 Fuß 2 Zoll. Das vornehmste dabey ist dieses, wenn sie tüchtige Federn haben, daß sie fein rasch sind, und aus dem Lager in die Höhe hinauf springen. A 1 ist ein solches aufgestelltes Eisen; A 2, aber ein zusammen geschlagenes. Die Eisen müssen recht rein geputzt, und sauber gehalten werden; auch muß kein Oehl oder Schmiere daran kommen. Wenn dann der Fuchs angehen soll, so thut man dürren Pferdemist in einen Kessel mit reinem Wasser, läßt das Eisen, nachdem man es vorher aus einander genommen hat, wohl darin aussieden, putzt es hernach vollends mit feinem Sande und reinem Wasser ab, säubert alle Schrauben, Gewinde und Löcher, und läßt es endlich vollkommen trocknen. Die Witterung, imgleichen die Brocken oder die Kirrung, welche man hiebey gebraucht, sind eben dieselben, die ich oben, S. 384, f. beschrieben habe.

Was den Fang selbst betrifft, so ist es gut, wenn man die Lager, worin die Eisen zu liegen kommen, einhauet, ehe es zufriert; denn im Froste sind sie nicht allein schwerer zu machen, sondern verursachen auch mehr Unreinigkeit bey dem Eisen herum. Die Lager zumachen, muß man eine kleine Hacke haben, welche auf beyden Seiten Schneiden hat, deren eine in die Länge, und die andere in die Quere stehe, auf die Art wie eine

Zim-

Zimmermannsqueraxt. Das Lager macht man in den Wiesen und Gründen, oder auf freyen Plätzen und alten Lehden, in und zwischen dem Walde. Man spannt das Eisen auf, und stellt es fest, und zwar so, daß die Feder allezeit gegen den Wind liege. Denn, weil der Fuchs gegen den Wind zum Eisen geht, so fängt er sich besser, wenn er vorn gerade zwischen die Bügel, als wenn er in die Quere oder über die Feder kömmt. Weil man nun nicht wissen kann, wo der Wind hergehen wird, wenn man das Eisen gelegt hat, so muß man das Lager dergestalt einhauen, daß die Feder gegen Nordwesten komme. Auch kann man noch ein Lager etliche Schritte davon mit der Feder nach Osten anrichten. Nachdem es auf den Boden abgezeichnet worden ist, hauet man 3 Finger breit eine Rinne in die Erde, und bringt, wo die Feder und die Bügel hinkommen, das Erdreich heraus. Wo das Schloß hinkömmt, muß es fein geräumig und so tief eingehauen seyn, daß das Eisen nicht über den Boden heraus zu sehen sey, und daß es überall gleich tief liege. Kirrungsplätze macht man wenigstens 3, auch wohl 4 bis 6; auf jeden leget man von einem Kirrungsbrocken 2 bis 3 Stückchen, und macht auch an mehrern Orten Plätze, damit sich mehr Füchse dahin gewöhnen. Alsdann schleift man auch vor dem Holze, und von einem Orte der Plätze zum andern. Die Einrichtung des Geschleppes ist oben, S. 389, beschrieben worden. Wenn nun der Fuchs auf die Schleppe kömmt, folgt er selbiger nach, bis an die Plätze, da er denn die daselbst befindlichen Brocken speiset. Man leget auch, ohne wieder zu schleppen, eine oder zwo Nächte wieder etwas hin. Kömmt er nun fleißiger, so leget man gegen Abend das Eisen, da dann an dem Abzuge ein von Zwirn geflochtenes Schnürchen, und an demselben ein Brocken, oder von demjenigen, womit man ihn gekirret hat, etwas seyn muß. Allzu lang muß der Brocken nicht von dem Schlosse heraus seyn. Alsdann

wischt man das Eisen rein ab, und stellt es auf. Hinter dem Abzuge aber muß man entweder was von Holze, oder ein dazu gemachtes rundes kleines Eisen vorstecken, daß es sich im Legen nicht aufziehen kann. Unter den Bügeln auf jeder Seite, wie auch unter der Feder, leget man ein breites Steinchen; dieses giebt beym Losschlagen dem Eisen mehr Kraft, daß es nicht unter sich in den Boden drücken kann. Sodann leget man über das Schloß, und vorn über die Wirbel, auch wohl über die Bügel, reines und weiches Papier, füttert und bedeckt das Eisen überall mit reiner Spreu; vorher aber muß auch auf den Plätzen dergleichen gestreuet gewesen seyn, damit es der Fuchs schon gewohnt sey. Auch nimmt man etwas von Ameisenhaufen, und füttert es damit ein. Auch muß nicht vergessen werden, daß, wenn man das Eisen in das Lager legen will, man ein reines leinenes Läppchen mit der Witterung bestreiche, und sie einreibe. Mit diesem Witterungsläppchen überstreicht man das Eisen um und um, jedoch mäßig; denn kömmt man zu wenig, so geht der Fuchs nicht daran; ist es aber zu stark, so fängt er an, vor dem Eisen zu graben, und bis auf das Eisen: wird er nun dieses gewahr, so geht er dieselbe Nacht nicht an den Brocken, vermerkt Unrath, und geht davon. Wenn aber die Accurateſſe in Acht genommen, und das Eisen ordentlich dem Boden gleich eingefüttert, und alles erst fertig wird, bis auf das Fleckchen, wo man zum Schloß kommen, und dasjenige, was man vorgesteckt hat, subtil heraus ziehen kann, und gemächlich decket; (wie es denn auch nicht schaden kann, wenn man mit einem Reise etwas feine Erde darauf stäubet): so wird der Fuchs, so gut er sich auch in Acht nehmen will, sich doch durch die Niedlichkeit betrogen, und die eiserne Halskrause, ehe er es sich versieht, und kaum den Brocken am Abzuge berührt, am Halse haben, und nicht vermögend seyn, selbige los zu werden. Viele sind noch lebendig,

wenn

wenn man des Morgens hinzu kömmt, und sehen sich gefährlich um, da man sie dann vollends todt schlägt. Wenn Schnee ist, kann man das Eisen auch wohl in den bloßen Schnee legen, ohne das Schloß einzufüttern. Wenn man es aber überall einfüttert, muß man auch mit einem Räthchen ein wenig Schnee darüber stäuben; im Erdreiche aber einzuhauen, ist alsdann nicht nöthig. Käme aber der Fuchs nicht sogleich auf das Eisen, so muß man doch des Morgens allezeit darnach sehen, und mit einem Reise nur den Brocken zudecken, damit die Krähen, Raben, u. d. gl. solches nicht losziehen; des Abends aber muß man das Reis wieder wegnehmen. Sonst ist hiebey noch zu gedenken, daß, neben den Abzugsbrocken, noch ein oder zween dergleichen mit hingeleget werden; und auf den Nebenplätzen müssen gleichfalls Brocken seyn. Einige Füchse sind so listig, daß sie wohl die Nebenplätze wegnehmen, auf das Eisen aber nicht hin wollen. Geschieht solches 1, 2 oder 3 Nächte, so ist es falsch mit dem Eisen; daher nehme man es lieber ein Paar Tage weg, kirre den Fuchs ferner an, und lege es alsdann neben dem ersten Platze, so läßt er sich betrügen. Sie sind auch wohl so behutsam, daß sie den Brocken vom Schnürchen abkäuen; in diesem Falle muß das Eisen nicht zu fest stehen. Auch wollen sie zuweilen an den rechten Brocken sich nicht wagen, sondern nehmen die von der Seite weg, und lassen den rechten liegen; merkt man dieses, so steckt man einen starken Faden durch die Nebenbrocken, und hängt sie an den mittelsten an. Durch fleißige Uebung wird man ihrer Ränke am besten kundig werden. Wenn es verprellte Füchse sind, die wohl an die Plätze gehen, aber nicht auf das Eisen wollen, ob es gleich ordentlich zurecht gemacht ist, so muß man es mit der Witterung verändern. Sollte man aber den Fuchs spüren, und er gienge zwar nach den Plätzen hin, nähme aber den Brocken nicht, so verändert man auch die Kirrung.

Ein sehr oft vorkommender Zufall, welcher den besten Fuchsjäger vielmals um den Fang bringt, ist dieser, daß die Krähen und Aelstern nach ihrer starken Witterung auf dem Platze den Bissen oder Brocken gewahr werden, und das Eisen losziehen wobey sich die Krähe gemeiniglich selbst fängt. Dieses geschieht den Tag über, oder gegen Abend, nachdem der Jäger früh sein Eisen besucht hat. Findet nun der Fuchs diesen bedenklichen Anblick, so ist der ganze Fang vereitelt. Diesem Uebel ist dadurch leicht abzuhelfen, daß man bey Legung des Eisens gleich um den Platz herum einige lange Federn aus den Flügeln der Krähen und Aelstern streuet, welches den Fuchs nicht befremdet, hingegen Krähen und Aelstern sehr mißtrauisch macht, dem Eisen zu nahe zu kommen. Nicht weit davon leget man eine todte Krähe dergestalt, daß diese auf dem Bauche liegt und die Flügel ausspreret, welches die Krähen sehr verabscheuen. Weil es aber außer den Krähen und Aelstern, noch verschiedene andere Thiere giebt, welche eben dergleichen Verdruß erregen: so thut man sehr wohl, zu den Bissen des Abzuges ein Knöchelchen von der gebratenen Katze zu nehmen, mit welcher auch geschleppt wird. Daran geht kein Hund, Wiesel, noch Maus, welche insgesamt sonst gar öfters die Fuchseisen abziehen. Ueberdieß liebt der Fuchs die Katze zu fressen ganz vorzüglich, daher auch, um den Fuchs auf den Platz zu bringen, eine gebratene Katze am besten zum Geschleppe zu nehmen ist, zu welchem Braten man unter freyem Himmel ein Feuer anzumachen pflegt. Dem Fuchse kömmt dieser Brocken auch gar nicht fremd vor, weil er auf dem ganzen Geschleppe die Nase davon angefüllet hat.

Die beste und sicherste Witterung ist, daß man sein Eisen recht rein mit Wasser und Sand scheuert, und mit einem Tuche, worin kein Geruch, auch nicht einmal von Seife, befindlich ist, abreibet, und zur Einfütterung desselben solche Sachen erwählet, die zwar riechen, aber dem Fuchse keinen befremdlichen Geruch beybringen, wozu das beste ist: Geniste von Ameisenhaufen und gedörrte kleingeriebene Pferdeäpfel, welche letztere hauptsächlich dazu nöthig und dienlich sind, nicht nur dem Fuchse die Nase zu füllen, wozu der Geruch von dem Geschleppe schon viel beyträgt, sondern auch besonders, um das Eisen von den Seiten so derb einzufüttern, daß es hart wird, und der Fuchs bey dem Abziehen nichts davon merkt, wenn er von ungefähr auf den harten Bügel des Eisens tritt, welches gar oft erfolgen würde, wenn die Einfütterung aus lauter locke-

rer

rer Spreu beſtände, womit es die meiſten einzufüttern pflegen, in welcher der eiſerne Bügel bey dem Auftreten ſehr fühlbar werden müßte. Dabey iſt aber auch zu beobachten, daß die Bügel nicht zu dick überdecket, folglich bey dem Losſchlagen am Springen nicht verhindert werden; wie dann auch überhaupt bey Legung des Eiſens dahin zu ſehen iſt, daß ſich wenigſtens der Fuchs jederzeit am Halſe fange, wenn ihn nicht das Eiſen auf beyden Bügen faſſet.

Am allerſicherſten iſt der Fang, wenn, nachdem der Fuchs den Platz und die Brocken einige Nächte angenommen hat, wozu man ebenfalls kleine Stückchen Katzenfleiſch gebraucht, man ſodann eine Zeit zur Legung des Eiſens abpaſſen kann, daß es den Tag oder den Abend darauf ſchneyet. Auf dieſe Weiſe wird er am gewiſſeſten berücket, weil er da ganz ſicher iſt, und keine Fährte des Jägers, noch ſonſt etwas veränderliches, gewahr wird, ſondern bloß ſeinem Geruche nachgeht, und den Biſſen zu erlangen ſuchet.

Einige Vortheile für die Verfertiger der Eiſen, zeigt Hr. v. Schönfeld, in ſeiner Landwirthſchaft S. 683, fgg. an.

Die Füchſe in Teller-Eiſen zu fangen, verurſachet wenig Mühe; denn Witterungen gebraucht man hier nicht, außer zu den jungen Füchſen. Wenn man dieſe vor dem Baue fangen will, muß man das Eiſen mit einer der oben angeführten Witterungen verſehen. Die alten Füchſe aber werden vermittelſt dieſes Eiſens auf folgende Art leicht gefangen. Wo Quellen oder Springbrunnen im Walde ſind, welche ablaufen, da nimmt man das Eiſen, und leget es ohne Witterung in die Quelle, daß aber das Waſſer darüber laufe. Auch ſchneidet man ein Stückchen von dem in der Quelle befindlichen dünnen oder mooſigen Graſe aus, ſo groß, daß es über das Eiſen reichet. Iſt dergleichen nicht vorhanden, ſo leget man ein dünnes laubiges Zäckchen, und ſtreuet dürres Laub vor das Zäckchen, daß es das Waſſer nicht wegſchwemme. In die Quelle ſteckt man eine Gabel, hängt etwas von Wild- oder Rehgeſcheide neben das Eiſen, und wirft um die Quelle altes Holz und allerley Reiſig, daß der Fuchs über das Eiſen muß, wenn er zum Geſcheide will. Kömmt er nun nach dem

Ge-

Geſcheide, ſo wird er ſich in das Eiſen fangen. Wenn es hart friert, und er ſich mit dem Eiſen im Waſſer überſchlägt, und naß machet, wird ihm der Pelz bald ſteif frieren, daß er nicht weit laufen kann. Die Füchſe fangen ſich auf ſolche Art recht gut, und es ſind auch diejenigen, welche mit andern Eiſen verprellet worden ſind, doch hierin zu fangen; denn ſie haben gar keine Witterung vom Eiſen, weil ihnen das Waſſer die Witterung benimmt.

Die Füchſe mit Schlag-Bäumen zu fangen, Fig. 814, nimmt man zwey Stücke von einer ſtarken Stange, und macht davon zwo Unterſtangen, 1 und 2, jede 4 Fuß lang, welche nur ſo weit von einander zu liegen kommen, daß noch eine ſolche ſtarke Stange dazwiſchen liegen kann. Dieſe werden feſt angepflöckt, und in die Erde ganz gleich eingegraben, daß nichts davon heraus gehe, weil der Fuchs ſich mehr vor dem, was auf der Erde iſt, als vor der Ober- und Schlagſtange, welche über demſelben, und mit Reiſe verbunden und verwittert iſt, ſcheuet. Die Unterſtangen dienen dazu, daß, wenn ſich etwa ein Fuchs fängt, er recht feſt liege, und ſich nicht in der Erde ausreiben könne. Sie werden auch ſodann gleich todt geſchlagen, und können ſich die Haare von den Bälgen nicht abreiben. Zu den Ober- oder Schlagbäumen wird eine faſt etwas ſtärkere, mit No. 3 bezeichnete, 5 ½ Fuß lange Stange genommen, welche fein gleich ſeyn muß; auch muß in ſelbige kein Hieb oder Hau geſchehen, weil ſie ſonſt zerbricht. No. 4 und 5 ſind zwo ſtarke Stützen mit ſtarken Gabeln, welche neben den beyden vorerwähnten in der Erde liegenden Stangen, 1 und 2, auswendig daran in die Erde feſt eingeſchlagen werden, welche ¾ Elle hoch über der Erde ſtehen, und worauf eine, ¾ Ellen lange, Stange geleget wird. No. 6 iſt das 12 Zoll lange, Querholz; und No. 7 ein von eichenen, Haſeln-, oder andern Wieden, oder auch von

Wach-

Wachholderreise fest geflochtener Kranz. Hinten kommen zwey Pfähle, 8 und 9, so weit die Stellung geht, welche man an diesen hintersten Pfählen anmachet, wohinter, gerade der Fallstange, noch ein breiter Pfahl geschlagen wird, damit dieselbe nicht hinterwärts weichen könne. No 10 ist eine messingene Drahtsaite, welche von den hintersten Pfählen, 8 und 9, bis an die vordersten Stützen, 4 und 5, reichet, woran ein messingener oder eiserner, glatt und rund gefeilter, mit No. 11 bezeichneter, und so weiter Ring ist, daß man mit einem Daumen hinein fahren kann. No. 12 ist ein Schnürchen, welches zwischen den unten in der Erde verborgen liegenden Stangen mit einem Häkchen eingeschlagen ist, und bis an den Ring geht, und denselben niederhält, daß er sich nicht in die Höhe ziehe. No. 13 ist das, 6 Zoll lange, Stellholz, wovon ein härenes Strickchen, 14, bis zu dem Querholze geht. No. 15 ist ein eingeschlagenes Häkchen, woran das Leinchen, an welchem der Ring ist, gebunden wird. No. 16 ist eine Kerbe in der einen vordern Stütze, worein das Stellholz kömmt. Ehe nun dieser Schlagbaum aufgestellet wird, beschwert man den obern Baum, gegen die Mitte, mit einigen Stücken Holz oder Steinen, damit der Fuchs denselben nicht aufheben könne, und verwildert ihn neben her und darüber mit grünen Reisern. Alsdann wird derselbe folgendermaßen aufgestellt. Zuvörderst hauet man sich eine Stütze, und setzt sie unter den Schlagbaum 3, nimmt das Querholz 6, steckt es in den Kranz 7, über die auf Stützen liegende Stange, mit einem Ende kurz von inwendig heraus; an dem andern Ende ist das härene Leinchen, 14, angebunden, an welches in der Mitte das Stellholz, 13, angemacht ist. Dieses Stellholz setzt man in die Kerbe, 16, und steckt den Ring, 11, an das Stellholz, so genau und knapp es immer seyn kann.

Dergleichen Schlagbäume kann man vor allen Bauen, Fluchtröhren, und unter Bäumen, die hohl sind, anbringen, sie auch in Zeiten verfertigen, und den Schlagbaum auf eine Stütze anstellen, damit die Füchse gewohnt werden, darunter aus und ein zu gehen; man läßt sie im Sommer und Winter also stehen, und nimmt die Beschwerung herunter, damit die Bäume nicht krumm werden.

Wenn nun der Fuchs am Balge gut ist, und er bey Regen- oder sonst schlimmem Wetter in den Bau geht, muß man erstlich sehen, ob er hinein gekrochen ist; und wenn dieses geschehen ist, stellt man sodann alle Schlagbäume auf, so wird er sich unfehlbar fangen. Man stellet die Schlagbäume auch an die zwischen den Wiesen fließenden Bächlein. Daselbst muß man sie stark verwildern, und Reis darum werfen, auch auf beyden Seiten Brocken oder Häringsköpfe legen; es müssen aber sodann zwey beysammen gestellet werden. Wer nun ein eigenes Revier hat, kann sich ihrer mit Nutzen bedienen, indem sie über 10 Jahr dauern; und kostet weiter nichts, als daß man sich die Mühe mache, und die Beschwerung, wenn man keine Füchse fangen will, herab nehme, damit die Schlagbäume nicht krumm werden. Den fernern Gebrauch dieser Schlagbäume werde ich bey dem Fuchsgarten, wovon ich sogleich handeln werde, zeigen.

Vom Fangen der Füchse in Schneller-Fallen oder Selbst-Geschoß, s. den Art. Selbst-Geschoß.

Einen Fuchs-Behälter, oder Fuchs-Zwinger, nennt man einen umzäunten oder sonst wohl verwahrten Ort, zu Aufbehaltung der Füchse. Wenn die Herrschaften in ihren Landen durch die Forstbedienten, auf den angestellten Jagden im Herbste, da die Bälge am besten sind, Füchse lebendig einfangen, und dieselben, zu besserer Verwahrung, in die Fuchskasten, wovon ich weiter unten sprechen werde, einstecken lassen; so werden sie meisten-

meistentheils in ihren Residenzen auf den Jägerhof abgeliefert, und in einem wohlverwahrten Zwinger gelassen, daselbst aufbehalten und gefüttert, bis etwa ein Fuchsprellen gehalten werden soll, da sie wieder eingefangen, nach dem verlangten Orte geliefert, und daselbst so viel, als jederzeit auf einmal zu prellen verlangt wird, ausgelassen werden, um der Herrschaft ein Vergnügen zu machen.

Da aber nicht alle Jagdreviere einander gleich sind, so könnte mancher im Herbste durch alle und jede seine Feldbüsche und Brüche mit Hasennetzen umstellen, und die Füchse einfangen lassen, die Füchsinnen aber, zumal im December und Januar, da sie bald läufig werden, ganz allein besonders verwahren. Wer keinen eigenen Zwinger hätte, könnte die Füchse in einen Ziegelofen thun, welcher aber eine ziemliche Höhe, Weite und Breite haben, und mit starken Mauern verwahrt seyn müßte. In die Brandlöcher zur Seite, wo die Ziegelstreicher das Holz einzuschieben pflegen, müssen von starken eichenen oder kiefernen Spundbretern, welche 9 Ellen in die Länge haben, Fuchskasten geschoben, und die Vorschieber offen gelassen, das übrige aber fest vermauert werden, damit die Kasten halten, und die Füchsinnen aus dem Ofen hinein kriechen können. Man muß aber auch nicht vergessen, ihnen in solchem Behältnisse ihren Fraß zu geben; und kann ihnen der Schäfer schon wöchentlich ein verdorbenes Schaf hinein werfen.

In Hoffnung darauf, da die Füchse zu rollen pflegen, kann man einen artigen Fang damit vornehmen. Man befestigt eine läufige Füchsinn an eine Kette, woran ein Wirbel ist, und schließt sie, wie einen Hund in einem Bruche an einen Baum. Noch besser aber ist es, wenn man dieses mit etlichen zugleich vornimmt. Hierauf werden sich die Füchse haufenweise einstelle, und mit den Füchsinnen erlustigen. Will man nun davon profitiren, so verlappet man gedachten Bruch oder Morast mit doppelten Federlappen, und umstellet ihn mit leinenen Zeu-

gen

gen oder Hasennetzen: so kann man eine einträgliche Jagd halten. Man muß sich hiebey verwundern, daß der Fuchs nicht die Federn bey lebendigem Geflügel, sondern nur, wenn solche an Schnüre geknüpft sind, scheuet; welches vermuthlich daher rührt, weil diese Lappen öfters durch der Menschen Hände gegangen sind, und also durch die Witterung des Menschen ihnen zuwider werden, so daß er als eines der behutsamsten Thiere sich alsdann in Acht nimmt, und nicht gern darüber gehet.

Ein Fuchs-Garten ist eine Art von einem Wildgarten, oder eine zum Fuchsfange dienliche Umzäunung. Hiezu erwählet man im Walde ein Dickicht und junges Gehau, von 100 Ellen im Quadrat, so, daß dieser Platz auf allen Seiten 100 Ellen habe, umgiebt ihn mit einem, $2\frac{1}{2}$ Ellen hohen, Zaune, leget darauf gute tüchtige Dornbünde in die Quer und Länge, damit er recht verwildert aussehe, und macht an zwo Seiten einen Thorweg einander gegen über. Zu dem einen Thorwege schleppet man das Luder, welches man vorher im Walde abdecken lassen, und eine ziemliche Strecke herum geschleift hat, bis auf die Mitte hinein, läßt es daselbst liegen, und begiebt sich zum andern Thorwege wieder hinaus. In dem Zaune auf den andern beyden Seiten, werden in jeder Seite fünf Löcher gelassen, welche $\frac{1}{4}$ Elle hoch sind; unten aber werden die Löcher entweder $\frac{1}{2}$ Elle hoch verzäunet, oder Stücke Holz daselbst hinein geleget, damit die Füchse darüber steigen, und eher an den Draht streichen müssen. Vor diese Löcher werden nun die kurz vorher beschriebenen Schlagbäume, welche jedoch etwas höher, als daselbst angegeben ist, seyn können, $\frac{3}{4}$ Elle weit vom Zaune gestellet. Jedoch muß der Schlagbaum gleich dem Zaune, welcher oben auch geflochten seyn muß, oben dicht über das Loch gestellet und gleichsam vom Zaune verdecket werden, damit er nicht sogleich in das Gesicht falle; denn sonst möchte der Fuchs, wenn er ihn erblickte, nicht in den Schlag gehen, sondern wieder umkehren. Der Zaun

von

von unten her ist deswegen verordnet, daß der Fuchs bey offenem Wetter sich bemühen müsse, darüber zu steigen, und damit auch die Löcher bey Schnee noch hoch genug bleiben. Wenn man nun die Schlagbäume aufstellt und täglich besuchet, so wird sich der Nutzen von selbst zeigen.

Dem ersten Anblicke nach möchte zwar ein solcher Garten vielen zu kostbar und weitläuftig scheinen; allein, wenn man ihn nur recht betrachten, sowohl dessen Nutzen, als Bequemlichkeit, wenn er einmal in Stand gesetzt ist, erwegen, und bedenken will, daß man auf diese Art die Füchse über eine Meile, und noch weiter, durch das Luder herein bringen könne: so wird man finden, daß er vornämlich in großen Waldungen und Gehölzen von besonderer Nutz- und Schätzbarkeit sey, und die darauf verwandten Kosten doppelt und vielfach wieder einbringe. Es kostet auch die Erhaltung desselben sehr wenig. Denn man darf ihn nur gut mit Dornen, oder, in deren Ermangelung, mit andern Reisbünden wohl bedeckt erhalten, damit der Zaun trocken stehe, und, wo er schadhaft wird, ausbessern.

Um auch einige Arten, wie die Füchse bey fremden Völkern gefangen werden, anzuführen: so machen z. B. die Grönländer, nach Cranzens Bericht, Fallen, die wie ein Häuschen von Steinen aufgebauet sind, worin ein Stück Fleisch an einem Stecken hängt, welcher vermittelst eines Riemen, so bald der Fuchs daran rühret, einen breiten Stein vor dem Eingange niederfallen läßt. Andere machen Schlingen von Fischbein, die sie über ein mit Häring angefülltes Loch im Schnee legen, und in einer Hütte von Schnee sitzend zuziehen. Man fängt sie in Grönland auch in einer Art von Wolfsgruben, die in den Schnee gegraben, rings herum platt gemacht, und oben mit Häringen beleget sind. Die Grönländer finden bey dem Fuchsfange einen doppelten Gewinn; denn sie verkaufen die Bälge, vornämlich wenn es blaue sind, sehr theuer, und essen das Fleisch lieber, als Hasen.

Die Kamtschadalen an dem südlichen Vorgebirge, verstehen die Kunst, die Füchse mit Garnen zu fangen. Mitten durch ein aus den Barthaaren der Wallfische gemachtes Garn, stoßen sie einen Pfahl, an den sie eine lebendige Schwalbe anbinden. Der Jäger verbirgt sich mit einem Stricke, der durch die Ringelchen des Garnes gezogen ist, in eine Grube. Wenn nun der Fuchs die Schwalbe anfallen will, zieht der Jäger den Strick, und das Thier ist gefangen. Ohne Zweifel treibt es der Hunger in diese Falle; denn sonst sind dergleichen Nachstellungen für das listigste Thier ziemlich grob. Uebrigens waren ehemals die Füchse bey den Kamtschadalen so gemein oder so verhungert, daß sie zu ihnen kamen, mit aus ihren Hundetrögen fraßen, und sich mit Stockschlägen tödten ließen.

Samml. aller Reisebeschreib 20. B. S. 264.

In Island findet man schwarze, blaue, rothe und weisse Füchse. Um diese Thiere desto leichter zu fangen, legen die Einwohner ein todtes Schaf oder Pferd in das freye Feld, welches sehr weit einen starken Geruch verbreitet. Die durch den Geruch herbey gelockten Füchse versammeln sich um das Aaß, bey welchem der Jäger eine Hütte so anzubringen weiß, daß er daraus sehen kann, ohne gesehen zu werden, und daß er aus derselben auf jeden Flintenschuß 4 bis 5 Füchse erlegen kann.

Tremarek Reisebeschreib. s. Berl. Samml. 7. Band, S. 151, f.

Nach dem Berichte der neuesten Mannigfaltigk. 1 Jahrg. S. 200, fangen die Isländer die Füchse folgendermaßen. Wenn eine Fuchshöhle gefunden ist, bestellt man einen Schützen, der sich daben eine Hütte bauet, um sich darin zu verbergen. Er sucht besonders das Männchen zu ertappen. Ist der Fuchs in der Höhle, so kömmt weder er, noch die Jungen hervor, ehe die Hungersnoth sie zwingt, einen Ausfall zu wagen, und noch weniger kömmt er hervor, wenn er die Nachstellung merkt. Der Schütze sucht alsdann die Jungen, theils durch Lockspeisen, theils durch Eröffnung der Höhle, zu erhalten; einen davon behält er lebendig bey sich, und kneipt ihn so lange, bis er schreyet, da sich denn sogleich der alte Fuchs, aus natürlichem

Trie-

Triebe, nähert. Wenn der alte Fuchs in der Höhle eingeschlossen ist, zündet man Moos und Kraut in der Oeffnung der Höhle an, daß der Rauch einzieht. Die Jungen ersticken bald, die Alten aber nicht so geschwinde. Oft muß der Schütze 3 bis 4 Tage bey der Höhle warten.

Hr. Georgi in der ersten Ausgabe seiner Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, St. Petersb. 1776, gr. 4. erzählt, daß die Ostiaken, wenn sie des Sommers junge Füchse antreffen, dieselben in die Jurten (Hütten) nehmen, mit dem Abgange von Fischen füttern, und ihnen endlich für das Kostgeld die Pelze ausziehen. Sie sind wegen dieser Thiere so sorgfältig, daß die Weiber die ganz jungen an den Brüsten ernähren. Weil magere Füchse bessere Bälge als fette haben, zerbrechen sie den Thieren vor dem Erwürgen ein Bein, damit sie vor Schmerzen wenig fressen mögen.

Einen lebendig gefangenen Fuchs von einem Orte zum andern zu führen, bedient man sich eines Behältnisses, welches der Fuchs-Kasten genannt wird. Es wird derselbe 1 Elle lang, und $\frac{1}{2}$ Elle breit und hoch, von starken eichenen Bretern gemacht, die Luftlöcher werden mit Eisenblech wohl beschlagen. Der Fraß und das nöthige Wasser wird ihm von außen eingeschüttet.

Das Fuchs-Prellen, Fr. berner des renards, nennet man, wenn die Füchse mit einem starken Tuche, welches die Prelle genannt wird, oder mit langen, von zwo oder mehrern Personen gehaltenen Netzen, (welche daher Prell-Netze heißen) darüber sie weg passiren müssen, in die Höhe geschnellt (geschupft,) und einige Ellen hoch in die Luft geschleudert werden, dergleichen Art von Jagdlustbarkeit insonderheit an großer Herren Höfen, bey verschiedenen Solennitäten, üblich ist. S. Fig. 815.

Wenn von der Landesherrschaft dergleichen beschlossen worden ist, so wird von dem Oberjägermeister, als Directeur der ganzen Jägerey, an die Oberförster und Wildmeister Befehl ertheilet, daß sie allenthalben die Füchse lebendig in Netze einfan-

gen, und in Kasten nach der Residenz auf den Jägerhof liefern sollen. Sie werden alsdann in einen wohlverwahrten Zwinger beysammen ausgelassen, und mit angeschafftem Futter von dem Kassier gefüttert. Bisweilen müssen auch von den Forstbedienten auf eben diese Art lebendige Hasen, Dachse, Biber, Fischottern, wilde Katzen, Marder, Iltisse u. d. gl. geliefert werden. Es ist auch wohl ein jeder Oberförster oder Wildmeister, der ein wenig Ambition hat, bedacht, daß er die Thiere lebendig einfangen möge. Bisweilen werden auch Jährlinge, Frischlinge und Bachen, auf Befehl mit eingefangen, welches aber verschwiegen werden muß. Diese Thiere werden alsdann in Kasten auf den bestimmten Platz gebracht. Dieser wird mit Tüchern umher, insonderheit an der Erde, dicht befestiget, damit die Füchse nicht unten hinaus kommen, und Verdruß erregen. Sie werden auch auf den mit Gras bewachsenen Jägerhof gebracht, da es nicht nöthig ist, Tücher zu stellen. Sollte aber die Herrschaft unpäßlich, oder die Gemahlin in den Wochen seyn, so wird das Prellen auf dem Schloßplatze vorgenommen, und die Herrschaften sehen aus ihren Zimmern mit Vergnügen zu, ergötzen sich an den Luftsprüngen und Capriolen der Hasen und Füchse, an dem Umfallen der Cavaliere und Damen, zumal wenn die in heimlichen Kasten verborgenen Säue unter sie gelassen werden, da es bey den geordneten Reihen und Gliedern eine ziemliche Verwirrung erweckt, und ein großes Gelächter verursachet. Der Platz muß wenigstens eine Viertelelle hoch mit Sande bedecket und gleich geharket seyn, damit die Lust desto länger dauern, und die Voltigiersprünge der Füchse und Hasen desto lebhafter und öfter gesehen werden mögen; denn sonst würde die Lust sich bald endigen, wenn die armen Thiere bey dem Herunterfallen den Kopf an die Steine schlügen, oder den Rückgrath, das Kreuz, oder die Läufe zerbrächen. Erscheinen nun an dem bestimmten Tage die Cavallier und Damen in grüner Kleidung bey Hofe, so werden sie an ihre Stellen angewiesen, daß also wechselsweise ein Cavallier und eine Dame einander gegen über vor sich haben, welcher mit ihr den Fuchs mit den hiezu gehörigen Tüchern oder Netzen aufzieht und prellet.

Die Prellen können auf zweyerley Art verfertiget werden. Erstlich macht man solche von Gurten, wie an den Sätteln, zu Bauchgurten genommen werden; sie müssen aber eine starke Hand breit, und 9 bis 10 Ellen lang seyn. An beyden Enden wird ein Knebel gemacht, woran man mit beyden Händen an-

anfassen kann. Ferner werden dergleichen auch von Leinen gemacht, die einen Finger dick, und 10 bis 12 Ellen lang sind. Hiezu kommen hölzerne Knebel, in welchen 4 Löcher, jedes 4 Zoll von einander, sind. Dadurch werden die Leinen gezogen, und mit einem halben Knoten geknüpft. Die Knebel kommen auch 1½ Elle weit aus einander; an beyden Enden aber werden zwey Knebel angemacht, da man an beyden Seiten angreifen kann, wie es sich denn auch mit diesen besser, als mit denen von Gurten, prellen läßt.

Nachdem sich nun die Cavaliere und Damen dabey eingefunden haben, werden 3, 4 oder mehr Reihen formiret, und sind also 2 bis 3 Gassen zu sehen. Auf Befehl der Herrschaft werden die Kasten der Füchse und Hasen zuerst geöffnet, daß alles durch einander die Gassen passiret. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden die Säue heraus gelassen, und diese machen sodan bey den Damen unter ihrer langen Kleidung einen unbeschreiblichen Rumor.

Solcher Gestalt ist das Fuchsprellen ein ausnehmendes Plaisir, besonders wenn sich die zwey, welche mit einander prellen, recht verstehen, un zugleich rücken, da sie alsdann den Fuchs 6 bis 8 Ellen in die Höhe bringen. Rücken sie aber nicht in einem Tempo, so überschlagen sie dieselben nur, daß sie von einer Prelle auf die andere kommen. Hienächst ist dieses Fuchsprellen auch eine vollkommene Leibesbewegung. Es gehört aber sowohl Force, als Geschicklichkeit, dazu. Wer mit dem Prellen die Vortheile nicht recht in Acht nimmt, kann von dem andern umgerückt werden, oder sich doch verrenken.

Die Solennitäten eines von dem Herzoge in Braunschweig Ludewig Rudolph, 1724, in Blankenburg gehaltenen Fuchsprellens, beschreibt Döbel, im 2. Th. seiner Jägerpractica, S. 74, f.

Die Fuchs-Bälge, Fr. Peau de renard, sind in den Herbst- und Wintermonaten, bis im Februar, gut, im Frühlinge aber verhären sie sich, und werden fast ganz kahl; auch werden sie alsdann gern räudig, womit sie auch manchen Dachs aus ihren Bauen vertreiben; doch curiren sie sich wieder recht gut aus.

Die Füchse verändern in den verschiedenen Himmelsgegenden ihr Haar so sehr, daß man sie, bereits erwähntermaßen, von allerley Farben antrifft: schwarze, blaue,

graue, eisenfarbige, silbergraue, weiße, weiße mit schwarzem Kopfe, weiße mit einer schwarzen Schwanzspitze (Blume,) kreuzweise gestreifte, rothe u. s. w. Die schwarzen sind unter allen Füchsen die seltensten, und nach dem Zobel das kostbarste Pelzwerk. Oft bezahlt man einen solchen Balg mit 40 bis 50 Thalern. Das Haar daran ist so fein und lang, daß es auf einer Seite, auf welcher man will, herab hängt, dergestalt, daß, wenn man den Balg bey dem Schwanze in die Höhe nimmt, das Haar neben den Ohren herab fällt. Sie wohnen auf Spitzbergen, Grönland, Lappland, Canada. Die Haare haben bey ihrer Schwärze einen schönen Glanz. Man setzt aus diesem Pelzwerke Unterfutter und Aufschläge zusammen. Die weißen Füchse, welche man sonderlich in Spanien, Rußland und andern nördlichen Ländern findet, sind den Kaninchen nicht ungleich, verlieren aber gern ihr Haar. Die Haare sind gut, aber ein wenig grob. Mit diesen Bälgen werden gemeiniglich die ungarischen Pelze gefüttert. Die blauen Füchse fallen in das Graublaue. Es macht sie ihre Seltenheit angenehm. Man erhandelt sie über Frankreich und England. Ihr Haar spiegelt einen guten Glanz, und man macht davon Pelze und Aufschläge für das Frauenzimmer. Die grauen Füchse kommen aus Dänemark. Die Haare des Rückens spiegeln eine Silberfarbe. Man wendet diese Bälge zu Müffen und Mützen an.

Einige Meilen von Tumeen, am Flusse Tura, in der russischen Tatarey, ist ein Gehölz, Heetkoiwollock genannt, worin sich eine Art grauer Füchse befindet, deren Farbe sich im Winter nicht, wie an den andern, verändert. Diese Füchse sind noch einmal so stark, als die ordentlichen; sie haben ein sehr dichtes Leder, und einen so schönen Balg, daß er für eine der kostbarsten Rauchwaaren geachtet wird. Weil aber dieses Pelzwerk nur an diesem einzigen Orte in Rußland gefunden wird: so ist es unter hoher Strafe verboten, damit zu handeln, und es außer Landes zu verführen, indem es einzig und

allein

allein zum Gebrauche des Hofes bestimmt ist. Sonst hat auch dieses Thier die besondere Eigenschaft an sich, daß, wenn es im Walde irgend einen Fuchs findet, der nicht von seiner Gattung ist, es ihn tödtet und auffrißt.

Die mit einem Kreuze gezeichneten, oder so genannten Kreuz-Füchse, haben, von dem Maule an, über den Kopf, Rücken und Schwanz, einen gleich schwarzen Streif oder Strich, welchen ein anderer, der von den Schultern und Vorderläufen herauf kömmt, durchkreuzt. Diese werden den gemeinen rothen vorgezogen, sind auch größer und dicker an Haaren. Es giebt auch rothe Füchse mit einem gelben Kreuze auf dem Rücken. Ihr Vaterland ist das äußerste Norden. Den Balg der Kreuzfüchse wendet man zu Mannsmüffen, zum Kleiderfutter, und zu Aufschlägen an. Die braunen oder Brandfüchse sind aus braunen und grauen Haaren gemischt, und werden auch nicht geringe geachtet. Die gemeinen rothen Füchse, mit einer weißen Schwanzspitze, bekommen wir meistentheils aus Polen. Man gebraucht sie zum Aufschlage und Kleiderfutter. Die bleichen Kehlen werden zum Aufschlage für unsere Husarenofficiere heraus geschnitten. Der Rücken und die Seiten dienen zum Futter.

Die schönsten Fuchsbälge werden von den Lappländern an die Russen, Schweden und Dänen geliefert, von welchen sie die Engländer, Holländer und Hamburger kaufen, und gegen andere Waaren, die sie ihnen aus ihren Ländern zuführen, eintauschen, und sie hernach an die Franzosen und andere Nationen in Europa und Asien, welche dergleichen gebrauchen, wieder verkaufen. Sonst liefern auch Natolien, Armenien und die kleine Tatarey, eine Menge Fuchsbälge, worunter die, welche von Asoph, Caffa und der Krimm kommen, für die schönsten geachtet werden. Es werden ihrer viele davon nach Constantinopel, und an einige andere Oerter in Europa geschicket; die aber von selbigen für Frank-

reich bestimmt sind, kommen, ob zwar nicht gar häufig, gemeiniglich über Marseille.

In Verlassenschaften gehören die Fuchs-Pelze nicht zum Heergeräthe, es wäre denn des Erblassers bestes Kleid damit gefüttert; sie sind auch, gleich anderm Pelzwerke, nur alsdann Gerade, wenn sie zu weiblichen Habiten wirklich getragen oder dazu zugeschnitten worden sind.

Von den schönsten Fuchsschwänzen macht man eine Art von Halskragen, die im Winter, wenn man über Land zu reisen hat, gute Dienste thun. Die schlechtern werden gebrauchet, um damit den Staub von Gemälden und anderm kostbaren Hausrathe wegzunehmen, da man sie an das Ende eines Stieles, nach Art eines Flederwisches, anbindet. Bey Verfertigung des vergoldeten und versilberten Leders, nimmt der Arbeiter, wenn die Haut mit Silberblättern bedeckt ist, einen Fuchsschwanz, und macht davon einen Bausch, womit er die Blätter tüpfet; indem er sie drückt, und darauf etlichemal gelinde aufstößt; auf solche Art bringt er sie an den Leim, damit sie sich an die Flächen recht genau anlegen; nacher reibt er mit eben diesem Fuchsschwanze die Haut auf allen Seiten ganz leicht oben hin, ohne sie zu drücken, um dadurch das nicht aufgeleimte Silber, und dasjenige, was zu viel ist, wegzunehmen. Endlich bedient man sich des Fuchsschwanzes auch bey dem Meisenfange, wie ich im Art. Meise zeigen werde.

Das Fleisch des Fuchses ist nicht so schlimm, als des Wolfes; die Hunde fressen es. Ja, es wird sogar in manchen Ländern von den gemeinen Leuten gegessen, vornämlich im Herbste, wenn der Fuchs sich mit Weintrauben gemästet hat. Bey den Grönländern, Tunguſen und Lappländern, ist der Genuß dieses Fleisches nichts ungewöhnliches. Fuchs-Würste dienen bey den Jägern bloß zum Spaß, und werden folgendergestalt gemacht. Man nimmt die Därme von einem Fuchse, nebst dessen Herz, Lungen und Leber, mit

mit vermengtem Salz, Kümmel, Ingber, Pfeffer, und etwas von zahmem Fleisch, hacket dieses alles unter einander, läßt es kochen, und füllet es in einen Fuchsdarm. Hat nun Jemand eine solche Wurst verzehrt, so wird er ausgelacht, die Jäger blasen die Hieshörner, und bellen dazu, wie die Hunde und Füchse.

In den Apotheken führte man sonst, aber zum Glück jezt nur sparsam oder gar nicht, das Fett oder Schmalz, die Lungen, Leber, Milz, das Blut, den ganzen Fuchs, das Fuchsöhl, den Fuchskoth, die bereiteten Zungen, u. s. w.

Das Blut von dem Fuchse, wird wider die Nieren- und Blasenschmerzen, das Fett aber in Contracturen, in der Epilepsie der Kinder, in Krampfbeschwerden und Ohrenschmerzen, wie auch Heilung der Wunden, und bey erfrornen Gliedern, damit geschmiert, gebraucht. Die Lungen von einem jungen oder mittelmäßigen Fuchse, werden in den Apotheken mit verschiedenen andern Stücken versezt, und gegen das Keichen, den Husten, die Lungensucht und allerley Brustbeschwerden, verordnet. Die Lungen werden, zu diesem Behuf, von den Materialisten geführet, und können, wenn sie mit laulichem Wein von ihrem Blute gereinigt, und in Pfeffer oder Wermuth gelegt worden sind, lange Zeit vor Würmern bewahret werden. Die Lunge, wenn man die Gurgel davon wegthut, sodann Malvasier warm machet, über die Lungen schüttet, und sie daraus abwäscht, hernach dieselben hinter dem Ofen an der Wärme allmählich trocknen läßt, und also aufhängt oder hinleget, und gestoßenen Wermuth dabey streuet, damit sie sich desto länger halten, sollen den Lungensüchtigen, imgleichen denen, welche einen schweren Athem haben und fast keichen, wenn man nämlich 1 Quent derselben, gestoßen, des Morgens nüchtern mit Ehrenpreis- oder Wegewartwasser einnimmt, gut seyn. Man stößt sie auch, bindet sie in ein Tüchlein, thut sie in Wein, und trinkt davon. Von der Lunge wird auch in den Apotheken eine Latwerge bereitet, welche man Fuchs-Lungensaft, L. Looch de pulmone vulpis, Fr. Looch de poumons de renard, nennet. Die Leber soll ebenfalls, wie die Lunge, für die Schwindsucht dienlich seyn. Der Koth oder Mist in Essig geweicht, und die grindige Haut damit geschmiert, heilet ohne Gefahr des Einschlagens. Die Zunge wird zur Stärkung der Augen gerühmt.

Von dem ceyloniſchen Fuchſe, ſiehe unter Ichneumon.

* * *

2. Figürlich.

1) Das Rauchwerk von Füchſen, im gem. Leben und ohne Artikel. Einen Rock mit Fuchs oder Füchſen füttern.

2) Von der Farbe. (a) Ein Pferd, deſſen Haare in das Röthliche fallen; im mittlern Lat. Bagus, Fr. Alezan. Die Füchſe werden nach ihrer Vermiſchung wieder in Rechtfüchſe, Dunkelfüchſe, Schweißfüchſe, Rothfüchſe, und Lichtfüchſe unterſchieden. Die erſte Art, nämlich die Rechtfüchſe, oder die rechten, d. i. wahren Füchſe, worunter man die röthlichen Pferde von der gewöhnlichſten oder gemeinſten Art verſteht, wird nur die Bauernart genannt, weil ſolche unter den Bauerpferden ſehr gemein iſt. Ihre Farbe iſt etwas dunkler, als der Lichtfüchſe. Dieſe Art iſt hitzig und freudig, aber auf gar kurze Zeit; denn bey der harten Feldarbeit erliſcht ihr Muth oft dergeſtalt, daß man gar nichts feurizes mehr an ihnen finden kann. Die Dunkelfüchſe fallen mehr ins Braune. Der Schweißfuchs hat beynahe daſſelbe Haar, nur ſcheint es, als wenn es mit Iſabellenhaar vermiſcht wäre. Sie ſind zum öftern geapfelt, und allemal mit weiſſen Mähnen und Schweifen verſehen. Die Schweißfüchſe mit ſchwarzen Mähnen ſollen gar nicht zu ermüden ſeyn, ſind aber rar. Die Schweißfüchſe liebt man inſonderheit zu Zügen. Der Brandfeuer- oder Rothfuchs, Fr. Alezan brulé, iſt ein röthliches Pferd mit rother Mähne; andere ſagen: mit ſchwarzer Mähne und ſchwarzen Beinen. Der Kohlfuchs, oder eigentlich Kohlenfuchs, iſt ein röthliches Pferd, deſſen Haare in das Schwarze fallen. Der Hellfuchs oder Lichtfuchs, Fr. Alezan clair, iſt ein röthliches Pferd, von einer hellen Farbe, wie trockener Lehm; ſie haben theils einen weißen Schopf oder Mähne, auch dergleichen Schwanz, und heiſſen alsdann Weißfüchſe, in Anſehung des übrigen Leibes

bes sind sie theils hell, theils dunkler roth. Die goldfarbenen Pferde nennt man Goldfüchse; und die röthlichen Pferde, deren Haare in die Leberfarbe fallen, Leberfüchse. Die Füchse insgesamt sind weiche Rosse, welche leicht unter der Arbeit schwitzen und erliegen, ob sie gleich dieselbe noch so hitzig und freudig angetreten haben.

(b) Auch einen Menschen mit röthlichen Haupthaaren pflegt man im niedrigen und verächtlichen Verstande einen Fuchs oder Fuchskopf zu nennen.

(c) Ein Ducaten, von der röthlich gelben Farbe, im niedrigen Scherze. Füchsen haben, Ducaten.

(d) Eine westphälische Scheidemünze, welche 2 Pfennige oder 4 Häller gilt.

2 Füchse machen ein Fettmännchen; 2½ Füchse, einen Kreuzer; 4 Füchse, einen Stüver; 10 Füchse, einen guten Groschen; 30 Füchse, einen Schilling; 80 Füchse, einen cleviſchen Gulden; 120 Füchse, einen cleviſchen Thaler; und 160 Füchse, einen Reichsthaler.

3) Von der List, im gem. Leben, ein listiger, verschlagener Mensch. Er ist ein schlauer Fuchs, ein alter Fuchs.

Luc. 13, 32. wird Herodes aus gleicher Ursache ein Fuchs genannt.

4) Von der Furchtsamkeit und Schüchternheit. Vermuthlich rühret es aus dieser Ursache her, das junge Studenten auf Universitäten, im ersten Jahre von den ältern Füchse, Fr. Grimaud, genannt werden, welches noch ein Ueberrest des ehemaligen Pennalwesens ist.

Daß dieses Scheltwort schon sehr alt ist, erhellet aus dem salischen Gesetze, wo es Tit. 32. §. 3. heißt: Si quis alterum *vulpeculam* clamaverit, — — 120 denariis culpabilis indicetur. In der Provence bedeutet volpil noch jetzt furchtsam, und Volpilarge, Trägheit, Feigheit.

Auf ähnliche Art heißt ein neu geworbener Soldat von den Uebrigen ein Hopf oder Strutz; ein Böttcherjunge, wenn er losgesprochen wird, ein Ziegenschurz; bey den Spitzbuben einer, der ihre Sprache noch nicht ver-

verstehet, ein Wirtstock, u. s. f. Siehe Schul-Fuchs und Füchseln. Nach einer noch weitern Figur ist ein Fuchs im Billiardspiele, ein Ball, der ohne Absicht, durch ein Ungefähr gemacht wird; dergleichen Bälle auch Füchse, d. i. unerfahrne Neulinge zu machen im Stande sind.

5) Ein Fehler, in verschiedenen Fällen der niedrigen Sprechart, wofür sonst auch das Wort Bock üblich ist.

Im Bergbaue schießt oder macht man einen Fuchs, wenn das Pulver zum Bohrloche hinaus fähret, ohne seine Wirkung zu thun.

Fuchs, (Halb-) siehe in H.

Fuchs-Aente, eine Art wilder Aenten, welche sich, wie Füchse, Gruben unter der Erde macht, in welchen sie nistet, und eine Abänderung der gemeinen Kriechänte ist.

Fuchs-Amber, gefüchster Amber, Fr. Ambre renardé, ein Name, welchen einige dem schwarzen Ambra (s. Th. I, S. 625, f.) geben, weil ihm die Füchse nachgehen.

Fuchs-Balg, die Haut oder das Fell von einem Fuchse; siehe oben, S. 405, f.

Den Fuchsbalg an die Löwenhaut flicken. Fr. coudre la peau du renard à celle du lion; wenn die Löwenhaut nicht gilt, muß der Fuchsbalg gelten, was man mit Gewalt nicht erlangen kann, muß man durch List zu erlangen suchen.

Fuchs-Bart, Astragalus Tragacantha *L.* s. Traganth.

Fuchs-Bau, der Bau, d. i. die Höhle eines Fuchses unter der Erde; siehe oben, S. 366.

Fuchs-Beere, in einigen Gegenden eine Benennung der Bocks-Beere; oder kriechenden blauen Brombeere, Rubus cæsius *Linn.*; siehe Th. VI, S. 785, No. 9.

Fuchs-Behälter, siehe oben, S. 398.

Fuchs-Blut, siehe oben, S. 409.

Fuchs-Eisen, eine Falle von Eisen oder Stahl, Füchse damit zu fangen; siehe oben, S. 382, fgg.

Fuchs-Fett, s. oben, S. 409.

Fuchs-Gans, eine Art wilder Gänse in Schweden und Preußen, welche wie die Füchse in der Erde nistet; siehe unter Gans.

Fuchs-Garten, s. oben, S. 400.

Fuchs-Geschoß, eine Art der Selbst-Geschosse, welche auf Füchse gestellet werden; s. Selbst-Geschoß.

Fuchs-Graben, das Ausgraben der Füchse; s. oben, S. 378, f.

Fuchs-Grube, s. oben, S. 366.

Fuchs-Hödlein, Orchis; s. Knaben-Kraut.

Fuchs-Höhle, s. oben, S. 366.

Fuchs-Jagd, s. oben, S. 376.

Fuchs-Kasten, s. oben, S. 403.

Fuchs-Kopf, s. oben, S. 411.

Fuchs-Koth, Fuchs-Leber, } s. oben, S. 409.

Fuchs-Loch, ein Fuchsbau; s. oben, S. 365.

Fuchs-Löcher machen, heißt auf Bergwerken, wenn nicht bergmännisch gebauet, sondern bald hier bald da ohne Noth Löcher gemacht, nach Erz gegraset, und dasselbe weggehauen, und nicht auf die Nachkommen gedacht wird.

Fuchs-Lunge, s. oben, S. 409.

Fuchs-Maulbeere, Brombeere; s. Th. VI, S. 780.

Fuchs-Mist, eigentlich der Mist, d. i. der Auswurf des Fuchses; s. oben, S. 409.

In dem Hüttenbaue nennet man figürlich so die einzestoßene Vorwand des Stichofens, und die Rinnbacken um den Ofen, wenn sie eingerissen sind.

Fuchs-Pelz, nennet man bisweilen einen Fuchsbalg, insgemein aber einen aus vielen solchen Bälgen zusammengesetzten Pelz, oder einen mit Rauchwerk von Füchsen gefütterten Rock; s. oben, S. 406, und 408.

Den Fuchs-Pelz anziehen, figürlich in den niedrigen Sprecharten, sich der List bedienen, im Gegensatze des Wolfspelzes.

Fuchs-Prellen, s. oben, S. 403, fgg.

Fuchs-Rebenstrauch, Vitis vulpina *Linn.* s. in R.

Fuchs-Roth, Fr. roux, dem Fuchse an röthlicher Farbe gleich, fuchsicht. Fuchsrothes Haar. Nieders. vossig.

Fuchs-Schecke, s. unter Schecke.

Fuchs-Scheide, bey den Kürschnern, drey flache in Gestalt einer Pyramide zusammen gefügte Hölzer, den abgezogenen Fuchsbalg darüber auszuspannen und zu trocknen.

Fuchs-Schrot, s. unter Schrot.

Fuchsschwänzen, Fuchsschwänzer; s. im folg. Art.

Fuchs-Schwanz. 1. Eigentlich, der Schwanz oder Schweif des Fuchses; s. oben, S. 365, und 408.

Den Fuchsschwanz streichen, figürlich, schmeicheln, besonders wenn solches zum Schaden eines Dritten geschiehet; wofür man auch im Oberdeutschen sagt den Falben streichen; s. Th. XII, S. 125.

2. Figürlich.

2) Schmeicheley, List, Ränke; auch wohl ein Schmeichler selbst, besonders sofern er zum Schaden anderer schmeichelt. Einen Fuchsschwanz abgeben, andere verkleinern. Daher fuchsschwänzen, (*) Fr. flater, cajoler, pateliner, so nur in den niedrigen Sprecharten üblich ist, den Fuchsschwanz zum Schaden eines andern streichen, einem zum Schaden eines Dritten nach dem Munde reden; und das eben so niedrige, einen verfuchsschwänzen, ihn auf solche Art verläumden. Fuchsschwänzer, (**) L. Adulator, Basiator, Fr. Flateur, Adulateur, Donneur de gabatines, der sich bey Jemanden zum Schaden eines Dritten einzuschmeicheln sucht; einer, der um eine Mahlzeit Brodes, um Jemandes Gunst zu erwerben, oder sonst um einiger Absicht und Eigennutzes willen, ihm schmeichelt, und wider besser Wissen und Gewissen, nach dem Munde redet, unschul-

(*) Im Dän. fuchsvantse, wofür im Osnabrück. faggeln, in Bremen sloien, flickfloien, flojstraken, von floj, schmeichelhaft, und in andern Gegenden Westphalens flönken üblich ist.

(**) Nieders. ein Faggeler, Flickfloier, Flojstraker.

schuldige Leute verdächtig machet und verunglimpfet, und sich dadurch Ansehen und Vertrauen zu erwerben sucht. Wie nun dieses Laster so gemein ist, daß nicht leicht ein Haus zu finden ist, darin sich nicht eine solche Pest einschleiche: eben so sündlich, schändlich und verhaßt ist es auch; und wenn es lange genug andern geschadet hat, stürzt es zuletzt seinen eigenen Herrn.

2) Eine Benennung verschiedener Pflanzen, deren an einem langen Stiele neben einander befindliche Blüthen einige Aehnlichkeit mit dem Fuchsschwanze haben.

(a) Eines besondern Gewächses, welches sich nirgends anders, als in den Röhren der Wasserleitungen finden läßt, und als ein Gewirre von den kleinsten Zäserchen sich durch die Wasserröhren ausbreitet, und dieselben endlich verstopfet. Man fand dergleichen z. B. im Januar 1759, in den Röhren der Wasserleitung des Waisenhauses zu Halle, welche diesen Anstalten das beste Wasser, so man daselbst hat, zuführt und an 16000 Rthlr. gekostet hat, nachdem man eine Zeitlang den daher rührenden Mangel des Wassers, welches zuletzt fast gänzlich ausblieb, empfunden hatte. Dieses haben die Franzosen Queuës de renard, Fuchsschwänze genannt, und man hat im Deutschen diesen Namen auch beybehalten. Der Aberglaube hat ihm die Benennung Nixhaare gegeben.

Die Meinungen von dem Entstehen dieses Gewächses sind sehr unterschieden. Einige haben geglaubt, es wäre ein besonderes Wassermoos; erst setze sich ein Schlamm vom Wasser in der Röhre an, woraus hernach dieses Gewächs entstände. Allein, das Moos wird nicht vom Schleime generirt, und hat auch keine so holzichte Substanz. Andere hielten dafür, es müsse ein gewisser Same in die Röhre gekommen seyn, von dem diese Wurzeln im Wasser so lang fortwüchsen. Hr. Prof. Schreber hingegen behauptet das Gegentheil. Der Anfang solcher Fuchsschwänze, welche er untersucht hat, war eine einzige Wurzel, und das übrige alles Ausläufer davon. Er hat auch deutlich gesehen, daß solche sich durch eine kleine Oeffnung der Röhre durchgezwungen hat. Wenn von einem einzigen Samenkorne auch so viel

viel und lange Wurzeln auslaufen könnten, so müßte man doch auch daran wahrnehmen, daß sie über sich gewachsen seyn, welches man aber hier auch mit einem gewaffneten Auge nicht entdecken könnte. Dalechamp, in der Hist. plant. Lugdun. S. 1022, macht dieses Gewächs gar zu einer eigenen Pflanze, der er den Namen Trichomanes aquaticum beygeleget hat. Bauhin will die Pflanze zu Stuttgard in einem Brunnen haaricht schwimmend gesehen haben. Nach Cargills Urtheile soll es die Wurzel vom Bocksbart seyn; wie er dann dergleichen einmal zu Basel an den Wurzeln einer alten Weide angetroffen hat. Indem aber Dillenius, in der Historia muscorum, S. 30 dem Cargill widerspricht, weil man die Wurzeln des Bocksbartes in dergleichen Wässern niemals antreffen würde: so zeigt er, daß dieses Geschlecht hauptsächlich von alten Weidenbäumen seinen Ursprung hätte, und daß die Zäserchen desselben meistens haarförmig, von Farbe aber braun oder röthlich wären, welches sich bey denen, so in den Röhren liegen, ebenfalls zeige. Hr. Schreber aber behauptet, daß es auch Wurzeln anderer Bäume seyn können, wie er denn an solchen Orten in den Wasserröhren Fuchsschwänze gefunden hat, wo keine Weiden, sondern Obst- und Heckenbäume in der Nähe gestanden. Und hieran zweifle ich gar nicht, und glaube überhaupt, daß allerley Wurzeln, insonderheit von Bäumen, sich in die Wasserröhren, wenn solche beschädigt sind, einsenken, und darin weiter verbreiten können. Daher auch kein besseres Mittel, dieser Unbequemlichkeit auszuweichen, seyn dürfte, als entweder alle Bäume von dergleichen Wasserleitungen zu entfernen, oder, da dieses sich nicht allemal thun läßt, wenn die Röhren durch Waldungen, Baumgärten, Alleen u. s. f. geführet werden müssen, solche Röhren zu Wasserleitungen zu gebrauchen, welche lange Zeit gut und unbeschädigt bleiben, dergleichen die töpfernen und blevernen sind.

Hr. v. Haller hat in der Enum. stirp. helvet. S. 3, angemerkt, daß die Fuchsschwänze zu Bern in den Wasserleitungen häufig wären, daß sie daselbst oft 100 und mehr Schritte lang würden, und daß oft die Röhren durch dieses Wurzel Gewebe zerbrochen und unbrauchbar gemacht würden; daß man sie in Bern Straugen nenne, und daß, nach der Bemerkung des Stähelin, dieselben meistentheils aus den Wurzeln der Pappel, welche in die Röhren einzudringen Gelegenheit findet, entständen.

Dühamel, in der Physique des arbres, Th. I, S. 86, pflichtet der vorgetragenen Erklärung der Entstehung des Fuchs-

schwan-

Schwanzes bey, und erzählt, daß er dergleichen durch die Kunst selbst gemacht habe.

Von den sogenannten Fuchsschwänzen, wodurch die Wasserröhren verstopfet werden, und was dabey zu beobachten, s. Hrn. Prof. Schrebers neue Sammlung ꝛc. 3. Th. Bützow und Wismar 1763, gr. 8. S. 601—611, und 5. Th. S. 197, f.

Stahls Forstmagaz. 6. B. S. 304, f.

(b) Eine Art Gräser, welche auch Fuchsschwanzgras, Alopecurus, oder Gramen alopecuroides genannt wird. Der Kelch besteht aus zwey länglich-spitzigen, vertieften, zusammen gedrückten, einander ähnlichen Bälglein, unter welchen nur eine Spelze liegt, deren Ränder bis an die Mitte zusammen gewachsen sind, und nur oben ein Schliz offen ist; aus ihrem Rücken kömmt ganz unten eine Granne, welche noch einmal so lang als die Spelze selbst ist; inwendig sieht man drey Staubfäden und zween gekrümmte Griffel; der eyförmige, gelbliche, glatte Same ist in der Spelze und den Bälglein eingeschlossen. Der Ritter von Linné hat 7 Arten derselben, wovon ich aber nur drey, welche bleibend sind, und die man bey uns findet, anführen werde.

a) Das Wiesen-Fuchsschwanz-Gras, falsches Canariengras, Vossenstert, Alopecurus pratensis, culmo spicato erecto, glumis villosis, corollis muticis *Linn.* Gramen phalaroides majus *Bauh.* Alopecurus spica ovata *Hall.* Gramen spicatum, spica cylindrica tenuissima longiore *Scheuchz.* Alopecurus panicula cylindracea, calycibus villosis, arista recta *Scop.* Engl. Meadow Fox-Tail. Die zaserige Wurzel ist von vieljähriger Dauer. Die Halme sind 1 bis 1½ Ellen lang, aufrecht, rund, glatt und weich; die Knoten glatt, das oberste Gelenk ist sehr lang; die Blätter sind breit, lang, streifig, rauch und saftig. Die Kolbe ist 3 bis 4 Zoll lang, walzenförmig, gerade, aus kleinen in einander gedrungenen Blumenbüscheln (jeder von 2 bis 3 festsitzenden haarigen Aehrchen) zusammen gesezt, welche auf ganz kurzen Stielchen stehen, und

den Hauptstiel völlig decken. Beyde Bälglein sind von gleicher Größe, und mit langen glänzenden Haaren besetzt. Die Spelze ist den Bäglein ähnlich, und die Granne länger als die Blume; der Same ist gelblich, und fast durchsichtig. Es wächst in den meisten Gegenden von Deutschland, Holland, Frankreich, England und Schweden, und blüht vom Anfange des Maymonates bis zum Brachmonat, und bey guter Witterung auch wohl im Jahre zweymal. Es liebt einen etwas niedrigen, mäßig feuchten Wiesengrund, der aus fruchtbarer, mit Thon oder Lehm vermischter Erde besteht. Es kann zwar auch in ganz trocknen und in ganz nassen Boden wachsen; allein, in jenem bleibt es dürftig, und im letztern wird es von andern Grasarten verdränget. In solchen Gegenden, die vorzüglich guten Wiesenwachs haben, macht es allemal einen sehr beträchtlichen Theil des Heues, unter welchem die schönen breiten Blätter dieses Grases leicht zu erkennen sind. Es kömmt im Frühlinge zeitig zum Vorschein, hat einen starken Trieb, und macht ansehnliche Stöcke, so daß es füglich in einem Jahre dreymal gehauen werden kann. Die Halme sind weich und saftig; die Blätter breit. Der Geschmack ist auch nach dem Trocknen schleimig, süßlich und angenehm; es verdient also unter den guten Futtergräsern billig den ersten Platz. Die Schafe finden zwar auf solchen Weiden, wo Wiesenfuchsschwanz wächst, in Absicht seiner Wolle, ihre Rechnung nicht sonderlich; doch fressen sie dieses Gras nicht nur frisch, sondern auch mit vorzüglicher Begierde unter dem Heue. Ueberhaupt kann man behaupten, daß das Heu um so viel besser, schwerer und nahrhafter sey, je mehr von diesem Grase darunter ist. Es verdient der Wiesenfuchsschwanz auch vorzüglich angepriesen zu werden, um etwas feuchte Wiesen, und ausgetrocknete sumpfige und torfige Stücke, durch dessen Besäung zu verbessern. Die Raupen, welche anderes Gras verzehren, lassen dieses unberührt;

daher

daher es auch auf solchen Wiesen, wo viel Raupen sich eingestellt haben, nützlich seyn könnte.

Will man dieses Gras anbauen, so muß man den Boden vorher umarbeiten und auflockern, welches am besten im Herbste geschieht, ehe die nasse Witterung einfällt. Man reißt den Rasen um, und leget ihn umgekehrt hin; im Frühlinge säet man Hafer darauf, leget ihn unter, und streuet den Heusamen entweder sogleich nach der Aussaat des Hafers, oder ein Jahr darauf, aus. In dem ersten Falle schneidet man den Hafer in der Blüthe ab, und verfüttert ihn grün.

β) Acker-Fuchsschwanzgras, Alopecurus agrestis, culmo spicato erecto glumis nudis *Linn.* Alopecurus myosuroides *Huds.* Es wächst in den südlichen Provinzen Deutschlandes, auch in Schwaben, Niedersachsen, England, Frankreich, Italien, in der Schweitz, und in Kleinasien, auf den Aeckern, insonderheit solchen, welche einen lehmigen Boden haben, häufig wild, und unterscheidet sich von dem Wiesen-Fuchsschwanzgrase zur Genüge, indem dieses eine zusammengesetzte Kolbe mit haarigen Aehrchen, jenes hingegen eine einfache, querlförmig besetzte Kolbe mit kahlen Aehrchen führt.

γ) Knoten-Fuchsschwanz, kriechendes Wasser-Fuchsschwanzgras, kriechendes Spiesgras, Fluttgras, kleines Flottgras, Alopecurus geniculatus, culmo spicato infracto, corollis muticis *Linn.* Gramen aquaticum geniculatum spicatum *Bauh. & Scheuchz.* Es wächst in flachen Gräben und Sümpfen um die Wiesen, Felder und Waldungen, welche im Sommer größtentheils austrocknen. Es unterscheidet sich von den beyden vorigen leicht durch seine eingeknickten Stängel, die bey jedem Knoten einen Winkel machen, da bey den erstern der Halm gerade in die Höhe geht. Es ist süß, aber wegen des Wasserschlammes und der Gewürme unrein, folglich nicht für die Schafe dienlich. Andern

Thieren, welchen dieser Umstand weniger schadet, wird es mehr nützen.

(c) Des Fenches, Panicum *L.* welcher ebenfalls Fuchsschwanzgras genannt wird; s. Hirse. (Wilde)

(d) Einer Art des Amarantes, mit doppelt zusammengesetzten, walzenförmigen, herabhängenden sehr langen Blumentrauben (Kämmen); langgeschwänzter rother Amarant, Amarantenbaum, Fuchsschwanz, Sammetblume, Tausendschön, Amaranthus caudatus, racemis pentandris decompositis cylindricis pendulis longissimis *Linn.* Amaranthus magnus *Camer.* Amaranthus major paniculis rubris *Best.* Amaranthus panicula sparsa *Gerard.* Amaranthus maximus, racemis subcylindricis pendulis caule erecto arboreo *Mill.* Diese jährige Pflanze wächst in Peru, Persien, Ceylon, und in unsern Gärten im freyen und guten Lande, 2 bis 3 Ellen hoch, hat einen starken rothgestreiften Stängel, mit vielen aufrecht stehenden Aesten; große, breite, spitzige, unordentlich gestellte, grünröthliche Blätter, aus deren Winkeln sowohl, als aus den Enden der Aeste und des Stängels, viele und lange abwärts hängende Blumenähren hervor treiben. Von den kleinen röthlichen Blumen sitzen viele dicht an einander, und machen besondere Köpfchen, welche in einiger Entfernung von einander an dem gemeinschaftlichen Zweige sitzen, und dergleichen geschwänzte Aehren vorstellen. An der Hauptähre sitzen gemeiniglich unterwärts einige kleinere, daher man solche überhaupt als einen Strauß betrachten könnte. Unter jedem Blümchen sitzt ein kleines grannenförmiges Blättchen; an der Frucht sieht man nur zwey Hörner, und der Same ist röthlich. Die Blätter leiden zuweilen eine Veränderung; und man sieht gefleckte, auch grüne.

Einige der ältern Aerzte haben sich desselben, sowohl des abgekochten Krautes, als der klein zerstoßenen Samen, als eines anziehenden Mittels innerlich bedient.

3) Eine

3) Eine Art Säge; siehe unter Säge.

Fuchsschwanz-Gras. 1. Eine Benennung einer Art des Hirse-Grases, oder des Fenches, Panicum viride *Linn.*; siehe unter Hirse.

2. Eine Art des Fuchsschwanzes, welche auf den europäischen Wiesen wächst, und zur Fütterung für das Vieh dient; Alopecurus pratensis *Linn.*; s. oben, S. 417.

Fuchs-Schweif, im gem. Leben, der Schweif oder Schwanz eines Fuchses, in der eigentlichen Bedeutung. Auch eine Art Perrücken, welche hinten unter der Bandschleife etliche Reihen von Locken über einander haben, werden Fuchs-schweife, sonst aber auch Trauben-Perrücken genannt.

Fuchs-Sucht, eine Krankheit der Füchse, da ihnen die Haare ausgehen. Nach einer niedrigen Figur auch wohl eine ähnliche Krankheit bey den Menschen.

Fuchs-Traube, eine Art Weinstöcke, Vitis vulpina *Linn.* siehe unter Weinstock.

Fuchs-Wurst, siehe oben S. 408.

Fuchs-Wurzel, Napellenkraut, Aconitum Napellus; siehe Th. I, S. 366.

Fuchs-Zunge, siehe oben, S. 410.

Fuchs-Zwinger, siehe oben, S. 398.

Fuchsicht, den Füchsen ähnlich; sowohl an der Farbe, das Silbergeld sieht ganz fuchsicht aus; als am Geruche, ein fuchsichter Geruch. Nieders. vossig.

Fuchtel. (*) 1. Ein Degen mit einer breiten Klinge, ein Raufdegen, von welchen Art derjenige Degen ist, womit bey den Soldaten die Unterofficiers und Fähnriche bestrafet werden. Daher das Wort fuchteln, welches in doppelter Gattung üblich ist: 1) als ein Neu-

(*) Auch im Niedersächsischen bedeutet Fuchel einen bloßen Degen, und im mittlern Lat. ist Faucho, und im Franz. Fauchon, ein in Gestalt einer Sichel gekrümmtes Schwert. Fuchtel ist vermittelst der Endsylbe—el, welche ein Werkzeug bedeutet, von fechten, oder einem ähnlichen Zeitworte gebildet.

trum, mit dem bloßen Degen, oder einem andern schädlichen Gewehre unbesonnen hin und her fahren; im Niederf. fucheln: 2) als ein Activum, die Fuchtel geben, mit der Fuchtel bestrafen, einem eine gewisse Anzahl Streiche mit dem bloßen Degen geben. Damit die Montur dabey nicht etwa zerfetzet werde, hat man eigene unschneidige, aber desto geschmeidigere breite Klingen, welche bey den Schwertfegern in den Gewehrfabriken Fuchtelklingen heißen.

Jemanden unter der Fuchtel halten, unter scharfer Zucht.

2. Figürlich, die Strafe mit einem solchen Degen, Schläge mit der Fuchtel, ohne Plural. Die Fuchtel bekommen, einem die Fuchtel geben.

Fucus. 1. die Hummel, ein Thier; s. in H.

2. Ein Pflanzengeschlecht; siehe Alga.

Fudbürger, in den niedrigen Sprecharten einiger oberdeutschen Gegenden, besonders in Strasburg, ein Bürger, welcher das Bürgerrecht durch Heurath erhalten hat; von Fod, Fut, vulva.

1. **Fuder,** (*) ein nur in Meißen übliches Wort, welches einen Bissen bedeutet, so viel als man auf einmal in den Mund stecken kann. Ein Fuder Brod.

Da dieses Wort nicht blos im Scherze gebraucht wird, so scheint es durch die weiche meißnische Mundart aus Futter, pabulum, entstanden zu seyn, so wie daraus auch im mittlern Lat. Fodrum geworden ist.

2. **Fuder,** auf den Blechhämmern, eine Art Blech, welche schwächer als Kreuzblech und stärker als Senklerblech ist, und auch Foder ausgesprochen wird; siehe Th. V. S. 661, und Th. XIV, S. 437.

Vermuthlich von Futter, tegumentum interius, vielleicht, weil man diese Art des Bleches vorzüglich zum Futtern anderer Ge-

(*) Dieses Wort lautet im Niederf. Foder, Foer, im Engl. Fodder, Fother, im Böhm. Jura. Es stammet von fahren ab, wovon auch Furche herkömmt.

Geschirre gebraucht. Bedeutet doch im mittlern Lat. Fodra, und im Ital. Fodera, gleichfalls das Unterfutter.

3. Fuder, L. Vehes, Fr. Charge, Cariage, Charretée, so viel als ein ordentlicher Rüst- oder Bauerwagen auf einmal laden kann; die Ladung eines solchen Wagens.

1. Eigentlich, in welchem Verstande im Oberdeutschen aus das Wort Fahrt üblich ist. Ein Fuder Holz, Heu, Steine, Kohlen, Mist u. s. f. Fr. une charge (charretée) de bois, foin, charbon. Ein zwey- drey- oder vierspänniges Fuder nennt man, welches durch 2, 3 oder 4 tüchtige Ackerpferde gezogen werden muß.

2. Figürlich, ein Maß verschiedener Dinge.

1) An einigen Orten ein Wiesenmaß, ein Stück Wiese, worauf ein Fuder Heu erbauet wird. Eine Wiese von drey Fudern.

2) Im Bergbaue ist das Fuder, ein Maß, womit Erze, Kiese, Zwitter und Eisensteine gemessen werden, und welches nicht aller Orten gleich ist. Ehemals sind 3 Karren für 1 Fuder, um 60 Fuder für einen Rost Zwitter gerechnet worden. Auf einigen Bergwerken heißt solches auch Seidel.

3) In einigen Gegenden ein Getraidemaß. Im Hannövrischen hielt ehedem ein Fuder 12 Malter oder 36 Scheffel, das Malter zu 3 Scheffel, den Scheffel zu 2 Himten, und den Himten zu 3 Metzen gerechnet; es ist aber dieses Maß in den Jahren 1757 und 1758 abgeschaffet worden; s. Himten. Im Osnabrückischen hält ein Fuder 6 Malter oder 72 Scheffel, jedes Malter zu 12 Scheffel gerechnet.

4) Ein großes Maß flüssiger Dinge, besonders aber des Weines, welches in verschiedenen Gegenden auch von verschiedenem Gehalte ist, (*) Fr. Foudre.

(*) So fern dieses Wort ein Weingebinde bedeutet, soll es, dem Frisch zu Folge, ein eigenes Wort seyn, welches ein jedes hölzer-

In Hessen, Lübeck, Frankfurth am Main und der Pfalz, hält ein Fuder Wein 6 Ahm, oder 120 Viertel, oder 480 Kannen oder Maß; in Bremen, 6 Ahm, oder 270 Stübchen, oder 980 Quart oder Maß; in Hamburg, 6 Ahm, 24 Anker, 240 Stübchen, 480 Kannen, oder 960 Quartier oder Maß; im Hannövrischen, 4 Orhoft, 6 Ahm, 15 Eimer, 240 Stübchen, 480 Kannen oder Maß, 960 Quartier; im Osnabrückischen, 6 Ahm, 168 Viertel, 672 Kannen oder Maß; in Danzig, wo ein Fuder so viel als ein Faß ist, 4 Orhoft, 6 Ahm, 24 Anker, 120 Viertel, 660 Stoff; im Churſächsischen, $2\frac{2}{5}$ Faß, 12 Eimer, 756 Kannen Schenkmaß; in Oestreich, 32 Eimer, 128 Viertel, 1280 Maß; im Würtembergischen, 6 Ahm oder Eimer, 96 Imi, 960 Maß; in Augsburg, 8 Jez, 16 Muids, 96 Besons oder 768 Maß; im Elsaß, 24 Eimer oder 576 Maß.

Fuderig, oder Füderig, was ein Fuder enthält oder ausmacht, so fern dieses Wort ein bestimmtes Maß bezeichnet. Ein fuderiges Faß, worein ein Fuder Wein geht. Im Forstwesen ist ein füderiger Baum, ein starker Baum Banholz, welcher mit 4 Ochsen gefahren werden kann.

Fuge, (*) L. Junctura. Fr. Enchassure, Jointure, derjenige Ort, wo zween Körper an einander gefüget sind. Die Fuge an zwey zusammen geleimten Bretern, an den Faßdauben u. s. f. S. Fugen 1.

Bey

hölzernes Geschirr bedeutet hat, und mit dem mittlern Lat. Futta, und Franz. Fut, Futaille verwandt ist. Er beruft sich auf ein 1492 zu Nürnberg gedrucktes Vocabularium, worin es heißt: Fuder, *Cuppa*, oder Ruffe, oder Putt oder Stante oder Rübel. Allein hieraus folget noch nicht, daß Fuder und die folgenden Wörter einerley bedeuten; und daß Voder bey dem du Fresne eben ein Geschirr bedeute, womit man den Knoblauch gemessen, ist auch nicht erweislich. Es ist daher glaublicher, daß Fuder so viel Wein bedeutet, als man etwa auf einen Wagen oder Karren laden kann.

(*) Im Niederf. Foge, Föge, Foog, Fug, im Dän. Fuge.

Bey den Mäurern, heißt Fuge, Fr. Joint, in den Mauern der Raum zwischen den Steinen, welcher mit Kalk, Gyps, Lehm, Kitt ꝛc. voll gemacht wird. Die Fuge unten in einem Gewölbe, Fr. Joint de douille; eine horizontale oder Ruhefuge, Fr. Joint de lit; eine schräg abhängende Fuge an der Stirn eines Gewölbes; Fr. Joint de tête; eine perpendikuläre oder stehende Fuge, Fr. Joint montant; blinde Fugen, Fr. Joints perdus.

1. **Fuhre**, Fohre, Pinus sylvestris *Linn.*; siehe Kiefer.

2. **Fuhre**, (*) L. Vectura, F. Chariage, Charroi, Voiture, von dem Zeitworte fahren. 1. Die Handlung des Fahrens oder Führens auf einem Wagen. Die Bauern haben bereits sechs Fuhren gethan. Hieher gehören auch die Zusammensetzungen: Abfuhre, das Wegschaffen einer Sache von einem Orte vermittelst des Fuhrwerkes, die Abfuhre des Holzes, der Lebensmittel, des Getraides u. s. f. d. i. die Ausfuhre desselben, Wegschaffung aus einem Lande. Ausfuhre; siehe Aus- und Einfuhre der Waaren. Baufuhre, Fuhren welche zum Behufe eines Baues geschehen, besonders wenn sie von den Unterthanen zur Frohne verrichtet werden; siehe Baudienste. Bittfuhre, im Nieders. Berhfuhre, nennt man diejenigen Fuhren, welche ein Freund oder Nachbar dem andern auf sein Ansuchen und Bitten, bey Herbeyschaffung der Baumaterialien, des eingeärndeten Getraides, oder auch bey andern Vorfallenheiten, aus Gefälligkeit und umsonst thut. Dienstfuhre, s. Th. IX, S. 256. Durchfuhre, das Fahren oder Führen durch einen Ort, die Durchfuhre oder der Durchgang fremder Waaren, siehe Th. IX, S. 743. Frohnfuhre, siehe oben, S. 163. Von Fuhren und Vorspann zu Kriegszeiten, s. den Art. Kriegsfuhre. Patentfuhren sind in

(*) Dieses Wort lautet im Schwed. Fora, und im Poln. Fura.

Sachsen eben das, was an andern Orten der Vorspann genennet wird, wenn nämlich die Unterthanen die auf Commissionen verschickten herrschaftlichen Bedienten oder Officiers, die zu dem Ende mit einem Patente oder Vorspannpasse versehen sind, auf eine gewisse Weite fahren müssen. Wenn dem Reisenden bey den Patentfuhren zugleich die Zehrungskosten vergütet werden müssen: so heißen sie sodann Patent=Auslösungsfuhren. 2. Ein Fuhrwerk, ein fahrender Wagen. Eine Fuhre suchen, bestellen. Jemanden eine Fuhre schicken. Etwas mit der Fuhre bekommen. 3. Ein Fuder. Eine Fuhre Holz, Kohlen, Steine, Mist, Bier u. s. f. 4. Das Fuhrlohn. Die Fuhre bezahlen. 5. Eine Furche, doch nur in einigen besonders nieders. Mundarten; s. Fahre und Furche.

Fuhr=Brief, siehe Fracht=Brief.

Fuhr=Knecht. 1. In der Landwirthschaft, ein Knecht, der die gewöhnlichen bey dem Ackerbaue forfallenden Fuhren zu verrichten hat; der Ackerknecht oder Pferdeknecht. Zuweilen auch, 2. der Knecht eines Fuhrmannes, ein Fuhrmannsknecht.

Fuhr=Leute, siehe Fuhrmann.

Fuhr=Lohn, der Lohn für die Fuhre, so bey Kaufmannsgütern die Fracht genannt wird. Von dessen Bestimmung siehe im folgenden Artikel.

Fuhr=Mann, L. Auriga, Fr. Charretier, Voiturier. 1. Ein jeder, der das Fahren, oder die Regierung des Zugviehes vor einem Fuhrwerke verrichtet, und wenn das Fuhrwerk eine Kutsche, Chaise u. s. f. ist, der Kutscher genannt wird. Siehe Kutscher.

2. Besonders derjenige, der ein Geschäft daraus macht, Güter und Waaren um Lohn von einem Orte zum andern zu fahren; im Poln. gleichfalls Furman, im Böhm. Forman, im Osnabrück. Picker. Daher der Fuhrmanns=Kittel, der Fuhrmanns=Knecht, die

die Fuhrmanns-Peitsche, der Fuhrmanns-Wagen, die Fuhrmanns-Winde, u. s. f.

3. In einigen oberdeutschen Gegenden wird auch ein Bauer, der Pferde und Geschirr hält, der in andern Gegenden ein Anspänner, Pferde-Bauer, Pferdner u. s. f. heißt, ein Fuhrmann genannt.

Die eigentlich so genannten Fuhrleute, welche Güter und Waaren über Land von einem Orte zum andern um die bedungene Fracht oder Fuhrlohn fahren, sind, in Ansehung dieser oder jener Stadt, entweder einheimische oder fremde. Jene, weil sie ihre ordentliche Fuhren inn- und außerhalb der Stadt, oder dem Orte, wo sie wohnhaft sind, haben, unternehmen gar selten weite Reisen, wie theils fremde, sonderlich aber die thüringischen, fränkischen, und andere oberländische Fuhrleute thun, welche mit ihren Karren, Frachtwagen und Landkutschen ganz Deutschland durchfahren, und immer von einem Orte zum andern Fracht annehmen; daher sie auch, eben wie die Schiffer, oft in etlichen Monaten nicht zu den Ihrigen gelangen. Einige kommen dabey fort; andere, wenn sie unglücklich mit den Pferden sind, müssen dabey crepiren; vielmals aber ist auch das liederliche Leben und die Unwissenheit Schuld daran. Denn ein Fuhrmann muß die Güte und Wartung des Viehes, sein Fuhrwerk, die Straßen, das Zoll- und Geleitswesen, die Wirthschaft in den Gasthöfen u. d. gl. wohl verstehen, stark, munter, ordentlich, treu und fleißig seyn, sich insonderheit der Viehschinderey enthalten, und sich vor den gewöhnlichen Strassensünden, als: Beschädigung des Nächsten, Gutes, Verfahrung der Zölle, Schwelgerey und Spielen in den Wirthshäusern ꝛc. hüten. Einem redlichen und ordentlichen Fuhrmanne nun, der gewiß eine sehr mühselige und saure Profession treibt, seinen Lohn (die Fracht) vorzuenthalten, oder ihm solche ohne Noth, und durch allerey listige Ränke und Chicanen zu

Wasser

Wasser zu machen, wenn er seine Waaren richtig geliefert hat, ist eine große Sünde; gleichwie hingegen auch solche Fracht, mit gutem Fuge ihm abgezogen wird, wenn die Waaren nicht wohl conditionirt, oder zu rechter Zeit, wie er versprochen hat, und welche gemeiniglich im Frachtbriefe specificirt steht (s. Th. XIV, S. 734) liefert.

Die Bestimmung der Fracht oder des Fuhrlohnes, geschieht gemeiniglich von den Waaren, die in Ballen, Packen, Kisten ꝛc. oder von fester Materie von etwas großem Betrage sind, 1) nach dem Gewichte derselben, und so und so viel für das Pfund oder den Centner; von den flüssigen aber, als da sind: Weine, Branntweine, Biere u. d. gl. 2) nach den Stücken. Siehe auch die Art. Fracht, und Landkutsche.

Hr. v. Justi ist, im 1 B. seiner Polizeywissenschaft, §. 455, der Meinung, daß es nicht wohl thunlich sey, den Frachtfuhrleuten Taxen zu setzen. Er sagt: man müßte diese Taxen solchergestalt einrichten, daß die Fuhrleute sowohl bey bösem, als gutem Wege, bey übler und bey guter Witterung dabey bestehen könnten; und dadurch würde man das Fuhrlohn mehr vertheuern, indem es die Kaufleute bey guter Witterung und Wegen wohlfeiler haben könnten.

Allein diese Meinung kömmt mir nicht gegründet genug vor, um derselben beyzupflichten. Wenn man bey den Frachtfuhrleuten, so wie bey den Landkutschern, auf den Preis der Lebensmittel und des Futters, so wie auf die bösen und guten Wege, und auf die Sommer und Wintermonate, imgleichen auf die unterweges viel oder wenig zu entrichtenden Zoll-Abgaben und Weggelder Rücksicht nimmt: so sehe ich nicht ab, warum man den Fracht Fuhrleuten nicht ebenfalls billige Taxen sollte setzen können; selbige können, wenn man obige Umstände dabey in Erwegung zieht, so eingerichtet werden, daß sowohl die Fuhrleute, als die Kaufleute, dabey bestehen können.

Was der Fuhrleute Profession selbst betrifft, so müssen sie mit einem guten Geschirre, d. i. mit guten Wagen (siehe unter Wagen) und Pferden, um die Güter und Waaren wohl durch das Land zu bringen, versehen seyn; sie müssen auch die Waaren wohl aufzuladen,

laden, zu zuschnüren, mit Stroh oder Packleinwand zu bedecken, mit dem Zerbrechlichen behutsam umzugehen, und damit geschickt zu fahren, auch dieselben vor Feuer- Wasser- und andern Schaden wohl zu verwahren wissen. Es lieget ihnen auch ob, mit den anvertrauten Waaren getreulich zu handeln.

Es wäre sehr gut, wenn eine jede Handelsstadt ihre gewisse Güterbeständer hielte, welche die Fuhrleute von langer Zeit her kenneten, und die guten von den schlechten zu unterscheiden müßten; auch daß man auf Mittel bedacht wäre, wie es mit dem Fuhrwesen zu Lande etwas geschwinder, durch Anordnung frischer Pferde und Fuhrleute auf gewissen Oertern, Dörfern, möchte zugehen können. Ja, man sollte überhaupt nicht jedermann, der nur will, einen Fuhrmann abgeben lassen, sondern sichere Leute an denen Orten, wo diese Nahrung getrieben wird, aussuchen, solche verpflichten, ihnen ordentliche und öffentliche Certificate und Bestallungen geben, womit sie sich allenthalben legitimiren müßten; dagegen aber sollte verboten seyn, andern, welche sich nicht auf diese Art legitimiren können, Waaren anzuvertrauen. Es fehlt aber an vielen Orten noch gar sehr an solchen guten Fuhrmannsordnungen. Nur von Frankreich und Holland kann ich nicht verhehlen, daß in diesen beyden Ländern durch vielerley Edicte, Arrêts, Placate und Resolutionen, rühmlichst dafür gesorget, und den Fuhrleuten auf das deutlichste vorgeschrieben worden ist, wie sich dieselben bey Auf- und Abladung, auch Verführung der ihnen anvertrauten Güter, zu verhalten haben, wie in Savary *Dict. univ. de comm.* bey den Rubriken: Chartier, Placard, Resolutions, Roulier, Routier, Voiturier und Voiturins, mit mehrerm zu ersehen ist.

Gute Gesetze über das Fuhrwesen müssen hauptsächlich dahin gerichtet seyn, daß die Fuhrleute für die Verwahrlosung und das Verderben der Waaren, ohne großen Proceß und Weitläuftigkeit, zu haften verbunden seyn. Insonderheit muß die Polizey durch scharfe Gesetze die Betrügereyen der Fuhrleute zu verhindern suchen, welche öfters unterweges die Fässer öffnen, einen Theil heraus nehmen, und die Waaren mit Wasser anfeuchten damit die trocknen Waaren durch die Feuchtigkeit aufschwellen und die Fässer wider erfüllen, und was für Betrügereyen mehr gespielet werden, worauf desto härtere Strafen zu setzen sind, je schwerer sie entdecket werden können.

Königl. preußisches Patent wegen Bestrafung der Fuhrleute und Knechte, welche von dem Getränke aus den Gefäßen etwas trinken oder sonst nehmen, d d. 6 Mart. 1722, in *Mylii* Corp. Const. March. 5. Th. 5 Abtheil. 5. Cap. No. 2, S. 243.

Was das Recht der Fuhrleute betrifft, so ist solches in einem eigenen Tractat, welchen Ferd. Eph. Harpprecht, unter dem Titel: Recht der Fuhrleute, nebst dem Pfändungsrecht, Zell, 1746, in 4. heraus gegeben hat, erörtert, und in solchem gründlich ausgeführt worden: wie mit den Fuhrleuten vorsichtig zu schließen; wem die Erstattung des Schadens an Gütern und Waaren obliege; insonderheit, wie weit die ungefähren Zufälle an beyden Seiten zu prästiren seyn.

Es vertrauet z. B. ein wohlgesessener Fuhrmann die ihm anvertrauten Pretiosa einem andern übelberüchtigten Fuhrmanne, um solche weiter an Ort und Stelle zu bringen; Dieser geht damit durch: so kann Jener actione mandati zur Ersetzung angehalten werden. Ein anderer Fuhrmann verzögert ohne Ursache, das ihm anvertraute Gut in versprochener Zeit zu liefern, und verursachet dadurch des Gutes Verlust und Schaden; ist also, weil er in mora gewesen, zur Erstattung gehalten. Einem andern Fuhrmanne bricht wegen der schweren Last sein Wagen; diesem ist der Kaufmann, wenn er nicht den Casum fortuitum auf sich genommen, und für Pferde und Wagen gut gesagt hat, nichts zu erstatten schuldig, weil der Fuhrmann die Stärke oder die Schwäche seines Geschirres am besten hätte wissen sollen. Ein anderer hat ein Gut auf 40 Meilen zu fahren bedungen, wird aber durch Kriegsgefahr abgehalten, daß er solches nicht weiter, als nur die Hälfte des Weges, bringen kann: so erhält er nur nach Proportion des Weges seine Bezahlung. Begeht ein Herr des Gutes eine Unvorsichtigkeit, daß er z. B. einem Fuhrmanne contrabande Waaren aufgeladen hat, worüber derselbe arretirt, und mit großer Gefahr und Unkosten aufgehalten wird: so ist ihm derselbe ohne einigen Abbruch das Fuhrlohn zu bezahlen schuldig. Hätte aber der Fuhrmann an seiner Seite eine Nachlässigkeit begangen als: daß er entweder die übernommene Fuhre gar nicht, oder doch nicht gebührender Maßen, geleistet hat: so würde ihn der Herr des Gutes auf alles Interesse, (was er nämlich für Schaden erlitten hat, oder was ihm für Nutzen durch des Fuhrmannes Nachlässigkeit entgangen ist,) belangen können. Sollte

ein

ein Fuhrmann gegen Jemand sich obligiren, vermittelst einer gewissen Recognition dessen Güter auf seine Gefahr an Ort und Stelle zu liefern: so würde er auch für die Gefahr stehen müssen, und, wenn sich solche zutrüge, actione assecuratoria von dem Kaufmanne belanget werden können. Gleichfalls würde auch ein Fuhrmann, welcher gefährliche und bergige Wege suchet, da er doch die gemeine Landstraße fahren kann, und darüber mit dem Wagen stürzet, und dem Kaufmanne Schaden an seinen Gütern thut, den Schaden durch die Klage ex locato ersetzen müssen, welches auch Statt hat, wenn er die Waaren, der Verabredung zuwider, an einen Ort niederleget, wo es nicht allerdings sicher ist, oder dieselben einem andern zu fahren übergiebt, oder bey lange anhaltendem Regen sich durch einen angelaufenen Fluß waget, wodurch die Fäßer oder Packe naß werden; wenn er zur unbequemen Zeit die Reise antritt, seinen Wagen so sehr beschweret, daß derselbe dadurch umfallen muß, und die Waaren dadurch verderben; im Fahren selbst, er oder sein Knecht, nicht genugsame Sorgfalt für die Güter trüge; welches alles mehr für eine Culpam latam als levem, zu achten ist, und da alsdann, wie bereits gemeldet worden ist, der Fuhrmann zur Erstattung des Schadens angehalten werden kann.

Zuweilen sind die Fuhrleute auch levissimam culpam zu prästiren schuldig; wenn ihnen nämlich über ihr ordinäres Fuhrlohn noch eine besondere Erkenntlichkeit versprochen wird, oder daß sie sich freywillig erboten haben, Jemanden seine Güter zu fahren, weil derjenige, der sich selbst anbietet, allezeit zu einer größern Sorgfalt, das Anvertrauete wohl zu bewahren verbunden ist, als derjenige, bey dem ein solches zu thun gesucht worden ist. Je zerbrechlicher aber eine Waare ist, je mehr wird auch dem Fuhrmanne aufgebürdet, Culpam leviſſimam zu präſtiren, weil die Sache hier selbst redet, und eine gar genaue Sorgfalt erfordert, insonderheit wo sich die Fuhrleute für geschickt in ihrer Profession ausgeben, und ausdrücklich Culpam leviſſimam zu präſtiren über sich genommen haben. Und mögen sich der obgemeldeten keines die Fuhrleute dadurch entledigen, daß sie nicht selbst gefahren, sondern ihre Knechte fahren lassen, weil sie auch für deren Versehen als eigen stehen müssen, und dazu durch die Actionem leg. Aquil. oder in factum, angehalten werden können. Welches auch Statt hat, wenn der Fuhrmann das bedungene Gut einem andern wieder verdingen, und selbiges darüber zu Schaden kommen sollte.

Ob der Herr des Gutes zu beweisen habe, daß der Fuhrmann etwas versäumet oder verwahrloset hat, oder ob der Fuhrmann vor Gerichte darthun müsse, daß er eine solche Aufsicht bey dem ihm anvertraueten Gute, als es sich gebühret, angewandt habe, darüber sind die Rechtslehrer verschiedener Meinung. Die meisten aber gehen dahin, daß der Fuhrmann zur Erstattung des Geldes nur alsdann angehalten werden könne, wenn seine Unachtsamkeit oder Versäumniß genugsam erwiesen worden ist.

Was Casus fortuitos oder die ungefähren Zufälle betrifft, welche durch menschlichen Verstand und Gewalt nicht haben voraus gesehen oder abgewendet werden können: so ist so wenig ein Fuhrmann, als sonst Jemand, der etwas bedungen hat, solche zu prästiren schuldig. In welchen Stücken aber dieses seinen Abfall leide, ist aus vorgenanntem Autore mit mehrern zu ersehen.

In Ansehung der Uebersetzung des Fuhrlohnes, gehen die Meinungen der Rechtsgelehrten dahin, daß, was einmal, insonderheit in dringendem Nothfall, den Fuhrleuten zu viel versprochen worden ist, solches auch gehalten werden müsse, doch bey allzu großer Uebermaß, der richterlichen Moderation unterworfen sey. Sonst aber, wo ein billiges Fuhrlohn bedungen worden ist, kömmt auch den Fuhrleuten so gar das Jus retentionis zu, vermöge dessen sie Macht haben, die ihnen zu fahren gegebenen Sachen nicht eher verabfolgen zu lassen, sondern so lange zu behalten, bis wegen des Fuhrlohnes, mit ihnen Richtigkeit gemacht worden ist; wie sie denn auch zu diesem Rechtsmittel oftmals ihre Zuflucht nehmen, obgleich solches darum ihnen kein Pfandrecht einräumet, weil sie sonst andern Gläubigern, welche ein Pfand haben, vorgehen müßten, welches aber in den Rechten nicht Statt findet, weil die bloße Retention keinen Vorzug in der Ordnung der Creditorum geben kann.

Von der Collation des erlittenen Schadens, wenn z. B. ein Fuhrmann contrabande Waaren führte, und sich doch also zu verhalten wüßte, daß nicht alles, was auf dem Wagen ist, sondern nur, wenn ihn verschiedene Personen beladen haben, der einen ihr Gut weggenommen würde, der andern ihres aber verschwiegen bliebe und durchpassirte, haben die Rechtslehrer ebenfalls mancherley Distinctionen, welche an gedachtem Orte nachgelesen werden können.

Die Verbrechen der Fuhrleute, sind entweder öffentliche oder Privatverbrechen. Zu den Privatverbrechen gehört:

1) der

1) der Diebstahl, welchen die Fuhrleute begehen, wenn sie von den ihnen anvertrauten Sachen etwas mit Wissen und Willen abnehmen, behalten, verspielen, verschweigen, versetzen, oder auf andere boshafte Weise zu ihrem Nutzen anwenden, und an gebührendem Orte nicht überliefern. Es hindert hier nicht, ob dem Fuhrmanne das Geld oder Gut gleich zugezählt, und unversiegelt, oder unverschlossen gegeben worden ist, woraus doch sonst einige Rechtslehrer ein auf den Fuhrmann transferirtes Eigenthum behaupten wollen, und daß er als ein Dieb nicht angeklagt werden könne. Weil aber desjenigen, welcher dem Fuhrmanne Geld anvertrauet hat, Meinung nicht ist, daß der Fuhrmann dadurch ein Eigenthum des Geldes bekomme, sondern vielmehr solches nur an einen andern überbringen soll; überdieß auch eine bloße Uebergabe oder Tradition, keinem das Eigenthum einer Sache zuwege bringt, wenn nicht ein rechtsbeständiger Titulus oder Ursache, warum es übergeben wird, hinzukömmt, auch so wenig an Seiten des Uebergebenden als des Annehmenden, die Intention oder Meinung vorhanden ist, das Dominium zu transferiren oder zu acquiriren: so bleibt es dabey, daß ein Fuhrmann, welcher das ihm anvertrauete Gut unterschlägt, einen Diebstahl begehe. Ein Anderes wäre es, wenn der Fuhrmann aus Noth etwas angriffe, indessen aber zu Hause so bemittelt wäre, daß er es hinlänglich wieder erstatten könnte; in welchem Falle es auf den Ausspruch des Richters ankommen würde, weil kein Diebstahl da geschieht, wo man nicht auch den Vorsatz dabey hat, das Genommene für sich zu behalten, und nicht wieder zu erstatten. Von Sachen, die den Fuhrleuten gestohlen werden, die Erstattung des Werthes zu thun, sind sie nicht eher verbunden, als bis der Eigenthumsherr bewiesen hat, daß sie keine genugsame Acht auf die Güter gegeben, und solche z. B. an einen Ort hingelegt haben, wo sie nicht sicher genug gewesen sind. Sendet ein Schuldner seinem Gläubiger Geld zu, und vertrauet es einem Fuhrmanne, der damit durchgeht: so muß der Schuldner den Schaden selbst tragen. Hätte ihm aber der Gläubiger befohlen, durch den Fuhrmann, welcher hernach unterweges untreu wird, das Geld zu senden, so ist der Schade für des Gläubigers Rechnung.

Das zweyte Privatverbrechen eines Fuhrmannes ist, wenn er den Straßenräubern Gelegenheit und Anlaß giebt, ihn zu berauben, mit ihnen unter der Decke spielt, und ob er gleich nicht selbst Hand anlegt, dennoch von dem Geraubten participirt. Ein solcher hat allerdings das Leben verwirkt.

Wird er aber ohne seine Schuld auf dem Wege beraubet, so ist er, den Schaden zu erstatten, nicht schuldig; es wäre denn, daß der Eigenthumsherr erweisen könnte, daß der Fuhrmann, da er einen sichern Weg hätte nehmen können, einen Nebenweg durch Wälder und Büsche, in welchen sich vielmals Räuber aufhalten, gesuchet, und also den Schaden selbst verursachet hätte.

Das dritte Privatverbrechen der Fuhrleute, besteht in harten Schmäh- und Scheltworten, oder in vorsätzlicher Beschädigung, welche die Fuhrleute denen, die sie bedingt haben, sowohl an ihren Gütern, als Personen anthun. Die Scheltworte betreffend, so ereignet sich dergleichen insgemein, wenn Fuhrleute einander in hohlen Wegen begegnen. Bey welcher Rencontre nicht unbillig die Frage vorkömmt: Wie zwey Wägen einander auf öffentlicher Landstraße, besonders aber in engen und hohlen Wegen, ausweichen sollen? Nun wäre hier zwar gleich Rechtes, daß derjenige, der zuerst in den hohlen Weg eingefahren ist, sich dessen auch, als einer freyen Straße, am ersten bedienen sollte. Der Billigkeit nach aber müssen diejenigen, welche dem offenen Wege am nächsten sind, eher weichen, als diejenigen, welche mitten in demselben stecken, weil sie nämlich mit weniger Gefahr und Mühe wieder heraus kommen können. So muß auch der, welcher einen leeren Wagen hat, oder nicht so schwere Last führt, eher, als derjenige, welcher schwer geladen hat, zurück fahren. Ein Karren muß einem vollen Wagen ausweichen. Nach dem Sachsenrechte hat derjenige den Vorzug in Passirung einer Brücke, welcher am ersten auf dieselbe gekommen ist, es sey gleich mit einem leeren oder beladenen Wagen geschehen. Bey der kaiserlichen freyen Reichsstadt Nürnberg wird es in diesem Stücke also gehalten, daß auf der öffentlichen Landstraße, und sonst auf engen Wegen, derjenige, der einen ledigen Wagen hat, dem beladenen; ein Karren, einem vollständigen Wagen; eine Mieth- (Lohn- oder Lehn-) kutsche, welche nur Personen führt, einem Frachtwagen, welcher Güter geladen hat; und endlich ein Wagen, welcher aus der Stadt fährt, demjenigen, welcher hinein fahren will, weichen muß. Endlich ist noch zu merken, daß ein jeder, der in einem hohlen Wege, oder zu einem Thore, oder zu einer engen Straße hinein fahren will, sofort bey dem Anfange mit der Peitsche ein Zeichen geben muß; widrigenfalls kann ihm die Schuld des entstandenen Schadens beygemessen werden. Die vorsätzliche Beschädigung, welche

die

die Fuhrleute den Kaufleuten an ihren Gütern und Personen thun, ist, wie bereits oben gemeldet worden ist, daß sie die Wägen etwa zu schwer beladen, und mit solchen hernach nicht fortkommen können; oder, daß sie verwegener Weise durch das Wasser fahren, und also die Güter naß machen; oder, daß sie gar die Passagiers umwerfen, und dadurch entweder dieselben an ihren gesunden Gliedern verletzen, oder wohl gar um das Leben bringen. In diesen und dergleichen Fällen sind die Fuhrleute schuldig, nicht allein latam und levem, sondern auch levissimam culpam zu prästiren.

Zu den öffentlichen Verbrechen der Fuhrleute gehört, wenn sie ohne Geheiß ihres Befrachters den Zoll verfahren, und dadurch sich und des Kaufmanns Güter in Gefahr setzen; welches ihnen dann, weil sie allein daran Schuld sind, auch allein zu tragen, den Kaufmann aber schadlos zu halten gebühren will. Wenn sie es aber auf Geheiß des Herrn thun, so hat zwar dieser nichts an ihnen zu suchen; sie werden aber ebenfalls als Verbrecher und Mitgehülfen bestraft. Siehe den Art. Zoll.

Siehe auch Pet. Mieths Diss. de eo, quod justum est circa aurigas, vom Rechte der Fuhrleute, Erf. 1699. 4.

Uebrigens sollen, absonderlich im Churfürstenthume Sachsen, die Fuhrleute die alte und ordentliche Landstraße halten, und keine Beywege suchen; widrigenfalls dieselben, wo sie angetroffen werden, mit Roß, Wagen und Gütern zu arretiren, und zu der in den Mandaten benannten und verwirkten Strafe zu ziehen sind. Insonderheit sollen sie die Stapel- und Niederlagsstadt Leipzig nicht vorbey fahren, sondern daselbst ihre Fracht und Fuhrbriefe den Accisebedienten vorzeigen, sonst aber ihre geladenen Waaren in der Stadtwage wägen lassen, und wegen der nicht zu rechter Zeit oder schadhaft gelieferten Güter vor dem Handelsgerichte daselbst erscheinen.

Avertissement, daß versiegelte Briefe und Paquete unter 20 Pfund, nicht durch Fuhrleute, sondern auf der Post versandt werden sollen, d. d. Berl. d. 14. Apr. 1751, st. in der Edictensamml. a. die Jahre 1751—1755, Col. 241, f.

Edict, daß die Fuhr- und Schiffsleute in Preußen keine verschlossene Briefe noch kleine Paquete, so unter 20 Pfund wiegen, und den Werth von 10 Thaler übersteigen, bestellen sollen, d. d. Berl. d. 17. Dec. 1752, st. eb. das. Col. 985—990.

Landwirthe, welche Hufen-Güter besitzen, müssen sich nicht mit dem Fuhrmannswesen abgeben; denn sie kommen sehr selten dabey fort. Die öftere Abwesenheit von ihren Gütern, wodurch es an ihrer Aufsicht und gebührenden Aufrechthaltung der täglich nöthigen Wirthschaftsverrichtungen ermangelt, und weshalb die Besorgung derselben öfters nur unverständigen Weibern und Kindern, oder unachtsamen Gesinde anvertrauet werden muß, bringt ihnen mancherley Schaden zuwege. Die zur Ackerbestellung bequemste und nützlichste Zeit wird mehrentheils versäumet. Diejenige Fütterung, welche zugleich mit auf das Zuchtvieh verwendet werden sollte, wird bey den Straßenfuhren auf das Zugvieh verschwendet. Der Dünger wird den Gütern entzogen, und bleibt auf den Fuhrstraßen. Hieraus folgt, daß dergleichen Güter kaum die Hälfte der sonst zu erbauenden Feldfrüchte bringen, und daß derjenige Gewinn, welcher durch das Fuhrwerk erlanget wird, solche Wirthschaftsschäden gar selten ersetzen kann. Daher dann keinem Haus- und Landwirthe, welcher nicht erweislich machen kann, daß, nächst solcher Unternehmung, die Bestellung seines Gutes durch wirthschaftsverständige Kinder oder andere dazu geschickte Leute vollständig gut besorgt werde, und dann insonderheit auch die Fütterungsmittel dabey in Ueberfluß vorhanden wären, oder für das zum Fuhrwerk erforderliche Zugvieh anderwärts erkauft würden, dergleichen von seinem Wirtschaftswesen abweichende Handthierung keinesweges zu gestatten ist.

Fuhr-Mann, ein Wasservogel; siehe Schnepfe. (Wasser-)

Fuhr-Sattel, siehe unter Sattel.

Fuhr-Wagen, Last-Wagen; s. unter Wagen.

Fuhr-Weg, ein Weg, welcher gefahren werden kann und darf, ein Fahr-Weg; zum Unterschiede von einem Fußsteige.

Fuhr-Werk, L. Vectura, Fr. Voiture. 1. Ein jedes Werkzeug zum Fahren auf dem festen Lande, als: Wagen, Karren; Schlitten ꝛc. sowohl mit Inbegriff des dazu gehörigen Zugviehes, als ohne dasselbe. Ein schlechtes Fuhrwerk. Mit seinem eigenen Fuhrwerke reisen. 2. Die Beschäftigung, Güter und Personen um Lohn zu fahren, ohne Plural. Sich mit dem Fuhrwerke nähren. 3. Das Fuhrwesen, auch ohne Plural. Das Fuhrwerk in einem Lande besser einrichten. 4. Im Oberdeutschen wird dieses Wort oft für Vorwerk gebraucht.

Fuhr-Wesen, alles was die Fortschaffung der Waaren und Güter auf der Achse und um Lohn betrifft, und was dazu gehört. Das Fuhrwesen in einem Lande verbessern.

Füchseln, ein nur bey den Jägern übliches Wort.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben. 1) Auf Füchse jagen. 2) Nach Füchsen riechen. Es füchselt.

2. Als ein Activum. Einen füchseln, ihn vexiren, von welchem Worte es in dieser Bedeutung vielleicht verderbt ist.

Füchsen, so nur im Oberdeutschen gewöhnlich ist, von Füchsen, Füchsenes Futter. Gebräme.

Füderig, siehe Fuderig.

Fuie, siehe Tauben-Schlag.

Fügen, (*) ein Wort, welches in doppelter Gattung üblich ist.

(*) Im Nieders. lautet dieses Wort in der eigentlichen und den meisten figürlichen Bedeutungen fögen, im Oberd. fugen, bey dem Ottfried gifuagan, bey dem Willeram, voigen und viogen, im Angels. gefegan, im Schwed. foga, im Dän. foye, und in der zweyten figürlichen Bedeutung im Engl. fadge. Da der Begriff des Einsteckens, allem Ansehen nach, der erste und eigentlichste in diesem Worte ist, so gehört es ohne Zweifel zu dem Lat. figere, dem Griech. πηγειν, und dem Altlateinisch. pagere, woraus nachmals pangere geworden. Bey den schwäbischen Dichtern bedeutet Fugerin, eine Mittelsperson in der Liebe, sowohl im guten Verstande, als auch im nachtheiligen, eine Kupplerin.

I. Als ein Activum, geschickt mit einander verbinden.

1. Eigentlich, wo dieses Wort im eigentlichsten Verstande diejenige Art der Verbindung bezeichnet, wo ein Theil des einen Körpers genau in den andern hinein gesteckt wird. Die Breter sind nicht recht gefügt. In etwas weiterer Bedeutung ist dieses Wort ein allgemeiner Ausdruck, der die Art und Weise der Verbindung unbestimmt läßt. Zwey Breter zusammen fügen, sie entweder zusammen leimen, oder vermittelst einer Nuth mit einander verbinden. Die Faßdauben fügen, bey den Böttchern, sie zusammen fügen. Im gemeinen Leben bedient man sich, wenn die Art und Weise der Verbindung genauer bestimmt werden soll, anderer Ausdrücke.

Hieher gehört auch der besondere Gebrauch dieses Wortes, von der fleischlichen Vermischung zwoer Personen. Um die obere Gegend des Rheinstromes war es eine alte Gewohnheit, welche offenbar unter die Mißbräuche des deutschen Rechtes gehört, daß zwey Verlobte sich noch eher, als die Ehe durch priesterliche Trauung vollzogen worden, mit Einwilligung der Aeltern, zusammen betteten. Dieses wird durch dasjenige erläutert, was Keyßler, im 1. Th. seiner Reisen, Hannov. 1776, 4. S. 17, f. mit folgenden Worten erzählt:

„In den Dörfern des benachbarten Bregenzer Waldes, hat bisher die wunderliche Gewohnheit regieret, daß die unverheuratheten Bauersöhne und Knechte ohne Scheu so lange bey einem ledigen Mädchen haben schlafen können, bis dieselbe ein Kind von ihnen bekommen hat, da dann jene erst, und zwar bey höchster Strafe, verbunden waren, sie zu heurathen. Diese Art von Galanterie heißen sie fügen; und sie finden daran so wenig auszusetzen, daß, da man seit etlichen Jahren, kraft obrigkeitlichen Amtes, diese schändliche Weise abschaffen wollen, es zu einer Art von Aufruhr gediehen, und die Sache noch in einen Proceß, zu dessen Führung sie einen Advocaten aus Lindau angenommen haben, verwickelt ist. In einer Versammlung, welche die Bauern wegen dieser Sache hielten, stand ein alter

alter Greis auf, und rieth zu Fortsetzung des Processes mit folgendem trefflichen Voto: Mein Großvater hat gefüget, mein Vater hat gefüget, ich habe gefüget, und also will ich, daß mein Sohn und seine Nachkommen auch fügen sollen."

S. auch das 37. St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S. 145, f.

2. Figürlich.

1) Hinzu fügen, hinzu thun, hinzu setzen. Ich habe zu der vorigen Summe noch zehn Thaler hinzu gefügt.

2) Sich ziemen, sich schicken, den Umständen oder dem Wohlstande gemäß seyn, als ein Reciprocum, eine im Hochdeutschen ziemlich unbekannte Bedeutung. Das fügt sich nicht, ziemet, schickt sich nicht. Im Westphälischen ist sich fuken, im eigentlichen Verstande passen.

3) Sich in etwas fügen, sich darein schicken, allen Umständen mit Leichtigkeit gemäß denken und handeln. Er weiß sich in alles zu fügen.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

1. Einem fügen, ihm zu Willen seyn, ihm nachgeben, sein Verlangen erfüllen, am häufigsten im Oberdeutschen, wo es auch in der breitern Aussprache fugen lautet. Ich will dir gern in allem fügen.

2. Nützlich seyn, zum Nutzen gereichen. Es fugt oder fügt mir, es gereicht zu meinem Nutzen.

Füge-Bank, s. unter Hobel der Böttcher.

Füge-Bock, bey den Stellmachern, besteht aus einem starken und senkrechten Holze, a b, Fig. 816, welches auf 3 Füssen ruhet, und in a einen Zapfen hat. Auf diesen Zapfen steckt der Stellmacher die ausgebohrte Nabe des Rades, wenn die Speichen bereits in die Nabe eingezapfet sind. Der Zweck dieses Fügebockes ist, die Länge der Felgen nach Maßgebung der Speichen zu bestimmen.

Füge-Eisen, Füg-Eisen. 1. Ein scharfes Eisen in der Fügebank der Böttcher; s. unter Hobel der Böttcher.

2. Bey den Glasern, ein an beyden Enden mit krummen Haken versehenes Werkzeug, um die Zacken, welche der Diamant an den Scheiben stehen gelassen, oder das überflüssige Glas von den Scheiben damit abzufügen d. i. abzukneipen, welches auch das Fieder-Messer und der Krösel genannt wird; Fr. Gréfoir; s. Fig. 817.

Füge-Hobel, bey den Holzarbeitern; siehe unter Hobel.

Fühlen, ein Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich ist.

I. Vermittelst des Gefühles sich bewußt zu werden suchen, durch Berührung mit den Nervenwärzchen in der Haut der Finger sich vorzustellen suchen. Einem Kranken den Puls fühlen, oder einem Kranken an den den Puls fühlen.

Im Bergbaue fühlt man das Gestein, wenn man es mit dem Handfäustel beklopfet, um zu erfahren, ob es locker oder fest ist.

Einem auf den Zahn fühlen, ihn auszuforschen suchen, imgleichen ihn auf die Probe stellen.

II. Sich vermittelst des Gefühles bewußt seyn.

1. Eigentlich, sich vermittelst der Berührung der in den Spitzen der Finger vertheilten Nervenwärzchen vorstellen. Fühlen sie den Knoten? Ich fühle nichts.

2. In weiterer Bedeutung, sich vermittelst der über den ganzen Leib verbreiteten Nervenwärzchen bewußt seyn. Hitze, Kälte, Schmerzen fühlen. Linderung fühlen. Er fühlt nichts mehr. Wer nicht hören will, muß fühlen. In noch engerm Verstande, lebhaft fühlen. Er fühlet die Schläge nicht. Siehe Gefühl.

3. Figürlich. 1) Von der innern Empfindung. Vergnügen, den Reiz der Liebe, einen innern Trieb

zu etwas fühlen u. s. f. 2) Sich fühlen, gewisse Eigenschaften, Schwachheiten, Vorzüge an sich fühlen oder empfinden. Wenn sich der Kranke fühlt, wenn er Schmerzen fühlt, wenn er fühlt, daß er krank ist. Ein Mann, der sich in seinem Fache fühlt, der lebhaft überzeugt ist, daß er sich in seinem Fache befindet.

Fühl-Faden, Fühl-Spitzen, L. Tentacula, Papi, sind lange schmale Fortsätze, Spitzen oder Fäden am Vorderkopfe einiger Gewürme und Insecten, ohne Gelenke, welche, wie man glaubt, das Fühlen bey denselben erleichtern. Siehe auch Fühl-Hörner.

Fühl-Gras, Mimosa viva *L.*; s. unter Sinn-Pflanze.

Fühl-Hörner, L. Antennæ, Fr. Antennes, die länglichen Fortsätze an dem Vorderkopfe eines jeden Insectes, welche bey einigen wie Hörner aussehen, und diesen Thieren zu Werkzeugen der Empfindung dienen. Sie sind allemal aus mehrern Gelenken zusammn gesetzt, (wodurch sie sich eben von den Fühlfäden oder Fühlspitzen, welche nicht aus mehrern Gelenken zusammen gesetzt, sondern einfach sind, unterscheden,) und haben eine sehr verschiedene Stellung und Gestalt. Es giebt kammförmige, buschige, faden-, borsten-, keulen-, schnur-, sägen-, schüsselförmige und noch anders gestaltete Fühlhörner. Bey einigen Insecten sind sie gebogen oder gebrochen, und bey manchen zweigig. Nach der Meinung des Hrn. v. Linné und einiger andern Naturforscher, soll der in den Fühlhörnern wohnende Sinn uns noch unbekannt, und diesen Thieren allein eigen seyn. Siehe Insect.

Neue Mannigfaltigkeiten, 4. Jahrg. Berl. 1777, gr. 8. S. 84. fgg.

Fühl-Kraut, Mimosa; siehe Sinn-Pflanze.

Fühllosigkeit der Finger, siehe Th. XIII, S. 405.

Fühl-Spitze, siehe Fühl-Faden.

Fühne, siehe Finne 1.

Führ-Band, siehe unter Gängeln.

Führen, (*) so das Factitivum des Neutrius fahren ist, fahren machen.

1. Eigentlich die Richtung der Bewegung eines Dinges bestimmen, besonders in folgenden Fällen.

1) Vermittelst eines Fuhrwerkes, Fahrzeuges oder auf ähnliche Art von einem Orte zum andern schaffen. Waaren aus dem Lande führen. Waaren zu Markte führen, vermittelst eines Fuhrwerkes. Korn, Steine, Kohlen zur Stadt führen, in die Stadt fahren. Personen, Güter über einen Fluß führen, auf einem Kahne, Schiffe u. s. f. Geld aus dem Lande führen. Dahin gehört auch die R. A. wenn man von Kaufleuten sagt, daß sie Bücher, Eisen-Waaren, seidene Waaren, Spezereyen u. s. f. führen, wenn sie damit gewöhnlich handeln, welches von den ehemaligen wandernden Kaufleuten hergenommen ist, welche ihre Waaren im eigentlichen Verstande mit sich herum führten. Sonst aber ist das Führen und Verschneiden oder Ausschneiden in den Manufactur- und Handwerksinsonderheit Zeug- und Tuchwaaren, zweyerley. Denn einer, der im Ganzen mit solchen Waaren handelt, führet sie zwar, aber er verschneidet und vereinzelt sie nicht; wer aber nur den Handkauf damit treibt, führet und verschneidet sie.

2) Den Gang oder die Bewegung eines lebendigen Geschöpfes durch physische Mittel bestimmen. Einen Blinden führen, leiten. Ein Kind am Leit- oder Gängel-Bande führen. Einen bey der Hand, an der Hand führen. Einen Verbrecher, ein wildes Thier an einer Kette, ein Pferd an einem Stricke führen. Einen Hund am Hänge-Seile führen. Das Vieh auf die Weide, zur Tränke führen.

2. Fi-

(*) Dieses Wort lautet im Niederf. fören, im Schwed. föra, im Isländ. faera, bey dem Otfried, Notker und Kero fuoran, fuaren, bey welchen es aber auch seyen, imgleichen als ein Neutrum, gehen, bedeutet, und alsdann für das Neutrum fahren stehet.

2. Figürlich.

1) Die Bewegung eines leblosen Körpers und deren Richtung bestimmen. Den Wagen führen. Der Steuermann führt das Schiff in den Hafen. Einem Kinde die Hand führen. Er weiß den Degen geschickt zu führen. Wer hat die Feder hiebey geführet? wer hat diesen Aufsatz verfertigt? Den Pinsel gut zu führen wissen. Einen Streich führen.

2) Nach einer gewissen Richtung verfertigen. Einen Zaun, einen Graben, einen Wall führen. Eine Mauer um eine Stadt, um einen Platz führen.

3) Der Weg führet nach der Stadt, geht nach der Stadt, auf diesem Wege kömmt man zur Stadt. Der Weg führt in das Holz. Der Gang, der zur Treppe führt.

4) Durch Zeigung des Weges, Befehl, Ueberredung u. s. f. die Bewegung einer Person oder Sache und deren Richtung bestimmen. (a) Durch Zeigung des Weges. Einen verirreten auf den rechten Weg führen, ihn auf den rechten Weg bringen. Aber, ihn auf dem rechten Wege führen, ihn so führen, daß er immer auf dem rechten Wege bleibe. Statt dieser Wortfügung ist im Hochdeutschen auch die vierte Endung mit Auslassung des Vorwortes üblich. Einen die rechte Straße führen. (b) Durch Begleitung. Einen Fremden in sein Haus führen. Eine Braut zur Kirche, in die Kirche führen. Einen Deliquenten zum Tode führen. Ein Frauenzimmer führen. (c) Durch Gründe, durch Beredung. Einen auf das Eis führen, hinter das Licht führen, um die Fichte führen, d. i. ihn durch listige Beredung hintergehen. (d) Durch Befehl. Die Truppen in das Feld, in die Schlacht, zum Sturme, in das Lager führen, sie bey diesen Vorfällen commandiren. Wo man auch dieses Zeitwort absolute zuweilen für kommandiren braucht. Die Armee führen, ihr Befehlshaber seyn. (e) Durch

den

den Vorgang, der erste seyn, dem die andern nachfolgen. Den Tanz, den Reihen führen.

5) Veranlassen, die Ursache einer Wirkung seyn; eine Fortsetzung der vorigen Figur. Die Tugend führet nicht allemal zur Ehre. Einem etwas zu Gemüthe führen, ihm dasselbe nachdrücklich vorstellen.

6) Eine Sache nach ihren Umständen anordnen, derselben vorgesetzt seyn, sie verwalten; eine Fortsetzung der vorigen Figur. Das Regiment, die Regierung führen. Ich führe seine ganze Haushaltung. Die Aufsicht über etwas führen. Eine Rechnung führen; s. Rechnungs-Führer. Einen Bau führen, demselben vorgesetzt seyn. Ein Amt führen, bekleiden. Einen Proceß führen, als Sachwalter; in einem andern Verstande auch als Partey, einen Proceß haben, so wie man auch sagt Krieg führen. Eine Intrigue führen, veranstalten und anordnen. Das Wort führen, im Namen der übrigen sprechen, imgleichen eines Wort führen, für ihn sprechen, zu seinem Besten reden.

7) In sich enthalten, an und bey sich tragen. (a) Enthalten. Der Fluß führet Eis, geht mit Eise, oder hat zerbrochene Eisschollen. Der Teich führet Hechte. Karpfen u. s. f. enthält Hechte ꝛc. (b) Zum Gebrauche bey sich tragen. Geld bey sich führen. Verbotene Waffen bey sich führen. Die Bienen führen Honig, wenn sie Honig sammeln. Der Bergmann führet, (nimmt) allerley Gezähe (allerley Werkzeug) mit sich in die Grube. (c) Haben. Einen gewissen Namen, Titel führen. Einen Adler, einen goldenen Stern, u. s. f. im Wappen führen. Dahin gehört auch die figürliche von dem Wappenschilde und dessen Figur entlehnte R. A. Etwas im Schilde führen, ein Vorhaben haben, damit umgehen, mehrentheils im nachtheiligen Verstande. Eine widrige Meinung führen, hägen.

8) Ein

8) Ein elendes Leben führen, elend leben. Ein stilles ruhiges, glückliches Leben führen.

Führer, Führerinn, der oder die eine Person oder Sache führet, sowohl in den eigentlichen, als in den sechs ersten figürlichen Bedeutungen des Zeitwortes. Der Führer eines Schiffes, eines Blinden, eines wilden Thieres.

In einigen Oberd. Gegenden ist der Führer bey den Armeen so viel als im Hochdeutschen der Caporal oder Corporal, weil er die Rotte führt. Bey der schwedischen und einigen andern Armeen ist der Führer ein Unterofficier, welcher in Zügen hinter dem Fähnrich geht, wenn derselbe die Fahne trägt, und sie ihm im Nothfalle abnimmt. Bey den meisten deutschen Truppen heißt er Fahn-Junker. Aber alsdann bedeutet dieses Wort so viel als Furier, weil er ehedem zugleich die Zufuhre zu besorgen hatte; s. Furier.

An verschiedenen Maschinen ist der Führer ein Werkzeug, welches die Richtung eines andern in Bewegung gesetzten Körpers bestimmt, wie an den Elektrisirmaschinen.

Führig, bey den Jägern, was sich führen läßt. Einen Hund führig machen, ihn abrichten, daß er sich am Hängeseile führen läßt. Ein führiger Hund, der so abgerichtet ist; imgleichen, ein Hund, der so alt ist, daß er an das Hängeseil gelegt werden kann; siehe Leit-Hund, im Art. Hund.

Führung, oder Beylast, Fr. Pacotille, Paquotille, Portage, Portée, Quintelage, oder Quintillage, nennt man in der Seefahrt diejenige Fracht oder Last, welche jedem Schiffsbedienten für sich auf dem Schiffe mitzunehmen erlaubt ist; oder die Erlaubniß, vermöge welcher die so genannten Schiffskinder eine gewisse Anzahl Waaren, welche ihnen insgemein schon in den See- und Schiffsordnungen bestimmt und vorgeschrieben ist, frey in das Schiff laden und zu ihrem Privatvortheil über-

überführen können. Von dieser Führung wird weder Fracht noch Zoll bezahlt, doch genießen die Schiffskinder diese Freyheit nicht aller Orten, noch unter einerley Bedingungen; wie dann derselben auch ordentlicher Weise, in ihren Heuer- oder Bestallungscontracten keine Erwähnung geschieht, weil selbige eigentlich nur auf einem absonderlichen und mündlichen Vergleiche beruhet, welcher zwischen dem Schiffsvolke und den Rhedern oder den Eigenthümern der Kauffahrtheyschiffe, und insonderheit solcher, errichtet wird, welche bestimmt sind, lange Fahrten zu thun, und in weit entlegene Länder zu gehen, um daselbst zu handeln. Die Führung darf auch nicht anders, als an dem ohnehin zur Löschung bestimmten Orte verkauft werden. Jedoch haben auch die Rheder oder Schiffer das Recht des Näherkaufes, da sie deshalb das Schiff um so viel weniger befrachten dürfen. An verschiedenen Orten aber ist die Führung nunmehr fast gänzlich abgeschafft, und an deren Stelle eine gewisse Belohnung an Gelde eingeführt.

Führung, ein Gewicht; siehe Föring.

Fülle, das Abstractum sowohl des Beywortes voll, als auch des Zeitwortes füllen.

1. Der Zustand, da ein Ding von einem andern voll oder mit demselben angefüllt ist. 1) Eigentlich. Die Fülle eines Fasses, eines Gefäßes. 2. Figürlich. (a) Die Fülle des Herzens, der Zustand desselben, da es voll Empfindungen ist. (b) Ueberfluß. In diesem Verstande braucht man es im täglichen Umgange nur noch wie das Wort Menge. Der Boden hat Feuchtigkeit die Fülle. Die Hülle und die Fülle, Kleidung und überflüssige Nahrung.

2. Dasjenige, womit eine andere Sache gefüllt wird. 1) In den Küchen dasjenige, womit eine Speise gefüllt wird, im gem. Leben das Füllsel. Die Fülle einer gebratenen Gans, eines Hauptes Kohl u. s. f. Siehe Farße. 2) Der Füllwein, das Füllbier wird gleich-

gleichfalls zuweilen nur schlechthin die Fülle genannt. 3) In Luthers deutschen Bibel ist Fülle die Erstlinge aller Früchte, besonders der harten, welche Gott geopfert wurden, weil damit die Hände der Priester gleichsam gefüllt wurden. Deine Fülle und Thränen sollt du nicht verziehen, 2. Mos. 22, 29. wo Thränen die Erstlinge der weichen Früchte, als Weintrauben, Oehlbeeren u. s. f. bedeutet. Fülle der Kelter, 4. Mos. 18, 27. Daß du nicht zur Fülle heiligest, solchen Samen u. s. f. 5. Mos. 22, 9.

3. Dasjenige, was ausgefüllt werden muß. In diesem Verstande pflegen nur die Köhler die Grube, welche an denjenigen Oertern eines Meilers entsteht, wo das Feuer am stärksten arbeitet, eine Fülle zu nennen, weil sie zugefüllt werden muß. Daher die Füll-Stange, oder Rühr-Stange, eine Stange, womit die Fülle eines Meilers aufgeschüret und ausgerühret wird.

Füllen, das Füllen, (*) die Jungen der Kamele, Esel und Pferde. Am häufigsten wird dieses Wort ohne Beysatz von einem jungen Pferde gebraucht, bis es vier Jahr alt ist. Ein säugendes Füllen. Siehe den Art. Pferd. Ein Füllen der übrigen jezt genannten Thiere zu bezeichnen, braucht man die Zusammensetzungen Esels-Füllen. Kamel-Füllen.

Was

(*) Dieses Wort lautet in den gemeinen, selbst hoch- und oberdeutschen Mundarten sehr häufig Fohlen, bey den schwäbischen Dichtern Vole, bey dem Otfried Fulin, im Nieders. Vale, im Angl. Fully und Fole, im Dän. Angels. und Schwed. Fole, bey dem Ulphilas Fula, im Isländ. Fola, im Wallis. Ebewl, im mittlern Lat. Fola und Poledrus, im Lat. Pullus, im Griech. πωλος. Wachter leitet es von fallen her, so fern solches geboren werden bedeutet, Ihre aber von dem Ange.f. filian, Schwed. följa, folgen. Ist es ehedem ein allgemeiner Ausdruk gewesen, der überhaupt ein junges Thier bedeutet hat, so scheint auch das Lat. Filius zu dessen Verwandtschaft zu gehören. Im Oberschwäbischen ist Föhl ein junges Weibsbild. Im Osnabrückischen wird ein Füllen auch Watte, und in Franken Hankerlein genannt, so wie die Lateiner es von hinnire auch Hinnulus nannten.

Was die Tuchmacher unter Füllen oder Pferd verstehen, s. unter Pferd.

1. Füllen, voll machen. 1. Eigentlich. Ein Gefäß füllen. Einen Graben mit Erde füllen, ausfüllen. Die hohlen Wege mit Steinen füllen, ausfüllen. Ein Kissen mit Federn füllen.

In den Küchen bedeutet füllen ausgenommene Thiere, ausgehöhlte Früchte mit gehackten Speisen voll stopfen. Gefülltes Kraut. Eine gefüllte Gans. Gefüllte Fische; s. Th. XIII, S. 532.

Gefüllte Blumen, in den Gärten, im Gegensatze der einfachen.

2. Wenn sich dieses Zeitwort auf denjenigen Körper bezieht, mit welchem ein anderer gefüllt wird, so verliert sich oft der Begriff der Fülle, und es bezeichnet alsdann bloß, schöpfen, besonders von flüssigen Körpern. Wasser in die Flasche füllen. Drey Maß aus dem Fasse füllen. Vornämlich, wenn solches mit einem Löffel, oder ähnlichem Gefäße geschieht. Erz, Kohlen, Sand in einen Kübel füllen. Das Bier füllen, neu gebrauetes Bier aus dem Gährbottiche in Fässer bringen. Federn in ein Kissen füllen.

2. Füllen, mit dem Hülfsworte haben, von dem Hauptworte das Füllen, ein Füllen werfen. Die Stutte hat gefüllet, wird bald füllen. Im Nieders. valen, in einigen gemeinen hochdeutschen Mundarten auch fohlen, im Dän. folle, im Schwed. föla.

Füll-Band, bey den Schlossern; s. Thür-Band.

Füll-Bier, Bier, welches nachgegossen wird, um das abgetrunkene Bier aus dem Fasse zu ersetzen.

Füll-Bret, s. Füllung.

Füll-Eimer, ein bey dem Salzwerke zu Halle übliches Maß, nach welchem die Sohle gemessen wird, und welches 12 hallische Maß hält. Ein Zober hält 8, und eine Pfanne 4½ socher Fülleimer.

Füll-Erde. 1. In dem Deichbaue, diejenige Erde, woraus der Körper eines Deiches besteht, womit derselbe, und die in demselben entstandenen Lücken ausgefüllet werden. Niederf. Vullerde.

2. Ein weißer Thon, so fern derselbe zum Walken und Waschen der Tücher und Wolle bey den Tuchmachern und Tuchbereitern gebraucht wird; Wasch-Thon, Fuller-Erde, Fett-Thon Terra fullonum; s. Fuller.

Füll-Faß. 1. Im Bergbaue, ein Faß von einer bestimmten Größe, mit welchem die Kohlen in die Kübel gefüllet, oder auf den Schmelzofen getragen werden. Die Füllfässer sind von Spänen oder gespaltenen Ruthen zusammen geflochten.

2. Bey den Müllern und Bäckern in Sachsen hält ein Füll-Faß, zween Dresdner Scheffel. S. Füll-Kleye.

3. Bey den Weißbierbräuern; s. Th. V, S. 164.

Füll-Haare, diejenigen Haare, womit ein Kummet, ein Sattel u. s. f. gefüllet, d. i. ausgestopfet wird; siehe Bourre.

Füll-Hals, ein großer hölzerner Trichter, Wein und Bier in die Fässer zu füllen. Auch eine Art Trichter, einen Bienenschwarm damit in die hölzerne Stöcke oder Beuten zu fassen.

Füll-Holz, bey den Seilern, dasjenigen, welches, wenn sie einen Kamm erhöhen, mit dem Einschlage durch den in zwo Hälften gespaltenen Einschlag stecken.

Sprengels Handwerke und Künste, 12. Camml. S. 274. f.

Füll-Horn, siehe Frucht-Horn.

Füllhorn-Gras, Cornu copiæ *Linn.* siehe unter Gras.

Füll-Huhn, Zinshuhn; siehe unter Huhn.

Füll-Kanne, eine Kanne, Wein oder Bier damit aufzufüllen, welche auch die Looß-Kanne genannt wird.

Füll-Kleye, **Füll-Kleyen**, in Sachsen diejenige Kleye, welche die Bäcker den Müllern noch außer der gewöhnlichen Meze für das Mahlen geben müssen, und welche auf 28 Scheffel Weizen ein Füllfaß beträgt.

Füll-Lager, sind, in wohlbestellten Brauhäusern, lange, aus einem Eichenstamme gehauene, und ungefähr im Lichten $\frac{3}{4}$ Ellen oder 18 Zoll weite Tröge, worauf man die Biergefäße leget, wenn sie aus dem Gährbottiche gefüllet werden sollen. Sie dienen also nicht nur zu Lagern des Gefäßes, sondern auch dazu, daß, wenn das Bier aufstößt, die Hefen sogleich in diese Tröge laufen können, und man nicht erst noch einige Geschirre darunter setzen darf.

Man hat auch dergleichen Füllager in den Bierkellern, und werden deren gemeiniglich zwey an einander gesetzt; in der Mitte aber, oder wo sie zusammen stoßen, oder quer über ein kurzer, jedoch weiter und tiefer eichener Troz unter denselben in die Erde eingesenket, damit man, wenn die Zapfen in den Füllagern gezogen werden, die Hefen aus denselben darein ablassen, und sie rein auswaschen könne.

Füll-Mund, (*) wird nicht nur bey einer Lehmwand der etwas in die Erde gegrabene, und darauf mit groben Feldwaken und andern groben Feldsteinen ordentlich ausgefüllte Grund, worauf hernach die erste und Hauptschicht der Lehmwand oder des mit kurzem Strohe vermischten Lehmes gesetzt wird, sondern auch bey andern Mauern und steinernen Gebäuden, das Fundament oder der Grundbau genannt, welches das darauf gesetzte Gebäude tragen muß. Siehe **Grund**.

Füll-Ort, in dem Bergbaue, derjenige Platz unter dem Treibe- und andern Förderschächten, wo die Tonnen gefüllet und ausgeleeret werden.

Füll-

(*) Schon bey dem Notker ist Follemunt, der Grund einer Säule, und in den schwäbischen Dichtern Fullemunt und Follemunt, die Grundfeste. In den spätern Zeiten lautet es bald Pfulment, Follmundt, Vollmunde, Vullement, bald aber auch Pfummeut, und Pfnutmunde und in der Schweiz noch jezt das Pfimmet. Es ist ohne Zweifel aus dem Lat. Fulmentum für Fulcimentum oder Fundamentum verderbt.

Füll-Platte, an der Achse der Rüst und Bauerwägen, eine hölzerne Platte, welche mit zween Ringen oben auf der Achse befestiget wird, die dazwischen durchgehenden Arme fest zu halten.

Füll-Stange, bey den Köhlern; s. oben, S. 447.

Füll-Wein, derjenige Wein, womit die Weinfässer nach- oder aufgefüllet werden; im mittlern Lat. Adoliagium, Fr. Vin de remplage, oder de remplissage.

Füllsel, (das) in den Küchen, diejenige Speise, womit eine andere gefüllet, oder ausgestopfet wird; das Gefüllsel, in der anständigen Sprechart die Fülle, Nieders. Vüllsel, Ingedömte, Utkrupels. Siehe Farße.

Füllung. 1. Die Handlung des Füllens.

1. Was gefüllet oder ausgefüllet ist. In diesem Verstande heißt Füllung in der Baukunst, ein jeder Raum, der durch eine erhöhete Einfassung eingeschlossen ist. Füllung des Frieses, der Zwischenraum zwischen den Kälberzähnen, Triglyphen und Kragsteinen. An einem Schiffe versteht man unter Füllung den Zwischenraum zwischen zween Barkhaltern (Barkhölzern,) weil diese um etliche Zoll über die äußere Verkleidung vorstechen. Hievon aber ist der Raum, den der dritte und vierte Barkhalter einschließen, ausgenommen, welcher 5 Fuß Höhe hat, da die andern und eigentlichen Füllungen nur 1½ Fuß Höhe bekommen; weshalb jener auch der breite Gang genannt wird.

Bey denen Thüren, die nicht aus ganzen zusammen geleimten Bretern bestehen, sondern in Rahmen eingesetzte Stücke Breter oder Felder haben, nennt man eines jedes solcher Felder, oder die ober- und unterhalb des Schlosses versetzte und mit Leisten eingefaßte Vertiefung, die Füllung oder das Füll-Bret, weil es den leeren Raum zwischen den Rahmen ausfüllet; sonst auch den Spiegel, L. Tympanum valvæ, Fr. Panneau, Panneau, Ital. Quadro. Eine Thür oder ein Thürflügel kann

kann 2, 3 oder 4 solcher Füllungen bekommen, manchmal auch wohl nur eine. Man macht dieselbe insgemein viereckig, oder aus verschiedenem Leistenwerke vieleckig zusammen gesetzt. Sehr wenig aber wird die runde Figur daran beliebet.

Fümmel-Holz, bey den Schustern, ein Holz, den Rand der Sohlen damit zu poliren.

Es scheint, daß dieses Wort zu dem Hannöverischen üblichen femeln, wanken, hin und her beweget werden, gehöre. Siehe auch Fimmel.

Fündel-Haus, Fündel-Kind; s. Findel-Haus.

Fündig, im Bergbaue. Einen Gang fündig machen, ihn finden, d. i. entdecken, wo doch dieses Wort richtiger findig lautet. Figürlich ist ein fündiger Gang, welcher Erze führt, und daher werth ist, daß er gefunden worden ist, im Gegensatze eines tauben Ganges.

Fümet, Fr. Fumet. Durch dieses Wort bezeichnet man die den Geruchs- und Geschmacks-Nerven mit einem angenehmen Prickeln auffallenden Düfte oder zarten Dünste von gewissen Weinen, oder von zugerichteten Fleischspeisen und Wildbret; einen flüchtigen Kitzel, womit gewisse Weine und Gerichte auf eine angenehme Art die Zunge und den Geruch reizen. Das Fümet von Burgunder. Von gebratenen Rebhühnern bedient man sich insonderheit dieses Wortes, nicht nur den lieblichen Brodem, der aus ihnen aufsteigt, sondern auch den angenehmen Geschmack auszudrücken, den sie noch zuweilen von der grünen Saat haben. Ueberhaupt aber sagt man vom Wildbret, welches man so lange hängen, oder in einer Essigbeize liegen läßt, bis es ein wenig zu riechen anfängt, oder einen Fasanengeschmack, oder wenn man lieber will, einen kleinen Grad der Müssigkeit erlangt: es hat ein Fümet an sich; es wildenzt, oder wildert, Fr. se faisander. Ein junger Hase, der schon ein Fümet bekommen hat, der schon etwas wildenzt, Fr. un levreau qui commence à se faisander.

Die

Die Köche nennen auch Fumet eine gewisse Brühe von haut goût, welche sie an die gebratenen Rebhühner machen, z. B. eine Soße von Schöpsenfleisch, mit Champignons und Trüffeln; s. unter Rebhuhn.

Fünf, (*) eine Grundzahl, welche zwischen vier und sechs in der Mitte steht. Seine fünf Sinne noch beysammen haben. Er kann nicht fünfe zählen. Fünfe gerad seyn lassen.

Das fünfer Gericht, oder zusammen gezogen das Fünfergericht, in Nürnberg, ein mit fünf Rathsherrn besetztes Gericht, welches über Ungehorsam, Verläumdung, Scheltworte, Frevel u. s. f. richtet, und auch die Fünfe, oder das Rüge=Amt genannt wird.

Fünf=Blatt, Quinquefolium; siehe Finger=Kraut.

Fünf=Finger=Fisch, Coryphæna pentadactyla *L.* Blennius, maculis quinque versus caput nigris, ein chinesischer Fisch, dem der schwedische Viceadmiral, **Ancarkrona**, die Benennung des Fünffinger=Fisches gegeben hat, weil er an beyden Seiten der Kiemen fünf schwarze Flecken hat, deren einer von den vier andern etwas entfernt steht, gleichsam als ob Jemand 4 schwarze Finger und den Daumen angedruckt hätte. Dieser Fisch ist den Austern schädlich; denn wie sie sich öffnen, geht er hinein, und sauget sie aus; daher den Austerfischern in England ausdrücklich angedeutet ist, denselben auf den Strand zu werfen, mit den Füßen zu treten, und zu ver=

(*) Dieses Zahlwort lautet bey dem Ulphilas und Nero fimf, im Tartan finevi, bey dem Otfried finfi, im Dän. und Schwed. Fem, im Isländ. Fimm, im Bretagnischen pemp, im Griech. πεντε, im Aeol. πεμπε im Pers. Penz. Andere Mundarten verschlingen das n, wie das Angels. fif. das Nieders. five, das Holländ vyf, das Engl. five, das poln. piec. und das Krainerische und Böhm. pet. Gemeiniglich glaubt man, daß es von Finger herkomme, weil es die Zahl der Finger an einer Hand ausdruckt. Diejenigen, welche das erste Eisen auf dem Berge Ida schmiedeten, wurden Idæi dactyli genannt, weil der vornehmsten funfe waren.

derben. Man findet ihn im 2. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1740, S. 242—245, beschrieben und abgebildet.

S. auch den 3. B. des neuen Schaupl. der Natur, Leipz. 1776, gr. 8. S. 225, f.

Den Namen Fünffinger-Fisch, oder nach dem Holländ. Vingervisch, Finger-Fisch, Polynemus quinquarius *Linn.* führt auch ein gewisses Geschlecht amerikanischer Fische, welche an den Brustflossen etliche faserige freye Fortsätze haben, welche Linnäus mit den Fingern vergleicht.

S. den 3. B. des neuen Schaupl. der Nat. S. 226. fgg.

Fünf-Finger-Kraut, Potentilla *Linn.* siehe Finger-Kraut.

Fünf-Herr, ein Mitglied eines Collegii von fünf Personen; z. B. des im Art. Fünf gedachten fünfer Gerichtes in Nürnberg.

Fünf-Porte, Fünf-Thüre, bey den Fischern ein Fischergarn, welches außer dem Boden aus fünf Stücken zusammengesetzt ist, und fünf Porten oder Eingänge bekömmt; siehe Th. XIII. S. 649.

Fünf-schäftig, mit fünf Schäften oder Schämeln, bey den Webern. Fünfschäftig arbeiten. Ein fünfschäftiger Weber. Siehe Ludler und Schaft.

Fünftägig, was fünf Tage dauert oder gedauert hat. Eine fünftägige Krankheit. Imgleichen was allemal den fünften Tag wieder kömmt. Das fünftägige Fieber, s. Th. XIII. S. 279.

Fünf-Thüre, siehe Fünf-Porte.

Fünfe, das Hauptwort von dem Zahlworte fünf, die Zahlfigur, welche die Zahl fünf ausdrücket. Eine römische Fünfe, (V.) arabische oder deutsche Fünfe. (5)

Zuweilen bedeutet dieses Wort auch, z. B. in Nürnberg, ein Collegium oder Gericht von fünf Personen, das fünfer Gericht, s. oben, S. 453, imgleichen das Haus, wo sich dasselbe versammelt.

Fünfer, eine Zahl von fünfen, fünf Einheiten als ein Ganzes betrachtet.

Fünfer-Gericht, siehe oben, S. 453.

Fürbieter, eine im Oberdeutschen übliche Benennung des vornehmsten Gerichtsdieners, der die Partenen vor Gericht bietet oder ladet: der Gerichtsfrohn. Ein Hochdeutscher müßte Vorbieter sagen. Eben daselbst ist auch fürbieten, für laden, citiren, und das Fürbot oder Fürbietung für Citation üblich.

Fürmeister, siehe Vormeister.

Fürniß, siehe Firniß.

Fürst, (*) L. Princeps, Fr. Prince. 1. Der erste und vornehmste seiner Nation, seiner Provinz oder seines Staates, ein regierender Herr, ohne Rücksicht auf dessen anderweitige Unterscheidungswürde. In diesem Verstande sind Kaiser, Könige, Herzoge u. s. f. Fürsten. Auch Fürsten (gekrönte Häupter, regierende Herren) haben Gesetze, die sie nicht überschreiten dürfen. In der deutschen Bibel werden Abraham und Hiob Fürsten genannt, weil sie unabhängige Häupter zahlreicher Familien und vieler dazu gehörigen Knechte waren.

(*) Fürst, bey dem Willeram Vorst. bey dem Otfried Furista, im Nieders. Förste, und Forste, im Schwed. Forste, im Dän. Fyrste, ist der Superlat. von für, so fern es nach der oberdeutschen Mundart so viel als vor ist, und bezeichnet das vorderste oder erste in seiner Art. Im Engl. bedeutet first, und im Schwed. först, noch der erste, und es scheint, daß auch das Griech. Φοριστος, der beste, eigentlich der erste in seiner Art bedeute. Im Schwabenspiegel Cap. 115. wird schon Princeps und Fürst durch den vordersten erkläret, und zugleich, obgleich nicht ganz richtig, hinzu gesetzet, daß er diese Benennung um deswillen habe, weil er der vorderste an den Lehen sey, d. i. wie es daselbst erkläret wird, sein Lehen von dem Kaiser und Reiche empfängt, und nicht blos ein Afterlehensmann ist. Auf eben die Art wird ein Fürst bey den alten oberdeutschen Schriftstellern auch Herosto genannt, von her, eher, gleichsam der Erste, Princeps. Das st wird in Fürst und dessen Ableitungen und Zusammensetzungen bey den Hoch- und Oberdeutschen mit einem unangenehmen sch ausgesprochen, als wenn es Fürscht lautete, welche Aussprache auch in Burste, durstig, garstig, Wurst u. s. f. eingeführt ist.

2. Im deutschen Reiche bezeichnete dieses Wort, als ein allgemeiner Ausdruck, ehedem gleichfalls die ersten und vornehmsten unter den deutschen Ständen, von dem Kaiser an bis auf die Grafen und Dynasten; siehe Fürsten-Rath, welches noch zum Theil in dieser weitern Bedeutung üblich ist, nur daß die Churfürsten hier nicht mit begriffen werden. Jetzt wird es nur noch mit Ausschließung der Grafen und Herren gebraucht. Ein geistlicher Fürst, ein weltlicher Fürst.

3. In engerm Verstande ist es eine Benennung desjenigen hohen Adels, der zwischen den Churfürsten und Grafen mitten inne stehet, und die Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, einige Burggrafen, einige vornehme mit der fürstlichen Würde versehene Geistliche, und die Fürsten im engsten Verstande begreifet.

4. Zu den leztern oder den Fürsten im engsten Verstande, gehören nicht nur die gefürsteten Grafen, Aebte und Prälaten, sondern auch diejenigen Geschlechter vom hohen Adel, welche von den Kaisern in den neuern Zeiten mit der fürstlichen Würde bekleidet worden sind; dagegen die ältern fürstlichen Häuser sich lieber Herzoge nennen lassen.

Siehe auch Groß-Fürst.

Fürsten, in den Fürstenstand erheben, von welchem aber nur das Mittelwort gefürstet üblich ist. Ein gefürsteter Graf, gefürsteter Prälat, gefürsteter Abt, ein Graf, Prälat oder Abt, der mit der fürstlichen Würde bekleidet ist, fürstlichen Rang hat. Eine gefürstete Grafschaft, eine Grafschaft, welche den Titel eines Fürstenthumes erhalten hat.

Fürsten Brunnen bey Jena, siehe unter Jena.

Fürsten-Groschen, werden diejenigen Groschen genannt, welche Landgraf Balthasar in Thüringen, im J. 1397, sehr geringe von fünflöthigem Silber, und die Markgrafen zu Meißen, Fridericus bellicosus, Wilhelm der Reiche, und Fridericus pacificus, haben münzen lassen.

Fürsten-

Fürsten-Rath, auf dem Reichstage zu Regensburg, die Fürsten und ihre Gesandten, als ein Ganzes betrachtet, in der zweyten Bedeutung dieses Wortes, so daß alle Reichsstände außer den Churfürsten und Reichsstädten, folglich auch die Grafen und ungefürsteten Prälaten mit dahin gehören; das fürstliche Collegium. Siehe Fürst 2.

Fürsten-Ruf, im Jagdwesen, Stücke, so bey der Parforcejagd geblasen werden, den Herrschaften dadurch die Richtung der Jagd zu bezeichnen. Siehe Ruf.

Fürsten-Schnepfe, s. Schnepfe.

Fürsten-Schule, Schola illustris, Schola provincialis, Gymnasium illustre, eine von einem Landesfürsten, vornämlich für die armen und zum Studiren tüchtigen Landeskinder gestiftete, und mit Einkünften versehene Schule. Dergleichen sind hin und wieder in Deutschland von den evangelischen Fürsten angelegt; besonders aber sind in diesem Verstande die drey churfächsischen Gymnasia zu Meißen, Pforte und Grimme, unter dem Namen der Fürstenschulen bekannt. Was solche Schulen mit den übrigen gemein haben, werde ich im Art. Schul- und Erziehungsanstalten zeigen.

Fürstenthum, L. Principatus, Fr. Principauté. 1. Die Gewalt und würde eines Fürsten, so fern dieses Wort in der allgemeinsten Bedeutung den Ersten und Obersten eines Staatskörpers bezeichnet.

2. Das Land, das Gebiet eines Fürsten. 1) In der weitesten Bedeutung, das Land eines regierenden Herren. 2) In engerm Verstande ist es ein Land, welches von seinem eigenen Fürsten beherrschet wird, oder doch ehedem beherrschet worden ist; wo es bald als ein allgemeiner Ausdruck auch von Herzogthümern, Landgrafschaften, Markgrafthümern, und einigen Burggrafthümern gebraucht, bald aber auch im engsten Verstande noch davon unterschieden wird; s. Fürst 3. 4.

Die Fürstenthümer sind entweder selbstwaltig, souverän, und Niemand unterworfen, oder sie gehören zu dem römischen Reiche, und sind Reichslehen; oder sie stehen in einigen Dependenz wegen der Lehenschaft, oder Schutzgerechtigkeit, oder sie haben nichts, als den bloßen Namen, und stehen, wie andere Güter, unter der höchsten Landesobrigkeit.

Fürstenwalder Bier, s. Th. V. S. 28.

Füße, s. Fuß.

Füßling, derjenige Theil des Strumpfes, welcher den untersten Theil des Fußes bedeckt. Imgleichen eine Art Bekleidung für diesen untersten Theil; eine Socke. Niederf. Fötling.

Fuite, s. Bankerot. Flucht.

Fürterer, (Bunt-) s. Th. VII. S. 419.

Fütterig, so nur von einer schlechten Beschaffenheit der Wolle gebraucht wird, welche von einer ungleichen Eintheilung des Schafffutters herrührt. Fütterige Wolle.

1. **Füttern**, (*) eine Sache von außen oder innen überziehen, mit einem Futter bekleiden.

1. Von außen. Eine Kugel füttern, sie, ehe man sie ladet, in Leder, Papier oder Barchent einwickeln.

2. Von innen. Ein Schiff füttern, von innen bekleiden. Ein Zapfenloch füttern. Ein Futteral mit Sammet füttern. Am häufigsten von Kleidungsstücken. Ein Kleid mit Taffet, die Schuhe mit Flanell, einen Rock mit Pelzwerk füttern, Fr. doubler.

2. **Füttern**, (**) Fr. affourrager, affourrer, so in doppelter Gattung üblich ist.

1. Als

(*) Dieses Wort lautet im Niederf. foren, im Franz. fourrer, im Span. aforrar, im mittlern Lat. und Ital. foderare, im Franz. feutrer, im Engl. fodder, im Dän. foern, im Schwed. fodra. Siehe Futter 1. In den breitern oberdeutschen Mundarten lautet es futtern.

(**) Füttern, im Tatian fuotiran, im Schwed. fodra, im Dän. foere, ist das Frequentativum von dem noch im Niederf. üblichen foden, füttern, ernähren, im Griech. βοτειν, bey dem

Ulphi-

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Futter oder ein Nahrungsmittel für das Vieh abgeben. Brachdisteln füttern gut, sind ein gutes Futter für das Vieh.

2. Als ein Activum, Futter, Nahrung reichen und zwar,

1) In Beziehung auf den Gegenstand, dem es gereicht wird, wo dieses Wort ehedem ein allgemeiner Ausdruck war, der aber jetzt nur noch im Scherze oder aus Verachtung von Menschen gebraucht wird. Füttern sie mich immer zu Tode, ernähren sie mich immer so lange als ich noch lebe. Am häufigsten braucht man es von der Nahrung, welche Thieren gereicht wird. Die alten Vögel füttern ihre Jungen. Die Pferde, die Schweine, die Tauben füttern u. s. f.

2) In Beziehung auf dasjenige, was zum Futter gereichet wird, zur Nahrung reichen. Gras, Haber, Heu, Stroh füttern. Wir haben den ganzen Winter Korn füttern müssen.

Daher die Fütterung, Fr. Affourragement. 1. Die Handlung des Fütterns, die Austheilung des Futters. 2. Das Futter selbst. Keine Fütterung mehr haben.

Luther braucht dieses Wort oft in dem jetzt ungewöhnlichen Verstande für Lebensmittel, menschliche Nahrung, z. B. Richt. 7. 8. 2. Chron. 11. 23. Neh. 10. 31. Cap. 13. 15. Apostel. 7. 11.

Von der Futterung, oder Art und Weise, wenn und wie man das Vieh füttern soll, geschieht bey Abhandlung einer jeden Gattung von Viehe Meldung. Ueberhaupt muß man bey der Fütterung das rechte Futter, die

Ulphilas fodan, im Schwed. föda, im Engl. feed; doch kann es auch unmittelbar von Futter abstammen; siehe Futter 2. Im Oberdeutschen lautet dieses Wort futtern, und viele Hochdeutsche wollen es eben so gesprochen wissen, so sehr es auch wider den hochdeutschen Sprachgebrauch ist, wenn auch die Ableitung von Futter oder von dem Niederf. foden nicht dem ü den Vorzug geben sollte.

die gehörige Art der Zubereitung, insonderheit nach der Gewohnheit des Viehes an einem Orte, ferner das rechte Maß, seine Abwechselung und Veränderung, die rechte Zeit, gute Ordnung und Eintheilung, beobachten sich nach seinem Ackerbaue, seinen Gärten und seiner Weide richten, hauptsächlich aber auf die Auswinterung und das Winterfutter sehen; denn, im Sommer kömmt man noch eher durch. Die Fütterung ist entweder die Haus- und Stall- oder Feld-Fütterung, welche letztere auch Weide heißt, für Arbeits- Zucht- oder Mastvieh. Jede hat ihre besondere Vortheile; wovon an seinem Orte ein Mehreres.

3. Die Furragirung, im Kriegswesen Oberdeutschlandes; siehe Furragiren.

Fütterung, siehe im dem vorhergeh. Artikel.

Fulica, siehe Wasser-Huhn.

Fuligo, siehe Ruß.

Fuller, ein in einigen Gegenden übliches Wore, einen Walk-Müller zu bezeichnen, aus dem mittlern Lat. Fullo, ein Walker, folare, Fr. fouler, Engl. full. walken; welches deutsche Wort selbst damit verwandt ist. Siehe dasselbe. Daher Fullir-Erde; siehe eben daselbst.

Fullo, Scarabæus Fullo *Linn.* siehe Julius-Käfer.

Fulvia, nennen die Blumisten eine gewisse Art Primeln; siehe Schlüssel-Blume.

Fumage, Heerd-Geld.

Fumaria altera; Fumaria bulbosa; s. tuberosa radice cava major; Pseudofumaria bulbosa; siehe Aristolochia No. 1.

Fumaria offic. siehe Erdrauch.

Fumée, siehe Rauch.

Fumées, bey den Jägern; siehe Losung.

Fumer, siehe Räuchern. Rauchen.

Fumeron, siehe Rauch-Kohle.

Fumet, siehe Fümet.

Fumeterre, siehe Erdrauch.

Fumier,

Fumier, s. Mist.
Fumigatio, s. Räuchern.
Fummel-Holz, s. Fümmel-Holz.
Fumus, s. Rauch.
Funckeln, Funcken; s. Funkeln, Funken.
Fund, (der) von dem Zeitworte finden.

1. Die Handlung, da man eine Sache findet. Einen guten Fund thun.

2. Die gefundene Sache. 1) Eigentlich. Er freuet sich über seinen Fund. 2) Figürlich. (a) Die Erfindung, Entdeckung, und die entdeckte Sache. Auf einen Fund bedacht seyn, Mittel und Wege erdenken. Neue Herren, neue Fünde. (b) Schädliche Erfindungen, List, Ränke. In dieser Bedeutung ist im Hochdeutschen statt dessen auch Finte üblich, welches aber aus dem Franz. Feinte entlehnt ist.

Fund-Buch, s. Finde-Buch. Inventarium. Lager- und Saal-Buch.

Fund-Grube, im Bergbaue, eine Grube, wo man das gesuchte Erz gefunden hat, und darauf fortarbeitet; Fr. Mine. Die Fundgrube entblößen eine entdeckte Grube wirklich mit Arbeitern belegen. Die Fundgrube forttragen, an einem andern Orte Kübel und Seil einwerfen, d. i. nach Erz graben.

Einer solchen Fund-Grube ist von alten Zeiten her ein Raum von 42 Lachtern in die Länge und Breite zugestanden worden; daher dieser Ausdruck zugleich ein Flächenmaß bezeichnet, welches 3 Wehr, 6 Lehen, oder 42 Lachter in die Länge und Breite enthält, so daß die eigentliche Fundgrube in der Mitte dieser Fläche angenommen wird. Die Fundgrube strecken, dieselbe vermessen.

Fund-Grübner, im Bergbaue. 1. Der Besitzer oder Eigenthümer einer Fundgrube. 2. Diejenige, welcher eine Zeche allein bauet. 3. Zuweilen wird auch ein jeder,

der, dessen Beschäftigung der Bergbau ist, ein Fund-Grübner genannt.

Fund=Recht, das Recht, welches der erste Finder einer Sache an dieselbe hat; besonders im Bergbaue, das Recht dessen, der einen Gang gefunden oder entblößet hat.

Fund=Register, im Oberd. ein Inventarium, Fund-Buch; s. Finde=Buch und Fund=Zettel.

Fund=Schacht, s. unter Schacht.

Fund=Schoß, s. Grund=Schoß.

Fund=Zettel, im Oberd. eben so viel als Fund=Buch, Finde=Buch, Finde=Register oder Inventarium.

In Schlesien führt diesen Namen besonders das Verzeichniß alles dessen, was eine Ehefrau an Gelde, Silberwerk, Kleidern und Hausrath, dem Manne in die Ehe mitbringt, wie denn Letzterer auch vermittelst eingenhändiger Unterschrift darüber quittiren muß. Nach diesem Fundzettel giebt der Ehemann, bey erfolgten Ableben seiner Frau, den Pflichttheil (die Legitimam) an die Kinder, oder, in deren Ermangelung, an die nächsten Verwandten der Verstorbenen, heraus.

Funda, s. *Funta*.

Fündament, s. Grund.

Fundulus, s. Gründling.

Fundus, s. Boden, Fonds=Grund.

Fünfzehner, (der) (im gem. Leben Fufzehner) ein Ganzes von funfzehen Einheiten. Ein Funfzehner oder fünfzehen Kreuzerstück, eine Münze, welche fünfzehen Kreuzer gielt. Imgleichen ein Collegium von funfzehen Personen, dergleichen zu Strasburg ist, das Funfzehner=Amt.

Funfzehnerlein, s. Spitz=Groschen.

Fünfziger, (der) (im gemeinen Leben Fufziger.) 1. Ein Mitglied eines Collegii von funfzig Personen.

2. Funfzig Jahre alt. Er ist ein Funfziger. Ein Funfziger, ein Wein, der fünfzig Jahre alt ist.

3. Was

3. Was 1750 gebauet oder verfertiget worden ist. Ein Funfziger, ein Thaler von 1750.

4. Bey den Tuchmachern bezeichnet es eine Art Tuches, welches in der Scheerkübe 50 Gänge hat, als funfzigmal hinunter, und soviel hinaufwärts wieder, nach denen es unten und oben gelesen wird, daß die Werst in das Kreuz kömmt.

Fungus, s. Bofist. Champignon. Schwamm.

Funis, s. Seil. Strick.

Funke, s. Funken.

Funkel-neu, Nieders. glootny, ganz neu, völlig neu, so neu, daß es noch funkelt; eine von metallenen Arbeiten, vielleicht von den Münzen, hergenommene Figur.

Funkeln, (*) L. scintillare, Fr. étinceler, hell glänzen, einen starken Glanz von sich werfen. Ein funkelndes Gewehr. Die Sterne funkeln in einer hellen Nacht. Es funkelt alles von Gold und Diamanten. Die Augen funkeln ihm im Kopfe, ein Merkmal einer heftigen Begierde, einer heftigen Leidenschaft.

Funken, (der) (**) L. Scintilla Fr. Etincelle, der kleinste Theil des Feuers, oder eines brennenden Körpers.

1. Eigent-

(*) Dieses Zeitwort erhält noch die erste eigentliche Bedeutung Wortes Funken, nach welcher es Schein, Glanz überhaupt bedeutete. Das Griech. Φεγγειν, und Isländ. faenna, funna, scheinen, leuchten, sind nahe damit verwandt.

(**) Funken, in dem alten Gedichte von Carls des Großen Kriege bey dem Schilter Funche, im Niedersächs. und Dän. Funke, stammet nicht von fangen her, wie Frisch glaubt, sondern von einem alten Worte, welches Schein, Glanz, Feuer, bedeutet hat. Bey dem Ulphilas ist Fon, Fun, Feuer, und funa, brennen, im Isländ. Fun, Feuer im Griech. Φαινειν, leuchten. Die letzte Sylbe ist vielleicht das niedersächsische Zeichen des Diminut. ken, Hochd. chen, so daß Funken ein kleines Feuer bedeuten würde. Diese Form streitet zugleich für das n am Ende, welches im Hoch- und Oberdeutschen sehr oft verbissen wird, der Funke, für Funken; in welcher Gestalt es auch in der deutschen Bibel mehrmals vorkömmt. In einigen oberdeutschen Gegenden ist es zugleich weibliches Geschlech-

1. Eigentlich. Es glimmet noch ein Fünkchen in der Asche. Es ist kein Funken Feuer in dem Hause. Ein einziger Funken kann ein großes Feuer verursachen. Einen Funken anblasen. Besonders, die kleinen glühenden Theilchen, welche von brennenden Körpern abspringen. Funken werfen, Funken sprühen. Imgleichen die Stückchen glühendes Stahles, welche der Feuerstein von dem Stahle losreißt. Mit dem Feuersteine Funken aus dem Stahle locken. Dürre Materien fangen leicht Funken.

2. Figürlich, ein kleiner Theil, als der Anfang, oder Ueberrest eines größern. Wenn du noch einen Funken Ehre in deinem Herzen hast.

Daher funken, Funken von sich geben. Glühendes Eisen funket.

Funken-Tag, siehe unter Johannis-Feuer.

Funta, Funda, ein russisches Gewicht, welches zum Abwägen des Silbers gebraucht wird. 1. Funta hält 96 Solotnichs, und 1 Solotnich wiegt etwas über 1 Quent.

Furca, siehe Forke. Gabel.

Furche, (*) Sulcus, Fr. Sillon, Raye, Dérayure. In dem Feld- und Ackerbaue, die vermittelst der Pflugschaar gezogene Vertiefungen in der Erde.

Eigent-

---

ees, die Funke. Uebrigens ist statt dieses Wortes im Niedersächs. auch Sparke, Angels. Spearca, Engl. Spark, Holländ. Spaercke, im Oberd. aber auch Gneist, Schwed. Gnista, Isländ. Gneiste, Neiste, Hebr. נצץ Funken werfen, imgleichen Glim- und Glunst üblich.

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Notker Furche, im Angels. Furh, im Engl. Furrow, im Holländ. Voore im Schwed. For, Fora, im Lat. Forca, und Forus, im Dän. aber Furre. In den nieders. Mundarten, die den harten Hauchlaut gern vermeiden, lautet es Fahre, Fuhre, Fore. Es stammt von fahren her, so fern es ehedem ziehen, pflügen bedeutete. Im Angels. ist fyrian und im Lat. forare, pflügen. Die von dem Pfluge aufgehäufte Erde neben dieser Vertiefung heißt bey einigen gleichfalls die Furche, bey andern die Erd-Furche, im Mecklenburg. ein Balken, im Bremen der Remel, im Oberd. der Furchen-Rain.

Eigentlich sowohl die auf dem Acker neben einander gezogenen Vertiefungen, welche eigentlich das Pflügen ausmachen, als auch die Vertiefung zwischen zwey Ackerbeeten, d. i. an einander stehenden Ackerstücken, welche auch eine Gränz-Furche, eine Wasser-Furche, Fr. Tranchée, Trenchée weil sie zugleich zur Ableitung des Wassers dienet, im Brandenburg. Scheidfahre, im Schleswig. Scheidungs- oder Scheide-Furchen und grüne Furchen, und im Oberd. der Strang genannt wird. Daher das Zeitwort furchen, Fr. sillonner, Furchen ziehen machen.

Die Gränz- oder Scheidefurchen pflegt man, nach verrichteter Saat, mit dem Pfluge wohl auszufahren und auszustreichen, damit man nämlich theils mit dem Seitenbrete des Pfluges in den Furchen liegenden Samen wieder erhebe, und auf das Beet hinauf streiche, weil er daselbst bessere Gelegenheit zum Einwurzeln und Wachsen hat, als wenn er in den Furchen liegen bleiben und umkommen sollte; theils aber auch, damit sich die Nässe vom Regen und das Schneewasser in dem Acker nicht so leicht aufhalten, sondern in den Furchen abschießen und verlaufen könne. Wo man siehet, daß auf den Feldern viel Wasser stehen bleibt, und dieses durch die ordentlichen Furchen nicht ablaufen kann, wodurch der Same ersäuft, oder versauert, mithin großer Schade geschieht: da pflegt man entweder quer über den Acker, oder, wo derselbe seinen Hang hin hat, nach geendigter Saatzeit und vollbrachtem Furchenausstreichen, Wasser-Furchen zu machen.

Ein Landwirth muß die Wasser-Furchen, 1) bald nach eingesäetem Acker mit dem Pfluge hin- und rückwärts aufführen, und auch sogleich mit einer Schaufel rein auswerfen (ausschüppen), die ausgeworfene Erde aber weit, und wenigstens 2 Fuß, von der geführten Wasserfurche hinweg, werfen, ordentlich verbreiten, und die Erdklöße zerstoßen, auch die etwa vorhandenen

Quecken wegschaffen lassen. In dieser Absicht ist es sehr gut, wenn die Arbeiter nebst der Schaufel auch einen Rechen bey sich haben; denn, wenn der Auswurf nicht richtig und gut gemacht wird, so verliert der Landwirth nicht nur den Platz, wo die Furche geführt worden ist, sondern auch denjenigen, wohin die ausgeworfene Erde gekommen, und wo die darunter liegende Saat erstickt worden ist; wie denn auch, wenn das gesäete Getreide schon gekeimet hat, oder gar schon aufgegangen ist, nicht nur die Saat, welche in der aufgeführten Furche gewesen ist, sondern auch dasjenige, worauf der Auswurf gebreitet wird, entweder gänzlich verderbet oder doch im Wachsthume gestöret wird. Die Führung der Furchen muß 2) nicht ohne Noth und an unnützen Orten geschehen. Denn auf Bergen sind dieselben unnöthig, und auf ganz gleichen und ebenen Feldern unnütz. Bey durchfälligem Boden, unter welchem die Oberfläche und Ackerfurche sandiger Grund ist, sind solche auch nicht gar zu nöthig, weil auch bey den größten Platzregen, und wenn auch das Wasser auf und über die Beete steht, solches doch bald einsinkt, und weiter keinen Schaden verursachet. Hingegen wollen solche Wasserfurchen bey der Wintersaat, wegen öfters nasser Witterung im Herbste und Frühlinge, nöthiger, als bey der Sommersaat seyn. Auch sind solche beym Weizen nöthiger, als beym Korne, zumal wenn die Weizensaat auf lehmigen Boden gesäet worden ist, oder unter der Ackerfurche lehmigen Grund hat. Endlich sind die Wasserfurchen auch bey der Gerste nöthiger, als bey dem Hafer. Die Wasserfurchen müssen 3) nicht zu seicht, sondern tiefer, als die Ackerfurchen, geführet und ausgeräumet werden, damit das Wasser aus und zwischen den Ackerbeeten einen ordentlichen Abfall in die Wasserfurche haben, und dasselbe nicht etwa aus der Wasserfurche in die Ackerfurchen treten, und die Saat mehr überschwemmen könne, als wenn gar

keine

keine Wasserfurchen geführet werden; daher muß eine Wasserfurche wenigstens 2 Zoll tiefer, als die Ackerfurchen, seyn. Auf abhängigen Feldern können zwar die Ackerfurchen auf der Seite gegen die Anhöhe völlig und rein ausgescharret werden, auf der andern Seite gegen die Tiefe zu, sollten dieselben entweder gar nicht, oder doch sehr wenig, ausgescharret, und vielmehr mit dem Auswurfe aus der Wasserfurche zugeleget werden, damit das in der Wasserfurche öfters aufschwellende Wasser, gegen die Niederungen niemals überschlagen, und weder die Saat durchreißen, noch mit Sande und anderm Erdreiche überschwemmen könne. In dieser Absicht müssen 4) auch die Wasserfurchen aus den Gründen nicht wieder gegen die Anhöhen geführet, sondern vielmehr seitwärts zwischen zwey Beeten aus dem Felde heraus geführet und durchgestochen werden. Denn, wenn das abfließende Wasser wieder steigen soll, so schlägt es in der Niederung über, und macht wohl 6, 10, und mehr unterwärts liegende Beete zu schanden; daher es besser ist, wenn man die Wasserfurche, welche quer durch die Beete geführt ist, an solchen tiefen Orten, gleich der Länge nach zwischen zwey Beeten vollends durch den Acker, und entweder in die dabey liegende Wiese oder Graben führt, als das Ueberschlagen des Wassers in der Wasserfurche zu gestatten, welches hernach währender Wasserfluth, oder bey einfallendem Thauwetter, zu spät ist, und ohne größern Schaden nicht nachgeholet werden kann. 5) Es müssen die Wasserfurchen auch unterwärts und gegen die Tiefe, breiter als oberwärts seyn, weil unten immer mehr Zufluß des Wassers sich findet, welches die Ufer einer schmalen und engen Wasserfurche zu erhalten nicht vermögend sind, zumal, wenn die, quer durch die Saatfelder und Beete geführten Furchen, wie kurz vorher erinnert worden ist, dann und wann in den tiefsten Gegenden durchgestochen, und der Länge nach vollends durch die

Ackerbeete und Furchen in die Wiesen oder Gräben geleitet werden. An dem Orte der Anhöhe, wo die Wasserfurche ihren Anfang nimmt, ist dieselbe, wenn sie ½ Elle oder 1 Fuß Breite hat, breit genug; unterwärts hingegen und in der Tiefe erfordern dergleichen Abzüge über 1 Elle oder 2 Fuß Breite.

Ueberhaupt ist bey kalten und nassen Feldern anzurathen, eher einige Wasserfurchen mehr, als weniger, und auch lieber tiefere und breitere, als bisher gewöhnlich gewesen ist, zu führen, weil durch die Erhöhung solcher Felder viel schwache Saat erhalten, und eher zum Treiben und Wachsthum befördert, auch der eingeschlagene Dünger, durch zeitigen und hinlänglichen Abfluß des Wassers, länger erhalten wird. Wenn auch gleich durch die Abzüge des Wassers einiger Mist von dem Felde mit abgezogen würde: so erhält der Landmann solchen doch auf den Wiesen oder in den Gräben allezeit wieder; und weil die Feldfluthen niemals das bloße und reine Wasser wegführen, sondern allemal etwas von dem Miste oder der guten düngenden Erde mit sich fort nehmen, so darf man kein Bedenken tragen, auch von seinen Gränznachbarn, und allenfalls durch den Gränzrain eine Furche schneiden zu lassen, und das von ihnen herunterkommende Wasser zu übernehmen. Denn bliebe solches an der Gränze auf seiner Seite stehen, so bliebe ihm zwar die Fettigkeit auf seiner Seite, das leere Wasser aber würde unterwärts doch durchdringen, und mir meine Felder und Saaten aussaugen; schlüge es aber endlich bey großen Fluthen über den Damm weg, welches ich nicht verhindern kann oder darf, so würde es meine Felder zerreißen, oder zur Unzeit überschwemmen.

No. 39. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 410—413.

Was sonst noch in Ansehung der Ableitung der Nässe von den Feldern zu beobachten ist, wird im Art. Graben vorkommen.

2. Bey

2. Bey den Spinnern, bedeutet Furche die verschiedenen Erhöhungen, welche das Garn in verschiedenen Weiten auf der Spindel machet, wenn es aufgespuhlet wird. Man nennt sie deswegen so, weil sie einigermaßen denen Furchen, welche man mit der Pflugschar in das Erdreich machet, gleich kommen. Diese Furchen müssen aber nicht zu hoch seyn, damit das Garn sich nicht verwirre, oder gar zerreiße.

Furchen-Eis, Eis, welches sich bey den Nachtfrösten im Frühlinge in den Furchen angesetzt.

Furchen-Rain, sie Furche Anm.

Furch-Genoß, derjenige, dessen Acker an den andern Acker anstößt; dessen Acker nur durch eine Furche von dem seinigen unterschieden ist; der Furch-Nachbar.

Furchel, bey den Jägern; siehe unter Fork-.

Furcht, im Niederf. mit der nicht ungewöhnlichen Versetzung des r, Frucht, L. Metus, Timor, F. Appréhension, Crainte, Peur, Engl. Fright, Holländ. Vrucht, die Unlust über ein bevorstehendes Uebel, es mag nun wirklich, oder nur in der Einbildung bevorstehen; eine ängstliche Gemüthsregung, welche alsdann bey uns entsteht, wenn uns etwas nahe ist, das wir hassen, oder etwas, so wir lieben, uns entgehen will, oder auch, wenn man bey demjenigen, so man ins Werk richten will, allzu große Schwierigkeit findet.

Die Furcht ist mit dem Schrecke sehr genau verwandt: sie hat ähnliche Wirkungen, welche aber nicht so gewaltsam sind. Sie zieht die Haut und die Schweißlöcher zusammen; die Muskeln werden convulsivisch bewegt, und sind halb gespannt, halb erschlappt. Die Lebensbewegungen gehen sehr unordentlich von Statten; daher zittert der Furchtsame am ganzen Körper, er hat eine schwache lallende Stimme, er holt kurzen und geschwindem Athem. Das Herz klopfet. Das Gesicht ist bald blaß, bald roth. Der Angstschweiß bricht ihm aus. Bald will er laufen, und kann nicht; bald aber

wird die Kraft seiner Muskeln so vermehrt, daß er ausserordentlich schnell läuft, und der drohenden Gefahr zu entfliehen suchet. Bey einigen verursachet die Furcht eine Diarrhoe; und es ist merkwürdig, daß sich diese Wirkung bey vielen äußert, die sich vor einem Gewitter fürchten. Andern, und besonders den Frauenspersonen, entgeht der Harn. Man hat auch Beyspiele, daß verschiedenen Personen die Haare aus Furcht weiß geworden sind. Uebrigens sind die Wirkungen der Furcht einem Fieberanfalle völlig gleich. Selbst der Puls geht unordentlich schnell, und fast so, wie in den Wechselfiebern.

Man begreift leicht, daß eine anhaltende Furcht den Körper sehr schwächen müsse. Ein Jeder weiß, daß, wo bösartige Fieber wüthen, derjenige am leichtesten davon angesteckt werde, der sich davor fürchtet. Das Gift der Krankheit, welches in der Luft schwebet, muß er täglich durch den Athem einhauchen. Wenn er gleichgültig dabey bleibt, und nicht eben eine Disposition zur Krankheit schon im Körper hat, so wird die Kraft seiner Fasern das Böse wieder ausstoßen, und er wird gesund bleiben. Wenn hingegen durch die Furcht die Fasern geschwächet, und die Bewegungen des Herzens und der andern Lebenstheile unterdrücket werden, so kann das Gift in dem Körper bleiben, Wurzel fassen, das in Unordnung gesetzte Blut entzünden, und die bösartige Krankheit hervor bringen. Die Geschichtbücher der Aerzte sind voll von solchen Beyspielen, wo die Furcht einzig und allein, in zärtlichen und schwächlichen Körpern, die Pest, Pocken, Frieseln, Krätze, andere Ausschläge, und die rothe Ruhr hervor gebracht hat. Auch hier ist bloß einer starken Leidenschaft dasjenige zu zuschreiben, was man sonst gern auf Rechnung der Einbildungskraft zu bringen pflegt. Selbst der eingebildete Kranke wird alsdann erst wirklich krank, wenn er sich von der Furcht übermannen läßt. In vielen Krankheiten

heiten haben Furcht und Schreck gleiche gefährliche Wirkungen mit der Erkältung; sie verschlimmern nämlich die Krankheiten, treiben die Ausschläge zurück, und bringen den Tod. Diejenigen körperlichen Fehler, welche zum Schreck Anlaß geben, können auch die Entstehung der Furcht befördern. Vorurtheile, und unserer Seele in der Kindheit eingebildete Schreckbilder, sind auch eine fruchtbare Mutter der Furcht und des Schreckes. Diejenigen verdienen unser Mitleiden, die ein nagendes Gewissen und das Bewußtseyn verübter böser Handlungen unstät und flüchtig machet, und sich daher fürchten, wenn sich nur ein Blatt regt.

In den Rechten entschuldiget die Furcht, aus welcher man vielmals etwas gezwungen thut, nicht allemal, sondern es heißt davon gar oft: ein gezwungener Wille ist auch ein Wille.

Furet, Frett-Wiesel; s. unter Wiesel.

1. **Furie**, Furia infernalis. Mit diesem Namen belegt Hr. v. Linné ein gewisses mit Borsten versehenes Thierchen, welches in den großen torfigen und morastigen Wüsten des nördlichen Schwedens, aus der Luft, ohne daß man weiß, woher es weiter komme, auf Menschen und Thiere herab fallen, in ihren Körper eindringen, und darin unleidliche Schmerzen, welche zuweilen in einer Viertelstunde den Tod nach sich ziehen können, verursachen soll. Er selbst ward im J. 1728 zu Lund davon angefochten, hat aber diesen Wurm nur getrocknet, in Gestalt einer kleinen Faser gesehen. Solander hat denselben in den Nov. Act. Societ. Reg. Upsalienſ. 1773. 4. (welche Abhandlung im 67 und 68 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1776, übersetzt steht,) genauer, beschrieben. Der Körper ist gleich schmal, wie eine Linie, an beyden Seiten aber mit Härchen besetzt, und mit umgebogenen Stacheln, die gegen den Körper angedrückt sind, gleichsam gewaffnet. Müller nennt das Geschlecht dieses Wurmes, den Höllendrachen, und

diese Art selbst den Toll-Wurm. Das Mittel gegen die schädlichen Wirkungen dieses Wurmes, ist ein Stückchen junger Käse, welchen man auf den beschädigten Ort leget, nachdem zuvor daselbst ein Einschnitt gemacht worden ist. Den verletzten Ort erkennt man an einem braunen Puncte. In den Käse soll ein kleiner Wurm von $\frac{1}{6}$ Zoll lang, kriechen.

2. Furie, eine Art indianischen oder chinesischen Taffetes oder Atlasses, der entweder in dem Lande selbst gemalet, oder in Europa, vornämlich in Frankreich, Holland und Flandern, nachgemacht worden ist. Dieser Atlaß ist deswegen Furie genannt worden, weil die ersten, welche man nach Europa brachte, so ungewöhnliche Abrisse hatten, die so unordentlich und so ungleich auf die Zeuge gleichsam geworfen waren, daß man hätte glauben sollen, es wäre die Arbeit einer Furie (*) gewesen.

Anfangs bemühte man sich in Frankreich, die thörichten Risse der Chineser nachzumachen, und es gelang auch hierin den Franzosen. Weil aber die französische Unbeständigkeit auf Atlasse oder Taffete, Blumen, Vögel u. s. w. hat malen lassen: so machte die Gewohnheit, da man sie Furies nannte, daß sie diesen Namen behielten, ob er sich gleich nicht mehr für die schönsten Desseins dieser Manufactur schickte.

Diese Furien, sie mögen nun in China und Indien gemalt, oder in Europa nachgemacht worden seyn, gehörigen durchgängig unter die indianischen und chinesischen Zeuge, die durch so viele Arrêts des königl. Staatsrathes in Frankreich verboten, aber dennoch jederzeit getragen worden sind; s. Th. II, S. 628.

3. Furie,

(*) Furien sind, in der Götterlehre der Griechen und Römer, die drey Höllengöttinnen Tisiphone Mägera und Alecto, Töchter der Nacht und des Acheron, und zur Peinigung der in den Tartarus gestürzten Seelen der Gottlosen bestimmt. Mit einer Anspielung auf diese Höllengöttinnen sagt man von einem erzbösen Weibe, die immer wüthet und tobt: das ist eine rechte Furie, eine hölliſche Furie, F. c'est une furie, c'est une furie d'enfer.

3. Furie, heißt auch ein seidener Zeug, oder faßonirter Atlaß, der auf dem Stuhle gewirket wird, und die ersten Risse der chinesischen Furien nachahmet.

Die Arbeiter zu Paris, Lyon und Tours legten sich darauf, um dem Geschmacke der französischen Nation zu schmeicheln, und man hat gar vortreffliche darunter. Sie fanden aber gleichwohl nur einen mittelmäßigen Debit, sowohl wegen ihres Preises, welcher in Vergleichung dessen, den die wahren Furien hatten, ziemlich hoch war, als auch wegen des Geschmackes an den fremden Zeugen.

Furier. (*) 1. An Höfen, ein Bedienter, der die Befehle des Hofmarschalles ausrichtet, für die Versorgung der bey einem fürstlichen Hofe ankommenden Gäste, wie auch für die Quartiere der bey Hofe wohnenden Personen sorget, und wo kein Futtermarschall vorhanden ist, auch das Futter für den Marstall anzuschaffen, übrigens aber auch das Ansagen zur Galla oder Hoftrauer, die Einladung zu Gesellschaften oder zur Tafel bey Hofe, die gute Ordnung unter den Hof-Livreebedienten beym Aufwarten, Vorautreten vor den Wagen u. s. f. zu besorgen hat. Er wird zum Unterschiede von den folgenden auch Hof-Furier genannt. Besorget er bloß die Quartiere der Herrschaft selbst, und der zunächst zu ihrer Person gehörigen Personen, oder die Quartiere der zur Finanzkammer gehörigen Personen, so wird er Kammer-Furier; sorget er aber nur für die Herberge und Verpflegung eines Hofes auf Reisen, so wird er Reise-Furier genannt. S. auch Jagd-Furier.

2. Bey dem Soldatenwesen, ein Unteroffizier, der für die Compagnie das Commißbrod empfängt, und dasselbe austheilet, auch für das Quartier der gemeinen Soldaten sorget. Die gemeinen Soldaten, welche dem

(*) Dieses Wort ist zunächst aus dem Ital. Foriere und Franz. Fourrier entlehnet, welches aber mit dem mittlern Lat. Fodrarius, aus dem Deutschen Futter, Nieders. Foder, Foer herstammet. Es ist eben so unnöthig, in diesem Worte das Franz. ou auszudrucken, als noch ein unnützes er anzuhängen, Furrierer.

Furier, bey der Verwaltung seines Dienstes im Felde Hilfe leisten, heißen Furier-Schützen.

Furkel, bey den Jägern; siehe unter Forke.

Fourlong, ein engländisches Längenmaß, welches 40 Poles, 220 Yards, oder 660 Feet. hält. 8. Fourlongs machen eine engländische Meile von 868 geometrischen Schritten oder 1760 Yards.

Furnir, (das), bey den Tischlern, dünne Blätter von allerley schönem Holze, womit sie ihre künstliche Arbeiten auszulegen pflegen. Daher furniren, aus dem Franz. fournir, Ital. fornire, mit solchen Blättern auszulegen. Furnirte Arbeit, ausgelegte oder eingelegte Arbeit, welches gleichsam eine gothische hölzerne Malerey ist, wozu man nicht nur allerley Hölzer von natürlichen und künstlichen Farben, sondern auch ausgeschnittene Figuren von Silber, Perlenmutter, Schildkrötenschalen ꝛc. anbringt.

Zu der furnirten Arbeit schickt sich, sowohl auf Nußbaumart, an Tischen, Schränken, Bretspielen und Commoden, als im Schattiren der Laubwerke und Figuren, unter den einheimischen Landhölzern das Ahornholz am vorzüglichsten, und nach diesem das Birn- Weißbuchen- und Eisenholz. Man verfertiget dergleichen Sachen auf der Hobelbank; und das Zerschneiden zu dünnen Platten wird vermittelst der Klobensäge verrichtet, welche von zwo Personen gezogen wird. Man zerschneidet damit die gebeizten oder farbigen Hölzer so dünn, als ein Messerrücken ist. Hernach setzt man sie in großen oder kleinen Stücken zusammen, nach dem es die Zeichnung erfordert; und die Sachen werden in den aufgeschnittenen Grund eingeleimt.

Die sogenannten Silberkistler in Augsburg leimen ihre geschnittene Figuren von Silber mit einem gewissen zugerichteten Leim, so wie andere Perlenmutter, Schildkrötenschale und Elfenbein, nach allerley Figuren in Tische und Schränke ein. Hallens Werkstätte, 3 Band, S. 60, f.

Siehe auch den Artikel Einlegen, Th. X, S. 436, f. und Eingelegte Holz-Arbeit, im Art. Holz.

Furniren. 1. Bey den Kaufleuten, vorschießen, an die Hand gehen, anschaffen, leihen, mit Waaren verlegen ꝛc. siehe Lieferung.

2. Bey

2. Bey den Tischlern, Drechslern und andern Holz-Arbeitern; siehe den vorgehenden Artikel.

Furrage, Fourage, Fr. Fourrage. 1. Eigentlich versteht man hierunter alles dasjenige, wovon ein Pferd unterhalten werden kann, als: Heu, Stroh und Haber, oder überhaupt das Pferde-Futter. Große Herren oder ansehnliche Gemeinheiten, haben bey ihren zahlreichen Pferden, einen so genannten Furrage oder Stall-Commissär, welcher das nöthige Futter kauft, auf dessen Güte sieht, dasselbe wöchentlich oder täglich, nach der Verordnung des Stallmeisters, an die Knechte austheilt, eine Rechnung davon führt, und am Ende der Woche vor der verbrauchten Furrage an den Stallmeister einen Rapport giebt.

Ein Furrage-Commissär muß zuvörderst gut rechnen und schreiben können, ein ehrlicher Mann seyn, und die Güte der Furrage zu beurtheilen wissen. Er empfängt die für das Stall-departement ausgesetzte etatsmäßige Summe, worüber er alle Jahr oder alle halbe Jahr Rechnung ablegt. Durch ihn wird alles, was in diesem Departement ausgegeben werden muß, bezahlet. Die Ausgaben bestehen in dem Gehalte der Bedienten in Ankaufung der Furrage, in Bezahlung der Handwerke, welche für den Stall Arbeit verfertigen, in Anschaffung des nöthigen Holzes und Lichtes, und in Bezahlung außerordentlicher Ausgaben, welche in diesem Departement vorfallen, zu welchen letzten er jedoch jedesmal eine besondere Anweisung von dem Oberstallmeister erhalten muß. Um allen Betrügereyen vorzubeugen, ist es gut, wenn der Leibkutscher, Wagenmeister und Sattelknecht, mit allen Handwerkern, womit sie zu thun haben, Rechnungsbücher halten, in welche sie das Verfertigte sogleich nebst den Preise schreiben lassen, welche Bücher alle Woche dem Bereiter vorgezeiget werden, der die besondere Aufsicht über den Stall hat, in welchem die Reparatur geschehen, damit er untersuche, ob auch zu viel angeschrieben sey, oder nicht. Alle Monat oder Quartal werden die Rechnungen von den Handwerkern eingefordert, und mit den Büchern verglichen; sind sie richtig, so bescheiniget der Bereiter die Rechnung, welche sodann der Furragecommissär bezahlen muß; ist aber die Bescheinigung des Bereiters nicht auf der Rechnung

zu.

zu finden, so bezahlt er sie nicht, oder sie werden ihm bey der Abrechnung monirt. Durch diese Ordnung ist auch dem Betruge der Handwerker vorgebauet, und gar kein Fall möglich, daß der Herr hintergangen werde, es müßten sich denn die Bereiter mit dem Wagenmeister, Leibkutscher, Sattelknechte und den Handwerkern verstehen, welches sich aber nicht gedenken läßt. Eine solche Ordnung wird dem Furragecommissär eine große Erleichterung verschaffen.

Bey Ankaufung der Furrage, muß der Commissär vorzüglich auf deren Güte sehen, weil das Gedeihen und der gute Zustand der Pferde lediglich davon abhängt. Einem jeden Haushälter, und demjenigen, welcher mit Pferden umgeht, ist der Unterschied zwischen dem Haber bekannt. Oft steckt in 1 Scheffel Haber mehr gutes Mehl, und mithin mehr Nahrung, als in zween andern: wenn also der im Stalle zu verfütternde schlecht ist, so muß der Stallmeister, um die Pferde in gutem Stande zu erhalten, mehr zulegen, wodurch nothwendig die Ausgabe vermehrt wird. Auch das Heu ist sehr unterschieden; aber man kann, wenn es schlecht ist, den Schaden nicht mit der Verdoppelung ersetzen, weil es die Pferde gar nicht fressen; daher man niemals schlechtes Heu kaufen muß. Ein feines süfes Heu, welches mit guten Kräutern, als Klee ꝛc. vermischt ist, ist das beste. Die Art, das Heu nach dem Gewichte einzukaufen, ist die zuverlässigste, wobey weder der Käufer, noch Verkäufer, Schaden leidet, und der Ordnung angemessen, weil man sodann eine richtigere Balance von dem Einkaufe und dem Verbrauchten machen kann. Die in dieser Absicht erfundenen Heuwagen werde ich an seinem Orte beschreiben.

Wie der Rapport des Furrage-Commissärs eingerichtet seyn müsse, ist aus folgendem tabellarischen Modelle zu ersehen.

Wöchentlicher Rapport
von der seit dem = ten = = 1778, bis den = ten = = verbrauchten Furrage bey dem N. N. Stall= Departement.

Für den Hengst= Stall.	Für die Reitpferde.	Für die Zugpferde.	Für die Maul= Thiere.	Außerordentliches Futter für fremde Pferde.	Sammtliches Futter.
Schessel Haber,	Schessel Haber,	Schessel Haber,	Schessel Haber,	Schessel Haber,	Schessel Haber,
Schessel Gaberling.	Schessel Gaberling.	Schessel Gaberling.	Schessel Gaberling.	Schessel Gaberling.	Schessel Gaberling.
Centner Heu.	Centner Heu.	Centner Heu.	Centner Heu.	Centner Heu.	Centner Heu.
Bund Streustroh.	Bund Streustroh.	Bund Streustroh.	Bund Streustroh.	Bund Streustroh.	Bund Streustroh.

Anmerkungen.

In den Hengst=Stall sind 3 Scheffel Haber und 2 Scheffel Gerste zugelegt.

In den Maulthier=Stall ist 1 Scheffel Haber weniger gegeben.

N. N. Fourrage Commissarius.

Hrn. Hpt. Prizelius vollständ. Pferdewissenschaft. Leipz. 1777, a. S. 304, f.

Siehe auch Futter=Marschall. Futter=Schreiber.

Bey den Landtruppen wird das Maß an Furrage, welche zum Behuf der Pferde ausgetheilt wird, die Ration genannt. Bey der königl. preußischen Armee, erhält ein Husarenregiment täglich 1440 Rationen; die Ration zu 1 $\frac{1}{25}$ Metze Hafer, (alles nach berl. Maße

und

und den Scheffel zu 45 Pfund wenigstens gerechnet,) 6 Pfund Heu, $\frac{1}{3}$ Gebund Stroh, à 24 Pfund. Ein Dragonerregiment: 750 Rationen, à 2 Metzen Hafer, 6 Pfund Heu, $\frac{1}{2}$ Schütte Stroh. Ein Küraſſierregiment: 750 Rationen, à $2\frac{2}{5}$ Metzen Hafer, 8 Pfund Heu, $\frac{1}{2}$ Gebund Stroh.

No. 7. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1776, S. 56.

In den königlich preußiſchen Staaten iſt ſeit einiger Zeit die Furrage-Lieferung für die königliche Reiterey eingeführt, welche mit dem Cavallerie Gelde, oder Cavallerie-Verpflegungs-Gelde, (ſ. Th. VII, S. 729, f.) eine große Aehnlichkeit hat. Nach der gegenwärtig gemachten Einrichtung, muß dieſelbe vier Monate mit Gras, acht Monate aber mit Hartfutter, verpflegt werden. Die Verpflegung ſowohl mit Graſe als Hartfutter, iſt ebenfalls eine Schuldigkeit, welche nur den Beſitzern der contribuabeln Hufen obliegt, und wovon die Herrſchaften, in ſo fern ſie nicht ſteuerbare Hufen unter dem Pfluge haben, gänzlich befreyt ſind. Eine jede Provinz iſt für die in derſelben einquartierte Reiterey, nach einer gewiſſen von den Landſtänden ſelbſt zu machenden Anlage, die Verpflegung, ſowohl in den Sommer- als Wintermonaten, zu beſorgen verbunden. In der Neumark z. B. ſtanden, vor dem jetzigen Feldzuge 14 Escadrons, deren Verpflegung dieſer Provinz obliegt. Indeſſen iſt doch dieſes nicht als eine wirklich neue Landesabgabe anzuſehen; denn dasjenige, was die contribuabeln Unterthanen dieſerhalb liefern müſſen, wird, nach einem gewiſſen beſtimmten Satze, aus den königlichen Caſſen, ſo bald die wegen wirklich geſchehener Lieferung eingereichten Liquidationen an gehörigem Orte einlaufen, ſofort promt und baar bezahlet. In der Neumark ſind die Sätze, in den Grasmonaten, für jedes Pferd monatlich 1 Rthlr. 8 Gr. In Anſehung des Hartfutters aber wird jeder Scheffel Hafer mit 8 Gr., der Centner Heu ebenfalls mit 8 Gr., und ein

Schock

Schock Stroh mit 2 Rthlr. 12 Groschen bezahlet. In Provinzen, worin, wegen ihrer Lage der gewöhnliche Preis des Hafers und Heues höher steigt, sind auch die deshalb festgesetzten Sätze verhältnißmäßig erhöhet.

Unter den Landständen selbst verursachet diese neue Cavallerieverpflegung viele Zwistigkeiten und Debatten. Die unbequartierten Kreise glauben immer, mehr als die bequartirten, dadurch beschwert zu seyn, daß ihnen die Lieferung der von ihnen hiezu beyzutragenden Furrage, wegen der Entfernung weit lästiger falle, und sie sich, um ihrer Schuldigkeit eine Genüge zu thun, gemeiniglich den Händen wucherhafter Lieferanten zu überlassen genöthigt sehen. Die bequartirten Kreise, welche diese Unbequemlichkeiten an und vor sich selbst nicht läugnen können, glauben inzwischen auf ihrer Seite ebenfalls von der Sache Lasten zu haben, wovon die unbequartirten nichts wissen, sondern gänzlich befreyt sind. Die vielen Hin- und Hermärsche, welche an den Standorten der Truppen nicht unterbleiben können, imgleichen die Bequartirung der Dörfer in den Exercierzeiten, werden hierunter besonders entgegen gesetzet, und in Compensation zu bringen gesuchet.

Königl. preußisches Patent wegen der Heu- und Stroh-Lieferungen, d. d. 27. Febr. 1741, st. in der Samml. schles. Ordn. a. dieses Jahr.

Es fragt sich: Ob, wegen der Lasten, die den Besitzern der Land-Güter hierunter zufallen könnten, bey den Güter-Taxen etwas in Abzug zu bringen sey? In diesem Stücke etwas Gewisses fest zu setzen, fällt sehr schwer. An Orten, wo die Herrschaften blos Ritteracker besitzen, ist die ganze Frage ohne hin unnütz. Nur auf solchen Landgütern, wo die Obrigkeiten neben dem Ritteracker auch eine gewisse Anzahl steuerbarer Hufen unter dem Pfluge haben, kann diese Ausmittelung eine Wirkung haben. Inzwischen ist der Preis, welcher aus den königlichen Cassen für die Grasung und Furragelieferungen bezahlet wird, von der Beschaffenheit, daß er in einigen Jahren zwar den gewöhnlichen Marktpreisen nicht gleich kömmt, in andern aber hinwiederum dieselben vollkommen erreicht, auch wohl gar zu gewissen Zeiten übersteigt. Die Grasungsmonate wer-

werden, wenn nur von den Landständen selbst Ordnung gehalten, und nicht eine Gegend vor der andern gar zu stark beleget wird, gar füglich für die aus den königlichen Cassen dafür erfolgende Vergütung bestritten werden können. Das Heu und Stroh, besonders das letztere, wird sehr selten in einem höhern Preise, als es bezahlet wird, stehen. Dieses gilt jedoch nur von denjenigen, welche die Furrage von ihrem eigenen Zuwachse liefern; denn fremde Lieferanten suchen freylich in allen Stücken Wucher und Vortheile. Der einzige Hafer hat seit einigen Jahren, mehr, als die landesherrlichen Preise sind, gegolten; und blos in Ansehung dessen möchte, daß die Gutsbesitzer dabey einigen Schaden hätten, behauptet werden.

Bey Würdigung, imgleichen Verkauf und Verpachtung der Landgüter, wo billig alle Lasten getreulich angegeben, und in Abzug gebracht werden müssen, entsteht besonders die Frage: ob und in wie weit auf diese Furragelieferungen Rücksicht zu nehmen sey? Hierunter im Allgemeinen etwas gewisses zu bestimmen, ist, aus den vorhin angeführten Ursachen, um so weniger möglich, als hiebey unter den dem Orte der Ablieferung nahe belegenen, oder davon weit entfernten Gütern, ein großer Unterschied zu machen ist. Jenen wird diese Prästation, wie es die Natur der Sache von selbst giebt, bey weitem nicht so schwer, als diesen. Die Frage kann daher, in jezt erwähnten Fällen, wohl nicht anders entschieden werden, als daß man entweder nach einem sechs oder neunjährigen Durchschnitte etwas gewisses festsetze, oder aber diese Schuldigkeit nur überhaupt in den Taxen anmerke, und den Käufern oder Pächtern mit anzeige, damit es nicht für verschwiegen geachtet werde, sondern ein jeder bey seinem Gebote sich danach richten könne. Der letzte Vorschlag möchte wohl der bequemste und sicherste seyn, weil es ungewiß ist, ob diese mit der Furragelieferung gemachte Einrichtung von immerwährender Dauer

seyn

seyn werde; wenigstens fällt sie zu Kriegszeiten von selbst hinweg. Wäre nun, besonders in den Kaufanschlägen, deshalb etwas gewisses abgezogen, und dadurch der Werth des Gutes um so viel vermindert worden: so würde solches zum offenbaren Nachtheil des Verkäufers gereichen.

Oeconomia forensis. 1. Band, Berl. 1775, 4. S. 226, f.

Wir wollen untersuchen, ob und wie ein Landesherr, zu großem Soulagement seiner Unterthanen, und wirklichem Vortheil seiner Truppen, statt der Naturallieferung der Rationen, überhaupt eine proportionirliche Geldzahlung annehmen könne? und wollen hiebey die sächsische Verfassung zum Grunde legen.

In dem Churfürstenthume Sachsen wird die Repartition wegen Verpflegung der Cavallerieregimenter, nach den Steuerschocken gemacht. Die Furragelieferungen werden nach der Anzahl der Truppen regulirt, und es ändern sich dieselben, nachdem die Armee verstärkt oder verringert wird; es heißt z. B. 1000 Sch. oder 1200 Sch. verschaffen die Verpflegung eines Reiters. Da nun diese Ausrechnung ein einfältiger Bauer gar nicht versteht, und bereits Klügere, deren Güter mit Schocken von ungleicher Zahl beschwert sind, Mühe genug haben, ihr schuldiges Contingent so auszurechnen, daß sie dabey gänzlich nicht verfehlen, so werden gemeiniglich die Einfältigen von den Klügern, und ganze Gemeinden von ihren zum Theil ungewissenhaften Richtern in solcher Ausrechnung hintergangen. Bey dem Zusammenbringen solcher Furragelieferung muß der Haser nach gehäuftem Maße, alles Heu aber sehr reichlich, und fast doppelt abgeliefert werden, indem nicht ein jeder Bauer Wage und Gewicht besitzt. In manchen Dörfern wird die weite Zuführe der Furrage beschwerlicher und kostbarer, als selbst die Lieferung am Werthe beträgt; wie denn auch, wenn Dörfer und Gemeinden aus schlechter Landespflege liefern müssen, selbige sich öfters die Rückfuhre ihre Furrage (wenn diese als untüchtig verworfen und nicht angenommen wird,) gefallen lassen, von ihren Nachbarn das beste und kostbarste Futter, statt des ihrigen untauglichen, erkaufen, und die Zufuhre wiederholen müssen. Wenn, wie es sich gemeiniglich zuträgt, übrige oder fehlende Schocke zu einer völligen Ration in einem Dorfe be-

findlich sind, zu deren Genugthuung manchmal 2, 3, und 4 Dörfer concurriren müssen, so wird, wegen solcher Ausgleichung und nöthigen Zusammenkünfte der Richter, auch wegen vieles deshalb nöthigen Bothenlohnes, den interessirten Dorfschaften doppelter und noch höherer Aufwand verursachet, als der Beytrag eines jeden Dorfes beträgt. Da auch, nach bisheriger Verfassung, die Quartierstände von Ort zu Ort verleget werden, so werden eben dadurch die Unterthanen, wegen des Fortschaffens der Regimenter, und des dazu nöthigen starken Vorspannes und kostbaren Verpflegungen, nicht weniger mitgenommen; wobey jedoch auch den Regimentern selbst kein Vortheil zuwächst, sondern nothwendig alle ihre Montirungsstücke leiden, und Mann und Pferd öfters schlechten Nutzen davon haben. Den Gerichtsobrigkeiten jeden Ortes werden monatlich 1, 2 auch 3 Hofdienstage, und zwar öfters in der so kostbaren Saat- und Aerndezeit, durch die monatlichen Furragelieferungen entzogen, so daß die sonst von allen Militärbeschwerungen befreyten Rittergüter zu solcher Zeit fast mehr, als die Bauern und Unterthanen selbst, zu leiden haben.

Wenn aber auch die bisherige Einrichtung des Militärwesens aus wichtigen Ursachen nicht sollte abgeändert werden können: so wäre doch, zu mehrerer Conservation der Landesunterthanen, denjenigen kleinen Dorfschaften und Gemeinden, welche besonders von entlegenen Orten monatlich nur einen geringen Beytrag an Rationen einzubringen schuldig sind, zu verstatten, daß dieselben ihr Contingent auf 3 oder 4 Monate zugleich abtragen dürften.

Es läßt sich aber auch beweisen, daß den Regimentern selbst die Rationenlieferung mehr nachtheilig, als vortheilhaft, sey: indem 1) von dem Uebermaße der Furrage, welche den Bauern zur Ungebühr über ihre Schuldigkeit abgedrungen wird, wohl diejenigen, welche damit zu thun haben, sich bereichern, selten aber die königlichen Dienstpferde besser gedeihen und zunehmen werden. 2) Werden die Pferde durch den von so vielen unterschiedenen Wirthen, zum Theil schlecht eingebrachten, oder in schlecht verwahrten Scheunen durch das eindringende Regenwetter dumpfig gewordenen, zum Theil auch durch die Bosheit vieler Bauern aufgequelleten Hafer betrogen. 3) Wird des erforderlichen, ungebührlich schweren Gewichtes halber, das älteste und gemeiniglich halb verdorbene, und mit vielem Gesäme vermengte Heu zu diesem Behuf von den Bauern mit Fleiß ausgesuchet und geliefert, wodurch den Pferden eben so viel Tort

geschieht,

geschieht, als 4) durch die von Zeit zu Zeit, und von einem Quartiere zum andern untermengte gute und schlechte Fütterung, da, nach Beschaffenheit der Gegenden, selbigen bald von sauern, und bald von guten Wiesen, so auch von redlichen und betrieglichen Wirthen das Futter zugetheilet werden muß. 5) Da auch nach den, auf Befehl der Herren Offizier angesetzten, Monatstagen die Lieferung der jedes Ortes schuldigen Furrage stricte präsiret werden muß: so ist leicht zu ermessen, daß bey dem zu solcher Zeit unvermuthet einfallenden Regenwetter, zumal wenn die Zufuhre von entlegenen Orten geschieht, alles Futter, an Haser, Heu und Stroh, Schaden leiden, und 6) in solchen Quartieren, wo der Wirth schlechtes Obdach, und keine verwahrte Behältnisse zu solcher Furrage darzureichen hat, fast gänzlich verderben, und mithin den Pferden schädlich werden muß. 7) Müssen die Cavallerieregimenter im Lande, wegen Repartition solcher Furragelieferungen zerstreut liegen, da die Nothwendigkeit erforderte, daß dieselben, mehrerer Aufsicht, Zucht und Exercitien wegen, zusammen gezogen, und besonders an Gränz- und solche Orte des Landes, wo es nicht sowohl an Futter, als an Consumtion desselben mangelt, verleget werden könnten. 8) Will man aber auch die besonders theuren und seltenen großen Mißwachsjahre, zum Behuf aller Vertheidigung des bisher getroffenen Reglements solcher unumgänglich nöthigen Nationenlieferungen nehmen: so kann auch dieser Nothwendigkeit vorgebauet werden; wenn nämlich die Unterthanen, und zwar ein jeder nach Proportion seiner Steuerschocke und Beschwerungen, gegen prompte Bezahlung, zu Ablieferung mehrern Magazingetraides, besonders in wohlfeilen Jahren, angehalten würden, welchem Befehle bey ohne hin im Unwerth stehenden Getraide der Landmann willig und gern gehorsamen würde.

Leipz. Sammlungen, 6 Band. 1757, 8. S. 212, 533.

2. In der Kriegssprache, bedient man sich der Wörter und Redensarten: Furragiren, furragiren gehen, die Furragirung, auf Furrage ausgehen, das Futterschneiden im Felde durch eine dazu commandirte Mannschaft; die Reiterey in Furragirungsquartiere verlegen, d. i. in eine Gegend (besonders in feindlichen Landen,) wo ein guter Vorrath von Furrage anzutreffen ist, es sey nun auf dem Felde, oder in den Scheunen; daher ein Furragirer, einer, der auf das Futterholen ausgeht, Fr. Fourrageur.

Die Furragirung geschehe im Trocknen oder Grünen, so muß man dabey auf die Lage der Gegend sehen, ob die Avenues, welche besetzt werden müssen, sich weit erstrecken, und ob viele Berge umher liegen; ob man nicht durch eine in der Nähe liegende Stadt, nicht zu passirenden Bruch oder Wald, die Furragirung decken kann; wie groß der Platz genommen, und für wie viel Truppen furragiret werden kann. Man zählet z. B. in einem Dorfe die Scheunen, und sieht, was und wie viel darin vorräthig ist, und wie viel an Garben und gedroschenem Korne sich darin befindet. Auf dem Felde muß man einen Ueberschlag machen, wie viel Korn auf 5 Quadratschritt steht, ob es 2, oder $2\frac{1}{2}$, oder aber nur 1 Bund gilt. Man überschreitet das Feld, welches man furragiren will, in die Länge und Breite, und multiplicirt beydes mit einander: so bekömmt man dessen Quadratinhalt, worauf leicht erforschet werden kann, wie viel Bund oder Garben darauf befindlich seyn. Da aber solches nicht gänzlich genutzet werden kann, weil vieles vertreten und verschleppet wird, so rechnet man $\frac{1}{3}$ des ganzen Inhaltes ab. Bey Gras verfährt man auf eben dieselbe Art. Da man weiß, wie viel Bund ein Furragirer fortbringen kann, so wird es leicht seyn, das Terrein zu überschlagen, wie groß der Platz sey, wie viel Truppen zur Bedeckung erfordert werden, und wie weit die zu besetzende Chaine seyn muß, um alle nachtheilige Avenues einzuschließen.

J. D. C. Pirschers Coup d'oeil militaire, Berl. 1775. 8. S. 54 f.

Ich betrachte hier die Furragirung, als einen Kriegsschaden, und ob derselbe der Grundherrschaft, oder dem Pachter, zur Last falle. Die Furragirung oder Ausfurragirung, da nämlich Getraide, Heu und Stroh mit Gewalt zusammen gelesen und fortgeschleppet wird, ist eigentlich eine Gattung von Plünderung. Dasjenige Getraide, welches dem Pachter eigenthümlich gehört, wird ihm, das übrige aber dem Verpachter furragiret. Um dieses zu verstehen, muß man zuvörderst unterscheiden, ob die furragirten Früchte in dem erpachteten Gute, und zwar in eben dem Pachtjahre erbauet worden, in welchem die Furragirung geschehen

schehen ist, oder ob sie noch von der vorigen Aernde sind. Nun ist aber, wie ich bey anderer Gelegenheit erweisen werde, bey aller Vergütung der Kriegsschäden bloß auf dasjenige Jahr zu sehen, in welchem der Schade sich zugetragen hat; und die dem Pachter von den vorigen Jahren übrig gebliebenen und von ihm zurückgelegten Früchte sind sein unstreitiges Eigenthum, als welches er durch völlige Perception derselben erlangt hat. Hieraus fließt von selbst, daß, wenn dem Pachter das von den vorigen Aernden aufgeschüttete Getraide furragiret wird, er als Eigenthümer den Schaden allein zu tragen verbunden sey. Ja, da diese Aufschüttung von den Pächtern gemeiniglich in der Absicht geschieht, um durch die gehoffte Theurung desselben sich einen Gewinn zu verschaffen: so würde es aller Billigkeit zuwider zu seyn scheinen, wenn dieses dem Verpachter zum Nachtheil gereichen sollte, da derselbe nicht schuldig ist, dem Pachter für einen im Pachte gehofften, aber durch den Krieg entbehrten Gewinn zu stehen. Hiezu kömmt, daß, da der Pachter wissen, und alle Tage vor Augen sehen muß, daß im Kriege sehr öfters Furragirungen vorfallen, er selbst Schuld hat, wenn er mehr Getraide aufschüttet, als er nöthig hat, und hiedurch dem Feinde Gelegenheit giebt, daß er solches wegfurragiren kann. Allen Schaden aber, der dem Abpachter durch seine Schuld widerfährt, trägt er allein. Eben dieses, was ich von den im Gute erzielten Früchten der vorigen Aernden gesagt habe, findet auch bey denen Statt, welche der Pachter von andern Orten in das Gut gebracht, entweder von seinen eigenen Grundstücken, oder wenn er dieselben gar aufgekauft hat. Denn es ist offenbar, daß auch diese ihm eigenthümlich zustehen, und mithin gehen sie ebenfalls bey der Furragirung sonst Niemanden, als ihm, verloren.

Eine ganz andere Bewandtniß aber hat es mit denen Früchten, welche von der letzten Aernde des erpachteten

teten Gutes sind. Wenn diese furragiret werden, so hat der Verpachter dem Pacht den Schaden gut zu thun, und ihm aus der Ursache Pachtzins zu erlassen, die Früchte mögen nun vom Felde, aus der Scheune, oder vom Kornboden genommen werden, imgleichen schon ausgedroschen seyn, oder nicht. Die in jedem Jahre erbaueten Früchte sind nicht eher für völlig percipirt zu achten, als wenn der Pachter auch so viel Zeit gehabt hat, daß er solche hat ausdreschen lassen, und ins Geld setzen können. Wie nun dieser Zeitraum nicht füglich auf gewisse Wochen oder Monate sich einschränken läßt, indem mancher Pachter viel, und mancher wenig Zeit dazu brauchet: also scheint es das billigste zu seyn, dem Pachter hiezu bis zu Ende desselben Pachtjahres Zeit zu lassen. Denn es ist allemal besser und zuträglicher, eine zweifelhafte Sache gewiß bestimmen, und dabey lieber etwas nachgeben, als dieselbe in beständiger Ungewißheit lassen, und hiedurch zu unaufhörlichen Streitigkeiten Gelegenheit geben. Setzt man nun diesen Zeitraum bis zu dem Ende desselben Jahres hinaus: so hat weder der Pachter, noch der Verpachter, Ursache sich darüber zu beschweren, da jener auf diese Weise Zeit genug hat, die Früchte zu Erlangung des Pachtzinses zu versilbern, ohne nöthig zu haben, mit deren Verkaufung sich zu übereilen, und dieselben zu verschleudern; der Verpachter hingegen hat zu bedenken, wie ihm obliege, dem Pachter den Gebrauch der verpachteten Sache die ganze Pachtzeit über zu gewähren. Da nun, wenn der Zins jahrweise bezahlet wird, es so viel Pächte zu seyn scheinen, als Pachtjahre, hingegen der hauptsächlichste Gebrauch eines Landgutes und der darin erbaueten Früchte darin besteht, daß der Abpachter, durch deren Verkaufung um einen billigen Preis, den jährlich versprochenen Zins ganz oder zum Theil heraus bringe: so ist klar, daß ihm der Verpachter die Möglichkeit, solches zu thun, bis zum Ende des

Jahres

Jahres zu gewähren verbunden sey. Zu allem diesen kömmt noch, daß bey einer jeden Vergütung gehabter Kriegsschäden lediglich auf dasjenige Jahr zu sehen ist, in welchem der Schade sich zugetragen hat, und daß allererst nach Beendigung eines jeden Pachtjahres, die Kriegsschädenrechnung zu fertigen, und darin unter andern die das ganze Jahr hindurch erhobenen Nutzungen zu bringen, und hienach der Schade selbst nebst dem zu erlassendem Pachtzinse auszurechnen ist. Gleichwie aber der Abpachter keinen andern Schaden, als dadurch erleiden kann, wenn ihm der Gebrauch der erpachteten Sache entzogen wird: so folgt hieraus, daß ihm auf das ganze Jahr hindurch frey gelassen seyn müsse, des erbauten Getraides durch Versilberung desselben sich zu bedienen, zumal es zugleich des Verpachters Vortheil ist, wenn der Abpachter durch theuern Verkauf die erhobenen Nutzungen, welche er bey etwa sich ereignenden Kriegsschäden in Einnahme bringen muß, vermehren kann. Und aus eben dieser Ursache muß er auch für alle und jede Verhinderung, welche dem Pachter von solchem freyen Gebrauche des zum Pachte gehörigen Getraides zustößt, das ganze Pachtjahr hindurch stehen. Es ist aber der Verpachter dem Pachter nicht alles und jedes ausfurragirte Getraide zu vergüten schuldig, sondern, wenn nur eine Gattung desselben, z. B. Hafer, furragiret worden ist, der Pachter hingegen das Korn, den Weizen, die Gerste und dergleichen behalten hat, und hieraus nebst den übrigen Gutsnutzungen die Summe des Pachtanschlages, oder, wo dergleichen nicht vorhanden ist, den jährlichen Pachtzins zu bringen im Stande ist, so bekömmt er für den wegfurragirten Hafer keinen Ersatz. Uebrigens sind in die Schädenrechnung bloß die von der letzten Aernde furragirten Früchte, jedoch diese, wenn sie auch schon in der Scheune liegen, zu bringen.

Hienächst haben wir, in Ansehung der Furragirung, noch auf einen Unterschied Achtung zu geben, ob nämlich solche auf Befehl des in dortiger Gegend commandirenden Officiers durch hiezu ausgeschickte Commando bewirket wird, oder ob sie ohne dergleichen Befehl nur von streifenden Parteyen geschieht. Wegen jener hat der Pachter auf die jezt angezeigte Weise, befundenen Umständen nach, Erlaß vom Pachtgelde zu erhalten, da hingegen die bloß von vorbey streifenden Parteyen unternommene Furragirung bloß dem Abpachter zur Last fällt. Letzteres behauptet Ulpian mit deutlichen Worten: Damnum coloni est, si exercitus præteriens per lasivium aliquid abstulit. Die Ursache davon ist diese, weil der Schade, den dergleichen Streifparteyen in der Geschwindigkeit thun können, gemeiniglich nicht beträchtlich zu seyn pflegt; den geringen Schaden aber trägt allemal der Abpachter. Unter dem Furragiren der vorbey streifenden Parteyen aber verstehe ich nicht nur, wenn die bey dem Gute vorbey marschirenden Soldaten die Früchte vom Felde wegnehmen, sondern auch, wenn sie in das Gut selbst hinein streifen, und das Getraide aus den Scheunen und von den Böden rauben.

Endlich ist noch des Falles zu gedenken, wenn dem Abpachten, bey dem Anfange des Pachtes, mit den übrigen Inventarienstücken auch eine gewisse Anzahl Getraide unter der Bedingung übergeben worden ist, daß er bey dem Abgange hinwiederum eben so viel zurück lassen soll. Wenn dieses Getraide bey Gelegenheit einer Furragirung im letzten Pachtjahre und nach der letzten Aernde geraubet wird, so geht der Schade über den Verpachter, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Pachter aus den übrigen erhobenen Nuzungen den Pachtzins oder die Summe des Pachtanschlages gelöset hätte. Denn da alles, was im Inventario enthalten ist, mit verpachtet wird, solalich von dem Abpachter gebrauchet werden kann, der Gebrauch von solchen Dingen hingegen, welche man Fungibilia nennet, bloß darin besteht, daß man sie verzehret und verthut: so scheint der Verpachter, indem er dem Pachter etwas Getraide mit verpachtet, mit demselben dahin überein zu kommen, daß jener solches nach angetretenem Pachte auf Ehre, und erst dereinst von der letzten Aernde so viel wiederum zum Inventario bringe. Wenn nun letzteres geschehen ist, und es geht sodann dieser Theil des Inventarii nach der letzten Aernde durch Furragirung verloren: so wird es natürlicherweise eben die Beschaffenheit damit haben, als wenn andere Inventarienstücke geplündert

und

und weggenommen worden; d. i. der Abpachter wird hiedurch von der Verbindlichkeit, gedachtes Getraide als ein Inventarienstück, bey dem Abgange von dem Pachte wieder zu übergeben, befreyet. Was hier vom Getraide gesagt worden ist, gilt auch von dem Heue und Strohe. Hieraus folgt zugleich dieses, daß, wenn im Gegentheile die Furragirung in einem der vorhergehenden Jahre geschieht, der Verpachter wider Willen nicht genöthiget werden könne, von dem furragirten Getraide so viel, als das Inventariengetraide beträgt, dem Pachter von dem Inventario abzuschreiben.

D Winklers rechtliche Abhandl. von Kriegsschäden der Pachter und Miethleute ꝛc. Lpz. 1762, gr. 8. S. 336, fgg.

Furth, (die) (*) L. Trajectus, Vadum, Fr. Gué, ein seichter Ort in einem Wasser, wo man durch dasselbe fahren, gehen oder reiten kann. Ueber eine Furth gehen.

Furtum, Diebstahl; siehe Dieb.

Furubu, ein japanischer Fisch. Er wird von den Holländern Bläser genannt, weil er sich sehr aufblasen kann, daß er zuletzt die Gestalt einer Kugel bekömmt. Man rechnet ihn unter die giftigen Fische, und behauptet, wer einen ganzen esse, der müsse sterben. Es giebt dreyerley Gattungen. Die Bläser von der ersten Gattung, Suoumebukas, sind klein, und sehr gefährlich. Die von der zweyten, heißen Mabaku, und werden für ungemein schmackhaft gehalten; nur muß man den Kopf, das Eingeweide und die Knochen wegwerfen, und das Fleisch wohl wässern und reinigen, weil man sonst unfehlbar sterben müßte. Ja, man behauptet so gar, es behalte dieser Fisch, aller daran gewandten Mühe ungeach-

(*) Dieses Wort lautet bey dem Seryder Fuert, im mittlern Lat. Forda, im Angels. und Engl. Forth, im Holländ. Voord, im Dän. Vort, im Böhm. Brod, im Griech. πορος. Es stammet von fahren ab, so fern es gehen, reisen überhaupt bedeutete. In einigen Gegenden ist es männlichen Geschlechtes. Im Oberd. ist Furth im männl. Geschlechte auch das Bett eines Flusses. Statt Furth brauchen die Niedersachsen ihr Wadt, ein Ort, wo man durchwaten kann; womit das Lat. Vadum sehr deutlich verwandt ist.

geachtet, doch noch etwas giftiges an sich, und mancher Japaneser, der seines Lebens überdrüssig ist, wählt lieber diesen Fisch, als den Dolch oder Strick. Anfänglich verursachet er eine Ohnmacht, hernach gewaltsame Zuckungen und Aberwitz, worauf Blutspeyen und endlich der Tod folget. Den Kriegsleuten ist es verboten, den Mabaku zu essen, ja nur zu kaufen. Stirbt Jemand davon, so verliert sein Sohn das Recht zu seines Vaters Bedienung. Zwar wird dieser Fisch nichts desto weniger theuer bezahlet, und ein Leckerbissen daraus gemacht; er muß aber doch wenigstens ganz frisch seyn. Die dritte Gattung heißt Kimadura, d. i. Nordküssen, vermuthlich weil er den Kopf gemeiniglich gegen Norden wendet; denn man giebt denen, welche in dieser Stellung schlafen, eben den Namen. Sein Gift ist ohne alles Gegenmittel. Es verlangt ihn auch sonst Niemand, als wer sich vom Brode helfen will.

Samml. aller Reisebeschreib. 11. Band, S. 696.
Kampfers Reise nach Japan, S. 215.
Neuer Schauplatz der Natur, 3. Band, S. 229, f.

Furunculus, Blutschwär; siehe unter Geschwür.

Fusain, L. Fusanus, Evonymus; s. Spindel-Baum.

Fuscus color, siehe Braun.

Fuseau, siehe Spindel.

Fusées, siehe Ueberbein.

Fusel, im gemeinen Leben Ober- und Niedersachsens eine Benennung des gemeinen und schlechten Kornbranntweines. Daher fuseln, solchen Branntwein trinken. Siehe Branntwein und Finkeljochen.

Mit eben dieser Benennung belegt man auch den schlechtesten Toback.

Fuselée, Crepis *Linn.*; siehe unter Habichts-Kraut.

Fuserolle, siehe Sele, bey den Tuchmachern.

Fusil, eine Flinte oder ein Feuerrohr mit einem Feuerschlosse und Steine; siehe Büchse. Flinte. Gewehr. Schießen.

Fusor, siehe Bild-Gießer.

Fuß, (mit einem langen u) (*) dasjenige Gliedmaß des thierischen Körpers, welches demselben zur Bewegung auf der Erde dienet.

1. Eigentlich, da es denn sowohl in weiterer Bedeutung von diesem ganzen Gliedmaße bis an den Unterleib, als auch in engerer nur von dem untersten Theile desselben, gebraucht wird. In weiterer Bedeutung begreift man hierunter bey dem Menschen die beyden untersten Gliedmaßen, Extremitates inferiores, welche sich von den ungenannten Beinen an, bis zu den äußersten Zehen erstrecken; bey allen übrigen Thieren aber, welche mit Füßen versehen sind, als z. B. bey den vierfüßigen Thieren, bey den Vögeln, Amphibien und Insecten, diejenigen am Körper hervor stehenden Theile, auf welchen sich die ganze Last des Körpers stützet, es mögen nun derselben 2, 4, 6, oder mehrere seyn. Diese Gliedmaßen werden bey allen Thieren, im gemeinen Leben auch Beine genannt. Nach dieser allgemeinen Benennung, kann man den Fuß in drey besondere Glieder zergliedern, nämlich in den obersten Theil, oder den Schenkel, Femur, in den mittlern Theil, oder das Schienbein, Crus, welches, außer der Kniescheibe, Patella oder Rotula, aus dem Schienen-Knochen, Tibia, und der Schienen-Röhre, Fibula, besteht, und in den äußersten oder Unter-Fuß, Pes extremus, welches zusam-

(*) Einige, z. B. die schlesischen Mundarten sprechen das u in diesem Worte kurz aus, Fuß, Füsse, statt Füße. Bey dem Kero lautet es Fuazza, bey dem Otfried Fuaz, im Isidor Fuozsl, bey dem Raban Maurus Phuoz, bey dem Notker Fuoz. Die niedersächsische und damit verwandten Mundarten haben statt des Zischlautes ein t; Nieders. Foot, Schwed. Fot, Wallis. Pedd, Goth. Fotus, Isländ. Fotus, Engl. Foot, Angels. Fot, Holländ. Voet. Das Griech. πους und Lat. Pes, folgen in der ersten Endung dem Oberdeutschen, in den andern aber ποδος, Pedis u. s. f. dem Niederdeutschen. Im Pers. heißt der Fuß Pah, Franz. Pié; siehe Pfoe, welches gleichfalls daher stammet. In der Niederlausitz ist dieses Wort ungewissen Geschlechtes, das Fuß.

zusammen genommen, bey den vierfüßigen Thieren den Hinterfuß ausmachet. Im engern Verstande ist unter dem Fuße nur der unterste oder äußerste Theil des Fußes gemeint, welcher die Fuß-Wurzel, den Mittel-Fuß, und die Fuß-Zehen begreift, wozu auch noch die linsenförmigen Knochen gehören. Die Fuß-Wurzel, Tarsus oder Podium, ist aus 7 besondern Knochen, nämlich: dem Sprung, Lauf, Astragalus, Talus; dem Ferse-Knochen, Os calcis; dem Schiff-Bein, Os cymbiforme oder scaphoides; dem Würfel-Bein, Os cuboides oder polymorphon, und drey keilförmigen Beinen, tria ossa cuneiformia, welche sämtlich unter einander in einer Verbindung stehen, im Grunde aber doch eine sehr eingeschränkte Bewegung und Gelenke ausmachen, zusammen gesetzt. Den zweyten Theil des Unterfußes, oder den Mittel-Fuß, Metatarsus oder Metapodium, machen fünf Knochen aus; und den dritten Theil, die Zehen, digiti pedum, deren an jedem Fuße fünfe sitzen, wovon die erste die große Fußzehe, oder die Daumenzehe, die folgenden, die zweyte, die dritte, die vierte, und endlich die letzte die fünfte, genennet werden. Jede dieser Zehen besteht aus drey besondern Gliedern, die große oder Daumenzehe ausgenommen, welche deren nur zwey hat. Außer diesen Knochen findet man auch noch sehr öfters zwischen den Gelenken derselben kleine linsenförmige Knöchelchen, Ossa sesamoidea. Alle diese verschiedene Knochen nun, werden nicht nur durch allerley Bänder und sehnige Knochenhäute unter und neben einander verbunden und befestiget, sondern auch die hier und da zurückgelassen leeren Plätze und Zwischenräume, theils mit muskulösem Fleische, theils mit Adern, Nerven, Fett, und andern weichen Theilen ausgefüllet, auch die hin und wieder hervor ragenden Spitzen verschiedene Sehnen angeheftet, und endlich dieses alles mit den allgemeinen Decken überzogen; das äußerste Glied der Zehen aber ist noch dazu oben-

her

her mit den Nägeln bedeckt. An dem Fuße selbst unterscheidet man auch noch zwo besondere Gegenden, den obern gewölbten und in einen schiefen Bogen zulaufenden Theil, den man den Rücken oder das Fuß-Blatt, dorsum pedis: nennet, und den untern platten, aber auch hin und wieder mit Höhlungen versehenen Theil, oder die Fuß-Sohle, planta pedis, welches eigentlich eben derjenige Ort ist, auf welchem man sich im Gehen oder Stehen stützet, und auf welchem die ganze Last des Körpers ruhet. Eigentlich beschreibt man alsdann ein ordentliches Dreyeck, indem man theils hinten auf die Ferse, vorn aber theils auf den untersten Theil der großen Fußzehe, theils aber auch auf die unterste Hervorragung der kleinen Fußzehe auftritt, und ruhet. Die Fußzehen selbst geben dem menschlichen Körper in seiner aufrechten Stellung das Gleichgewicht; daher man ganz unsicher auftritt, sobald sie mangeln oder zusammen gewachsen sind.

Wenn man die Füße von dem Zwischenraume zwischen dem Hintern und der Schaam, bis an die Ferse abmißt, so bekömmt man gerade die halbe Menschenlänge einer vollkommen gewachsenen und regelmäßigen Person. Bey Buckeligen hingegen wird man gewahr, daß die Füße gemeiniglich länger sind, als der übrige Theil des Leibes nebst dem Kopfe.

Leute, welche wider alles regelmäßige Verhältniß gar zu lange Füße haben, so daß es scheint, als ob sie auf Stelzen giengen, wurden ehedem von den Lateinern Pedones genennet; heutiges Tages aber nennt man sie, um der Mode willen, weit gespaltene Herren. Diejenigen, welche mit sehr langen Füßen versehen sind, pflegen auch gemeiniglich lange Hände und einen langen Hals zu haben. Sie sollen von Natur solche Leute seyn, welche nach hohen Dingen trachten. Freylich, denn wer hohe Beine hat, ist würdig, hohen Bedienungen vorgesetzt zu werden. Ja, man will solchen langfüßigen Personen so gar Schuld geben, als wenn sie, besondere Bosheiten ausfindig zu machen, und in das Werk richten zu können, vorzüglich geschickt wären. Einige glauben, daß langfüßige Leute fruchtbarer wären, als diejes

diejenigen, welche kurze Füße haben. Den Grund hievon einzusehen, bin ich nicht im Stande, Spigelius will angemerkt haben, daß dergleichen Personen zu einem flüssigen Leibe sehr geneigt wären; und ermahnet daher recht treuherzig alle Aerzte, daß sie langfüßigen Leuten keine starke (drastische) Purgiermittel verschreiben sollten, weil sie sonst dadurch in die größte Gefahr gestürzet werden könnten. Meinem Bedenken nach aber ist dieser Erfahrungssatz durch die Vernunft noch nicht erweislich genug gemacht.

PETR. ROMMELII Obs. quod facilius purgentur, qui longos habent pedes, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. II. A. VI. Obs. 227.

Einige sind gar so kühn, die langfüßigen Leute mit den Reihern und Störchen in Vergleichung zu setzen, und sie zu beschuldigen, daß sie gern raubten, und sich vom Stehlen ernähreten. So viel ist außer Streit, daß weit gespaltene Personen ungemein große Schritte zu machen geschickt sind, und mit einem Schritte auf einmal weiter kommen können, als die kurzfüßigen kaum mit zwey Schritten. Solche Leute werden gute Läufer und Bothen abgeben, es wäre denn, daß sie vom Fette daran verhindert würden.

Diejenigen Personen, welche einen langen Leib, und dabey kurze Füße, wie die Dachse, haben, sollen ein Herz führen, welches an Schalkheit und List seines gleichen nicht hat.

Es giebt Menschen, welche sowohl in Ansehung der Knochen, als auch der Muskeln und des Fleisches, sehr starke Füße haben. Diejenigen, welche an den Füßen stark von Knochen sind, und sehr hervorragende und sichtbare Muskeln haben, sind von guter Leibesbeschaffenheit, eines tapfern, unerschrockenen und heldenmüthigen Geistes, und haben sich eine lange Lebensdauer zu versprechen. Nur diejenigen Personen sind eines schwächlichen Leibes, welche ein weiches, schlotterndes Fleisch an den Füßen haben. Man hält dergleichen Leute für weibisch, und von blödem Verstande. Die Füße, welche stark von Muskeln sind, machen eine wirkliche Schönheit aus. Gemeiniglich sind die Füße bey den Frauenspersonen fleischiger, als bey den Mannspersonen, doch ist ihr Fleisch mehr weich, und nicht mit so starken Muskeln begabt.

Personen, welche lange Fußblätter haben, hält man für schalkhaft und listig. Kleine und schmale Fußblätter sehen schöner aus, als langbreite. Man will angemerkt haben, daß diejenigen, welche dicke und mit vielem Fleische versehene Fußblätter hätten, gemeiniglich schwach am Verstande wären. Gar

zu

zu gleiche und vorwärts stehende Fußblätter sind nicht so angenehm, als solche, die ein wenig auswärts gebogen sind. Allzu weit nach außen stehende Fußblätter aber, sehen eben so ungestaltet aus, als allzu weit nach einwärts gedrehete. Solche Personen müssen allemal, wenn sie einen Schritt machen wollen, über die große Zehe schreiten; sie haben daher einen ungewissen Gang, und müssen nothwendig öfters stolpern oder fallen.

Natürlicherweise soll die Fußsohle in der Mitte etwas hohl seyn. Albertus Magnus hält dergleichen Personen für ehrlich, aufrichtig und vorsichtig. Diejenigen, deren Fußsohle nicht ausgehöhlt, sondern platt und gleich ist, daß sie den Fußboden ganz berührt, wurden von den Römern Plauti oder Floti genannt, und man eignete ihnen die Eigenschaft der Füchse, die List, zu.

Es ist eine bey den Japanesern sowohl, als Chinesern, sehr sonderbare Gewohnheit, daß sie die Füße der Weiber in eine so kleine Form bringen, daß sie kaum darauf stehen können. Einige Reisebeschreiber melden, daß, wenn ein Mädchen in China über 3 Jahr ist, man ihm den Fuß entzwey bricht, dergestalt, daß die Zehen unter die Fußsohlen gebogen werden; daß sie hernach das Fleisch durch ein starkes und hitziges Wasser verzehren lassen, und den Fuß in verschiedene Bandwerke so lange einwickeln, bis derselbe die Krümme völlig angenommen habe. Diese Schriftsteller fügen hinzu, daß die Weiber die Schmerzen davon während ihrem ganzen Leben empfinden, daß sie kaum gehen können, und daß sie daher einen sehr unangenehmen Gang bekommen; daß sie diese Beschwerlichkeit gleichwohl mit Freuden ausstehen, und daß, weil dieses ein Mittel ist, sich Liebhaber zu erwerben, sie die Füße so klein zu machen suchen, als es nur immer möglich ist. Andere Reisebeschreiber sagen nicht, daß man ihnen die Füße in der Kindheit entzwey breche, sondern nur dieses, daß man dieselben sehr stark presse, und dadurch ihr Wachsthum verhindere; und sie stimmen darin einmüthig überein, daß ein vornehmes oder auch nur ein artiges

tiges Frauenzimmer in China einen so kleinen Fuß haben müsse, daß ihm der Pantoffel eines Kindes von 6 Jahren zu groß sey. Ueberhaupt müssen ihre Füße nicht über 5½ bis 6 Zoll Pariser Maßes, lang seyn.

Die Chineser wissen selbst nicht recht zu sagen, woher diese wunderliche Gewohnheit entstanden sey. Daß die Alten um deswillen die kleinen Füße aufgebracht haben sollen, damit ihre Weiber fein zu Hause bleiben möchten, wird von einigen für eine Erdichtung gehalten. Viele von ihnen glauben, man hätte eine Staatsabsicht dabey gehabt, und die Weiber in beständiger Unterwürfigkeit erhalten wollen. So viel ist gewiß, daß sie sehr eingeschlossen leben müssen, und selten einen Fuß aus ihren Zimmern setzen dürfen, welche an dem abgelegensten Orte des Hauses sind. Sie haben auch mit Niemanden einige Gemeinschaft, als mit ihren Mägden. Die Haupturſache ist wohl einer eingebildeten Schönheit zuzuschreiben, da kleine Füße fast überall für schön gehalten werden.

Schuhe an den Füßen haben. Mit bloßen Füßen gehen. Sich zu Jemandes Füßen setzen. Sich einem zu Füßen werfen, vor ihm niederfallen; einem zu Fuße fallen. Zu Fuße reisen, gehen, Fr. aller à pié, im Gegensatze des Reitens oder Fahrens. Gut zu Fuße seyn, gut gehen können. Ein Soldat zu Fuße, im Gegensatze eines Soldaten zu Pferde oder eines Reiters. Zu Fuße dienen, servir à pié, ein Soldat zu Fuße oder Infanterist seyn. Einem auf dem Fuße nachfolgen, sehr nahe. Fuß für Fuß pié à pié, einen Schritt nach dem andern. Zu Füßen im Bette, in demjenigen Theile des Bettes, wo sich gemeiniglich die Füße befinden. Etwas mit Füßen treten, fouler aux piés. Trockenes Fußes durch einen Fluß gehen, ohne die Füße zu benetzen, Fr. à pié sec.

Dahin gehören auch eine Menge größtentheils nur im gemeinen Leben üblicher figürlicher Redensarten des Ausdruckes, zu welchen dieses nothwendige Glied das Bild hergeliehen hat. Etwas unter die Füße treten, Fr. mettre sous ses piés, es verachten und zu vernichten suchen. Sich auf die Füße machen, anfangen zu gehen, sich auf den Weg machen. Einem

Fu-

Füße machen, ihn forttreiben, antreiben zu eilen, Fr. faire retirer quelcun; le faire gagner au pié. Sich mit Händen und Füßen wehren, aus allen Kräften. Jemanden auf freyen Fuß stellen, ihn in Freyheit setzen. Einen Fuß schon im Grabe haben, Fr. avoir un pié dans la fosse, von dem Tod nicht weit mehr entfernt seyn. Die Sache hat Hand und Fuß, hat Geschick, ist ihrer Bestimmung völlig gemäß. Festen Fuß fassen, sich fest mit den Füßen stellen, imgleichen sich an einem Orte fest setzen. Festen Fuß halten, nicht weichen, Fr. tenir pié ferme. Einem auf die Füße helfen, seinen häuslichen Zustand verbessern. Ein Land unter den Fuß bringen, es bezwingen, erobern. Ich habe heute noch keinen Fuß aus dem Hause gesetzt, bin nicht aus dem Hause gekommen. Stehenden Fußes, sogleich den Augenblick. Sich stehenden Fußes auf den Weg machen. Einem etwas unter den Fuß geben, L. suppeditare, ihm heimlich Nachricht davon geben, es ihm heimlich anrathen.

Bey neu gebornen Kindern ist zuweilen der Fuß so krumm, daß sie bey heranwachsendem Alter nicht darauf gehen können. Die Engländer nennen dieses Gebrechen Clubfoot. Wie demselben durch gehörige Bandagen abzuhelfen sey, zeigt Cheselden, im 8. Th. seiner Observations after the operations in surgery of Mr. *le Dran*, S. 742. Smellie bindet die Fußsohlen an ein Stück Leder an, welche Methode vor Cheseldens den Vorzug verdient; s. Dessen Cases, Th. 3, S. 455. Eine besondere Maschine von Blech, die mit Leder überzogen ist, hat auch White, in seinen Cases in surgery, T. I. 3. Geschieht dieses nicht, so gehen die Kinder auf den Knöcheln, und kehren die großen Zehen einwärts. Es scheint als ob sie auf diese Art sowohl im Gehen, als Stehen, auf ihren Beinen fester und sicherer sind.

Die zusammen gepreßte Lage, worin die Schenkel des Kindes sich im Mutterleibe eingezwängt befinden, ist die Ursache, daß solche bey allen krumm und auswärts gebogen sind. Sie bekommen indessen ihre gehörige Gestalt von selbst, und darf daran nichts gethan werden.

Siehe auch im Art. Kind.

Viele Kinder bekommen erst hernach krumme Schenkel und Beine, welches öfters daher rührt, daß man die Kinder allzu zeitig, ehe ihre Schenkel hinlängliche Festigkeit erlangt haben, die Last des Körpers zu tragen, gehen läßt. Die Aeltern müssen daher Acht darauf haben, ehe sie ihre Kinder allein, und ohne sie zu führen, gehen lassen.

Wenn ein Kind zu gehen anfängt, und die Schenkel für den Körper allzu schwach sind, wird man bemerken, daß das Kind, wenn es steht, um sich zu erhalten, seine Knie an einander zu lehnen suche. Alsdann muß man dasselbe, so viel möglich, sitzend erhalten, bis seine Schenkel stärker geworden sind; sonst werden sie sich nach und nach krümmen, und endlich dermaßen ungestalt werden, daß sie nie wieder gerade zu bringen sind.

Man muß, wenn man des Kindes Knie sich nur im geringsten einwärts biegen sieht, das Kind sofort vom Gehen abhalten, und, wenn aus Mangel dieser Vorsicht, der Schenkel bereits gekrümmt ist, muß man, so geschwinde als möglich, eine kleine Schiene von Eisen über die hohle Seite des Schenkels legen, und sodann eine Binde von Leinwand über die Schiene und den buckeligen Ort des Schenkels wickeln. Diese Binde muß man alle Tage etwas schärfer anziehen, bis sie den Ort, der den Buckel machet, hinlänglich niederdrücket; und damit dieses Drücken keinen Schaden thue, muß man über den Theil des Verbandes, der über dem buckeligen Orte des Schenkels ist, ein Bäuschchen legen.

Wäre der Buckel, welcher die Krümme des Schenkels macht, an einem solchen Orte, daß man das eiserne Blech auf die Wade des Schenkels legen müßte: so müßte man alsdann eine Schiene machen lassen, wo der Ort, der auf diese Wade träfe, ein wenig ausgehöhlt wäre, weil sonst die Wade, da sie allzu sehr niedergedrückt würde, eine üble Gestalt annehmen möchte.

Bey sehr jungen Kindern, ist es unnöthig, Fett oder etwas dergleichen auf den Schenkel zu legen, um das Schenkelbein zu erweichen, weil dieses schon zart genug ist; bey bereits erwachsenen Kindern hingegen, wo die Beine schon ihre Dichte angenommen haben, ist das Schmieren mit erweichenden Oehlen ꝛc. dienlich.

Zu-

Zuweilen kömmt die Krümme der Schenkel davon, daß das Kind zweywüchsig ist; alsdann ist das jezt Gesagte noch sorgfältiger zu beobachten.

Oft werden die Schenkel eines Kindes verdrehet, weil die Amme oder Wärterin, wenn sie dasselbe auf den Armen trägt, es allezeit auf ein und eben derselben Seite hält; denn dadurch geschieht es, daß, da sie die Schenkel, vornämlich an dem Orte der Knie, allezeit auf eine Seite drückt, sie die Schenkel des Kindes zwingt, sich zu krümmen; anstatt, daß die Schenkel, wenn die Seite oft verändert wird, keinen Schaden leiden können.

Die Gewohnheit der Ammen, bey dem Einwindeln eines Kindes die Schenkel allzu sehr einzuschnüren, ist ebenfalls eine sehr gemeine Ursache der Ungestalten, welche diese Gliedmaßen annehmen.

Einige Füße sind stark auswärts, und andere stark einwärts gedrehet. Diese Unzestalt kömmt entweder von Geburt, oder durch Zufälle. Im erstern Falle muß sich die Amme alle Taze bemühen, durch Bewegung des Kindes, ihm die Füße sacht in die natürliche Laze zu drehen. Die alsdann noch zarten Ligamente gehorchen dieser kleinen Bemühung, wenn sie zum öftern behutsam wiederholt wird, leicht. Wenn hingegen diese üble Drehung lange Zeit verabsäumt worden ist, oder von einem Zufalle herrühret: so muß man zuvörderst Mittel, welche die Ligamente zu erweichen vermögend sind, als: Bähungen mit Kälbaunenbrühe; Reiben mit Lilienöhl, und Umschläge von Eibischkraut und Wurzeln, in Gebrauch ziehen; und hienächst alle Taze mit der Hand, den Fuß in seine natürliche Form zu bringen, sich bemühen; sich auch, zu dieser Absicht starker Pappen, oder Späne von Holz, oder kleiner Bleche von Eisen bedienen, welche man vermittelst einer Binde fest anziehet.

Es giebt noch eine andere üble Drehung der Füße, welche, in Ansehung der Ursache, von der vorhergehenden unterschieden ist; nämlich diejenige, welche von der Trägheit herrührt, die Füße auswärts zu sezen, oder von dem gezwungenen Wesen, sie allzu sehr einwärts zu sezen. Manche Personen sind,

sind, in Ansehung der Art, der Füße zu setzen, äußerst nachläßig, daß, ob es gleich nur an ihnen liegt, sie auswärts zu haben, sie dieselben beständig einwärts setzen. Man nennt solche Leute Einwärtsfüßige. Dieses Gebrechen ist vornämlich den Frauenspersonen gemein, und rührt bloß von ihrer Nachläßigkeit her. Andere dagegen, (welches man insonderheit bey vielen Leuten vom Lande wahrnimmt,) zwingen sich dermaßen, die Füße auswärts zu drehen, daß sie sich dadurch lächerlich machen.

Was die Personen betrifft, welche sich aus Faulheit angewöhnen, die Füße einwärts zu setzen, so wird ihnen diese Ungestalt mit der Zeit so natürlich, daß es eben so schwer hält, sie davon zu verbessern, als wenn sie durch Zufall oder von Geburt herkäme. Die Aeltern müssen der Sache zuvor kommen. Sehen sie aber, ihrer Sorgfalt und Erinnerungen ungeachtet, daß die junge Person allzu unachtsam darin ist, müßen sie Fußschämel machen lassen, in welchen zwo absonderliche Vertiefungen sind, um die Füße hinein zu setzen; und zwar müssen diese Vertiefungen dergestalt ausgeformt seyn, daß sich jeder Fuß, der darin steht, nothwendig auswärts drehen muß. Dieses Fußschämels muß sich das Kind allemal bedienen, wenn es sitzt. Hiebey aber ist die Ungemächlichkeit, daß dasselbe, wenn es mit auswärts gesetzten Füßen gehen wollte, wanken und in Gefahr, zu fallen, seyn würde. Daher muß man es unter den Armen halten, um es nach und nach zu gewöhnen, daß es auf die gehörige Art gehe. Alle Tage zwo Viertelstunden auf diese Uebung zu wenden, wird hinreichend seyn.

Wenn ein Kind aus einer bösen Angewohnheit die Füße einwärts drehet, muß man ihm die Knie mit Behutsamkeit auswärts drehen, da sich alsdann auch die Füße von selbst drehen.

Man kann die Füße auswärts haben, ohne daß man dergleichen Knie hat; alsdann hat man allezeit einen übeln Stand; allein man kann die Knie nicht auswärts haben, wenn es die Füße nicht auch sind; und alsdann siehet man allezeit gut.

Manche Aeltern lassen ihre Kinder hölzerne Schuhe tragen, um ihnen die Füße in die gehörige Form zu bringen. Dieser Gebrauch aber ist nicht ohne Beschwerlichkeit; er setzt bey jedem Schritte das Kind in Gefahr, zu fallen, und macht ihm überdieß einen schweren Gang. Es läßt sich dieses nachher schwer wieder abgewöhnen. Die meisten Kinder haben aus keiner andern Ursache die Füße einwärts, und andere Ungestalten, als durch das Versehen derjenigen Personen, welche sie übel einwindeln; indem man ihnen gemeiniglich die Füße, Spitze gegen Spitze, leget, anstatt daß man ihnen dieselben, Ferse gegen

Fer-

Ferse, legen sollte. Andry, in seiner Orthopädie, Berl. 1744. 8. empfiehlt in dieser Absicht, S. 283, den Gebrauch eines kleinen herzförmigen Kissens, welches man den Kindern zwischen die Füße, (die Spitze zwischen die Fersen, und die breite Seite zwischen die zwey Enden der Füße) legen soll, um hiedurch die Zehen auswärts zu gewöhnen.

Wenn die Füße mehr nach einer Seite, als nach der andern, hängen, muß man dem Kinde Schuhe geben, welche gegen den Ort, wo der Fuß hinhängt, von Sohlen und Absätzen höher sind. Dieses wird sie veranlassen, sich nach der entgegen stehenden Seite zu neigen. Außer diesen Fällen muß man verhüten, daß die Schuhe der Kinder nicht, am wenigsten aber auswärts, schief seyn, weil dieses sonst Anlaß giebt, die Spitze des Fußes einwärts zu drehen.

Was diejenigen Personen betrifft, welche sich allzu sehr zwingen, die Füße auswärts zu setzen, so hat man bey diesen eher Erinnerungen, als Hülfsmittel, zu gebrauchen.

Begebenheit des Nic. Reeks, der mit einwärs gekehrten Füßen auf die Welt gekommen, und dadurch daß er einige Zeit lang mit den Füßen kreuzweise geschränkt gesessen, zurecht gekommen, von Wilh. Milner; aus No. 493 der Phil. Transact. ff. im 7. B. des Hamb. Magaz. S. 417, f.

Es giebt eine gewisse Ungestalt der Füße, welche man Pferde-Fuß nennt. Man verbirgt dieses Gebrechen durch Schuhe, welche auswendig wie ordentliche Schuhe gemacht, inwendig aber mit einem Stücke Kork, oder mit grober Wolle ausgestopft sind, welche den Ort des Schuhes, den der allzu kurze Fuß leer läßt, ausfüllet.

Obgleich diese Ungestalt mit auf die Welt gebracht wird: so ist sie doch nicht ganz und gar unheilbar. Man kann derselben, wo nicht gänzlich, doch zum Theil abhelfen, wenn man die Zehen eines solches Kindes zum öftern, aber ganz sanft, ziehet. Zugleich kann man an beyde Füße ein kleines Bandwerk legen, indem man nämlich jeden Fuß besonders mit einer Binde umwickelt, welche die Seiten des Fußes ein wenig drückt, und den Fuß unvermerkt nöthiget, so wie er wächst, sich gegen die Spitze zu verlängern.

Von Geschwüren, Geschwulst, und Verstauchungen oder Verrenkungen der Füße, werde ich in den

Art. Geschwür, Geschwulst und Verrenkung handeln.

Ich komme auf die Nothwendigkeit der Erwärmung und Bedeckung der Füße bey Kindern. Die Füße sind am weitesten vom Herzen entfernt, welches nicht mit so starker Kraft durch deren Gefäße das Blut treiben kann, als durch die andern Theile des Körpers; daher haben die Füße eine geringere Wärme, und die Eindrücke der äußern Luft sind in denselben am stärksten, vornämlich, wenn der Körper in Ruhe ist. Doch können auch die Füße durch die Gewohnheit viele Kälte ertragen lernen. Der Grönländer, Lappländer und Isländer läuft mit bloßen Füßen auf dem Eise herum, und fühlt nicht einmal die Kälte. Diese Völker sind theils von Jugend auf dazu gewöhnt, und die Füße bekamen bald, indem sie der Kälte beständig ausgesetzt waren, eine harte unempfindliche Haut; theils aber unterhält die Bewegung die Wärme in den bloßen Füßen. Unsere Bauerjungen gehen auch in Kälte und Schnee ohne Schaden barfuß. Diese Beyspiele haben manchen zu dem übereilten Schluß gebracht, daß es gut sey, wenn alle Kinder barfuß giengen. Aber gesetzt, das solches nicht wider die Sitten wohlerzogener Kinder wäre: so würde es doch bey allen vornehmen und zärtlichen Bürgerkindern darum nicht angehen, weil die feine Haut und die empfindlichen Nerven in diesen von Natur schon weniger erwärmten Theilen von der Kälte zu stark würden zusammen gezogen und zu schmerzhaft verletzet werden. Die Menge erfrorner Füße und hinkender Menschen würde unzählig seyn. Nur gar zu oft thun sich schon jetzt die Kinder durch Muthwillen und Leichtsinn großen Schaden, wenn sie die Füße unbesonnener Weise und zur Unzeit entblößen. Hieher gehört, wenn sie des Morgens mit bloßen Füßen, welche kurz vorher noch transspirirt haben, auf dem kalten Fußboden herum laufen; oder, wenn sie aus sträflichem Uebermuth barfuß

im

im Schnee gehen, und um den Vorzug streiten, wer am längsten darin aushalten könne. Im ersten Falle bringen sie sich böse Köpfe, Brustkrankheiten, Durchfälle und starke Flüsse zuwege; und im andern Falle entstehen erfrorne Füße. Man muß daher sorgfältig Acht geben, daß dergleichen muthwillige Handlungen nicht vorgenommen werden. Man muß die Kinder gewöhnen, die Hosen, Strümpfe und Schuhe sofort bey dem Aufstehen aus dem Bette anzuziehen. Im Sommer bedeckt man ihre Füße nur mit einem Paar Strümpfe, welche jedoch nicht dünn seyn müssen; im Winter aber vermehrt man diese Bedeckung mit noch einem Paare. Dabey läßt man Schuhe mit etwas dicken Sohlen tragen, welche der den Füßen so schädlichen Nässe widerstehen. Solche hinlängliche Erwärmung der Füße gereicht den Kindern zur großen Gesundheit; indem sie den freyern Umlauf des Blutes durch diese untere Theile befördert und erhält, wodurch vorzüglich der Kopf und die Brust von einem zu starken Antriebe des Blutes und der Säfte befreyt bleiben. Aus dieser Ursache kann ich mich daher mit denen nicht vereinigen, welche eine sehr leichte Bedeckung der Füße anrathen. Die Stiefeln sind den Kindern unnütz und beschwerlich. Ich habe bemerkt, daß Kinder, die man in den zartesten Jahren nach Husarenart gekleidet hat, sich einen schleppenden Gang angewöhnt haben, wovon die Schwere und Unbequemlichkeit der Stiefeln die Ursache war. Man muß es jedoch auch mit der Warmhaltung der Füße nicht übertreiben. Die vorher angezeigte Bedeckung ist die beste. Hält man die Füße in der Jugend mit dicken Strümpfen gleich zu warm, so ist man bey höhern Jahren, wo die natürliche Wärme schon abgenommen hat, genöthigt, sie mit Socken und Pelzstrümpfen noch besser zu verwahren; welche Weichlichkeit zwar den Kranken nachzulassen, den Gesunden aber schändlich ist.

Auch bey Erwachsenen, sowohl Gesunden als Kranken, ist das Warmhalten der Füße nöthig. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die Bewegung des Blutes in den Füßen langsam sey. Dieses beweiset auch die Erfahrung. Denn man wird finden, daß die Füße bey vielen gleichsam kalt anzufühlen sind, wenigstens nicht den Grad der Wärme haben, den andere Theile besitzen, in welche das Blut mit einer stärkern Gewalt hingeschickt wird. Es kann also unmöglich die Gesundheit dadurch erhalten werden, wenn man noch dazu die Füße nicht warm hält, vielmehr leidet dieselbe großen Schaden, wenn man, durch Verabsäumung der Wärme durch Kleidung, die Füße erkältet; denn dadurch werden die Blutgefäße zusammen gezogen und verengert, daß das Blut durch die Röhrchen nicht frey circuliren kann; dadurch wird ferner das Blut verdicket, es hängt mehr zusammen, und geht also sehr langsam durch die kleinen Gefäße.

Da das Blut und die übrigen Säfte in den Blutgefäßen der Füße mit einer verminderten Geschwindigkeit circuliren, so müssen nothwendig, wenn die Füße noch dazu nicht warm genug gehalten werden, die auszudünstenden Theile mehr und dermaßen zusammen hängen, daß sie, durch die Schweißlöcher der Haut zu treten, nicht geschickt sind. Selbst die Kälte zieht die Haut zusammen, die Schweißlöcher sind nicht offen genug, mithin muß auch die Ausdünstung in den Füßen, in Absicht der Schweißlöcher selbst vermindert seyn. Ueberdieß erfordern die Absonderungen, daß die abzusondernde Materie mit einer gewissen Gewalt nach dem Orte der Absonderung hingetrieben werde. Da also der Trieb des Blutes und der Säfte in den Füßen langsam ist, so erhellet daraus, wie die Ausdünstung in diesen Theilen aus verschiedenen Ursachen gehindert wird. Die ganze Masse muß nothwendig in ihrer Beschaffenheit so verändert werden, daß kein gehöriges Verhältniß der Theile unter einander Statt findet, weil sie nicht gehörig gereiniget wird; ja, es muß die wässerige Feuchtigkeit in den Füßen stocken bleiben; und wie oft bemerkt man nicht, wie davon dicke Füße entstehen! Noch leichter geschieht dieses, wenn bereits eine Neigung zu diesem Zufalle da ist, und wenn andere Fehler in der

Le-

Lebensordnung dazu kommen, welche hiezu sehr viel beytragen können.

Dieses ist aber das allerwenigste; es entstehen weit mehrere bedenklichere Zufälle von einem nicht hinlänglichen Warmhalten der Füße. Die Verkältung der Füße hindert den freyen Durchgang des Blutes; es muß sich also dasselbe nach andern Theilen des Körpers begeben, und zwar geschiehet dieses desto mehr, je weniger Widerstand der Theil thut. Wenn also die Blutgefäße der Lunge, und die Lunge selbst, verhältnißweise eine größere Schwäche haben, so werden natürlicherweise, diese Gefäße mehr mit Blut angefüllet; sie werden ausgedehnet; sie werden geschwächet, und dieses kann in dem Grade geschehen, daß sie endlich gar zerreißen. Bey der Verletzung kleiner Gefäße kann ein Blutspeyen, und bey der Zerreißung größerer eine Blutstürzung selbst erfolgen. Wie nöthig ist es daher, daß diejenigen, welche zu diesen Zufällen geneigt sind, ihre Füße fein warm halten! Tritt das Blut nach dem Gehirne, so werden die Blutgefäße gleichfalls sehr ausgedehnet; da sie nun von Natur in Ansehung anderer Blutgefäße schwächer sind, so können sie dermaßen mit Blute angefüllet werden, daß sie endlich das Gehirn drücken, so daß der Einfluß des Nervensaftes in andere Theile des Körpers weniger oder mehr gehindert wird, da in dem ersten Falle verschiedene Arten der Lähmung, in dem zweyten aber ein wirklicher Schlagfluß erfolget. Zerreißen die Gefäße selbst, so daß viel Blut aus seinen Behältnissen tritt, so erfolgt ein tödlicher Schlagfluß. Ein beständiges Ohrenklingen, der verdächtige Schwindel, Kopfschmerzen im Nacken und Hintertheile des Hauptes, sind oft die Vorbothen dieses Zufalles. Auch muß eine Erkältung der Füß bey der Reinigung des Frauenzimmers und dem Flusse der goldenen Ader, eine Veränderung hervor bringen. Ich ertheile allem Frauenzimmer, bey welchem die monatliche Reinigung sparsam oder unordentlich ist, den heilsamen Rath, die Füße, nicht nur den untern sondern auch den obern Theil, gehörig warm zu halten, und dadurch eine Bewegung des Blutes, wie auch einen stärkern Trieb nach den untern Theilen, zu befördern. Es wird eben die Wirkung thun, als ein warmes Reiben der Füße mit warmen Tüchern, und die Fußbäder. Aus gleichem Grunde sollten auch alle Hämorrhoidarii von Rechts wegen eine Erkältung der Füße vermeiden.

Unter die verdrießlichen Krankheiten gehört die Hypochondrie; diese wird von Erkältung des Körpers überhaupt vergröſſert, wird aber insonderheit von Erkältung der Füße ärger.

Wird das Blut durch eine Erkältung der Füße zu sehr nach den Blutgefäßen der Brust getrieben, so kann eine Engbrüstigkeit, oder gar ein Herzklopfen erfolgen. Ist der Trieb nach dem Kopfe vergröſſert, so können verschiedene Arten des Kopfschmerzens, und andere Zufälle, entspringen.

In den bisher angeführten Krankheiten nutzet das Erkälten der Füße eben so wenig, ja wohl noch weniger, als wenn man gesund ist. Das Podagra kann durch Erkältung des behafteten Gliedes gar bald vertrieben werden; ich weiß aber nicht, ob das die Krankheit gehoben genennet werden kann, wenn dadurch die Materie zurück getrieben wird, und sich wohl gar in den innern Theilen fest sezt. Das Warmhalten der Füße bey Podagristen befördert die Zertheilung und den Abgang der stockenden Materie durch eine vermehrte Ausdünstung.

Ich muß auch von dem Warmhalten der Füße in hitzigen Krankheiten etwas gedenken. Die mehresten derselben endigen sich durch einen Dunst oder Schweiß: nun wird die Erkältung der Füße den Dunst und Schweiß hindern; folglich muß die Krankheit alsdann nicht so bald und sicher gehoben werden können. Die Erfahrung bezeuget, daß man bey Erkältung der Füsse nicht so leicht einschlafen könne, als wenn die Füße erwärmt sind. Um so mehr findet dieses in Krankheiten Statt, wo schon der Trieb des Blutes gar zu heftig nach dem Kopfe ist.

Ich habe noch die Mittel anzuzeigen, wodurch die Füße in gehöriger Wärme erhalten werden, um den Umlauf des Blutes und der übrigen Säfte durch diese Theile zu befördern. Das erste besteht darin, daß man durch genugsame Kleidung die Kälte abzuhalten suche. Dieses bedarf keiner weitern Erklärung. Zweytens ist nöthig, die Füße durch Gehen fleißig zu bewegen. Dadurch wirken so viele Muskeln, und vermittelst derselben wird das Blut geschwinde fortgepreßt, und dem Herzen bald wieder zugeschickt. Das Schwitzen der Füße nach vielem Gehen zeigt offenbar, wie die Säfte in ihrer Bewegung fortgeholfen werden. Daher kann bey geschwollenen Füßen, insonderheit denen, die vom vielen Sitzen kommen, die stockende Feuchtigkeit gehörig

aus-

ausdünsten. Da auch das Gehen eine Bewegung des ganzen Körpers ist, so wird das Blut überhaupt von dem Herzen stärker fortgepreßt; es hat also einen stärkern Trieb, in, durch und aus den Füßen zu gehen. Drittens wird der Umlauf des Blutes durch die Füße durch das Reiben mit warmen Tüchern erhalten. Dadurch werden die flüssigen Theile in den Gefäßen fortgedrückt, und ihrer Bewegung nachgeholfen. Die Theile werden gleichsam gereizet, und die Bewegung des Blutes nach den untern Theilen vermehret. Bey dicken Füßen, wo viele Feuchtigkeit stecket, werden die Füße anfangen zu schwitzen, und die stockenden Theile ausdünsten. Endlich dienen auch die Fußbäder, nach Beschaffenheit der Umstände, welche die untern Theile erweichen, daß sie also dem Theile des Blutes weniger widerstehen. Einen weitern Nutzen der Fußbäder, werde ich weiter unten, in dem ihnen gewidmeten besondern Artikel, zeigen.

* * *

Bey den übrigen Thieren, welche auch mit Füssen versehen sind, findet sich außer der verschiedenen und mehrern Anzahl, auch in Ansehung der Structur selbst und der Einrichtung derselben, ein sehr merklicher Unterschied. Die Fußwurzel und der Mittelfuß stehen bey den vierfüßigen Thieren meistentheils in die Höhe gereckt, und sie treten daher nicht sowohl, wie der Mensch, auf die Fußsohle, sondern auf die Zehen; daher an ihren Hinterfüßen die eigentliche Ferse, unter der Gestalt einer falschen Kniescheibe, oder des so genannten Sprunges, hervor raget. Die Zehen liegen auch nicht bey allen so bloß und frey, als bey den Menschen, sondern sie sind bey einigen in ein rundliches, erhabenes und hartes, hornichtes Wesen eingewickelt, welches entweder einen einfachen Huf, oder verschiedentlich gespaltene Klauen ausmachet. Der Gang aller vierfüßigen Thiere selbst geschieht, indem sie die Füße gleichsam

sam kreuzweise bewegen. Nämlich, der linke Hinterfuß ist gemeiniglich der erste, auf diesen folgt der rechte Vorderfuß, sodann hebet sich der rechte Hinterfuß, und endlich nach diesem der linke Vorderfuß.

An den Vögeln nimmt man selten mehr als 4 vollkommene, worunter die mittelste allemal die längste ist, und weniger als 2 Zehen, wahr. Die meisten Vögel führen 3 Zehen vorn; und eine, die man den Daumen nennet, wendet sich als eine Gegenlage der übrigen nach hinten; die Mauerschwalbe ausgenommen, welche alle 4 Zehen vorwärts, keine nach hinten zu, gerichtet hat. Die Hinterzehe besteht aus einem Knochen, die äußerste von vorn, aus zween, die mittlere aus drey, und die innerste aus vier Knochen. Die Zehen sind nun entweder ganz bis an ihre vorderste Spitzen mit einer dazwischen liegenden Haut verbunden, pedes palmati, oder halb damit verbunden, pedes semipalmati, oder mit einer lappichten und schlechten Haut, pedes pinnati s. lobati, oder sie liegen auch ganz frey, und sind durch nichts unter einander vereinigt, pedes fissi. In dieser verschiedenen und besondern Einrichtung der Vögelfüße liegt auch der Grund des verschiedenen Ganges derselben, indem einige, welche den größten Theil ihres Lebens auf dem Wasser zubringen, ihre Füße als Ruder gebrauchen, und mit denselben das Wasser seitwärts von sich wegstoßen, und auf solche Weise schwimmen können; andere den einen Fuß hoch aufheben, und mit dem andern mit steifen Gelenken sich auf der Erde stützen, auch einen Fuß nach dem andern schrittweise fortsetzen können; noch andere zugleich gehen und laufen, etliche mit beyden Füßen zugleich gehen und hüpfen, etliche auch hüpfen und klettern können.

Die Jäger nennen die Füße an den Auerhahnen und ähnlichem Federwildbrete Ständer, die Beine der Hunde und alles haarigen Wildbretes Läufe, der Bären Arme, und den untersten Theil derselben, der im gem. Leben bey den mit Zehen versehenen Thieren die Pfote heißt, die Tatze. Der Fuß wird bey ihnen nur von der Sohle des Hirsches und Thieres gebraucht.

Die

Diejenigen Amphibien, welche sich auf Füßen bewegen, Reptilia, haben bald getheilte Zehen, pedes fissi, bald mit Lappen versehene, pedes lobati, bald durch eine Haut verbundene, pedes palmati, welche eigentlich zum Schwimmen taugen; bey einigen sind sie aber auch mehr den Floßfedern ähnlich, pedes pinniformes, und die Anzahl derselben ist vier oder fünf. Bey den Fischen vertreten die Floßfedern, welche am Bauche sitzen, die Stelle der Füße, daher auch diejenigen, welche dergleichen nicht haben, fußlose Fische, Apodes pisces, genannt werden.

Die Füße der Insecten, sind bey denen, welche nur drey Paar haben, gewöhnlicherweise an der Brust befestigt; wenn aber deren mehrere vorhanden sind, so sind es theils Brustfüße, pedes pectorales, theils Bauchfüße, pedes ventrales, theils Schwanzfüße, pedes caudales. Man unterscheidet an ihnen mehrentheils die Hüfte, die Schenkel, die Fußblätter, und die Klauen, welche aber auch zuweilen fehlen. Die Füße dienen den Insecten bald zum Gehen oder Laufen, pedes ambulatorii s. cursorii, bald zum Schwimmen, pedes natatorii, bald zum Graben, pedes fossorii; öfters gebrauchen sie aber auch die Füße, um den Körper im Fluge zu lenken. Ihre Füße bestehen aus 3, 4 oder auch 5 Gliedern, welche durch Gelenke an einander hängen. Der obere dicke und fleischige Theil stellt gleichsam den Schenkel vor, aus welchem vermittelst eines Gelenkes ein ziemlich starkes Glied, aus dem zweyten das dritte heraus geht, und die übrigen sofort auf einander folgen. Das letztere Glied ist gemeiniglich kurz und schlank, und endigt sich in eine einfache oder auch doppelt scharfe und krumme Klaue. Das Ende eines jeden Gliedes ist um die Gegend des Gelenkes mit einem kleinen Rande umgeben, und öfters mit Haaren, oder auch kleinen weichen Stacheln besetzt.

Die

Die verschiedenen Zufälle und Krankheiten, denen die Füße insbesondere bey unsern vierfüßigen Hausthieren ausgesetzt sind, machen es nothwendig, daß wir die Knochen, welche in ihrer Zusammensetzung die Stützen des ganzen Körpers bilden, etwas näher betrachten.

Der obere Theil der Vorderfüße des Pferdes, welchen die Pferdeverständigen die Schulter nennen, enthält an jeder Seite zween Knochen; einen breiten, oder das so genannte Schulterblatt, und einen in dessen runde Höhlung eingefügten und in derselben durch ein Gelenk beweglichen röhrförmigen Knochen, den Kegel oder das Armbein, welche beyde mit dem dicken Fleische der Schulter bekleidet sind. Mit diesem letztern ist der Knochen des Vorarmes oder des Schenkels verbunden, welcher etwas länger ist, und eigentlich aus zweenen neben einander liegenden Knochen besteht. Das Gelenk zwischen ihm und dem Kegel nennt man den Elbogen. Wegen einer am Knochen des Armes befindlichen Hervorragung, kann der Arm nur nach vorn, nicht aber nach hinten, gebogen werden. In dem so genannten Knie befinden sich 7 kleine, in zwo Reihen geordnete Knochen, mit welchen das Schienbein dergestalt verbunden ist, daß es nur nach hinten gebogen werden kann. Mit dem Schienbeine ist wieder in demjenigen Gelenke, welches man die Korhe nennt, in welchem nach hinten zu zween kleine Knochen liegen, der Fesselknochen verbunden, welcher in dem breiten Kronenbeine eingelenkt ist. Dieses letztere endlich ist mit dem äußersten Knochen des Fußes, oder, wie es besonders genannt wird, mit dem Knochen des kleinen Fußes, verbunden; und hinter dem Gelenke zwischen ihnen liegt noch ein kleiner rundlicher Knochen, welchen man den Bern nennt. Der Knochen des kleinen Fußes hat ungefähr einerley Bildung mit dem Horne des Hufes, von welchem er überall umgeben ist, und ist seiner Substanz nach lockerer, als die andern Knochen. Bey den Hinterfüßen ist der erste rohrförmige Knochen, von dem Kör-

per

ver an gerechnet, der Hanken- oder Backenknochen, der sich unten mit dem obern Röhrknochen verbindet. Auf dem Gelenke, welches man auch die Leiste oder den Leist nennt, liegt nach vorn zu die Kniescheibe, welche verhindert, daß der obere Röhrknochen nicht anders, als nur nach hinten, gebogen werden kann. Nach außen geht von diesem Knochen ein kleinerer gleichsam herabhängender ab, der sich in eine Spitze endiget. Das Gelenk der Kniekehle oder am Elbogen der Hinterfüße, enthält sechs unter einander verbundene Knochen, von welchem der untere Röhrknochen abgeht, der mit den darauf folgenden bis an die Spitze des Fußes eben so gebildet ist, als das Schienbein, und die unter demselben gelegenen Knochen des Vorderfußes.

Von dem mit einem hornartigen Wesen umgebenen untern Theile des Fußes, s. den Art. Huf.

Bey dem Maulesel und Esel findet in allen Stücken derselbe Bau der Füße Statt.

Bey dem Rind- Schaf- und Ziegen-Vieh findet sich der Unterschied, daß das Knie der Vorderfüße 6, an den Hinterfüßen aber nur 5 Knochen enthält. Wichtiger aber ist die Abweichung von dem Baue des Fußes, eines Pferdes, daß vorn mit dem Schienbeine, und hinten mit der Röhre, anstatt des bey dem Pferde vorhandenen Fesselknochens, zween, und in der bey dem Pferde so genannten Köthe folglich auch 4 kleine nach hinten liegende Knochen vorhanden sind; so wie auch der Knochen der Krone, der Knochen des kleinen Fußes und der Huf um denselben doppelt ist.

Ungeachtet die Füße eines Schweines den Füßen des Hornviehes im Aeußerlichen so ähnlich sehen, so sind doch eigentlich die Knochen von 4 Fingern inwendig ordentlich ausgebildet, wovon die beyden mittelsten in den Klauen stecken, auf welchen das Schwein geht; die beyden äußern Finger aber liegen in den kleinern Klauen, welche hinten am Fuße befindlich sind. Das Knie der

Vor-

Vorderfüße enthält 8 Knochen in zwo Reihen, an den Hinterfüßen aber ſieben.

Die verſchiedenen Zufälle an den Füßen unſerer vierfüßigen Hausthiere, inſonderheit der Pferde, des Rindviehes und der Schafe, findet man unter beſondern Artikeln, z. B. Feigwarze, Feſſel, Fußentzündung, Fußfäule, Fußſchwinden, Galle, Geſchwür, Hinken, Hornkluft, Hornſpalt, Huf, Kniegeſchwulſt, Krebo, Lähmung, Mauke, Rappe, Sohle, Spat, Vernageln, Verrenkung ꝛc. abhandelt.

* * *

2. Figürlich.

1) Der unterſte Theil eines lebloſen Körpers, worauf er ſteht, beſonders wenn derſelbe eine breite Grundfläche hat, zum Unterſchiede von einem Beine. Der Fuß an einer Säule, der Säulenfuß. Der Fuß an einem Gränzſteine, deſſen unterer dicker Theil. Der Fuß eines Tiſches, Bettes, Uhrgehäuſes, Weinglaſes, Handfaſſes u. ſ. f. Am Fuße des Berges, der auch deſſen Wurzel heißt. Der Fuß eines Zirkels.

Jeder ſtehende Körper, der das Anſehen eines Ganzen haben ſoll, muß einen von ſeinen übrigen Theilen unterſchiedenen Fuß haben, damit man deutlich bemerken könne, daß ihm von unten nichts fehle, und daß er ganz ſey. Eine Säule, deren Schaft ohne Fuß auf dem Grunde ſteht, ſieht wie ein abgebrochenes Stück aus; ein Haus, welches gegen den Grund keinen Fuß hat, ſieht aus, als wenn es in die Erde geſunken wäre. Es iſt daher zum guten Ausſehen unumgänglich nöthig, daß ein ſtehender Theil einen Fuß habe; und man kann es durch keine einzige gute Regel des Geſchmackes rechtfertigen, daß die griechiſchen Baumeiſter bisweilen doriſche Säulen ohne Fuß gemacht haben, wie an den Tempeln des Theſeus und der Minerva in Athen.

Die allgemeine Beſchaffenheit des Fußes an ſtehenden Körpern kann aus dem Grundſatze der Feſtigkeit hergeleitet

geleitet werden. Wenn der Fuß etwas hervorsteht, und dem stehenden Körper eine etwas breitere Grundfläche macht, so steht derselbe fester. Folglich ist es in der Natur unserer Vorstellungen gegründet, daß der Fuß etwas breiter, als der über ihm stehende Theil des Körpers, sey; daher kommen an den Häusern die Plinthen, an den Säulen und Pfeilern aber die Fußgesimse. Die Natur hat schon die ersten Baumeister darauf geleitet. Man findet die Füße in den ältesten ägyptischen, in den gothischen, arabischen und chinesischen Gebäuden.

Es müssen aber, sowohl in der Höhe des Fußes, als in seiner Ausladung, gewisse Verhältnisse beobachtet werden. Es muß dabey weder zu viel, noch zu wenig seyn. Wäre der Fuß so groß, daß er einen merklichen Theil des Körpers, den vierten oder fünften Theil seiner Höhe einnähme, so würde man ihn nicht bloß für den Fuß halten; denn der Kopf und der Fuß zusammen müssen bloß als kleine Theile eines großen Körpers erscheinen. Daher können beyde in ihrer Höhe nicht wohl mehr als den fünften Theil der ganzen Höhe ausmachen. Da sie aber beyde noch eine beträchtliche Stärke haben müssen, so dürfen sie auch nicht so klein seyn, daß ihre Höhe vor der ganzen Höhe des Körpers unbemerkt verschwinde; welches beydes vielleicht geschehen würde, wenn beyde weniger als den zwölften Theil des ganzen Körpers ausmachten.

Es erhellet hieraus, daß man dem Fuße nicht wohl mehr, als den 10. oder 12. Theil der Höhe des Körpers, und nicht wohl weniger als den 20. oder 24. Theil derselben geben könne. Bey den Säulen, wo man am meisten auf ein mit hinlänglicher Festigkeit verbundenes schönes Ansehen beflissen gewesen ist, trifft man die größten Füße nicht über den 14. und ihr geringstes Maß nicht über den 20. Theil der ganzen Länge an. Ihre Ausladung aber kann aus der Höhe bestimmt werden. Ist sie zu gering, so bemerkt man sie kaum, zu stark, giebt sie das Ansehen der Zerbrechlichkeit. Der fünfte bis sechste Theil seiner Höhe scheint die schicklichste Größe der Ausladung zu seyn. Die Säulenstühle haben grös-

sere Füße; denn sie machen oft den 4. oder 5. Theil der Höhe aus. Allein man kann diese Füße zugleich für die Füße der ganzen Ordnung halten. Bey einem ganzen Gebäude kann der Untersatz oder die Plinthe nicht wohl kleiner, als der 20. Theil der Höhe seyn.

Wenn ein Fuß ganz platt ist, so wird er die Plinthe genannt; ist er aber mit Gliedern verziert, so werden diese zusammen das Fußgesimse genannt.

Im Bergbaue heißt die unterste Fläche des Stollens, worauf das Wasser abläuft, der Fuß, oder die Sohle.

2) Ein Längen-Maß, (*) welches von verschiedenen Künstlern und Handwerkern, vornämlich im Bauen, und in Bestimmung der Weiten gebraucht wird, von der Länge des untersten Theiles des Fusses eines erwachsenen Menschen hergenommen ist, und auch ein Schuh genannt wird. Eines Fußes lang. Keinen Fuß breit weichen.

Der Fuß wird in den geometrischen und gemeinen eingetheilt, welche beyde wiederum eine gewisse Anzahl von Zollen haben, so gleichsam die Einheiten sind, aus denen der Fuß besteht, so wie dieser wiederum die Einheit verschiedener andrer Maße, als: der Elle, der Klafter, der Ruthe, der Meile ꝛc. ist; s. Elle, Klafter, Meile, Ruthe, Zoll. Der geometrische oder mathematische Fuß, dessen sich insonderheit die Erd- und Feldmesser bedienen, wird, um besserer Bequemlichkeit im Rechnen willen, in 10 Zoll getheilt, (daher er auch Decimalfuß oder Decimalschuh genannt wird) und 10 solcher Fuße machen eine geometrische oder Decimalruthe.

Der

(*) In dieser Bedeutung bleibt das Wort Fuß, wenn es mit einem Zahlworte verbunden ist, im Plural unverändert, nach dem Beyspiele so vieler andern Wörter, welche ein Maß, Gewicht u. s. f. bedeuten. Sechs Fuß hoch, vier Fuß breit, nicht Füße. Steht aber kein Zahlwort dabey, so wird es gemeiniglich auf oberdeutsche Art abgeändert. Ein Maß nach Fußen, das Fußmaß. Etwas nach Fußen und nicht nach Ellen messen, nicht nach Füßen.

Der gemeine oder Werkschuh hingegen wird in 12 Zoll eingetheilt; welche Zolle aber so wenig, als die gemeinen Fuße, an allen Orten einerley Länge haben.

Die Alten haben, wie *Vitruvius*, *L.* 3. *C.* 1. gar recht angemerkt hat, das Maß zu Ausmessung der Längen, von den Gliedmaßen des menschlichen Körpers genommen, wovon die Namen des Längenmaßes ein deutliches Zeugniß geben, als: bey den Lateinern Pes, Cubitus, Digitus, Pollex, (*) und bey den Deutschen: der Fuß, Daumen, daumenbreit, d. i. Zoll, handbreit. Es ist auch kein Zweifel, daß Jedem gleich im Anfange am allernatürlichsten gewesen ist, Dinge, welche in der Hand gemessen werden, mit Spannen und Elbogen abzumessen und zu zählen; so wie man die kürzeste Art, die Länge auf der Erde zu messen, diese zu seyn befunden hat, wenn man einen Fuß immer wechselweise vor den andern setzte, und diese Fußlängen zusammen zählte. Wer Schuhe trug, hat sie deswegen nicht erst ausgezogen, sondern in Schuhen gemessen, und die Schuhlängen für das Maß angenommen; daher Fuß und Schuh gleichgültige Benennungen geworden sind. Da nun aber die Größe der Menschen, mithin auch ihrer Gliedmaßen, unterschieden, und es überhaupt eben so willkührlich ist, das Maß, oder die dazu benöthigte Eins lang oder kurz anzunehmen, als ich mich auf dem Papiere bey vorkommender Zeichnung eines größern oder kleinern Maßstabes bedienen kann: so ist es auch geschehen, daß das Maß unter den Völkern ganz unterschieden ist; und haben schon die Alten zwischen dem römischen, griechischen, olympischen und hebräischen Fuß einen Unterschied gemacht. Das Gesetz und die Gewohnheit haben überall die wahre Länge des Maßes gleichwohl bestimmen müssen, damit man etwas Gewisses habe, wonach man sich im Handel und Wandel richten, und alle Unordnung vermeiden könne.

(*) Weil einige Geometer zwischen Digitus und Pollex keinen Unterschied zu machen wußten, haben sie ein Versehen begangen, welches sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat. Die heutigen lateinischen Meßkünstler halten Digitus und Pollex bey Bestimmung des Längenmaßes für Synonymen, welches aber falsch ist; denn ein rheinländischer Fuß hält 16 Digitos (Finger, oder 12 Pollices Daumen.) Die deutschen Geometer haben den Namen Daumen in den Namen Zolle verwandelt, und nehmen auf die Finger keine Rücksicht mehr.

Das Längenmaß, welches wenigstens in Deutschland aller Orten wirklich gebraucht wird, ist der rheinländische Fuß. Wenn wir diesen zwölfmal auf eine gerade Stange austragen lassen, so haben wir eine rheinländische Ruthe, womit wir große Längen mit keiner größern Mühe ausmessen können, als wir es mit einem andern willkührlichen Maße thun, welches nur uns, und kaum unsern nächsten Nachbarn bekannt ist.

Einige holländische Ausmesser haben schon im 16. Jahrhunderte, dem rheinländischen Fuß eine bestimmte Länge zu geben, angefangen. Die meisten heutigen Verhältnisse desselben gegen anderes Längenmaß gründen sich auf diese Bestimmung. In spätern Zeiten nahm man daher, wenn es um die Vergleichung z. B. der Ellen zu thun war, seine Zuflucht zu dem rheinländischen Maße, und setzte 2 rheinl. Fuß für 1 rheinl. Elle oder Werkelle an. Indessen war noch immer die Länge des rheinländischen Maßes um deswillen sehr schwankend, weil man davon kein Original aufweisen konnte. Und eben dieses bewog die Meßkünstler, den leidener Fuß für den wahren rheinländischen anzunehmen. Man muß sich aber hüten, den amsterdammer, brabanter und flämischen Fuß mit dem leidener zu verwechseln, da dieser von jenen abgeht.

Mit dem rheinländischen Fuße hat der seit 16 Jahren durch eine königliche Verordnung festgesetzte berliner Fuß einerley Größe. 12 solcher Fuße geben 1 Ruthe; und diese wird bey dem Feldmessen in 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien eingetheilt. Die Ruthen bezeichnet man mit°, wie die Grade; die Fuße oder Schuhe mit', wie die Minuten, und die Zolle mit", wie die Secunden. Außer dem rheinländischen Fuße, welcher eigentlich unser deutsches Maß ist, giebt es noch zwo Arten von Fußberechnungen, welche allgemein bekannt sind, und wonach man alle übrigen vergleichet. Die erste ist der französische königliche Fuß, Fr. Pied du Roi, welcher nach einem beständigen eisernen, an dem Châtelet zu Paris befestigten Maße gemessen wird. Ein solcher pariser Fuß wird in 12 Zoll, (Pouces) ein Zoll in 12 Linien, und jede Linie in 10 Theile, mithin der ganze Fuß in 1440 Theile getheilt. Der zweyte ist der englische oder londoner Fuß, welcher gleich jenem, in 12 Zoll, (Inches) jeder Zoll in 10 Linien, und eine Linie in 10 Theile, mithin der ganze Fuß in 1200 Theile getheilt wird. Unser deutsche oder rheinländische Fuß, wird, bereits gedachtermaßen, auf gleiche Art in Zoll und Linien abgetheilt, ist aber etwas klei-

kleiner, als der Pariser, und größer als der englische. Die Länge von diesen 3 unterschiedenen Maßen, und ihr Verhältniß unter einander, ist auf das genaueste bestimmt. Solchergestalt,

wenn der pariser Fuß hält	1440	Theilchen
so hält davon der londoner	1335	"
— — — der rheinländische	1391 $\frac{1}{2}$	"
Wenn der londoner hält	1200	Theilchen,
so hält davon der pariser	1275	"
— — — der rheinländische	1232	"
Wenn der rheinländische hält	1200	Theilchen,
so hält davon der pariser	1242	"
— — — der londoner	1169	"

Der englische Fuß hält $\frac{1}{16}$ weniger, als der französische; 15 französ. geben also 16 engl. Fuß, oder umgekehrt. Will ich eine gewisse Anzahl englischer Fuße zu französischen reduciren, so nehme ich nur den 16. Theil davon; oder will ich französische Fuße zu englischen machen, so theile ich sie in 15 Theile, und addire noch einen dieser Theile zu der Summe.

27 französische Fuß geben 28 rheinländische. Ich reduciere also solche auf eine ähnliche Weise, indem ich zu jenen den 27. Theil zusetze, und von diesen den 28. Theil nehme.

69 englische Fuß geben ungefähr 67 rheinländische.

100 französische königliche Fuß, sind gleich 104 $\frac{7}{8}$ berlin. Fuß; oder 839 berl. Fuß betragen 800 pariser; oder 43 berl. geben 41 pariser Fuß.

Fig. 818, findet man jezt beschriebenen, nebst noch 13 andern bekannten Fußmaßen, als: das bayerische, berner, calenbergische, cölnische, erfurter, hamburger, leipziger, mecklenburgische, nürnberger, savoyische, schwedische, spanische und wiener, nach des Hrn. v. Münchhausen Vorstellung, im z. St. des Hausvaters, auf das genaueste abgezeichnet.

Die Eintheilung nach Zollen und Linien, ist bey allen Fußmaßen gebräuchlich und eingeführt; und im übrigen macht ein jeder den an seinem Orte üblichen Fuß begreiflich, wenn er angiebt, wie viel Theile er von einem französischen, englischen oder rheinländischen Fuße halte. Es ist sicherer, wenn man ihn gegen alle diese drey Fußmaße vergleichet. Denn, da man ihr Verhältniß weiß, so kann man eher nachrechnen, ob die Angaben auch richtig sind.

Der im Churfürstenthume Hannover übliche Fuß, wird gemeiniglich der calenbergische Fuß genannt, sollte aber eher den Namen des cellischen Fußes führen, weil er zuerst zu Celle eingeführt worden ist, und seinen Grund in der von dem Herzoge Georg Wilhelm unter d. 6. Jun. 1692. publicirten Verordnung hat, wo auch dessen Länge abgebildet ist; es ist aber der Abdruck nicht mit gehöriger Genauigkeit geschehen, und zu groß. Der nunmehr untersuchte, und durch eine Verordnung v. 29. Nov. 1765, festgesezte calenbergische Fuß hält

	Theile
vom pariser	1299
vom londoner	1150⅔
vom rheinländischen	1120⅓

Mithin geben

10 calenbergische	9 pariser Fuß.
26½ — —	25⅓ londoner.
15 — —	14 rheinländische.

Nach diesen Verhältnissen kann man alle übrige Maße vergleichen oder reduciren. Denn, wenn man weiß, wie viel ein Fuß von dem pariser Maße Linien enthält, so ist leicht auszurechnen, wie viel Theile er von einem londoner oder rheinländischen Fuße halten müsse. Z. B. ein hamburger Fuß hält 1270 Theilchen von dem französischen Maße, ich will wissen, wie viel Theile von dem rheinländischen Maße er halte: so rechne ich folgendergestalt: 1440 Theilchen geben 1244 rheinländische Theilchen, wie viel geben 1270 von jenen? nämlich 1097

Folgende Tabelle zeigt das Verhältniß der bekanntesten Fußmaße gegen einen pariser Fuß. Es ist nur zu verwundern, da der pariser Fuß so gar genau bestimmt ist, und ein jeder sein Landesmaß danach auf das genaueste vergleichen kann, daß die Angaben, selbst von großen Gelehrten, oft sehr abweichen. So giebt z. B. Mengel den dänischen Fuß zu 1402 Theilchen des pariser Fußes an; und in den neuern Lettres sur le Danemarc, heißt es, daß er dem rheinländischen völlig gleich sey; dieser hält auch nach der genauesten Bestimmung 1391⅓ Theile; Riccioli gab ihn zu 1373, Petit zu 1387, und ein anderer zu 1395 an, welches einen Unterschied von 2 Linien beträgt. Man sieht daraus, wie wenig wir uns auf die übrigen Berechnungen von dem körperlichen Inhalte verlassen können, wenn die Linien nicht so genau zu messen sind.

Vergleichung
der bekanntesten Fußmaße.

Wenn ein pariser Fuß in 1440 Theile getheilt wird, so halten davon

Zu Aachen	- - -	Fuß	1285
— Amsterdamm	- -	Schuh	1253 bis 1263
— Anspach	- - - -	—	1320
— Antwerpen	- - -	—	1260
— Avignon	- - -	Pieds	1100
— Augsburg	- - -	Schuh	1313 bis 1317
— Babylon	- -	halb. Eub. Sac.	1633
— Basel	- - - - -	—	1330
In Bayern	- - - -	—	1280 - 1297 $\frac{3}{11}$
Zu Berlin	- - - - - -	—	1373
— Bern, siehe Schweitz.			
— Besançon	- - -	Pieds	1370
— Bologna	- - - -	—	1682
— Boulogne, nach Scamozzi		—	1680
— — — nach Picard	- -	—	1690
— Braunschweig	- - -	Schuh	1265
— Bremen	- - - -	—	1282
— Brescia	- - - -	Bracci	2075
— Breslau	- - - -	Schuh	1260
— Briel	- - - - -	—	1486
— Brück	- - - - -	—	1226
— Brüssel	- - - - -	—	1290
— Cagliari	- - - -	Palmi	898
Ein calenbergischer	- - -	Schuh	1299
Zu Carlsruhe	- - -	—	1241
— Castilien	- - - -	Palmos	940
In China	- - -	Kramerfuß	1500
— —	-	mathemat Maße	1477
— —	- ein Kongpu oder Baufuß		1431
Zu Cleve	- - - -	Fuß	1310
— Cöln	- - - -	—	1219 bis 1220
— Constantinopel	- - -	Pic	2930 bis 3140
— Copenhagen, siehe Dänemark			
— Cracau	- - - -	Schuh	1580
In Dänemark	- - -	—	1391
Zu Danzig	- - - -	—	1270
— Dijon	- - - -	Pieds	1392

Zu Dale	Poids	1583		
— Dordrecht	Schuh	1596		
— Dresden	—	1255		
In Egypten	Derab	2439		
Zu Emden	Fuß	1313		
In England	Shoe	1350		
Zu Erfurt	Schuh	1251		
— Eyderstädt	—	1313		
— Florenz	Bavelle	1212		
— Frankfurt	Fuß	1270		
— Genua	Palmi	1100		
— Gibraltar	Fuß	1253		
— Gieſſen	—	1320		
— Goes	—	1329		
— Gotha	—	1275		
— Grenoble	Pieds	1512		
Ein griechiſcher	Fuß	1361		
Zu Gröningen	—	1295		
— Haag	—	1440		
— Halle	—	1320	bis	1326
— Hamburg	—	1270		
— Hanover	—	1299		
Ein hebräiſcher alter	—	1590		
Zu Heidelberg	—	1220	bis	1235
— Herforden	—	1330		
— Hildesheim	—	1257		
In Holſtein	—	1323		
Zu Inſpruck	—	1408		
— Königsberg	—	1364		
— Leiden	—	1389	bis	1390
— Leipzig	—	1275		
— Liſſabon	—	1387	bis	1388
nach Kruſen	—	1501		
— London, ſiehe England.				
In Lothringen	—	1292		
Zu Lübeck	—	1284	bis	1290
— Lüttich	—	1276		
— Lyon	Pieds	1512		
— Magdeburg	Schuh	1257		
— Mannheim	—	1287		
— Mantua	Bracci	2062		
— Maſtrich	Fuß	1245		

Zu Maynz	- - -	Fuß 1235	
— Mecheln	- - -	— 1239	
In Mecklenburg	- -	Schuh 1288	bis 1290
Zu Middelburg	- -	— 1330	
— Milano	- - -	Bracci 2166	
		Fuß 1760	
— Moscau	- - -	— 1483	
— Mümpelgard	- -	— 1274	
— München	- - -	— 1280	bis 1285
— Neuenburg, siehe Schweiz			
— Neapolis	- - -	Palme 1169	
— Nürnberg	- - -	Fuß 1346	
— Oldenburg	- - -	— 1313	
— Osnabrück	- - -	— 1293	
nach Kruſen	-	— 1238	
— Padua	- - -	Palme 1570	
— Palermo	- - -	— 1073	
— Parma	- - -	Bracci 2423	
— Pavia	- - -	— 2030	
In Perſien	- - -	Arish 4310	
Zu Piacenza	- - -	Bracci 2423	
In Piemont	- -	Pudlipraud 2304	
— Pommern	- -	Fuß 1295	
Zu Prag	- - -	— 1337	bis 1338
— Reggio	- - -	Bracci 2348	
— Reval	- - -	Fuß 1187	
Ein rheinländiſcher	- -	— 1391 $\frac{3}{4}$	
Zu Riga	- - -	— 1215	
— Rimini	- - -	Bracci 1205	
nach Kruſen	-	— 2410	
— Rom	- - -	— 1324	bis 1326
		Canne 9900	
Ein römiſcher alter	- -	Fuß 1306	
Zu Roſtock	- - -	— 1282	
— Rotterdam	- -	— 1385	
— Rouen	- - -	— 1200	
In Rußland	- - -	— 1550	
nach Kruſen	-	— 1350	
— Sardinien	- -	Palmi 1113	
— Savoyen	- - -	Bracci 1200	
— Schweden	- -	Fuß 1316	
— Schweitz	- - -	— 1330	

In Sedan	- - -	Fuß	1230
— Siam	- - -	Ken	4260
— Spanien	- - -	Fuß	1237
	nach Kruſen -	—	1253
Zu Stettin	- - -	—	1253
— Straßburg	- -	—	1282 bis 1287
— Toledo	- - -	—	1212
— Turin	- - -	—	1432
		Bracci	1920
— Ulm	- - -	—	1294
	nach Kruſen -	—	1281
— Urbano	- - -	—	1570
— Utrecht	- - -	Fuß	1210
Venedig, Verona	- -	Bracci	1540
— Vincenza	- - -	—	1580
— Wien	- - -	Fuß	1420
— Wittenberg	- -	—	1255
— Würtemberg	- -	—	1268
— Zirkzee	- - -	—	1376

— Zürich, ſiehe Schweitz.

Andr. Celſii Vergleichung zwiſchen dem ſchwediſchen Fuß, und den davon unterſchiedenen ausländiſchen Maßen, ſt. im 1. B. der überſ. Abhandl der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. a. die J. 1739 und 1740, S. 255—257.

Nachricht von einigen zu Rom im Capitolio aufbehaltenen Maſſen, von Mart. Folkes, aus No. 442, der Philoſ. Transact. überſetzt, ſt. im 4. B. des Hamb. Magaz. S. 659, fgg.

Hrn. Beferſtein Anfangsgründe zu praktiſch geometriſchen Zeichnungen und Vermeſſungen, Lpz. 1778, gr. 8. S. 125.

Hrn. v. Münchhauſen Hausvater, 1. Th. Hannov. 1771, gr. 8. S. 531, fgg.

Ueber die richtige Beſtimmung der Verhältniß des rheinländiſchen Fußes zum Londner, v. D. H. Piehl, nebſt Hrn. Prof. Käſtners Erinnerung darüber, ſt. im 6. St. der Götting gemeinnütz. Abhandlungen, v. J. 1775, S. 46—53.

Matth. Raper Unterſuchung der Größe des römiſchen Fußes, ſt. im 2. Th. der Phil. Transact. a. d. J. 1760, Art. 69; ſ. auch den 6. B. des Brem. Magaz. S. 124, f.

Hrn. Prof. Sprenger vollſtändige Anfangsgründe des Feldbaues Stuttg. 1772, 8. S. 386, fgg.

Der churſächſiſche Inſpector und Hofmechanicus, Hr. **Rudolphi**, hat nach der Erfindung des Hrn. Hauptm. **Günther**, ein Inſtrument verfertigt, vermittelſt deſſen man die Verhältniſſe der verſchiedenen Ellen- und Fußmaße auf das genaueſte unter ſich, und gegen den

den königl. französischen Fuß vergleichen, und in dessen Theilen, nämlich in Zollen, Linien, Scrupeln und Hunderttheilen einer Linie bestimmen kann. Siehe Fig. 819.

Da die meisten Vergleichungen der verschiedenen Ellen- und Fußmaße gegen den französischen Fuß geschehen, und deren Länge in den verschiedenen hierüber bekannten Tabellen in Theilen des französischen Fußes abgedruckt wird: so ist dieser auch bey gegenwärtigem Instrumente zum Grund gelegt worden, und deswegen die genaue Länge von 2 pariser Fuß, von einer an den Hrn. D. Zeiher in Wittenberg, von Hrn. Abt de la Caille geschickten halben französischen Toise abgenommen, und auf jede derjenigen zwo Linien A B und C D, welche den mittlern beweglichen Schieber E F zwischen sich halten, getragen, und sowohl jeder in seine 12 Zoll, als jeder Zoll in 12 Linien, und also jeder Fuß in 144 Theile mit möglichster Genauigkeit getheilt worden.

Am Anfange der Theilung in A, ist auf dem Lineale ein unbeweglicher und mit Stahl belegter Ansatz befestigt, an welchen man das zu vergleichende Fuß- oder Ellenmaß mit dem einen Ende anlegt. Auf den beweglichen Schieber ist ein ähnlicher Ansatz befestigt, welcher an das andere Ende des zu prüfenden Maßes angeschoben wird, und zu gleicher Zeit dessen wahre Länge auf dem getheilten Lineale in Zollen und Linien angiebt. Wegen des Spielraumes und verschiedener Ungleichheiten der Schraube, welche gemeiniglich zu feinen Abtheilungen bey ähnlichen Instrumenten gebraucht wird, sind hier zur Unterabtheilung der Linien in ihre ersten und zweiten Scrupel, an deren Statt auf dem beweglichen Schieber 2 sogenannte Nonii angebracht, durch welche jede Linie, durch den einen in 10, und durch den andern in 100 Theile, und im ersten Falle der Zoll in 120, und der Fuß in 1440, im andern Falle aber der Zoll in 1200, und der Fuß in 14400 Theile getheilt wird.

Wenn der bewegliche Ansatz die Länge des enthaltenen Maßes genau an Zollen und Linien ohne Ueberschuß angiebt, so trifft jede der äußersten Abtheilungslinien eines jeden Nonius gerade auf einen Strich der auf dem Lineale befindlichen Abtheilung; schneidet hingegen der vorgedachte Ansatz die Länge des enthaltenen Fuß- oder Ellenmaßes nicht genau mit einer Linie, sondern zwischen zwoen ab, so daß die enthaltene Länge außer den Zollen und Linien noch einige Zehen-

hen- oder Hundertheile einer Linie lang ist, so zeigt derjenige Strich des Nonius, der auf eine Linie der Abtheilung auf dem Lineale genau trift, auf dem Zehentheilchen, wie viel Scrupel, und auf dem Hundertheilchen, wie viel Hundertheile einer Linie dieser Ueberschuß groß ist.

Anzeige von der Leipziger ökon. Societät, in der Mich. Messe. 1775. S. 81. f.

* * *

3) Der Zustand einer Sache. Seine Sachen stehen auf einem guten, auf einem schlechten Fuße. Eine Sache wieder auf den alten Fuß setzen. Ich habe mich auf den Fuß gesetzt, daß ich seiner nicht bedarf.

4) Die Art und Weise der Behandlung einer Sache. (a) Truppen nach dem preußischen Fuße errichten, auf eben die Art, wie die preußischen errichtet sind. Wir leben auf einem sehr guten Fuße mit einander. Auf einem großen Fuße leben, vornehm, prächtig. Ein großer Fuß war ehedem eine Zierde, und die Schuhe hatten besonders im vierzehnten Jahrhunderte ihr bestimmtes Maß, nach dem Range dessen, der sie trug, so wie ehedem die Brillen in Spanien. Die Schuhe einer fürstlichen Person waren $2\frac{1}{2}$ Fuß, eines Freyherrn 2 Fuß, und eines gemeinen von Adel $1\frac{1}{2}$ Fuß lang.

(b) In dem Münzwesen, die Einrichtung des innern Werthes und Gehaltes der Münzen; siehe Münz-Fuß.

Bey den Färbern versteht man durch das Wort Fuß die erste Farbe, welche man einem Zeuge giebt, ehe man ihn mit einer andern Farbe färbt, als: das Blaue, ehe es auf Schwarz gefärbt wird, welches der Pastell- oder Waidfuß heißt. Gleichergestalt sagt man, der Grapp- Gaude- oder Wurzelfuß, und also auch in Ansehung anderer Specereyen, woraus eine Farbe zusammengesetzt ist. Es hat demnach ein einziger Zeug so viele Farbenfüsse, als mit wie vielen Farben er nach

und

und nach gefärbt worden ist; und die Färber sind verbunden; daran so viele Rosen oder Röschen zu lassen, als er Füße hat, um daraus zu erkennen, daß sie ihm die gehörigen Farbenfüße gegeben haben; welches auch durch das Absieden oder Abkochen geschehen kann; siehe Abkochen und Rose. Wenn aber die Farbe dieser Füße schwach ist, und nicht ihre gehörige Vollkommenheit hat, so nennt man sie nur den kleinen Grapp- Gaude- oder Waidfuß, u. s. w.

Fuß, (Blasen-) eine Gattung von Insecten; s. Th. V, S. 566.

— (Decimal-) siehe oben, S. 514.

— (Deich-) siehe Deich-Anker.

— (Farben-) siehe oben, S. 524.

— (Geiß-) siehe unter Hebezeug.

— (Hermelin-) bey Pferden, siehe in H.

— (Münz-) siehe in M.

— (Pferde-) eine Ungestalt der Füße, siehe oben, S. 501.

— (Säulen-) siehe oben, S. 512.

1. Fuß-Angel, Fuß-Eisen L. Murex, Tribulus ferreus, Fr. Chausse-trape, ein Eisen mit 4 oder 5 Spitzen, welches zur Beschädigung der Füße auf die Erde geworfen wird; Fig. 820, A und B. Das legen der Fußangeln für Diebe, z. B. Gartendiebe, ist nach guten Polizeygrundsätzen nicht erlaubt. Sie sind daher nur im Kriege gebräuchlich, und man wirft sie in die Bresche und in den bedeckten Weg, damit der Feind daselbst keinen sichern Tritt habe.

Die Fußangeln sind dergestalt gemacht, daß allezeit eine Spitze in die Höhe komme, man möge sie werfen, wie man will, damit sie demjenigen, der darauf tritt, durch den Fuß gehen. Man macht deren dreyerley Arten. Die großen haben 5 Zoll lange Spitzen; in den mittlern ist die Spitze 4, und in den kleinen nur 3 Zoll lang. Bisweilen werden dergleichen Eisen in ein hölzernes Corpus gesetzt, und an diejenigen Oerter geworfen, welche man schon in Brand gebracht hat, um dadurch das

Hin-

Hinzueilen der zum Löschen bestimmten Personen zu verhindern; oder man vergräbt sie an Oertern, welche die feindliche Reuterey zu passiren hat, in die Erde, um dadurch die Pferde zu lähmen, und diese nennt man Lähmeisen oder Fußangelkugeln.

2. **Fuß-Angel**, eine von Hrn. **Plauer**, wegen der Frucht also genannte Pflanze, welche in Malabar und Ceylon wächst. Die Frucht besteht in einer viereckigen Nuß, welche unterwärts an den Ecken mit 4 Stacheln besetzt ist. Eben daher hat nicht nur die deutsche Benennung, sondern auch der lateinische Linneische Name Pedalium, seinen Ursprung.

Fuß-Arbeit, siehe Th. XII, S. 281.

Fuß-Bad, L. Pediluvium. 1. Die Handlung, da man die Füße badet. Ein Fußbad brauchen. 2. Das Wasser, womit solches geschieht; das Fußwasser.

Die Fußbäder, vornämlich diejenigen, welche eine erweichende Kraft besitzen, gehören unter die äußerlichen Arzneymittel, denen man die Macht, eine große Wirkung und Veränderung in dem Körper zu erregen, nicht absprechen kann. Wenn ich aber von deren Wirkung spreche, so verstehe ich darunter insonderheit diejenigen, welche in Absicht der Gesundheit, sowohl zu ihrer Erhaltung, als Wiederherstellung gebraucht werden. Man bedient sich der Fußbäder, die Füße zu reinigen; man braucht dieselben bey dem Aderlasse, um den Trieb des Blutes in die Füße zu vermehren, u. s. f.

Wenn man ein erweichendes Fußbad gebraucht, so findet sich, daß die Füße wärmer werden, die Röthe derselben nimmt zu, sie werden mehr aufgelaufen, die Adern laufen auf. In dem ganzen Körper bemerkt man einen geschwinden Puls, und es wird derselbe mehr erwärmt und schwitzt. Aus diesen Wirkungen und aus dem Begriffe, daß die Fußbäder aus erweichenden Sachen bestehen, nicht nur in Ansehung der Kräuter und anderer Ingredienzen, sondern auch in Betrachtung des Wassers, läßt sich die Art und Weise, wie sie wirken,

leicht

leicht begreifen. Die Wärme der Füße relaxirt die daselbst befindlichen Fäserchen; diese geben eher nach; sie lassen also die flüssigen Theile mehr durch, ja, diese Feuchtigkeiten selbst werden verdünnet, daß sie also desto geschickter sind, sich schneller zu bewegen. Weil solchergestalt das Blut stärker und geschwinder durch die Füße fortgepreßt wird, so fließt er auch desto stärker und heftiger wieder herzu, und kann mithin desto freyer zum Herzen gebracht, und desto geschwinder von demselben zu den Theilen fort bewegt werden. Hieraus ist abzunehmen, wie die Fußbäder den Umlauf des Blutes durch die Theile erleichtern, wie die Theile dadurch mehr unter einander gerieben werden, und wie überhaupt auch die Wärme des Körpers vermehrt wird. Die Haut der ganzen Peripherie wird relaxirt, die Theile sind durch eine schnelle Geblütsbewegung zu den Absönderungen mehr zubereitet; mithin muß die Ausdünstung größer seyn. Alle Absönderungen, nicht nur der subtilsten, sondern auch der gröbern Feuchtigkeiten, geschehen besser.

Es haben aber die Fußbäder nicht nur, jetzt gezeigtermaßen, überhaupt einen großen Nutzen, sondern es erstreckt sich derselbe noch weiter, besonders in einigen Krankheiten. Bey Kopfschmerzen, welche von einem Krampfe in den untern Theilen herrühren, wodurch das Blut mehr nach den obern Theilen gepresset, und deren Gefäße ausgedehnt werden, daß ein Schmerz erfolget, wie z. B. bey hypochondrischen und hysterischen Personen, bey Hämorrhoidariis, bey Frauenspersonen, deren monatliche Reinigung in Unordnung ist, thun die Fußbäder sehr gute Dienste; welches auch von dem aus eben dieser angegebenen Ursache entstehenden Schwindel gilt. Hofmann empfiehlt in solchem Falle Fußbäder, welche aus nervenstärkenden Kräutern, gemeinem Salze und Pottasche zubereitet sind. Das Klingen der Ohren, die Zahnschmerzen u. d. gl. können, bey eben

der

der Ursache, durch eben dieses Mittel gebändigt werden. Die Schlafsucht wird dadurch gemindert, wenn sie nämlich von einem Zusammendrücken der Nerven entsteht, wodurch der Einfluß des Nervensaftes in die Theile verhindert wird. Aus gleichem Grunde werden die Fußbäder in Schlagflüssen, Raserey, Melancholie, Sprachlosigkeit, und dergleichen Zufällen, mit Nutzen gebraucht. Das Nasenbluten, die Entzündung der Augen ꝛc. werden durch einen geschwindern Umlauf des Blutes durch die untern Theile, und besonders durch die Füße, verringert.

Außer den Zufällen des Hauptes, ist der Nutzen der warmen Fußbäder auch bey Brustbeschwerden: als trocknem Husten, Blutspeyen, Engbrüstigkeit, Herzklopfen ꝛc. zumal, wenn diese Ursache der Beschwerde in dem verhinderten Umlaufe des Blutes durch die untern Theile liegt, beträchtlich.

Ferner tragen die Fußbäder zur Beförderung der Reinigung des Frauenzimmers sehr viel bey, zumal, wenn dabey das Reiben der Füße mit zu Hilfe genommen wird. Bey Hämorrhoidariis, ist der Gebrauch der Fußbäder in allen Fällen nützlich. Denn, ist eine Neigung zum Flusse der goldenen Ader da, so wird das Blut in den Blutgefäßen des Unterleibes mehr angehäufet; es macht Molimina, wodurch die Hämorrhoiden befördert werden. Ist aber keine Neigung dazu da, und sind bereits im Unterleibe, von einer Congestion des Blutes, Spannungen zu bemerken, so wird doch die Bewegung des Blutes durch die Füße besser befördert, daher die Blutgefäße des Unterleibes wenigern Widerstand finden, sich lebhafter zusammen ziehen, und das Blut besser fortpressen, wodurch das Drängen des Blutes nach den Därmen, und besonders dem Mastdarme, gemindert wird. Endlich gehören auch die Fußbäder mit unter diejenigen Mittel, welche die Hypochondrie erleichtern; und wenn eine hinlängliche und geschickte

Lei-

Leibesbewegung dazu kömmt, so werden sich die Hypochondriaci dabey besser befinden, als wenn sie mit Pulvern, Elixiren, Essenzen, Mixturen, Pillen u. d. gl. gequälet werden. Aus gleichem Grunde findet auch ihr Nutzen bey der Mutterbeschwerde, und in dem Podagra, Statt.

Bey dem Gebrauche der Fußbäder ist wohl zu merken, daß dieselben weder zu kalt noch zu warm seyn müssen. Vollblütige Personen, und die ein dickes Blut haben, müssen dieses besonders beobachten. Die Fußbäder befördern durch ihre Wärme, da sie erweichen, die Bewegung des Blutes. Je wärmer also die Fußbäder sind, desto mehr thun sie solches; folglich muß das Blut bey großer Wärme mehr beweget und erhitzet werden, es dehnt sich stärker aus; folglich da die Gefäße schon von einer Vollblütigkeit stark ausgedehnt sind, werden sie noch mehr von einander getrieben, und also kann das Blut in Nebengefäße gepreßt werden, welche sonst kein Blut aufnehmen, die allmählich enger werden, wodurch die Blutkügelchen stocken; oder es können gar Gefäße zerreißen und Verbluten erregen. Alle üble Folgen, welche von einem Ueberflusse des Blutes, das in starke Bewegung gesetzt worden ist, zu befürchten sind, finden auch hier Statt. Es ist auch schädlich, wenn die Fußbäder zu kalt sind; denn diese werden, anstatt zu erweichen, die Theile der Füße mehr constringiren. Die Gefäße werden das Blut weniger einlassen, es wird also stärker nach dem Kopfe und der Brust gepreßt. Man erhält hier eine gegenseitige Wirkung, welche allemal um desto mehr in die Augen fallen muß, wenn das Fußbad aus zusammenziehenden Mitteln bestehen sollte, welche man doch sonst so sorgfältig vermeidet. Von solchen Fußbädern hat das Frauenzimmer Schaden zu erwarten; und was das Erkälten der Füße, in Ansehung ihrer Reinigung, für schädliche Wirkungen nach sich ziehe, kann die Folge des Barfußgehens, oder das nicht genug Warmhalten der Füße, wofür ich oben, S. 505 gewarnt habe, bekräftigen. Auch vor Gebrauch des Fußbades müssen, die Füße nicht zu sehr erkältet seyn, insonderheit bey Krampfzufällen, vornämlich dem Herzklopfen. In solchem Falle muß man vorher die Füße mit warmen Tüchern reiben. Eben dieses Reiben ist zu beobachten, wenn das Frauenzimmer bey Verstopfung der Reinigung ein Fußbad gebrauchen will, und die Füße selbst kalt sind. Man muß das Wasser lauwarm ma-

machen, wenigstens doch nur so warm, daß davon keine grosse Empfindlichkeit erfolge. Ist das Wasser kalt geworden, kann man bequem etwas wärmeres dazu gießen. Einige Zufälle verlangen, daß man die Füße tief in das Fußbad seze. Man kann auch das Gefäß oben etwas enger machen, damit das Bad seine Wärme desto länger behalte. Ja, wenn man etwas lange in dem Fußbade sizt, so kann die Wärme des Wassers füglich vermehret werden, ohne daß man Unbequemlichkeiten davon empfinden sollte.

Es kömmt nun auf die Frage an: zu welcher Zeit das Fußbad am nüzlichsten, ja ich möchte wohl sagen, auch am bequemsten, zu gebrauchen sey? Wenn die nächste Absicht ist, wie es denn auch keine andere seyn kann, als den Einfluß des Blutes in die Füße zu vermehren, dessen Bewegung durch diese Theile zu erleichtern, und solchergestalt von den obern Theilen den Abfluß des Blutes zu befördern: so erhellet, wie schädlich es sey, sich bald nach gebrauchtem Fußbade zu erkälten. Alsdann würde der Zufluß des Blutes mehr zu den obern Theilen erfolgen, da die Kälte nothwendig die Theile der Füße constringiret, welche also mehr widerstehen, und mithin das Blut weniger ein- und durchlassen. Da sich das Blut nicht zusammen drücken läßt, und die Masse einerley bleibt, so muß dasselbe nothwendig häufiger in andere Gefäße gepreßt werden, und zwar in Gefäße, welche, weil sie schon vorher mit zu vielem Blute angefüllt gewesen sind, nur geringern Widerstand thun. Dieser zu erwartende Schade ist am sichersten dadurch zu verhüten, wenn man das Fußbad des Abends gebraucht, sich gleich darauf in das Bett leget, und solchergestalt die Erkältung vermeidet. Man wird darauf ruhig schlafen; eine etwas lebhaftere Bewegung des Blutes, ja eine gleichmäßige Bewegung desselben, wird die Ausdünstung vermehren, von welcher die Beschaffenheit der Gesundheit größtentheils mit abhängt. Dieser Effect wird sich um desto mehr offenbaren, je sorgfältiger man dabey verfährt, und sich besonders hütet, daß man

sich

sich nicht mit vollem Magen zu Bette lege. Uebrigens pflegt man die Fußbäder entweder nur aus bloßem Wasser zu machen, oder auch Asche und Salz darein zu schütten, oder endlich auch aus Weizenkleye, und allerley wohlriechenden Kräutern und Blumen, als: Kamillen ꝛc. zu zurichten. Doch müssen, wenn man gesund ist, die Fußbäder nicht gar zu oft, insonderheit von Kindern, gebraucht werden, weil sonst die Füße beständig schwitzend, und daher übel reichend, gemacht werden. Siehe auch Bad.

Von dem Gebrauche der Fußbäder wider die Hühneraugen, siehe unter Leichdorn.

Fuß-Band, siehe Faß-Eisen.

Fuß-Bank, Fuß-Schämel, Fuß-Tritt, L. Scabellum, Fr. Escabeau, Escabelle, Marche-pié, eine Bank, die Füße darauf zu setzen; dergleichen die Fußbank auf den Galeeren ist. Oder auch der unterste Theil von einer Bank oder einem Stuhle, worauf zu desto mehrern Bequemlichkeit im Sitzen die Füße ruhen können.

Fuß-becken, L. Pelluvium, Fr. Bassin à laver les piés, eine Art großer Becken zu Fußbädern und zum Fußwaschen; zum Unterschiede von einem Handbecken.

Fuß-Blatt. 1. An den Füßen der Menschen und einiger Thiere, der Theil der untersten Fläche des Fußes, von der Fußsohle an bis zu den Ferse; siehe oben, S. 493. In weiterm Verstande begreift man auch wohl die ganze unterste Fläche des Fußes, den Plattfuß, mit Einschluß der Fußsohle, unter diesem Namen.

2. Figürlich, eine amerikanische Pflanze mit vielen dem Fruchtboden einverleibten Staubfäden, einem Staubwege, einer neunblätterigen Krone, und einem dreyblätterigen Kelche, Aentenfuß, Anapodophyllum *Tourn.* Podophyllum *Linn.* Es giebt von diesem Geschlechte zwo Arten:

1) Das schildförmige Fußblatt, Podophyllum peltatum *Linn.* Es wächst in dem nördlichen Theile

von Amerika. Die weiße knotige, und mit vielen Zäserchen seitwärts hinkriechende Wurzel, treibt einige, etwa ½ Fuß hohe Stängel, auf deren Spitze ein rundliches, schildförmiges, in 5 oder 6 Einschnitte tief zerschnittenes Blatt sitzt. Wenn die Blüthe hervor kommen soll, theilt sich der Stängel, und man sieht alsdann 2 dergleichen Blätter, aus deren Winkel der Blumenstiel entspringt. Dieser trägt nur eine große weißliche Blume, welche im April erscheint. Die Frucht ist gelb, und wird, weil sie im May reif ist, und wegen ihrer ovalen Gestalt einem kleinen Apfel gleicht, auch Mayapfel genannt. Die Wurzel soll Erbrechen verursachen, und in Carolina statt der Ipecacuanha gebraucht, auch mit diesem Namen beleget werden. Die Frucht wird von den Kindern in Amerika gern gegessen.

Man findet diese Art auch zuweilen in den europäischen Gärten, und sie dauert bey einem mäßigen Winter in freyem Lande, insonderheit, wenn sie unter Bäumen oder Stauden einigen Schutz erhält. Sie liebt einen leichten Boden; in einem fetten fault die Wurzel gern.

2) Das doppelblätterige Fußblatt, Podophyllum diphyllum *Linn.* Es wächst in Virginien. Aus der Wurzel treiben Stiele, deren jeder zwey völlig ganze, halbherzförmige Blätter trägt. Zwischen diesen treibt der mit einer Blume besetzte Stängel.

Fuß-Bock. Die Schieferdecker bedienen sich, wenn sie den so genannten Abfall machen, öfters der Gerüste der Maurer; mehrentheils aber treten sie auf so genannte Fußböcke, die auf verschiedene Art gemacht, und Fig. 821, A, B, C und D, vorgestellt sind, welche sie mit Stricken an die Balken, oder anderes Holzwerk des Daches befestigen. Diese Böcke sind wie ein Strebepfeiler gestaltet. D stellt einen dieser Böcke an seiner Stelle vor, dessen senkrechte Seite a b sich an die Mauer d d, um den Abfall e zu machen, lehnet. Das Strickwerk geht durch

eine Kerbe, die in das Hauptgesims gemacht ist, in das Gebäude, wo es dergestalt an das Zimmerwerk befestigt ist, daß sich das Obertheil des Bockes ungefähr 1 Fuß tief unter dem Abfalle befindet. Diese Böcke werden zu 10 bis 12 Fuß von einander gestellet. Auf ihre horizontale Arme c leget man eine Leiter, und bedeckt diese mit Bretern. Solchergestalt erhält der Arbeiter die Bequemlichkeit, sitzend, kniend oder stehend zu arbeiten, wie es ihm am besten vorkömmt. Siehe auch Rüst-Bock.

Fuß-Boden, Fr. Plancher, die untere Fläche oder der unterste Boden eines Zimmers, welcher zum Gehen bestimmt ist; zum Unterschiede von dem obern Boden oder der Decke; der Stubenboden, Niederf. die Diele.

Man pflegt die Fußböden entweder mit Bretern oder Dielen zu belegen, welches man das Dielen nennt, s. Th. IX, S. 248, f. und Döbelboden, Th. IX, S. 355; oder mit verschiedenem Holze auszulegen, welches man einen getäfelten Fußboden, Fr. Parquet, nennt, siehe Th. IX, S. 250, und eingelegte Holzarbeit, im Art. Holz; oder von Gyps oder Lehm zu verfertigen, siehe den Art. Estrich; oder endlich mit Steinen, entweder kostbaren, als: Marmor, oder gemeinen, als: Fliesen, s. Th. XIV, S. 261, f. Bruchsteinen, Ziegeln, oder Feldsteinen zu bekleiden und zu pflastern.

In Städten pflegt man in gemeinen Häusern die Fußböden mit breiten Bruchsteinen, zu pflastern; schöner aber läßt es, wenn es mit vier- oder sechseckigen Ziegeln geschieht; es sind aber die Ziegel nicht so dauerhaft, und lassen sich eher austreten, als die Bruchsteine, daher in ansehnlichen Häusern die Fußböden mit feinen Quadersteinen gepflastert werden.

Die Belegung der Fußböden mit Ziegeln geschieht auf zweyfache Art:

1) Auf die breite Seite.

Hiezu kann man, der Erfahrung nach, die Regel annehmen: Zu 10 Quadratfuß Fußboden werden 20 Stück große, oder 26 Stück kleine Ziegel erfordert. Wenn man nun die zu dem ganzen Fußboden nöthigen Ziegel wissen will, so muß man den Quadrat Inhalt des Fußbodens ausrechnen, und sagen Zu 10 Quadratfuß werden 20 Stück große oder 26 Stück kleine Ziegel erfordert, wie viel sind also zu der Zahl der Quadratfuße des ganzen Fußbodens nöthig? so giebt die heraus gebrachte Zahl die Summe der zum ganzen Fußboden nöthigen Ziegel zu erkennen.

Es sey z. B. ein Fußboden lang 20 Fuß
breit 16 „

Inhalt des Fußbodens 320 Quadratfuß.

Zu 10 Quadratf. 26 Stück kleine Steine, wie viel zu 320 □ Fuß?

26
1920
64
8320

8320 | 832 Stück kleine Ziegel.
1110

2) Auf die hohe Kante.

Hiezu dient die Regel: Zu 10 Quadratfuß Boden werden auf die hohe Kante 40 Stück große, oder 60 Stück kleine Ziegel erfordert. Um nun die zu dem ganzen Fußboden nöthige Anzahl Ziegel zu wissen, muß man auch den Quadratinhalt des Fußbodens ausrechnen, und sagen: zu 10 Quadratfuß werden 40 große oder 60 kleine Ziegel erfordert, wie viel Stück sind also zu der Zahl der Quadratfuße des ganzen Fußbodens nöthig? so giebt die herausgebrachte Zahl die Summe der zum ganzen Fußboden nöthigen Steine zu erkennen.

Der Quadrat Inhalt des Fußbodens sey z. B. 320 □ Fuß.

Zu 10 Quadratf. 60 Stück kleine Steine, wie viel zu 320 □ Fuß?

60
19200

19200 | 1920 Stück kleine Ziegel.
11110

Hrn. Landbaumeister Guth Unterricht zu Bauanschlägen, 1 Th. Halberst. 1777, 8. S. 31, f.

Das Steinsetzerarbeitslohn wird im Verdinge bezahlt, wie folget:

Für

Für einen Fußboden mit harten Bruchsteinplatten zu belegen, und den Sand zum Vergleichen eintragen, wird an Arbeitslohn, incluſ. dem Handlanger, bezahlt

für 100 Quadratfuß, 8 Groſchen.

Für einen Fußboden mit behauenen Sandſteinplatten zu belegen, und den Sand einzutragen.

für 100 Quadratfuß, 6 Groſchen.

Für einen Fußboden mit Ziegeln zu belegen, und den Sand zum Vergleichen einzutragen, wird an Arbeitslohn, incluſ. des Handlangers, bezahlt

1) Wenn die Ziegel auf die breite Seite in bloßen Sand geleget werden,

für 100 Quadratfuß, 8 Groſchen.

2) Wenn die Ziegel auf die breite Seite in Lehm oder Kalk gelegt, und die Fugen mit Kalk ausgeſtrichen werden.

für 100 Quadratfuß, 12 Groſchen.

3) Wenn die Ziegel auf die hohe Kante in Sand geſetzt werden,

für 100 Quadratfuß, 16 Groſchen.

4) Wenn die Ziegel auf die hohe Kante in Kalk gelegt werden,

für 100 Quadratfuß, 1 Rthlr.

Huth, a. ang. O. S. 70.

Mit Bohlen die Fußböden zu belegen, iſt nicht dauerhaft; es müßten denn eichene Bohlen ſeyn. Eſtriche auf Fußböden, dauern, wegen des vielen Hin- und Hergehens, auch nur eine Zeit lang.

In Sälen pflegt man die Fußböden mit feinen Quadern zu belegen, oder beſſer mit Marmor, und zwar von verſchiedenen Farben, wodurch zuweilen allerley artige Deſſeins entſtehen. In Ermangelung der feinen Quadern, oder der Marmorplatten, gießt man wohl in den Sälen Eſtriche, oder beleget ſie mit Bohlen nach einem feinen Deſſein.

In Sommerzimmern macht man die Fußböden von Marmorplatten, auch wohl geſchliffenen Ziegeln oder Eſtrichen; in Winterzimmern aber, oder auch in beſtändigen Wohnzimmern, macht man breterne Fußböden, welche mit allerley abwechſelndem Holze, und nach

verschiedenen Arten in einander geschlungen, ofmals schön gemacht werden, und allerley Desseins vorstellen können. Fig. 822 stellt sechs Muster dar, welche sich theils zu hölzernen, theils zu marmornen oder steinernen Fußböden schicken.

Die Morgenländer hatten, zu ihrer Pracht, Fußböden von Glas und Krystal. Hr. D. Michaelis führt davon in seiner Dissert. de artificialibus codicis sacri ex Corano illustratis, §. 14, folgendes an: „Die Hebräer und „Araber hatten die Gewohnheit, den Boden in ihren größten „Häusern und Schlössern, mit Glase, Krystale und Edelsteinen, „um ihn dem Meere ähnlich zu machen, zu bedecken; daher „erzählen auch Muhammed und seine Ausleger, der Thron „des Salomo hätte auf einem solchen gläsernen Boden ge„standen; und da die Königin aus Saba hinzu gegangen „wäre, so hätte sie es für wahres Wasser gehalten, und „deswegen ihre Schenkel entblößt. Es wäre zwar eine Fa„bel, man könnte aber doch daraus die Sitten des Volkes und „die Einrichtung der Häuser kennen lernen. Ein solcher glä„serner Boden würde auch dem Throne Gottes von Johannes „(Offenb. 4, 6.) „beygeleget, indem er vor demselben ein „gläsernes Meer gesehen zu haben bezeuget. Auf eben diese „Art hätte auch Ezechiel unter dem Throne Gottes entweder „Eis, oder einen Krystall (Ezech. 1, 22,) und Moses (2. B. „Mos. 24, 10,) einen Boden von Sapphir unter den Füßen „des Gottes Israel gesehen."

Man lese hierüber des Hrn. Ritter Michaelis Gedanken, in seiner, aus dem 4. Th. der Comment. Soc. Goett. reg. übersezten Geschichte des Glases und der gläsernen Gefäße bey den Hebräern, im 21. St. des Hamb. Magaz. S. 473—477.

Was die Fußböden auf dem Lande betrifft, so sind dieselben entweder im untersten Stockwerke, und zwar theils in den Vorhäusern, Hausfluren, Küchen, Speisekammern, Ställen und Gewölben, theils in Stuben und Kammern, oder Wohnzimmern; oder sie sind in den andern Stockwerken befindlich. Bey diesen allen finden verschiedene landwirthschaftliche Bauanmerkungen Statt.

Die

Die Böden außer den Stuben und Kammern, müssen vorzüglich sehr fest, und zum häufigen, oft ungeschickten und ohne Schonen vorfallenden Gehen verschiedener unvorsichtiger Leute, zum Tragen, Lasten, Klopfen und Schlagen, zumal in Vorhäusern, geräumlich seyn. Daher schicken sich weder Böden von Balken und Bretern, noch auch von Estrich, oder von bloßer Erde, wenn diese auch so fest, wie in Scheuntennen, wäre, sondern es müssen entweder Tafelsteine und steinerne Platten, welche dick genug und von einem guten Sandsteine sind, oder gebrannte Steine seyn, welche gut, fest, und nach der Bleywage in Sand eingeleget werden, damit sie sich nicht senken, oder hohl liegen, oder leicht zerstoßen werden, bald aber hier und da Tiefen bekommen, worin das vergossene Wasser stehen bleibt, welches nicht nur ungesund und unreinlich ist, sondern auch das unten befindliche Erdreich, mithin auch den Boden gar bald verändert und wandelbar machet. Weil auch in Kellern, Brauhäusern, Malzkammern und Küchen, oft Wasser vergossen wird: so ist es sehr dienlich, wenn man diese steinerne Fußböden auf einer Seite etwas abhängig anlegen, und an der niedrigen Seite Rinnen anbringen läßt, welche einen Abzug auf den Hof, vermittelst einer steinernen Rinne, haben, damit dadurch diese Feuchtigkeit abgeführet werde, nicht aber an und auf die Grundmauern trete. In Pferde- und Viehställen ist eben dieser Boden der beste; nur müssen, zum Stande der Pferde selbst, abhängig an einander gelegte ellerne oder eichene Schwellen seyn; wie ich im Art. Stall ausführlicher zeigen werde. Dergleichen Abzüge in die äußere Erde, muß man auch aus tiefen Kellern und Gewölben anzubringen suchen, oder doch kleine Bassins verfertigen, worein sich die Feuchtigkeit ziehen, und woraus sie weggeschaffet werden kann. Uebrigens hat man von diesen steinernen Böden an gedachten Oertern wegen der Kälte und Feuchtigkeit so viel nicht zu-

befürchten, als wenn solche in den untern Wohnzimmern angebracht werden. Denn in diesen sind weder steinerne noch Estrichböden, am wenigsten aber jene, aus angeführten Ursachen tauglich, ungeachtet sie in Niedersachsen zum Theil noch sehr gemein sind; es müßten denn Gesindestuben seyn, wo ohne dieß oft viel gegossen wird, vornämlich, wenn in denselben, für das Vieh, vermittelst der im Ofen eingemauerten Wasserblasen oder Töpfe, das Wasser warm gemacht werden muß, die Einrichtung aber nicht dergestalt gemacht ist, daß man das in dem Stubenofen gewärmte Wasser draußen in der Küche ausschöpfen kann. Daher kann man, wie gedacht, in Gesindestuben des untern Stockwerkes die Estrichböden, wenn sie nur gehörig geschlagen sind, oder auch von Steinplatten, oder gebrannten Ziegeln, beybehalten. In andern Wohnzimmern dieses Stockwerkes hingegen sind allemal Fußböden von recht trockenen und starken, Tannen- oder Kiefernbretern, die keine Aeste, Splitter und Risse haben, vorzuziehen; nur muß man dahin sehen, daß dieselben wenigstens ½ Elle höher, als der Platz vor dem Hause, auf starke, oder doch gehörig unterlegte und nicht schwankende Balken, die mit Sand oder recht trockenem Schutt von Stein- und Kalkstücken umschüttet sind, geleget werden. Eben dergleichen, ja eine, wo möglich, noch höhere Ausfüllung ist insonderheit auch in solchen Wohnzimmern nöthig, worunter Keller und Gewölbe liegen, damit ihre Feuchtigkeit und die verschlossenen dicken Dünste, welche im Winter, insonderheit da die Keller wärmer sind, in selbigen in die Höhe steigen, die Zimmer nicht feucht, moderig und ungesund machen, überdem aber die Verstock- und Fäulung der Bodenbalken und Breter oder Dielen nicht so leicht befördern können.

Das Wachsthum der Schwämme unter einem Fußboden zu hindern, ist kein sicherer Mittel, als hinlängliche Zuglöcher in dem untersten Rande der Schwellen eines Zimmers, in die Giebelseiten und Zwischenwände zu machen, oder

oder auch die Grundmauern nicht dicht, sondern mit Oeffnungen aufzuführen, so, daß die Luft durch den Boden frey spielen kann. Die Luftlöcher, welche in dem untersten Rande der Zimmerschwellen gemacht werden, können 2 Zoll hoch, und 6 Z. breit seyn, und 2 Ellen von einander abstehen. Weil aber dieses einen beständigen Luftzug unter dem Boden verursachet: so ist nöthig, einen doppelten Boden zu machen, damit man, nebst der Versicherung vor Schwammgewächsen, doch warme Zimmer bekomme. Die Balken unter einem solchen Boden können mit Theer oder mit Vitriolwasser überstrichen werden, nirgends aber müssen sie auf die Erde anstoßen, sondern mit steinernen Pfeilern an den Enden, und, wenn ihre Länge solches erfordert, auch in der Mitte, unterstützet werden. Zwischen jedem Paar Balken muß 1¼ Elle seyn. Den obern Rand dieser Balken leget man nach dem Wasserpasse; der untere Rand aber muß so hoch liegen, als der untere Rand der Schwellen, worein die Luftlöcher gemacht sind. Werden die Luftlöcher in die Grundmauern selbst gemacht, so kann man die Balken 2 Zoll tiefer legen. Erdbänke oder Schutt sind ganz und gar unnöthig und schädlich, wenn man doppelte Böden machet. Längs an den untern Rändern an beyden Seiten dieser Bodenbalken, werden Rippen angenagelt, die aus halben Bodenbretern wie Dachlatten geschnitten sind; auf diese leget man zwischen die Balkenstücke Breter, und darauf sowohl, als über die Balken, werden Rinden geleget, worauf man eine trockene Füllung von grobem Sande, oder Kohlengestübe und durchgeworfenen Kalkschutt von eingerissenen steinernen Gebäuden, oder auch von durchbrannter Sanderde, macht. Nachdem man die Füllung bis an den obern Rand der Bodenbalken geleget hat, kann man über die Rinden auf eben diese Balken, Latten von halben Bodenbretern annageln, und auf diese endlich trockne, wohl zusammen gefügte und gehobelte Boden Dielen befestigen. Decken und Böden zwischen verschiedenen Stockwerken lassen sich auf eben die Art verfertigen; nur müssen die Balken dicht beysamen liegen, damit nicht die Decke sich senke.

Was den Sand zur Ausfüllung unter den Fußboden betrifft, so wird zu jede 100 Quadratfuß Fußboden erfordert

1 Zoll dick zu 100□Fuß,	8⅓ Kubikfuß Sand.
1½ — — — — — —	12½ — — —
2 — — — — — —	16⅔ — — —
2½ — — — — — —	20⅚ — — —
3 — — — — — —	25 — — —

Die

Die Fußböden in den andern Stockwerken, geben zugleich die Decken in den Zimmern ab. Man hat dabey auf die Wärme, und mithin auf die hinlängliche Dicke derselben, zu sehen, hienächst aber zu verhüten, daß sie nicht zu schwer werden, und die Wände zu sehr beläftigen, insonderheit, wenn diese nicht von Stein aufgeführt, sondern nur mit Lehm ausgekleibt sind, oder doch in letztern nicht sehr starke Ständer angebracht werden, welches dann, wo das Holz rar und theuer ist, der Menage wegen nicht anzurathen ist. Uebrigens muß man auch bey diesen Fußböden in Wohnzimmern auf die Gesundheit sehen, und daher verhüten, daß sie nicht kältend seyn, welches, außer dem daß sie die Gebäude beläftigen, die an vielen Orten noch so beliebten Estrichböden, nebst denen von steinernen Platten, thun. In aller dieser Absicht halte ich demnach dafür, daß diese Fußböden, wenigstens, wenn sie zugleich die Decken über Wohnzimmer abgeben, von starken Balken, die nicht schwanken, verfertiget, zwischen dieselben aber Staken mit Lehm und Stroh umwickelt, eingefüget und gebracht, hernach aber oben mit vorerwähnten Dielenbretern wohl und fest beleget werden, wofern nämlich eine solche Decke nicht zugleich zum Schüttboden dienen, sondern bloß die Decke eines Wohnzimmers seyn soll. Die Estrichböden schicken sich am besten in Vorsäle und Vorrathskammern; in Wohnzimmern hingegen kälten dieselben nicht nur, wie gedacht, insonderheit an den Füßen, sehr, sondern es sind dieselben auch, des Kalkstaubes und anderer Ursachen wegen, welche im Art. Estrich angeführt worden sind, nicht anzurathen. Man kann auch wohl die Fußböden in den Stockwerken aus lauter an einander gelegten Balken machen, denn sie sind fest und warm; allein, sie beläftigen die Wände zu sehr, und sind kostbarer, als erstbeschriebene ausgestakte Fußböden. Es gehört daher starkes Mauerwerk dazu, welches die Balkenböden zu tragen geschickt ist. Eben deswegen halte ich von ge-

pflä-

pflasterten Böden in Böden in obern Stockwerken, vornämlich über den Wohnzimmern, eben so wenig, als an diesen Oertern, von Estrichböden. Wenn die Zimmer und Behältnisse nicht gar zu breit sind, thut man auch wohl, wenn man die so genannten Träger, außer in dem untern Stockwerke, vermeidet, überhaupt aber die Decken, unten nach der Tiefe zu, gleich verkleiden und begypsen, nicht aber die Balken sehen läßt, sondern selbige verkleidet und der Decke gleich machet. Von den obersten Fußböden unter den Dächern, welche man zugleich zu Schuttböden gebraucht, werde ich im Art. Kornboden handeln.

Die bretternen, insonderheit getäfelten, Fußböden in vornehmen Häusern, werden, zur Zierde, mit Wachs glatt und glänzend gerieben, welches man Bohnen nennt; s. Th. VI, S. 142, f. Dergleichen gebohnte Fußböden aber machen durch ihre Glätte ein Zimmer mehr gefährlich, als schön.

Daß das allzu öftere Scheuern der Fußböden für die Gesundheit nachtheilig sey, werde ich im Art. Wohnzimmer zeigen.

Ich gedenke noch der für alte und podagrische Personen im Winter zu vermittelnden Einrichtung eines wärmern Fußbodens. Es ist bekannt, daß alte Leute, und Podagrici gemeiniglich, sehr über Kälte an den äußern Gliedmaßen, vornämlich an den Füßen, zu klagen pflegen. Wird ihr Wohnzimmer sehr warm gemacht, so können sie vor Hitze am Kopfe nicht dauern; wird hingegen leidlich geheizet, so sind die Füße kalt. Diesen kann man auf folgende Art helfen. Wenn sie in dem untersten Stockwerke wohnen, lasse man den Fußboden der Stube aufreißen, die Erde $3\frac{1}{2}$ bis 4 Ellen tief ausgraben, und hernach Wände von Mauersteinen aufführen, als ob man einen Keller machen wollte. Sodann lasse man ordinäre Balken darüber legen; doch etwas enge beysammen. Auf die Balken werden dün-

ne Tischlerbreter genagelt, welche eben nicht allzu genau an einander fugen dürfen. In diesen Keller nun setze man einen Windofen mit einer Windröhre, dergleichen ich im Art. Ofen beschreiben werde, und lasse die oberste Oeffnung derselben mit einer Röhre versehen, welche durch die Breter in das Wohnzimmer gehe, aber nicht die Breter berühre, sondern rings herum frey, durch ein größeres Loch, als sie dick ist, gehe, und mit einem eisernen Kreuze, oder dergleichen, befestiget werde, damit sie nicht die Breter anzünde. Auch lasse man die Rauchröhre durch die Breter in die Stube gehen, und führe sie alsdann erst durch die Wand hinaus. Wenn nun also der Ofen im Keller geheizet ist, und dieser wohl verschlossen gehalten wird, so wird die Hitze am meisten in die Höhe steigen, und durch die dünnen Breter dringen. Die Windröhre wird auch viel warme Luft in die Stube blasen; die Rauchröhre wird ebenfalls wärmen; kurz, die Stube wird an dem Fußboden eben so warm seyn, wie oben an der Decke. Man kann auch die Treppe aus der Stube in den Keller gehen lassen; da man denn, durch Auf- und Zumachung der Treppenthüre, die Wärme in der Stube vermehren und vermindern kann.

Will man ein solches Zimmer in dem obern Stockwerke anlegen, so wird die jetzt geschehene Anweisung eine hinlängliche Anleitung geben, wie man, anstatt des Kellers, eine Unterstube dazu brauchen könne.

Leutmanns Feuernutzung. Wittenb. 1723, 8. S. 131, f.

Fußboden-Decke, siehe Fuß-Tapete.

Fuß-Bret, ein Bret, welches für die Füße bestimmt ist, auf, oder an welches man die Füße setzt; z. B. das Fußbret eines Bettes, Fr. Pié de lit; das Fußbret an an einer Kutsche. Letzteres ist ein gewöhnlich behobeltes Bret, welches auf seiner obern breiten Seite nach seinem ganzen Umfange eine Leiste hat; dieses wird mit dem Gesimshobel oder dem Kehlzeuge verzieret, und mit Nä-

geln

geln auf dem Fußbrete befestiget. Bey Prachtkutschen verzieret man dieses Fußbret an seinem vordern Theile mit Bildhauerarbeit. An der hintern schmalen Seite bekömmt daß Fußbret zween Zapfen, die in den so genannten Schämel eingelassen, und von dem Schmiede befestiget werden.

Sprengels Handw. und Künste, 11. Samml. S. 177.

Fuß-Decke, Fr. Couvre pied, eine, gemeiniglich durchgenähete, Decke von Taffet, Kattun ꝛc. welche nur über einen Theil des Bettes gebreitet wird, um die Füße zu bedecken.

Zuweilen versteht man unter Fußdecke, auch die sonst so genannte Fußtapete; von welcher weiter unten.

Fuß-Dienst, Dienste, welche zu Fuße verrichtet werden. Besonders Frohn- oder Hofdienste, welche ein Unterthan nur für seine Person, ohne Fuhren und Zugvieh, zu leisten verbunden ist; und in engerer Bedeutung Gänge, welche er zur Frohne verrichten muß; welche Arten der Frohnen auch Fußfrohnen, Handdienste oder Handfrohnen, im Oberd. Fußrobathe, heißen; zum Unterschiede von den Spanndiensten.

Fuß-Eisen. 1. Siehe Fuß-Angel. 2. Eiserne Fessel, die Füße eines Verbrechers damit zu befestigen; ein Ring mit einer Kette, so man einem Gefangenen oder Uebelthäter an das Bein oberhalb des Unterfußes leget; ein Fußband, eine Fußschelle, Nieders. Vothhelden; L. Compes, Fr. Cep, Sep, Entrave, Fer aux pieds.

Fuß-Entzündung bey Pferden. Wenn der Erdboden im Sommer durch die anhaltende Wärme und trockene Witterung sehr heiß und trocken ist, oder wenn im Winter durch Frost die Straßen hart und höckerig geworden, imgleichen, wenn dieselben mit vielen kleinen eckigen Steinen belegt sind: so geschieht es zum öftern, daß sich bey denen Pferden, welche täglich auf der Straße gehen, durch den öftern Druck des Erdbodens, sowohl gegen den Strahl als auch gegen die Sohle, die Füße ent-

entzünden, dergestalt, daß sie davon lahm und schmerzhaft gehen müssen. Diese Entzündung der Füße kömmt gemeiniglich zum Schwären, und der Eiter bricht hinten bey den Ballen, zwischen dem Ende der Haut und dem Anfange des Hufes, (welche Gegend der Saum genannt wird,) hervor. Dieses hat veranlaßt, daß die Alten diesen Schaden das Verballen, oder Verbällen (welches einige unrichtig durch Verböllen, Verbellen, oder Erbellen, ausdrücken,) genannt haben. Bey Kriegspferden, deren Hinterfüße, vielleicht aus Sparsamkeit, oder um bey dem Dienste sich nicht leicht treten zu können, nicht beschlagen sind, und welche lange Märsche auf steinigen Wegen thun müssen, pflegen alsdann dergleichen Schäden sehr häufig vorzufallen, und man sieht zum öftern dergleichen Pferde bey einer Armee crepiren, wenn die Regimentsschmiede solche Fußentzündungen nicht einsehen, sondern das Pferd, seines schmerzhaften Gehens wegen, für verschlagen (verfangen, rehe,) halten; da es denn geschieht, daß in der Zeit, da sie das Pferd von der Rehe zu heilen unternehmen, dasselbe, mit Erleidung der heftigsten Schmerzen an seinen entzündeten Füßen, ohne Hülfe dahin gehen muß, bis die Entzündung bis zum Schwären gekommen ist, und der Eiter bey dem Saume der Ferse, zwischen der Horn- und Fleischsohle hervor bricht, welches alsdann, wiewohl oft zu spät, den ungeschickten Pferdearzt von der wahren Ursache des Hinkens belehret. Denn nicht selten ist alsdann das Pferd mit einem starken Entzündungsfieber befallen; der unter der Hornsohle lange gesteckte Eiter hat hin und wieder die Fleischsohle bis auf den kleinen Fuß zernaget, ja wohl gar den kleinen Fuß angegriffen; oder er ist neben dem seitwärts an der Wand des Fußes her gelagerten schildförmigen Knorpel (welchen ich im Art. Huf beschreiben werde,) bis oben zu dem Saume hinauf gedrungen. Kurz, der zuerst für gering geachtete Schade ist nunmehr so schlimm geworden, daß davon das Pferd in die äußerste Gefahr

ge-

gesetzt, und selbiges zu heilen, lange Zeit und Ruhe erfordert wird, die aber in Feldzügen selten Statt findet, weshalb dann manches Pferd zu Grunde geht.

Vollfüße, Plattfüße, und diejenigen, welche niedrige Trachten haben, pflegen, ungeachtet sie beschlagen sind, der Entzündung mehr, als hohe Füße, unterworfen zu seyn. Bey erstern hat die Entzündung insgemein unter der Sohle und dem Strahle, bey beyden letztern aber in den Ballen oder unter dem Strahle ihren Sitz. Eben so verhält es sich auch bey beschlagenen Hinterfüssen; wenn aber diese unbeschlagen, und die Füße vorn bey den Zehen niedrig getreten sind, so ist auch die Entzündung mehrentheils bey den Zehen unter der Sohle anzutreffen. Der Grund hievon läßt sich leicht einsehen, wenn man erweget, daß bey Vollfüßen der Druck des Erdbodens am stärksten auf die Mitte der hier erhabenen Sohle und den Strahl geschieht; bey platten und bey Füßen mit niedrigen Trachten hingegen, trifft der Druck mehrentheils den Strahl oder die Ballen; weil aber unbeschlagene Hinterfüße leicht vorn bey den Zehen abgenutzet, und hier gemeiniglich niedriger als bey der Tracht getreten werden, so folgt auch daher, daß bey denselben ein schädliches Drücken mehr bey den Zehen, als bey den Ballen, ausgeübt werden könne.

Aus dieser Anmerkung kann sich ein Schmied die Lehre ziehen, bey unbeschlagenen Hinterfüßen vornämlich die Zehen durch Kneipen mit der Zange zu untersuchen, ob nicht hier die Entzündung ihren Sitz habe; bey unbeschlagenen aber versteht sich von selbst, daß die Entzündung einzig und allein unter dem Strahle oder unter den Ballen zu suchen sey.

Obgleich die Fleischsohle unter dem Strahle und bey den Ballen nicht so empfindlich ist, als vorn bey den Zehen des Fußes, so ist sie doch daselbst nicht ohne alle Empfindung, und wegen der darin enthaltenen Gefäße auch einer Entzündung fähig.

Alle Entzündungen, in was für Theilen des thierischen Körpers sie auch entstehen mögen, haben jedesmal eine Stockung der Säfte, oder eine Ergießung derselben in das Zellgewebe, zum Grunde, mit welcher ein gröfserer oder geringerer Schmerz verknüpft ist, je nachdem der entzündete Theil, und mit diesem zugleich der ganze thierische Körper, mehr oder weniger Empfindlichkeit besitzt; oder, je nachdem die Stockung der Säfte einen gröfsern Raum des entzündeten Theiles eingenommen hat; oder, je nachdem die stockenden Säfte mehr oder weni- Schärfe besitzen, durch welche die festen Theile gereizet werden. Hieraus folgt, daß bey einem gleichen Schaden ein Pferd doch mehr, als das andere, Schmerzen leiden könne.

Gemeiniglich wird die Fußentzündung durch äußere Ursachen hevor gebracht; doch kann sie auch bloß aus innern Ursachen entstehen.

Zu den äußern Ursachen gehören folgende: 1) Die im Anfange dieses Artikels erwähnte Beschaffenheit des Erdbodens, wodurch ein schädliches Drücken gegen den Strahl und die Ballen geschieht. 2) Wenn Schmiede die Sohle und den Strahl zu dünn, oder aber die Tracht zu niedrig schneiden, d. h. den Fuß viel auswirken. 3) Wenn das aufgeschlagene Eisen zu kurz ist. 4) Wenn auf breite und mit niedrigen Trachten versehene Füße, aus Sparsamkeit, zu schmale Hufeisen aufgeschlagen werden; oder wenn 5) das Hufeisen an einigen Stellen auf die Hornsohle drückt.

Zu den innern Ursachen kann man alle diejenigen zählen, durch welche eine Stockung der Säfte in der Fleischsohle erzeuget wird. Diese können folgende seyn: 1) Eine Vollblütigkeit im Körper, oder, wenn das Blut zu dick und zäh ist. 2) Wenn das Blut mit zu groſser Geschwindigkeit und in allzu groſser Maße nach den Füßen hingetrieben wird. 3) Wenn sich in der Fleischsohle verschiedene Gefäße krampfhaft zusammen ziehen,

ziehen, oder aber wenn sie erschlaffen, und dadurch ausser Stand gesetzt sind, das mit dem Pulsschlage herbey gebrachte Blut weiter fort bis in die Absonderungs- und Blutgefäße hinein zu pressen.

So verschieden diesemnach diejenigen Ursachen sind, durch welche eine Entzündung am Fuße hervor gebracht werden kann, so ist doch der Schade, an sich selbst betrachtet, immer der nämliche. Nur um einer schicklichen Abtheilung willen, werde ich bloß diejenige Entzündung, welche einzig und allein von dem Drucke des Erdbodens gegen die Hornsohle und die Balen entsteht, das Verbällen, diejenige aber, welche den Druck des Eisens, oder eine von den kurz vorher angezeigten innern Ursachen zum Grunde hat, die **Fuß-Entzündung** nennen.

Ein jeder Druck, der auf die Hornsohle dergestalt geschieht, daß er in der darunter liegenden Fleischsohle empfunden wird, wirkt auf ihre Gefäße, und zugleich auf die darin enthaltenen Säfte. Erstere werden jedesmal zusammen gedrückt; die letztern aber, wider ihren natürlichen Lauf, sowohl zurück als auch zu geschwinde vorwärts getrieben. Betrachtet man nun die Schlag- und Blutadern als mit Blut angefüllte Röhren, so ist leicht einzusehen, wie das in ihnen befindliche Blut, bey jedem Drucke derselben, ins besondere wenn er schnell angebracht wird, den Häuten, woraus die Adern gebildet sind, widerstehe; mithin erleiden die Aderhäute zwischen dem Drucke von außen, und dem Widerstande des Blutes von innen, eine Pressung; und diese Pressung der Aderhäute wirkt wiederum in diejenigen zarten Gefäße, mit welchen auch selbst diese Häute durchwebt sind. Es werden nämlich die darin enthaltenen Säfte nicht nur widernatürlich zurück, sondern auch mit zu großer Gewalt vorwärts getrieben; und hieraus entsteht nothwendig eine Unordnung in dem Gewebe von Gefäßen dieser Aderhäute, durch welche sie zu ihren natürlichen und zum Umlauf des Blutes unumgänglich nothwendigen Verrichtungen, nämlich, bald sich zusammen ziehen und bald sich erweitern zu können, ganz untüchtig gemacht werden. Sie werden entweder erschlaffet und zum Nachgeben gebracht; oder sie ziehen sich zusammen; oder ihre Häute schwellen an, und verengern dadurch die innere Weite der

Gefäße dergestalt, daß das Blut nicht hindurch fließen kann. So bald aber das Blut durch einigen Widerstand in seinem natürlichen Laufe zurück gehalten wird, so bald vermehrt sich dasselbe in den nahe dabey liegenden Gefäßen, sowohl in Ansehung seiner Menge, als auch seiner gegen die innern Wände der Gefäße drückende Kraft, wodurch endlich die Schlagadern zum Nachgeben gebracht und dergestalt erweitert werden, daß auch die aus den Schlagadern seitwärts entspringenden Absonderungsgefäße an ihren Mündungen sich erweitern, und desfalls zugeben müssen, daß das Blut hinein dringen könne. Weil aber auch diese, wie die Schlagadern, im Fortgange nach und nach immer enger werden, überhaupt aber dieselben zum Blutlauf nicht nur zu enge, sondern auch, das Blut weiter fort zu treiben, zu schwach sind: so geräth es darin zum Stocken. Ist der Nachtrieb des Blutes stark, und die Gefäße geben allenthalben nach, so ergießt es sich in das Zellgewebe; oder aber, die Gefäße zerreißen, und die enthaltenen Säfte fließen gleichfalls in das Zellgewebe. Außerdem ist es nichts ungewöhnliches, daß auch mit Säften angefüllte zarte Gefäße, wenn sie sehr schnell zusammen gedrückt werden, zerspringen können, und ihre enthaltene Säfte ausfließen lassen, welche sich dann sofort außerhalb ihren natürlichen Schranken und in das Zellgewebe ergießen.

Durch ein zum öftern abwechselndes Drücken der Blutgefäße in der Fleischsohle, kann das in denselben enthaltene Blut dergestalt erhitzet werden, daß bloß hievon die Fleischsohle entzündet wird. Denn, je mehr die Blutkügelchen unter sich und an den Wänden der Gefäße gerieben werden, desto mehr müssen sich dieselben nothwendig erhitzen; und je mehr deren Hitze sich vermehrt, desto mehr muß auch die Blutmasse, vermittelst der in dem Blute enthaltenen Luft sich ausdehnen, und in den Gefäßen einen weitern Raum einzunehmen sich bemühen. Auch können bloß durch ein vermehrtes Reiben der Blutkügelchen die Schlagadern dermaßen gereizet werden, daß diese sich krampfhaft zusammen ziehen.

Dergleichen Erhitzungen des Blutes werden noch mehr vermehrt, wenn im Sommer der Erdboden sehr warm und trocken ist, und hievon der Hornsohle eine ungewöhnliche Hitze mitgetheilt wird, die von da bis in die Fleischsohle weiter geht. Ein Umstand, um welches willen die Verhällung bey warmem trocknen Wetter, mehr als wenn es kühl ist, vorfällt.

Indem aber bey Erweiterung der Gefäße auch zugleich diejenigen Nervenfasern, mit welchen die Gefäße durchwebt sind, um

um denselben ihre Reinigkeit mitzutheilen, widernatürlich gehemmt, und bey abwechselnden sehr erweiterten Pulsschlägen exzerirt werden: so entsteht daher der eine Entzündung jedesmal begleitende Schmerz. Dieser Schmerz kann, wenn er groß ist, in den Nerven fortgesezt, und allen reizbaren Theilen des Körpers mitgetheilt werden, so daß daher ein Fieber entsteht. Durch ein solches schmerzhaftes Fieber werden die Schlagadern krampfhaft zusammen gezogen, und das Blut wird in den innern Eingeweiden, vorzüglich in den Lungen, zurück gehalten, mithin hier eine Stockung desselben hervor gebracht, die zum öftern das Thier tödtet.

Hieraus lassen sich die schädlichen Folgen von dem zu vielen Auswirken der Füße, den niedrigen Trachten, und dem zu kurzen, oder nach den Stollen hin zu schmalen Hufeisen, erklären; und es ist daher äußerst zu mißbilligen, wenn bey dem Beschlagen die Hornsohle und der Strahl so dünn geschnitten werden, daß das Pferd beynahe auf der Fleischsohle gehen muß. Eine dicke Hornsohle an den Füßen schafft unter andern auch den Nutzen, daß sie diejenige Ursache verhindert, welche ein heisser Erdboden zu der Entzündung der Fleischsohle beyträgt. Denn, je dünner die Hornsohle ist, desto leichter können die vom heißen Erdboden zurück kommenden heißen Strahlen durch sie hindurch fahren, die Fleischsohle nicht nur zu erhizen, sondern auch zugleich die hornichten Röhrchen, in welchen bey ihrem Anfange die Enden der Fleischsohle stecken, (wie ich im Art. Huf deutlicher zeigen werde,) dergestalt austrocknen und zusammen ziehen, daß dadurch den hornichten Röhrchen der so nöthige Nahrungssaft entzogen und in den Gefäßen der Fleischsohle zurück gehalten wird. Und was ist wohl leichter einzusehen, als daß dergleichen zurück gehaltene Säfte in den Gefäßen der Fleischsohle stocken, und daselbst eine Entzündung hervor bringen können! Auch diejenigen Menschen, deren Beruf es ist, als Boten über Land zu gehen, erfahren es an sich, wie viel ein heißer Erdboden zu der Erhizung der Füße beytrage.

Die Zeichen, woraus man schließen kann, ob derjenige Fuß, mit welchem das Pferd hinkt, verhält sey, sind folgende: 1) Wenn das Pferd geht, so bezeigt dasselbe erst alsdann die Empfindung eines Schmerzens, wenn der Fuß hinten bey den Ballen nieder getreten werden soll. 2) Es geht auf steinigem Wege schmerzhafter, als auf weichem Boden. 3) Wenn

das Pferd im Stalle oder außerhalb demselben still steht, so nimmt es sich in Acht, den Fuß hinten bey den Ballen nicht gegen die Erde nieder zu drücken; viel lieber steht es vorn auf der Zehe, und mit dem Fesselgelenke gerade, oder vorwärts überkippend. 4) Sind die Ballen und der Strahl widernatürlich heiß; und wenn darauf gedrückt wird, so empfindet das Pferd davon Schmerzen, die es mit einem Zucken des Fußes an den Tag giebt. 5) Sind zween Hinter- und zween Vorderfüße zugleich verbällt, so hebt das Pferd beym Stillstehen, bald den einen und bald den andern Fuß abwechselnd in die Höhe. Sind aber demselben alle vier Füße verbällt, so pflegt es mehr zu liegen als zu stehen; und wenn es aufstehen oder vorwärts gehen soll, so läßt es sich beynahe in allem an, als ob es rehe sey. Allein, auch dieses kann durch folgendes entschieden werden: Wenn ein rehes Pferd steht, so setzt es seine Vorderbeine vorwärts um desto besser hinten auf den Ballen ruhen, und dessen Füße vorn bey der Zehe schonen zu können. Dieses bezeigt es auch im Gehen; das heißt, im Gehen setzt dasselbe seine Vorderfüße eher bey den Ballen, als bey der Zehe, nieder. Dem verbällten Fuße hingegen ist es anzusehen, daß das Pferd im Gehen sich mehr in Acht nimmt, bey den Ballen, als bey der Zehe nieder zu treten. Der Grund hievon liegt darin, daß ersteres die mehresten Schmerzen in der Zehe hat, und das letztere sie bloß in den Ballen empfindet. Dieß ist besonders um deswillen anzumerken, weil man zuweilen Pferde antrifft, denen alle vier Füße verbällt sind, und welche davon solche Schmerzen leiden, daß sie auf der Streue niederliegen, nicht fressen wollen, und dabey ein solches Entzündungsfieber haben, als ob sie recht stark von der Rehe befallen wären.

Nicht weniger kann ein Arzt auch dadurch zu einem Irrthum verleitet werden, wenn das Pferd nur einen verbälten Fuß hat, indem dasselbe alsdann geht, als

ob es an dem Fuße vernagelt wäre. Allein, der Schade wird sich bey einer nähern Untersuchung bald entdecken, und zwar alsdann, wenn der Rand der Sohle mit Kneipen vermittelst einer Hufzange, und die Ballen mit Drücken des Daumens untersuchet, und hiedurch gefunden wird, in welcher Gegend des Fußes sich die mehresten Schmerzen entdecken können.

Alle die kurz vorher beschriebenen Kennzeichen sind auch bey beschlagenen Hinterfüßen, wenn dieselben an den Ballen entzündet sind, anzutreffen; dahingegen, wenn sie unbeschlagen gewesen, so hat mehrentheils die Entzündung vorn bey der Zehe ihren Sitz, und alsdann will das Pferd in der Streue gar nicht auf die Fußzehen treten; vielmehr hebt es dieselben in die Höhe, und wenn es auf den Fuß zu treten genöthigt gewesen ist, so zieht es denselben, mit Bezeigung eines Schmerzens, eilizst nach dem Bauche in die Höhe. Zum öftern versucht es den Fuß niederzusetzen; allein, kaum hat es die Zehe wider die Erde gebracht, so zuckt es den Fuß wider in die Höhe. Im Fortgehen setzt es den Fuß mit Zittern auf den Boden; oder aber es hüpft auf drey Beinen fort. Sind aber beyde Hinterfüße zugleich bey der Zehe entzündet, so will es lieber liegen als stehen; und wenn es aufrecht zu stehen genöthigt wird, so setzt es mit Zittern und Schmerzen bald einen und bald den andern Fuß nieder; im Fortgehen setzt es beyde Füße vorwärts, und will nicht damit fortschreiten. Hiebey befindet sich jedesmal ein schmerzhaftes Fieber, welches nach Verhältniß der Schmerzen, und des Pferdes Empfindsamkeit, geringe oder heftig ist.

So bald nun der Arzt durch die jezt beschriebenen Kennzeichen dahin gebracht wird, zu glauben, das Pferd habe den Fuß verbällt, so muß er, um sich davon noch mehr zu versichern, folgendermaßen verfahren: Wenn der verbällte Fuß mit einem Hufeisen belegt ist, so wird dasselbe abgenommen, und die Hornsohle und

der Strahl werden etwas dünner geschnitten, damit der Fuß desto besser untersucht werden, und die nachher anzuwendenden Hülfsmittel desto besser durch die Hornsohle hindurch in die Fleischsohle wirken können. Hierauf muß man mit Kneipender Hufzange um den Rand der Sohle, und mit Drücken des Daumens wider den Strahl und die Ballen erforschen, in welcher Gegend das Pferd hievon die mehresten Schmerzen empfinde. Bezeigt das Pferd hiebey allenthalben Schmerzen zu fühlen, so ist auch die ganze Fleischsohle entzündet; und man sagt alsdann, der ganze Fuß sey verbällt. Wird der Schmerz nur an einer Seite des Fußes bemerkt, so muß auf das Vernageln nachgesucht, oder auch Acht gegeben werden, ob nicht hier das Eisen zu nahe auf der Sohle gelegen und dieselbe dergestalt gedrückt habe, daß sie davon in dieser Gegend entzündet worden sey. Wenn aber das Pferd durch das Kneipen mit der Zange am Rande der Sohle keinen Schmerzen empfindet, sondern nur dann, wenn man mit dem Daumen gegen den Strahl oder gegen die Ballen drückt: so ist dieses ein Beweis, daß bloß der Strahl oder die Ballen verbällt sind. Auf gleiche Weise muß auch die Untersuchung bey unbeschlagenen Füßen angestellt werden. Insbesondere aber hat man bey dergleichen Hinterfüßen darauf zu sehen, ob nicht bey diesen die Entzündung ihren Sitz vorn bey der Zehe in der Fleischsohle habe; denn dieser Vorfall ist bey den Hinterfüßen um deswillen gewöhnlicher, weil sie mehr vorn bey der Zehe, als hinten bey der Tracht, abgenutzt und niedrig getreten werden.

Die Verbällung nimmt einen zweyfachen Ausgang. Entweder wird sie, welches am besten ist, durch die Zertheilung gehoben; oder wenn deren Zertheilung nicht erhalten werden kann, so geht sie in ein Schwären über, und es erfolgt alsdann eine Absonderung der Hornsohle von der Fleischsohle, so weit die Entzündung im Umfange gewesen ist. Dieses wird jedoch selten erfolgen,

wenn

wenn der Arzt zeitig herbey gerufen wird, und wenn man sogleich dienliche Hülfsmittel dawider anwendet.

Gesetzt, die Verhällung wäre in ihrem Anfange, und noch geringe: so wirke man die Sohle und den Strahl, d. h. den Fuß, etwas dünn aus; sodann richte man das Hufeisen etwas hohl, und wähle ein solches hiezu, das etwas breit und geschickt sey, den Fuß forthin vor jedem Drucke zu bewahren. Wofern aber der Fuß niedrige Trachten hat, müssen die Stollen des Eisens, um gleicher Absicht willen, etwas hoch seyn. Ein solches Eisen schlage man auf den Fuß. Es versteht sich dabey von selbst, daß dieses alles auch bey zuvor unbeschlagenen Hinterfüßen geschehen müsse. Wenn das alles geschehen ist, so streiche man den No. 1. oder No. 2 beschriebenen Einschlag, (*) fingersdick auf die Sohle und zugleich über den Strahl; und damit der Einschlag nicht von der Sohle abfallen könne, lege man etwas Flachs oder einen Lappen darüber, und spreitze es mit etlichen Holzspänen unter das Hufeisen, oder umbinde den Fuß mit einem Lappen. Alle 4 Stunden hebe man den Fuß in die Höhe, und gieße bey den Ballen etwas Branntwein auf den Einschlag, damit derselbe, ohne den überlegten Flachs weg zu nehmen, von dem aufgegossenen Branntwein wieder erfrischet und feucht gemacht werden möge. Des Morgens und Abends wird jedesmal der alsdann von der Hitze des Fusses trocken gewordene Einschlag abgenommen, und wieder, wie zuerst, ein frischer aufgelegt.

(*) Einschlag, *No.* 1. Man nehme gepülverten Alaun 4 Loth, und mische von zwey Eyern das Weiße dazu, gieße unter stetem Umrühren so viel Branntwein hinzu, bis es wie ein dünner Brey wird.

No. 2. Man nehme Lehm oder Thonerde ½ ℔, Küchensalz 4 Loth, und mische dieses mit hinlänglichem Essig oder Branntwein, zu einem dünnen Brey.

Der unter No. 1. beschriebene Einschlag ist der beste, und daher, wenn man anders die dazu nöthigen Ingredienzien haben kann, allen andern weit vorzuziehen. Seine Wirkung besteht darin, nicht nur die Hornsohle hart zu machen, sondern auch die Entzündung in der Fleischsohle zu heben. Falls das Pferd den Tag über gehen müßte, und dieses nicht abzuwenden wäre, so lasse man das Fig. 823 gezeichnete Hufeisen, an dessen Enden ein Steg a geschweißt ist, auf den Fuß schlagen, und setze hierauf, ohne etwas auf die Sohle zu legen, seine Reise fort. So bald man aber Abends in die Herberge kömmt, lasse man den Fuß mit kaltem Wasser rein abwaschen, und, wie vorher geschehen ist, wieder einen frischen Einschlag auf die Sohle legen.

Reisende Kaufleute pflegen ihren Pferden des Abends Kuhmist auf die Sohle zu legen, um dadurch die Füße zu erfrischen; sie würden aber einen weit größern Nutzen von dem Gebrauche der Einschläge, No. 1 und 2, als durch den Kuhmist, erhalten, indem dieser die Sohle nur sehr weich macht, und und den Strahl zum Faulen bringt.

Wenn aber durch die jetzt angeführten Hülfsmittel die Entzündung sich nicht zertheilen ließe, sondern in ein Schwären übergienge, so nehmen die Schmerzen zu, und das Pferd hinkt stärker; ja die Schmerzen sind bey einigen Pferden so heftig, daß sie ein schmerzhaftes Fieber erzeugen, und das Pferd deshalb nicht fressen will. Die Ballen des entzündeten Fußes sind sehr heiß, und der Saum hieselbst ist widernatürlich weich, bisweilen etwas geschwollen, ja manchmal reicht die Geschwulst bis oben hinauf über den Fessel. In diesem Falle muß man dem Fieber sogleich begegnen, und dem unter dem Strahle oder bey dem Ballen entstehenden Eiter einen Ausfluß verschaffen. Des Fiebers wegen, wird dem Pferde die Ader am Halse geöffnet, und je nachdem dasselbe vollblütig ist, nachdem wird weniger oder mehr Blut abgelassen, etwa 2 oder 3 Pfund. Eine Stunde

nach

nach dem Aderlasse, giebt man dem Pferde das Pulver No. 3, (*) ein, und wiederholt solches alle 6 Stunden, bis die Schmerzen, und mit diesen zugleich das Fieber nachlassen. Dem verbällten Fuße aber ist folgendermaßen zu begegnen: Man befeuchte Lappen oder Flachs mit dem Mittel No. 4 (**) lege es um den entzündeten Saum und um die geschwollenen Fessel herum, und wiederhole solches alle 2 Stunden. Auf die Hornsohle und den Strahl, wenn sie zuvor etwas dünn geschnitten ist, lege man den Einschlag No. 1. Und damit dem unter dem Strahle entstehenden Eiter zeitig ein Ausfluß verschafft werde, mache man folgendermaßen in die Ballen einige Einschnitte. Man läßt durch Jemand den verbällten Fuß aufheben, setzt sodann die Spitze des Messers, einen Finger breit, über dem Saume des Ballens auf die Haut, und schneidet 4 Linien tief und durch den Saum hindurch, daß das Blut, oder wenn bereits hier Eiter wäre, auch dieser heraus fließe. Dieser Einschnitte macht man in jeden entzündeten Ballen 2 neben einander, so, daß sie Daumensbreit von einander stehen. Ist bloß der innere Ballen entzündet, so werden auch hier nur die Einschnitte gemacht, und der noch gesunde Ballen bleibt damit verschont;

(*) Pulver, No. 3. Man nehme gereinigten Salpeter, zubereitete Austerschalen, von jedem 1 Loth, und gebe es mit 1 ℔ kalten Wasser zum Maule ein.
In Ermangelung der zubereiteten Austerschalen, kann man bloß 2 Loth Salpeter nehmen.

(**) No. 4. Man nehme weiße Seife, Terpenthinöhl, von jedem 4 Loth, Weinsteinsalz 2 Loth; dieses mischt man unter einander, und löse es hernach mit ½ Maß Kalkwasser auf, so giebt es eine weiße Milch; welche bey jedesmaligem Gebrauch etwas warm gemacht werden muß.

Oder, man löse 4 Loth Salmiak in ½ Maß Essig auf.

schont: ist aber die Entzündung in beyden, so werden auch in beyden zugleich die Einschnitte gemacht. Hiedurch erlangt man einen doppelten Nutzen: Erstlich, kann das im Ballen stockende Blut heraus fließen, und Zweytens gewinnt der etwa gegenwärtige oder hernach entstehende Eiter durch die gemachten Einschnitte eine Oeffnung, um bald heraus brechen zu können. Nach gemachten Einschnitten streicht man von der Salbe, No. 5, (*) etwas dick auf Flachs oder auf ein Läppchen, und legt es auf die Ballen über die Einschnitte her, wodurch der Ausfluß des Eiters befördert, und die Schmerzen gemindert werden. Hernach werden die Ballen alle Tage bis zur gänzlichen Heilung mit Auflegung der Salbe, No. 5, verbunden. Man braucht gar kein Bedenken, auch dergleichen Einschnitte alsdann in die Ballen zu machen, wenn man mit dem Pferde auf der Reise ist, und wenn auch den andern Tag dasselbe wieder gehen müßte, indem davon wegen der Unempfindlichkeit der Ballen keine sonderliche Schmerzen entstehen, und die Wunden hier gar bald wieder heilen.

Wenn der an den Ballen unter dem hornichten Theile des Strahles hervor gedrungene Eiter flüssig, und dabey aschgrau oder schwärzlich ist, so sind dieses Kennzeichen, daß die Fleischsohle bloß an ihrer Oberfläche von der Hornsohle getrennet, nicht aber zugleich die Fleischsohle von dem Eiter mit zerfressen sey, mithin der Schade bald heilen werde, indem nur die Endungen der Fleischsohlengefäße bloß da abgerissen sind, wo dieselben hornartig zu werden anfangen. Diese werden sich gar bald wieder verlängern, hornartig werden, und zu ihrer Bedeckung ein neues Horn erzeugen. Man braucht nur alsdann das Horn, so weit dasselbe von der

Fleisch-

(*) Salbe, *No.* 5. Man nehme Balsam Arcäi, Basilicumsalbe, von jedem gleich viel, und mische es unter einander.

Fleischsohle abgesondert ist, weg zu schneiden, und auf die entblößte Sohle von der Essenz von der runden Hohlwurzel, (Ess. aristolochiæ rot.) oder etwas starken Branntwein darauf zu gießen, und die Stelle mit etwas Flachs zu bedecken, so wird nach einigen Tagen sich wieder eine neue Hornsohle erzeugen, und in weniger Zeit ihre natürliche Härte erlangen.

Die Schmiede haben den verabscheuungswürdigen Gebrauch, bey diesem Schaden sogleich dem Pferde die ganze Sohle abzureißen, ohne Rücksicht, ob es auch die Beschaffenheit des Schadens erfordere. Nur alsdann ist das Ausreißen der Sohle nöthig, wenn dieselbe allenthalben von der Fleischsohle abgesondert, und darunter Eiter versteckt ist; außer diesem dient eine solche barbarische Operation zu nichts, als den zuvor geringen Schaden aus Gewinnsucht größer zu machen.

Mehr bedenklich ist es, wenn der bey dem Ballen oder unter dem Strahle entstandene und daselbst hervorgedrungene Eiter weißlich und ein wirklicher Eiter ist, indem daraus ganz natürlich zu schließen ist, daß selbst die Fleischsohle, oder wenigstens ihre Oberfläche, von dem Eiter zerfressen sey. Dieses geschieht sehr oft, mehrentheils aber alsdann, wenn die Entzündung tief in der Fleischsohle ihren Sitz gehabt hat, oder, wenn der Fuß vorn bey der Zehe verbällt, und hier der Eiter unter der Hornsohle lange versteckt gewesen ist; ja es wird auch wohl sogar alsdann der Rand des Hufbeines von dem Eiter angefressen, und dermaßen zum Verderben gebracht, daß ein Theil davon sich von dem noch gesunden Knochen absondert. In diesem Falle schneide man die Hornsohle überall ganz dünn, und suche alsdann alles von der Fleischsohle abgetrennte Horn dergestalt weg zu nehmen, daß auch nicht das geringste von Eiter dahinter sich aufhalten könne, und der Schade überall vom Horne entblößt sey. Die verwundete und entblößte Fleischsohle verbinde man täglich zweymal mit Essenz von der runden Hohlwurzel, oder mit einer Mixtur aus gleichen Theilen von Myrrhen- und Aloe-Essenz, bis

alles heil, und dieselbe mit neuem Horne wieder bedeckt ist. Wenn der Rand des Hufbeines von Eiter angefressen ist, kann die Heilung nicht eher erfolgen, bis daß der vom Eiter angegriffene Theil des Knochens sich von dem noch gesunden abgesondert habe, welches aber von der Natur erst nach langer Zeit bewirkt werden kann, und weshalb also die Heilung lange zurück gehalten wird. Hier kann die Kunst weit geschwinder zum Endzwecke gelangen, wenn man mit einem starken und dabey scharfen Messer den scharfen Rand des Hufbeines, so weit derselbe verdorben ist, wegschneidet, die Stelle des entblößten Knochens mit gepülverten Myrrhen dick bestreuet, und mit Flachs bedeckt. Dieser Verband mit Aufstreuen des Myrrhenpulvers wird alle Tage wiederholt, und, so geschwinde als möglich, die Wunde mit Flachs bedeckt, damit die Luft den entblößten Knochen auf dessen Oberfläche nicht austrocknen könne, welches demselben schädlich und der Heilung hinderlich seyn würde. In Ermangelung der Mürrhen kann man zerstossenes Geigenharz nehmen, oder allenfalls nur bloß den Knochen mit reinem Flachse bedecken. Andere sonst gute Heilmittel sind, auf Knochen angebracht, schädlich. Wenn aber das Hufbein nicht am Rande, sondern nur an seiner untern Fläche, auf einer Stelle seiner Bedeckung (Knochenhaut) beraubt seyn sollte, diese entblößte Stelle aber noch weiß, und nicht ins blaue oder schwärzliche gefärbt ist: so darf nur diese Stelle, wie oben gesagt worden ist, verbunden werden, wodurch sich nach und nach die Fleischsohle wieder darüber hinziehen und den entblößten Knochen bedecken wird. Dieses kann aber alsdann nicht geschehen, wenn die entblößte Knochenstelle nicht mehr natürlich weiß, sondern blau oder schwärzlich ist. Bey solcher Beschaffenheit muß der mißfarbige Knochen, so weit derselbe entblößt ist, mit einem dazu schicklichen Werkzeuge so tief weg geschabt werden, als er von seiner natürlichen weißen Farbe abweicht,

weicht, und bis Blut heraus schwizt; welches geschieht, so bald man kaum eine halbe Linie dick von dem Knochen weg geschabt hat, indem derselbe sehr locker ist. Wenn nun der mißfarbige Theil des Knochens weggenommen ist, wird die Stelle gleichfalls auf die vorher beschriebene Weise verbunden, und damit bis zu dessen Bedeckung fortgefahren.

Zum Beschluß will ich noch einige Regeln angeben, wie man sich auf Reisen bey seinen Pferden, die zugleich zarte Füße haben, um der Verbällung vorzubeugen, verhalten müsse. Es ist ein alter Gebrauch, ein Pferd, welches auf Reisen gehen soll, einige Tage vorher zu beschlagen. Wenn aber dieses bey einem Pferde mit feinen Hufen, oder bey einem solchen, das niedrige Trachten hat, geschieht, und die Füße, nach der allgemeinen schlechten Gewohnheit, an der Sohle sodann bis beynahe zum Bluten ausgewirkt werden, was kann hierauf wohl anders erfolgen, als daß das Pferd, wenn es seine Reise hernach auf steinigem oder trocknem rauhem Boden verrichten muß, seine Füße gar leicht verbället! Ich kenne indessen doch auch die vermeinten Vortheile, welche man durch das kurz vorherige Beschlagen zu erhalten gedenkt; diese sind folgende: 1) damit auf der Reise, von fremden, in Ansehung ihrer Geschicklichkeit unbekannten Schmieden das Beschlagen nicht nöthig sey; 2) daß das Pferd desto sicherer gehe, und 3) kein Sand oder Koth sich in dem reinlich ausgewirkten Fuße ansammeln könne; und 4) was noch das ungereimteste ist, daß dem Pferde die Steingallen nicht drücken, und dasselbe nicht so leicht die Füße verbällen möge, und was dergleichen mehr ist. Diese vermeinten Vortheile will ich etwas näher betrachten, und sodann das Bessere angeben.

Ist es nicht wahr, und lehrt es nicht die Erfahrung, daß ein neu aufgeschlagenes Eisen weit eher abgetreten werden kann, als ein bereits 8 Tage aufgelegenes, welches sich besser an den Huf gelagert hat? und pflegt das Pferd nicht auf einem bereits 8 Tage gelegenen Beschlage weit dreister, als auf einem ganz frischen, zu gehen? Hat man nicht eher zu befürchten, daß sich Sand und Steine zwischen die Sohle und das Eisen setzen, wenn die Fußsohle und die Hornsohle von dem Eisen entfernt ist, als wenn der Fuß von Horn mehr voll ist, und die Hornsohle gleichsam bis nahe unter das Eisen hinreicht? Ist es gewiß, daß die Verbällung eine Entzündung der Ballen oder

besser

besser gesagt, eine Entzündung der Fleischsohle bey dem Ballen sey, und diese mehrentheils von einem starken Drucke entstehe; so ist es auch gewiß, daß, je dünner die Hornsohle in den Ecken ausgeschnitten ist, desto leichter auch hier die Fleischsohle im Gehen gedrückt, und die Ballen davon entzündet werden können. Man muß daher das Pferd wenigstens 8 Tage vor Antritt der Reise beschlagen, und dabey die Sohle wenig auswirken, auch den ganzen Fuß, so viel thunlich ist, groß lassen. Dieses wird einem Pferde, welches von Natur große Füße hat, zureichend seyn.

Allein, es giebt Pferde, insbesondere in großer Herren Marställen, welche zarte und sehr empfindliche Füße haben, und derfalls beynahe wie sehr zärtliche Personen, über steinige Strassen getragen werden müssen. Dieser Art Pferde, wenn sie verschickt werden, oder aus andern Ursachen eine Reise thun sollen, ist es dienlich, entweder ihre Füße mit türkischen Eisen, (welche ich im Art. Hufeisen beschreiben werde,) oder einem solchen, wie oben, S. 554. beschrieben worden ist, zu beschlagen. Dieses ist jenem noch um deswillen vorzuziehen, weil bey diesem, wenn es nöthig ist, ein Einschlag auf die Hornsohle gelegt werden kann, welches aber bey dem türkischen Beschlage deswegen nicht angeht, weil die innere Oeffnung des Eisens klein ist, und daher hindert, die Sohle mit einem Hülfsmittel belegen zu können. Zu geschweigen, daß jeder Dorfschmied gedachtes Eisen verfertigen kann; da hingegen ein türkisches so zu machen, daß es auch Geschick hat, ist in Deutschland nicht Jedermanns Sache. Ferner dient einem solchen mit der gehörigen Vorsicht auf Reisen beschlagenen Pferde, des Abends, wenn zuvor die Füße mit Wasser wohl ausgewaschen, und die Sohle unter dem Hufeisen vermittelst eines eisernen Hakens, von Sand und Koth gereinigt worden ist, den Einschlag No. 1. zu gebrauchen, wie oben, S. 553, bezeigt ist; so wird man alsdann, ohne durch Entzündung der Füße gehindert zu werden, seine Reise fortsetzen können.

J. A. Revstings Unterricht, Pferde zu beschlagen ꝛc. Gött. 1777. 8. S. 304, fgg.

Fuß-Fäule bey Schafen. Es ist dieses ein Uebel, welchem insonderheit säugende Schafe unterworfen sind; denn, wenn diese täglich zweymal vom Felde nach Hause getrieben werden, ihre Hauslämmer zu säugen, vornämlich zur Winterszeit, so werden ihre Füße wund;

und wo nicht zeitig danach gesehen wird, entsteht daraus eine Fäule, woran sie nicht allein viel Schmerzen leiden, den Appetit verlieren, an Milch und Fleisch abnehmen, sondern auch ihre Lämmer und andere Schafe anstecken. Hienächst ist auch, wie Ellis in seiner Abhandlung von der engländischen Schafzucht bemerkt, an diesem Zufalle Schuld, daß die meisten, welche fette Lämmer ziehen, gemeiniglich die Schafe aus den Abendgegenden bekommen, wo sie auf ebenen oder abhänzigen Lande in feinen trocknen Grase nicht getrieben worden, sondern frey gegangen sind, bis sie nebst ihren Lämmern, oder ohne Lämmer in Heerden weit zu Markte getrieben werden, wovon ihre zarte Füsse leicht wund werden; und wenn auch solches noch nicht zur Fäule geworden ist, so giebt doch ein unbedachtsamer Landwirth darauf nicht Acht, und treibt die Schafe bald hernach, nachdem sie gelammet haben, aus und ein. Hiezu kömmt noch, daß bey solchen Leuten, welche die säugenden Schafe des Nachts bey ihren Lämmern im Stalle lassen, wohl in einigen Monaten nicht ausgemistet, sondern nur mit frischem Strohe täglich gestreuet wird; da denn die Schafe auf der Hitze liegen, und am meisten davon die Füße verhitzet werden müssen, wovon die Fußfäule entsteht und beständig zunimmt.

Die Verfasser der Maison rustique schreiben: „Wenn ein „Schaf davon lahm wird, daß ihm die Klauen zu weich ge„worden sind, weil es zu lange auf feuchtem Mistе gestanden hat, „und es damit so weit kömmt, daß es nicht mehr gehen kann, „so soll man die Spitze der Klaue abschneiden, darüber ungelöschten Kalk legen, solchen mit Leinwand verbinden, und es „denselben Tag widerholen, folgenden Tages aber darzu ein „wenig Grünspan thun, und mit diesen Mitteln so lange fort„fahren, bis die Klauen wieder gesund wären“

Adam Speed, welcher im Jahr 1628 geschrieben hat, giebt in einem seiner Wirthschaftsbücher folgendes Mittel an: „Wenn die Klauen lahm, geborsten, überwachsen oder zer„brochen sind, so beschneidet man sie gehörig, macht ein Pfla„ster von unausgeschmolzenem Wachse, Har„ Terpenthin, fri„schem

„schem Kalk und Schweinfett, bestreicht die Klaue mit Kamil„lenöhl, und leget das Pflaster über, bindet es fest, und läßt „das Schaf nicht auf steinige, nasse oder sumpfige Orte gehen, „bis es wieder gut ist.“

Nach Hrn. Ellis Berichte, hat ein Lammpachter zu Layhill bey Bovington im Hertfordischen, folgendes Mittel bewährt befunden. Man thut blauen Vitriolstein, eines Nußkernes groß, in 1½ bis 2 Unzen Aquafort (Scheidewasser), läßt ihn darin zergehn, und verwahret es in einer Flasche, welche man mit einem gläsernen Stöpsel verschließt. Beym Gebrauche visitiret man die Wunde mit einem glatten Hölzchen, reiniget sie, so gut es angeht, und bestreicht den schadhaften Theil der Klaue mit diesem Wasser, behält das Schaf zu Hause, und verbindet ihm den Fuß mit einem Lappen.

Da die Fußfäule bisweilen so stark wird, daß über oder unter der Klaue Materie ausläuft, so bringen einige die gesunden Schafe allein damit sie nicht angesteckt werden, und reinigen die Wunde, wenn sie sehr schlimm ist, mit dem Federmesser, auch bis es blutet, von allem schwammigen, wilden und faulen Fleische. Da nicht nur säugende Schafe, welche viel getrieben werden, sondern auch andere, zumal große Schafe, welche beständig in hohem Grase auf tiefen nassem Lande gehen müssen, faule Füße bekommen: so gebraucht man folgende Cur. Man kocht Schweinspeck, Seife und Terpenthin mit einander. (Es muß mehr Speck, weniger Seife, und das wenigste Terpenthin seyn.) Dieses streicht man auf ein Stück mit Oehl erweichtes Schafleder, bindet es ganz heiß um den Fuß, läßt es eine Woche darauf liegen, wäscht hernach den Fuß mit Urin, leget das Leder wieder auf, und läßt es, bis das Thier völlig gesund ist, liegen. Alsdann zerläßt man ein Stückchen Alaun und weißen Vitriol in warmem Wasser, und beschmiert den Fuß damit, vermittelst einer Feder; dieses trocknet den Ort, und macht den Fuß wieder fest. Oder, man vermischet Salz, Schmeer und Theer am Feuer, leget es heiß auf den Fuß, und

bindet

bindet altes Leder darum, so wird gemeiniglich in 3 oder 4 Tagen der Fuß völlig heil seyn.

Im Lincolnschen bekommen die großen Schafe, weil sie meistens in nassen Gruben und gellen Grase gehen, leicht die Fußfäule. Dawider halten die Schäfer eine Vermischung von Scheidewasser, blauem Vitriol, Grünspann, weissem Sublimat, auch etwas vom besten Weinessig, in Bereitschaft. Zuerst reinigen sie die Wunde am Fuße, jedoch selten so viel, daß es bluten müßte; tunken eine Feder in dieses Wasser, und beschmieren den Ort, ein oder zweymal. Eben dieses brauchen sie unterweges des Abends oder Morgens wenn die Schafe den Tag über getrieben, und davon wund geworden sind.

Fuß-Flasche, siehe Wärm-Flasche.

Fuß-Frohne, siehe Fuß-Dienst.

Fuß-Gänger, Fr. Homme à pié, Piéton, der zu Fuße reiset. Auch ein Soldat, welcher zu Fuße dienet, ein Infanterist, zum Unterschiede von einem Reiter. Siehe Fuß-Knecht.

Fuß-Gesims, in der Baukunst, das Gesims an dem Fuße oder Fußgestelle einer Säule; zum Unterschiede von dem Haupt-Gesimse; s. oben, S. 514. S. auch Gesims.

Fuß-Gestell, ein Gestell, so fern es den Fuß eines Körpers oder einer Last ausmacht. Das Fuß-Gestell einer Säule, der Säulenfuß, Säulenstuhl; siehe Postement. Das Fußgestell einer Bildsäule, eines Uhr Gehäuses, eines Tisches, u. s. f.

Bey den Jägern werden auch die Schenkel des Habichtes das Fuß-Gestell oder Gestell genannt.

Fuß-Gicht, siehe Podagra.

Fuß-Hader, Fuß-Tuch, Fr. Torchon, ein Lappen oder Tuch, womit man die Schuhe reiniget. Kinen Fußhader seyn, von ihm zu verächtlichen Diensten gemißbrauchet werden.

Fuß-Hammer, bey den Goldschmieden; siehe unter Hammer.

Fuß-Kette, zu Erhaltung der Jungfrauschaft; siehe im Art. Jungfrauschaft.

Fuß-Knecht, Fr. Fantassin, Homme de pié. 1. Eine veraltete Benennung eines Soldaten zu Fuße, eines Fußgängers, oder Infanteristen, der auch ein Reisknecht genannt wurde, von Reise, Feldzug. 2 Macc. 12, 20. 33. Cap. 13, 2.

2. Im Forstwesen, ein Forstknecht, der unter dem Förster zu Fuße dienet, ein Heideläufer, Forstläufer, zum Unterschiede von dem Heidereiter; s. Th. XIV, S. 537.

Fuß-Kreuz, Gang-Kreuz, Oeffner-Kreuz, ein gewisser Theil an der Scheermühle in den Seidenmanufacturen. S. Sprengels Handw. und Künste, 14te. Samml. S. 403.

Fuß-Maß. 1. Das Maß eines Fußes, dergleichen z. B. der Schuster nimmt. 2. Das Maß nach Fußen, zum Unterschiede von dem Ellen-Maße u. s. f. Siehe oben, S. 514, fgg.

Fuß Nägel, siehe Nagel an Händen und Füßen.

Fuß-Pfad, im Oberdeutschen und der höhern Schreib-Art, ein Fußsteig, Fußweg; siehe Fuß-Steig.

Fuß-Pfahl, im Bergbaue, ein Bret, welches man in den Anfall leget, worauf die Stämpel angetrieben werden, damit sie nicht ausweichen.

Fuß-Pflug, eine Art schwedischer Pflüge; s. unter Pflug.

Fuß-Reiser, in dem Jagdwesen, dürre Stangen um den Vogelheerd, damit die Vögel darauf fußen, d. i. sich darauf setzen können; siehe Antritt.

Fuß-Riemen, bey den Hutmachern ein hänfener Strick, oder lederner Riemen, der sich an jedem Ende mit einem Ringe endiget, in welchen man den Fuß setzt; Fig. 824.

Bey dem Ausrupfen der Haare aus den Biberfellen, sitzt der Rupfer von einer Bank, oder dem so genannten Bocke; über diesen wird das Fell seiner Länge nach ausgebreitet, und vermittelst des Fußriemens, mit welchem er dasselbe an demjenigen Ende umschließt, welches ihm am nächsten liegt, indem er mit beyden Füßen in die Ringe des Riemens tritt, fest gehalten. Hrn. Abt Nollet Hutmacherkunst, im 6. B. des Schaupl. der Künste und Handw. Lpz. und Königsb. 1767, gr. 4. S. 176.

Fuß-

Fuß-Ring. Die meisten Schriftsteller haben von den Hottentottinnen versichert, sie trügen Därme von Schafen und andern Thieren um die Füße. Dieses aber ist eine Unwahrheit. Nach Kolbens Erzählung trazen die Mädchen, von ihrer Kindheit bis ins zwölfte Jahr, Binsen, in Ringe gebunden, um die Füße vom Knie bis an die Hacken. Wenn sie zu diesem Alter gekommen sind, machen sie diese Ringe aus Schnittlinzen von Schafs- oder Kalbshaut, eines kleinen Finzers dick. Sie sengen das Haar ab, und kehren alsdann die Seite, darauf es stand, einwärts. Einige, welche Weiber geworden sind, haben über hundert solche Ringe am Fuße, so artig gewunden und zusammen gefügt, daß sie wie eine zusammenhängende Windel aussehen, und durch langes Trazen so hart wie Holz werden. Damit diese Ringe nicht herab fallen, befestigen sie dieselben mit breiten Bändern an den Gelenken; und sie dienen theils als ein Zierrath des weiblichen Geschlechtes, (denn das hottentottische Frauenzimmer trägt dieser Ringe mehr oder weniger nach ihrem Range,) theils die Füße zu verwahren, daß sie im Felde nicht von Dornen und Hecken zerrissen werden.

Fuß-Sack, eine Art eines großen und geräumigen Sackes, welcher insgemein von grobem Tuche oder anderm starken wollenen Zeuge gemacht und inwendig mit gutem Rauchwerke ausgefüttert ist, dessen man sich im Winter, sowohl auf Reisen, als sonst, zur Verwahrung der Füße, welche darein gestecket werden, wider große Kälte zu bedienen pflegt.

Von Fuß-Säcken für Frauenzimmer, s. Th. XIII, S. 240.

Fuß-Schämel, ein Schämel zum Behuf der Füße; in der anständigern Sprechart, eine Fuß-Bank; s. oben, S. 531.

An den Leinweber- und Zeugmacher-Stühlen, die beweglichen Tritte unter den Füßen des Webenden. Siehe Th. XXXVI, S. 44.

Fuß-Scheit, bey den Köhlern, Scheite, welche bey einem gesetzten Meiler an der untern Schicht in die Quere auf einander geleget werden, damit die gestübten Meiler unten auf der Stätte Luft behalten, daß die Feuer ziehen können. Siehe Kohlen-Brennen.

Fuß-Schelle, eiserne Fessel an den Füßen; zum Unterschiede von den Hand-Schellen. Siehe Fuß-Eisen 2. und Schelle.

Fuß-Schwinden bey Pferden, Bern-Schwinden. Man sagt, dem Pferde schwinde der Fuß, wenn derselbe von außen nach und nach kleiner wird, und die Hornsohle, nebst dem Strahle, sich tief nach dem Fuße hin senken, gleich als ob keine Fleischsohle darunter wäre. Schmiede pflegen alsdann zu sagen, das Pferd habe kein Leben im Fuße, oder, es sey demselben das Leben geschwunden. Pferde, welche sehr trockne feine Schenkel haben, sind zu diesem Fehler mehr geneigt, als andere mit starken Beinen.

Dieser Schade kömmt jedesmal daher, wenn es den am Fuße befindlichen Theilen am Zuflusse nöthiger Nahrungssäfte gebricht, mithin die Fleischsohle und zugleich auch die Fleischwand dergestalt unter der Hornsohle vertrocknen, daß das Horn beynahe bis auf das Hufbein zu liegen kömmt. Pferde mit ausgetrockneten Schultern haben auch öfters diesen Fehler zugleich mit. Er entsteht auch insgemein nach solchen Beinschäden, bey welchen das Pferd lange Zeit sehr heftige Schmerzen empfunden hat; wie auch alsdann, wenn bey Knie- oder Fesselgelenkwunden Gliedwasser ausgeflossen ist. Ueberhaupt kann aus allem, wodurch der Fleischsohle und der Fleischwand die benöthigten Nahrungssäfte entzogen, oder deren Gefäße zusammen gezogen werden, auch das Schwinden des Fußes entstehen.

Der Fehler wird mehr bey den Vorder- als bey den Hinterfüßen angetroffen, und verursachet, daß das Pferd blöde geht, oder wohl gar davon hinket. Man kann

es daran erkennen, wenn das Klopfen mit dem Hufhammer an der Hornwand einen hohlen Ton von sich hören läßt, wenn der Fuß widernatürlich kleiner wird, und wenn bey dem Beschlagen die Hornsohle und der Strahl sich äußerst tief ausschneiden lassen, ohne daß sich Blut zeigt.

Folgende Hülfsmittel werden bey einem solchen Schaden, wofern er nicht zu alt ist, gute Dienste leisten. Zuvörderst schneide man die Hornsohle und den Strahl allenthalben so tief aus, bis daß beynahe das Blut durch das wenige sitzen gebliebene Horn durchschwitzet; alsdann schmiere man von dem Einschlage No. 1, (*) allenthalben fingersdick darüber her, bedecke es mit Flachs, und lasse es 24 Stunden liegen. Hernach nehme man das alte weg, und lege wieder frischen Einschlag auf, wiederhole dieses drey oder viermal, und setze es alsdann drey Wochen aus. In dieser Zeit aber lege man alle Abend von dem Einschlage No. 2 (**) auf die Sohle, streiche davon etwas auf einen Lappen, und binde es um das Fesselgeleuk, um die Krone, die Ballen und die ganze Hornwand herum. Jeder Verband kann 48 Stunden sitzen bleiben, und nur bloß einigemal etwas warmes Bier dahinter gegossen werden, um hiemit den übergelegten Umschlag, welcher von der Wärme des Beines trocken wird, zu erweichen. Nach drey Wochen wird das Eisen wieder abgenommen, die Sohle wie zuerst dünn ausgeschnitten, und der Einschlag No. 1 wieder übergeleget, und endlich No. 2 beschiebener Maßen gebrauchet. Wenn etwa das Bein, an welchem das Hufschwinden ist,

(*) Einschlag No. 1. Zu 1 ℔ des Einschlages No. 2. mische man 4 Loth gepülverte spanische Fliegen, und 2 Loth Terpenthinöhl.

(**) Einschlag No. 2 Man zerstoße 6 Zwiebeln mit ½ ℔ Schweinschmalz, ganz klein, mische dazu ½ ℔ Leinöhlkuchen, und mache es mit einer hinlänglichen Quantität Bier zu einem Brey.

am Ober- und Unterarme etwas mit geschwunden seyn sollte, so thut man wohl, wenn man dasselbe oben von Elbogen an, bis herunter zum Fessel hin, über den dritten Tag mit dem Mittel No. 3 (*) schmieret, solches jedesmal mit der Hand recht stark eintreibet, und dieses fünf bis sechsmal wiederholt. Nach vollbrachter Cur muß man das Pferd einige Monate auf einer fetten Grasweide gehen lassen.

Fuß-Socke, siehe Socke.

Fuß-Sohle, die unterste Fläche des Fußes am Menschen und einigen Thieren, der flache Fuß, im gem. Leben der Plattfuß, Niederf. Pad, Fr. Patte. In engerm Verstande versteht man unter diesem Ausdrucke den vordern Theil dieser Fläche nach den Zehen zu; zum Unterschiede von dem Fußblatte. S. oben, S. 493.

Fuß-Spur, die Spur, d. i. das Ueberbleibsel von dem Eindrucke der Füße; die Spur, bey den Jägern die Fährte. Die Fuß-Spur von einem Diebe haben. Niederf. Foßpurn, Foorsparen, Dän. Fodspor, in Schwab. das Gespöre. Siehe den folgenden Artikel.

Fuß-Stapfen, (der) (**) L. Vestigium, Fr. Pas, Trace vestige, der Eindruck der Füße in dem Boden, von Menschen oder Thieren, besonders von den erstern, der Fuß-Tritt. Die Jäger brauchen statt dieses Wortes Spur und Fährte.

Fi-

(*) Man nehme Terpenthinöhl 8 Loth, und mische hi zu 2 Loth fein zerstoßenes *Gummi Euphorbium*. Bey jedesmaligem Gebrauche muß es wohl umgeschüttelt werden.

(**) Die letzte Hälfte dieses Wortes bedeutet einen Stoß, Druck, und gemeiniglich auch einen Tritt und Gang. Bey dem Notker bedeutet stephen, steigen, gehen, uberstephen, übertreten. Im Niederf. ist stappen gehen, und stappen auf langen Leinen einher treten. Das Angelf. steppan, Engl. step, Holländ. stapp, Wend. stupiu, Griech. στείβω, bedeutet gleichfalls gehen oder treten. Siehe Stab, Stupfe und Stempfen. Das Stammwort von allen ist, Tupp, tapfen. Siehe Tupfen.

Figürlich in eines Fußstapfen treten, seinen Fußstapfen folgen, ihm nachahmen.

Nach dem Berichte des Univ. Magaz. of knowledge and pleasure, a. d. M. Mai 1757, sind die Landeseinwohner von Amerika in Entdeckung der Fußstapfen auf eine bewundernswürdige Weise scharfsinnig. Denn, so bald sie nur einige Fußstapfen, die uns ganz verworren und undeutlich vorkommen würden, erblicken, können sie sogleich sagen, wie viel Personen, und seit wie lange sie da gegangen seyn; sie sind sogar im Stande, aus den verschiedenen Abdrücken der Füße, in Fußstapfen, wo wir nichts weniger, als das Zeichen eines Trittes antreffen würden, zu sagen, von was für einer Nation diejenigen Personen, so daselbst gegangen sind, gewesen seyn.

S. den 24. B. des Hamb. Magaz. S. 487.

Fuß-Steig, Fuß-Weg, im Oberd. der **Fuß-Pfad,**(*) Lat. Iter, Semita, Fr. Sentier, wird (zum Unterschiede von einem Fahr-Wege,) der schmale, und gemeiniglich auch kürzeste oder gerade zu genommene, nicht weniger dabey oft erhabene Weg genennet, welcher zur Bequemlichkeit der zu Fuße wandernden Personen, neben dem Fahrwege, auch über Wiesen, Flüsse und Felder angeleget worden ist. Weil aber dergleichen Wege nicht allenthalben auch für Reitende dienen sollen, noch weniger, wo sie etwa breit sind, gar zum Fahrwege gemacht werden dürfen, als wodurch sowohl dieselben, der Beschaffenheit der Umstände nach, leicht schlecht und unbrauchbar gemachet werden, wie auch sonst allerley Schade daraus entstehen kann: so pflegt man entweder denselben mit einem Geländer vom Fahrwege abzusondern, und ein sich auf einem Stocke herum drehendes Kreuz in die Mitte bey den Eingängen aufzustellen, oder kleine Schlagbäume, wie auch sich auf und nieder schlagende Stöcke, nicht weniger auf zwo niedrigen Säulen erhöhete Querbalken so hoch darüber aufzurichten, daß kaum ein lediges Pferd sich darunter wegführen läßt.

(*) Niederf. Padweeg, Dän. Soedstie.

Ueber die fruchttragenden Felder und Aecker muß man keine Fußsteige, oder wofern diese Dienstbarkeit darauf liegt, daraus gar eine Servitutem viæ oder actus, d. i. Fahrweg und Trift, machen lassen. Man verwehret solches mit Bestecken, Vergraben, Hüten und Pfänden. Siehe Landstraße. Rain.

Es ist aber diese Dienstbarkeit, L. Servitus itineris, ein Recht, vermöge dessen ich über eines andern Feld, Acker oder Wiesen zu Pferde oder zu Fuße gehen darf. Und da dieselbe oft zu vielen Weitläuftigkeiten, ja Processen, Anlaß giebt: so will ich, damit man wissen möge, was derjenige welcher die Dienstbarkeit des Fußsteiges hat, thun oder nicht thun könne, folgende Anmerkungen beyfügen: 1) Wer diese Servitut hat, kann zu Fuße auf dem Steige nach seiner gewöhnlichen Breite, nicht nur gehen, sondern auch wieder umkehren, ja, auch nicht nur zur Noth und Nutzen, sondern auch zur Lust und Gesundheit, darauf spazieren gehen. 2) Kann er nicht nur zu Fuße gehen, sondern auch reiten, weil ein Pferd nicht mehrern Platz im Gehen einnimmt, als ein Mensch. 3) Kann er sich auch auf einem Stuhle und in der Sänfte darüber wegtragen lassen, wenn nur die Träger hinter einander und nicht auf der Seite gehen, und dadurch den Fußsteig erweitern. 4) Kann er kein tragendes Thier, Pferd, Esel oder Ochsen vor sich treiben, ob er schon darauf sitzen und reiten kann., weil dergleichen Thiere vor sich keinen Fußsteig und gewissen Weg an einen Ort gehen, es wäre denn daß sie dahin getrieben würden, welches aber alsdann keinen Fußsteig, sondern einen Trieb, anzeigt. Es ist auch demjenigen, welcher die Servitut des Gehesteiges hat, nur dasjenige erlaubt, wodurch er seinen Gang verrichten kann, er thue es nun zu Fuße oder zu Pferde. Wer aber ein Thier vor sich her treibt, oder zieht, der handelt wider die Servitut, und maßet sich ein mehreres Recht an, als ihm verstattet worden ist. Ein anderes aber ist es, wenn Jemand etwa zur Winterszeit, um sich durch Gehen zu erwärmen, vom Pferde stiege, und es bey dem Zaume nachführete, wenn auch gleich das Pferd etwas zu tragen auf sich hätte; maßen hiebey darauf zu sehen ist, was vornämlich gehandelt wird. Wenn nun gleich das Pferd gesattelt und gezäumt, und also zum Reiten präparirt ist: so

kann

kann doch von dem Herrn gesagt werden, daß er den Fußsteig gehe. Ein anderes wäre es, wenn er das Pferd neben sich herführte, weil die Enge des Fußsteiges nicht zuläßt, daß beyde neben einander gehen; mithin würde die Beschaffenheit der Servitut schwerer gemachet. 5) Kann er sich sein Pferd von dem Knechte nachführen lassen, um damit wieder nach Hause zu reiten. 6) Kann er diese Servitut durch seine auf dem Landgute habende Bediente exerciren. 7) Wenn Jemanden diese Servitut vermacht, oder sonst zuwege gebracht worden ist, er könnte aber, ohne sich den Weg gleich und eben, oder doch brauchbar zu machen, dazu nicht gelangen: so kann ihm von dem Gutsherrn deshalb kein Hinderniß gemachet werden. Hätte er auch den Weg zu repariren, so kann er die Handwerker und Taglöhner, welche er hiezu nöthig hat, in das Gut führen, nachdem bey Vergünstigung einer Dienstbarkeit alles dasjenige für erlaubt gehalten wird, ohne welches man die Servitut nicht genießen kann. Einen Steig oder eine Brücke aber zu machen, um darüber zu gehen, ist nicht erlaubt. Hätte hingegen Jemand den Fußsteig durch eines andern Hofraum (Hofreithe) zu einem Hause es läge aber der Hofplatz gar zu hoch, daß er nicht wohl zu seinem Hause, oder aus demselben in den Hof kommen könnte, er legte denn einige Treppen oder Stiegen bey seinem Hause, an: so ist ihm auch solches, jedoch weiter nicht, als er zum Gebrauche des Fußsteiges nöthig hat, zugelassen. 8) Kann überhaupt und insgemein derjenige, der diese Servitut hat, alles dasjenige thun, was zu Erhaltung derselben nöthig ist, und ohne welches sie nicht genutzet werden kann. Und wofern ihn der Herr des dienenden Bodens daran hindern wollte, so kann er eine Klage wider ihn anstellen, wenn er nur den Bau und die Reparation auf seine Kosten übernimmt, weil der andere zu nichts weiter, als es zu dulden, verbunden ist. Wollte auch Jemand etwas auf dem Fußsteige, worauf ich die Dienstbarkeit habe, bauen: so kann ich ihm solches verwehren, nicht anders, als wenn er auf meinen Grund und Boden bauen wollte. Ein solcher Bau kömmt auch dem Eigenthumsherrn des Gutes selbst nicht zu, welches die Rechtslehrer so weit extendiren, daß, wenn der Herr einen Zaun, Geländer, oder sonst etwas aufrichtete, um dadurch mich an dem Gebrauche des Fußsteiges zu hindern, ich dieses Hinderniß eigenmächtigerweise wegreißen oder abthun könnte. Was endlich die Breite des Fußsteiges betrifft, so ist solche in den gemeinen Rechten nicht bestimmet, sondern es müssen die Constituenten solches entweder selbst ausmachen, oder durch gewisse feldverständige Schiedsleute, die der Richter wählet,

ent

entscheiden lassen. Insgemein aber besteht die Breite desselben in 2 bis 3 Fuß.

Fuß-Stock, siehe unter Maß-Stab.

Fuß-Strick, in der edlern Schreibart, Schlingen, welche geleget werden, damit sich Menschen oder Thiere mit den Füßen darein verwickeln.

Fuß-Tag, ein Tag, an welchem Unterthanen Fußdienste oder Fußfrohnen zu leisten verbunden sind.

Fuß-Tapete, Fußboden-Decke, Fuß-Decke, härene oder wollene Decken, welche man theils zur Zierde, theils zu mehrerer Bequemlichkeit und Wärme der Füße, auf den Boden eines Zimmers auszubreiten pflegt.

Die härenen Decken sind den wollenen allemal vorzuziehen. Eine Fußdecke von Fries kann, wenn ein Kohlenbecken darauf gesetzt wird, oder von ungefähr Lichtschnuppe darauf fällt, einem Zimmer höchst gefährlich werden; überdieß bekömmt sie leicht garstige Flecken und Mottenlöcher. Die Fußdecken aus Wilton in England, sind schön, aber auch theuer. In Handels-Städten, wo starker Verkehr mit Baumwolle ist, bedient man sich der äußern Umschläge, worin die Baumwolle kömmt, zu Fußtapeten. An einigen Orten werden auch gute Fußdecken von Kuh und Pferde-Haaren verfertiget. Die Elle kuhhärene, $\frac{5}{4}$ breit, kostet 7 bis 8 Groschen. Diese Gattung übertrifft alle Arten von Fußtapeten, selbst das dazu gewöhnliche preußische cramoisine Tuch nicht ausgenommen, an Dauer, Leichtigkeit der Renovirung, und Beständigkeit der Farbe; denn man nimmt solche, wenn sie schmutzig werden, aus dem Zimmer, klopft sie aus und kehrt sie ab, so sind sie wieder neu; da hingegen alles wollene Tuch, insonderheit das cramoisine, den Schmutz sehr leicht annimmt, und nicht anders fahren läßt, als bis es gewaschen wird, worüber es aber zugleich die Farbe verliert. Man macht jetzt auch Fußtapeten aus den Tuchecken und Sahlleisten.

Die

Die holländischen Decken oder Daaken zu Reinhaltung der Fußböden in Stuben und Kammern, auch Kammer=Matten genannt, werden von einem gewissen zarten Schilfe oder Rohre zusammen geflochten und durchschlagen. Man hat sie von unterschiedener Breite und Güte, ein= oder mehrfarbig, gemodelt und ungemodelt ꝛc. Außer diesen giebt es dort noch besondere kleine Decken vor den Stubenthüren, welche Faul=Matten heissen; s. Th. XII. S. 300. S. auch den Art. Teppich.

Fuß=Treten, eine Fischerey, welche auf dem Sande und Schlamme zu Fuß vorgenommen wird; siehe Th. XIII, S. 677.

Fuß=Tritt. 1. Die Handlung des Tretens mit dem Fuße, ein Tritt mit dem Fuße. Einem einen Fußtritt geben. Imgleichen das Treten im Gehen.

2. Der Eindruck des Fußes in der Erde in der höhern Schreibart: die Fuß=Spur, der Fuß=Stapfen.

3. Dasjenige, worauf man mit dem Fuße tritt: der Tritt. Der Fußtritt an einem Tische, an einer Drehbank, an einer Kutsche.

Die Fußtritte einer Kutsche, Fr. Marche-pié de carosse, sind entweder ganz von Eisen, oder von Leder, und an den Bäumen des Wagengestelles befestigt. Das Fußtrittbret jedes ledernen Fußtrittes hängt an zwey sechs- bis acht doppelten Riemen, welche zierlich genähet oder gesteppt sind. An den Baum wird jeder Riemen mit einer starken eisernen Schraube befestiget, und unter dem mit Leder überzogenen Fußtrittbret mit kleinen Schrauben angeschrauber.

Auch ein Schämel oder Fußschämel führt zuweilen den Namen eines Fuß=Trittes.

Fuß=Tuch, siehe Fuß=Hader.

Fuß=Verrenkung, siehe Verrenkung.

Fuß=Wärmer, Fr. Chaufe-pied; siehe Feuer=Gieke.

Fuß=Sack. Wärmflasche.

Fuß=Waschen, L. Lotio pedum, oder Pediluvium, Fr. Lavement des pieds, war ehedem bey vielen, insonderheit den morgenländischen Völkern, deren Land sehr heiß ist, im Gebrauche, und geschahe täglich, vor und nach

nach der Mahlzeit, theils sich nach der Hitze und Müdigkeit zu erquicken, theils von der Unsauberkeit und dem übeln Geruche zu befreyen; eben wie wir uns, jedoch nicht so oft, als jene, dessen zu bedienen pflegen; s. Fußbad.

In der römischen Kirche ist das Fußwaschen eine gottesdienstliche Handlung, welche der Pabst nach dem Beyspiele und zur Nachahmung Christi alle Jahr am grünen Donnerstage an 12 armen Personen verrichtet, ihnen hernach bey der Tafel aufwartet, und sie mit goldenen und silbernen Münzen beschenket. Dieses geschieht auch von einigen weltlichen Fürsten katholischer Religion; es kann es auch ein jeder Bischof in seiner Kathedralkirche verrichten.

Ehemals war es auch in England gebräuchlich, daß der König am grünen Donnerstage so vielen alten Männern, als er Jahre alt war, und die Königinn so vielen alten Weibern, als sie Jahre hatte, die Füße wusch; allein, zu Wilhelm des III. Zeiten ist diese Ceremonie abgeschaffet, und seitdem von dem Oberhofprediger, oder einem anderm Bischofe, im Namen des Königes verrichtet worden. Nach dem Fußwaschen bekömmt jede Manns- und Weibsperson zween Beutel von rothem Leder, in deren einem so viel six pences stecken, als der König Jahre alt ist, im andern aber so viel Schillinge, als er Jahre regiert hat, nebst Brod, Fleisch und andern Victualien auf 4 Mahlzeiten, und ein Stück Zeug zu Kleidung.

Fuß-Weg, siehe Fuß-Steig.

Fuß-Werk, Fr. Chaussement, Chaussure ein Collectivum, welches nur im gem. Leben üblich ist, alle zur Bekleidung der Füße nöthige Stücke als: Schuh und Strümpfe, Socken, Stiefel, Pantoffeln zu bezeichnen. Im Scherze auch die Füße selbst. Ein gutes, ein schlechtes Fußwerk haben.

Fuß-Winde, siehe unter Winde.

Fuß-Wurzel, Fuß-Zehe, siehe oben, S. 492.

Fußen. 1. Eigentlich die Füße auf etwas setzen. In diesem Verstande sagen die Jäger von den Rebhühnern, daß sie fußen, wenn sie sich setzen. Im engern Verstande festen Fuß fassen. Der Boden ist zu weich, zu schlüpfrig, man kann hier nicht fußen.

2. Fi-

2. Figürlich, auf etwas fußen, sich darauf verlassen. Er scheint auf meine Fürsprache sehr zu fußen.

Fuste, Holl. Kits, L. Liburnica minor, Navis oneraria minor; ist ein leichtes, niedriges langes schmales und offenes Fahrzeug, welches Lasten zu führen gebrauchet, und mit Segeln und Rudern leicht gewendet und fortgetrieben wird. Es werden dergleichen insonderheit auf der Donau geführet.

Fustel, Fuster Rhus Cotinus *Linn.* s. Gelbholz, No. 2.

Fusti, heißt bey den Kaufleuten alles dasjenige, was an einer Waare unreines oder nicht gut ist, als: Holz, Packleinwand, Matten, Gläser ꝛc. Es ist also gewissermaßen mit dem Bruto oder Sporco einerley, nur daß sich das Fusti etwas weiter erstreckt, und auch von zerbrochenen oder sonst beschädigten Waaren gesaget wird; s. auch Th. I. S. 175. Daher nennet man Fusti-Rechnung diejenige Rechnung, welche lehret, wie man das, was unter den eingehandelten Waaren nicht gut, zerbrochen oder mangelhaft ist, von dem guten und tüchtigen in der Rechnung gebührend unterscheiden, und von beyden den Preis ausrechnen solle.

Z. B. Es kauft Jemand einen Sack Mandeln, dieser wiegt 235 ℔ Sporco; Thara für den Sack, 5½ ℔. Weil aber viel zerbrochene darunter sind, so werd n der guten 167 ℔ abgesondert, und wird das ℔ gute für 5½ Gr. das ℔ Fusti aber für 3 Gr. gerechnet. Wird demnach gefraget, was die Bezahlung betrage?

235 ℔ Sporco.
5½ - Thara subtr.
229½ - noch Sporco.
167 ℔ Netto, subtr.
62½ ℔ Fusti.

Nachdem man solchergestalt das Netto vom Sporco abgesondert und das Fusti gefunden hat, berechnet man jedes besonders, und spricht: 1 ℔ Fusti *pro* 3 Gr., wie theuer kommen 62½ ℔ Fusti.

1 ℔ - - 3 Gr. - - 62½ ℔ Fusti.
½ 7 Rthlr. 19 Gr. 6 Pf.

So

So viel kostet das Fusti. Alsdann rechnet man auch, was das Netto betrage, und spricht: 1 ℔ Netto kostet $5\frac{1}{2}$ Gr. was 167 ℔ Netto?

1 ℔	$5\frac{1}{2}$ Gr	167 ℔.
	4	27 = 20
	1	6 = 23
		3 = 11 = 6
		38 Rthlr. 6 Gr. 6 Pf.

Man addirt demnach das *Facit* des Fusti und des Netto zusammen, so bekömmt man die begehrte Summe, nämlich: 46 Rthl. 2 Gr.

38 Rthlr. 6 Gr. 6 Pf. Netto.
7 = 19 = 6 = Fusti.
Summa 46 Rthlr. 2 Gr.

Ein anderes Beyspiel. Es kauft Jemand 63 Zimmer 39 Stück Grauwerk; es werden darunter befunden 63 Duzend, 11 Stück geringe, zu 12 Rthlr. 13 Gr. 8 Pf. den Zimmer, und den Rest zu 7 Rthlr. 13 Gr. 6 Pf. das Duzend, was beträgts? *fac.* 1370 Rthlr. 8 Gr. 5 Pf. 1 ₰.

Fustik-Holz, siehe Gelb-Holz, No. 1.

Futaie, siehe Stamm.

Futaine, siehe Barchent.

1. Futter, die Bekleidung eines Körpers von außen oder von innen; doch nur noch in verschiedenen einzelnen Fällen.

1. Von außen, wo dieses Wort 1) im gem. Leben für Futteral sehr häufig ist, besonders in den Zusammensetzungen Brillen-Futter, Flaschen-Futter, Flöten-Futter, Geigen-Futter, Hut-Futter, Kamm-Futter, Kelch-Futter u. s. f. Im mittlern Lat. Futrus, Fodorus, Feutrum, im Ital. Fodero, Fodro, im Franz. Fourreau, schon bey dem Ulphilas Fodr, im Schwed. Foder, im Angels. Fodder, alles in der Bedeutung einer Scheide oder eines Futterales. 2. Bey den Schuhmachern wird ein kleines Stückchen Leder über dem Sporn-träger, die Verletzung des Stiefels von dem Sporne zu verhüten, im Diminut. das Fütterchen genannt.

2. Von

2. Von innen. (1) Bey den Holzarbeitern als: Tischlern und Zimmerleuten, eine hölzerne Verkleidung, eine Oeffnung oder Vertiefung damit auszufüllen. Z. B. an den Oeffnungen der Fenster und Thüren, wovon der Rahmen oder die Thür fest anliegen oder anschlagen sollen, wird eine Verkleidung mit einem schmalen Brete angeschlagen, welche an der einen Seite um so viel, als der Rahmen oder die Thür dick ist, eine Vertiefung machet; dieses heißt sodann das Fensterfutter, Thürfutter. Die Uhrmacher pflegen auch die Zapfenlöcher Futter zu nennen, weil sie mit Messing ausgefüttert werden. Am häufigsten (2) derjenige Zeug, womit die innere Seite eines Kleides oder Kleidungsstückes, um dasselbe sowohl dauerhafter, bequemer und wärmer, als auch zierlicher zu machen, versehen wird; das Unterfutter zum Unterschiede von dem Oberzeuge, welcher in Niedersachsen das Oberfutter genannt wird. Niederf. Foder, Foer, Foor, Schwed. Foder. (*) Man nimmt hiezu theils seidene oder wollene Zeuge, (daher auch die Flanel- Rasch- und andere Weber, welche solche Zeuge, die vornämlich zu Unterfutter gebraucht werden, verfertigen, Futtermacher genannt werden) oder Pelz und Rauchwerk. Jenes heißt im Franz. Doublure, dieses aber Fourrure.

2. **Futter**, (**) L. Pabulum. 1. Alles, was Menschen und Thieren zur Nahrung dient. Giebt er ihm eine ande-

(*) Weil das Schwed. Foder eigentlich ein Futter von Rauchwerk bedeutet, das französische Fourre, ehedem auch mit einem l geschrieben und gesprochen wurde, Foulre, so muthmaßt Herr Ihre nicht unwahrscheinlich, daß dieses Wort von Filz, Fell, vellus, pellis, herstammet, zumal da die Thierfelle doch einmal die erste und älteste Art der Kleidung, und vornämlich auch des Futters gewesen sind. Siehe Futter-Hemd. Sofern dieses Wort ein Futteral bedeutet, läßt es sich sehr bequem gleichfalls daher leiten.

(**) Im mittlern Lat. Fodrum, im Schwed. Foder, im Dän. Foeder, Fode, im Engl. Food, im Angels. Foda, im Wall. Bwyd, im

andere, (Frau) so soll er ihr an ihrem Futter, Decke und Eheschuld nicht abbrechen, 2. Mos. 21, 10. Ich half ihnen das Joch an ihrem Halse tragen, und gab ihnen Futter, Hos. 11, 4. Von Menschen braucht man es im Hochdeutschen nicht anders als im Scherze. Das Futter sticht ihn, sagt man von Jemanden, den der Ueberfluß muthwillig und übermüthig macht. Desto häufiger aber und gemeiniglich von allem demjenigen, was das Pferde- Rind- Schaf- Ziegen- Schwein- und Federvieh zu seiner Nahrung braucht, und entweder von ihnen selbst auf der Weide gesucht, oder denselben zu Hause gegeben wird. Dem Viehe sein Futter geben. Ein Pferd im Futter halten, es unterhalten. Zuweilen auch, obgleich seltener von der Nahrung fleischfressender Thiere. 2. Soviel als einem Thiere auf einmal zur Nahrung gegeben wird, und die Handlung, da man es ihnen giebt. Die Pferde haben schon zwey Futter bekommen. In einem Futter 6 Meilen reiten.

Alles Futter, welches ein Hauswirth für das Vieh haben kann, besteht: 1) in frohem Getreide und Körnern, so ganz trocken, eingequellet, geschroten oder auch gebacken, gefüttert werden; dieses heißt insgemein Hartfutter; 2) in Getreide, wovon er schon einen Nutzen gezogen hat, als: Trebern vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, imgleichen Oehlkuchen; 3) in allerley Abgängen des Getreides, als Spreu, Kaff, Hülsen, Wirr- und Langstroh, Kleyen, Staub- und anderes grobes Mehl, Trestern von Weinbeeren; 4) in allerley Feldwurzeln und Kräutern, als: Kohlblätter, Kohlstrunke, Rü-

im Niederf. Vöde, Vödung, Voodsel, Födsel, Voder Voer, welche insgesamt auch von der menschlichen Nahrung vorkommen; im Ital. Foragio, im Franz. Fourrage, bey den alten oberdeutschen Schriftstellern gleichfalls mit Ausstoßung des d, Foura, Speise Nahrung. Das Stammwort ist das noch im Niederf. vorhandene Zeitwort föden, ernähren; siehe Voer. Das Meißnische Fuder, ein Bissen, gehört vermuthlich auch hieher; siehe oben, S. 422.

Rüben, Möhren, Kartoffeln; wohin auch alles Wurzelwerk, welches die Schweine auswühlen; gehört; 5) in gesäetem Futter, Kräutern, als: Erbsen, Wicken, Wickfutter, Klee, Esparcette ꝛc.; 6) in dürrem und grünem Laube, und dürren Baumzweigen, Rinden, Moos ꝛc.; 7) in allerley abgefallenem, oder faulem, gutem, und endlich auch wildem Obste; 8) in Grase, Heu und Grummet; allerley ausgejätetem Unkraute und Kräutern, welche eingebracht, grün und trocken verfüttert, oder auf dem Felde abgehütet werden; alles dieses heißt Weichfutter; 9) in Schrappe, oder aufgehenden Rocken- und Weizenblättern. 10) Das Vieh selbst giebt auch Materie zum Futter. Sein Urin und Mistgauche ist für einige ein gutes Getränk dazu. Uebrigens ist allezeit Regen- Fluß- Teich- und ein weiches Wasser besser, als Brunnen- und hartes Wasser. Für die Schweine ist Milch, für die Hühner Käse, Quark, wie auch der Mist von anderm Viehe, bisweilen ein Futter. Ja, für eben diese und anderes Federvieh, sind die gestorbenen Seidenwürmer und anderes Gewürm, ein gutes Futter. Einige Hausthiere genießen auch andere Stücke von andern Thieren, als: der Ketten- Jagd- und Schäferhund, die Knochen, das Fleisch ꝛc. Vom Füttern des Viehes mit Fischen, s. Th. XIII, S. 359. Hieher gehören auch noch 11) allerley Spühlicht aus der Küche und vom Branntweinbrennen. Endlich giebt 12) auch das Mineralreich für das Vieh in vielen Fällen das Salz. Hiebey hat nun ein Haus- und Landwirth darauf in Ansehung seines Viehes zu sehen, ob er solche Futtermaterialien selbst bauen, wie viel er davon bauen, und ob er, wenn er auf Futter für das Vieh mehr, als auf andere Nutzungen sieht, durch das Vieh Nutzen haben könne, oder nicht. Denn im ersten Falle ist es rathsam, lieber Futter zu kaufen, oder die Aecker und ihre Früchte dazu, als zu andern Dingen, anzuwenden. Wenn schon überflüssiges Getreide vorhanden

ist, da es nicht viel gilt; so ist es besser, man steckt es und zwar, wenn es angeht, erst mittelbar, nämlich durch Brauen, Stärke machen ꝛc. in das Vieh, oder wohl gar gleich unmittelbar, wenn mit dem Brauen nichts zu thun ist. Oder, man suche die Aeckrr, anstatt des Getreides, mit Futterkräutern zu bestellen; siehe Furter-Kräuter.

Die Nahrung der Thiere ist, überhaupt betrachtet, wie bey den Menschen beschaffen, d. i. sie haben eine Materie nöthig, welche gallertartig ist, und wodurch die festen erdigen Theile unter einander gleichsam zusammen gekleibet, und also vereinigt werden. Da aber die Thiere, in Ansehung der Festigkeit ihrer Theile, von einander unterschieden sind, und diese Theile bey einigen fester und steifer, als bey andern sind: so folgt auch, daß selbst die gallertartige Materie, in Ansehung der mehr oder weniger dichten Beschaffenheit, verschieden seyn müsse. Wenn nun ein natürlicher Körper einen andern nähren soll, so muß derselbe eine gallertartige Materie enthalten, und diese muß auch von den zur Verdauung bestimmten Werkzeugen gehörig heraus gezogen werden können. Es ist aber zu merken, daß Menschen und Thiere, wenn sie sich auch in einem vollkommen gesunden Zustande befinden, nicht einerley Verdauungskräfte besitzen, sondern daß dieselben bey einigen stark, bey andern schwach sind, und also, da die gallertartige Materie in mancher nährenden Substanz schwer, in einer andern leicht herausgezogen werden kann, diese Materie durch die Verdauungskräfte bey einem Thiere herausgezogen, bey einem andern aber entweder gar nicht, oder doch unzureichend, heraus gezogen wird. Daher geschieht es, daß einige Thiere von einer, dem ersten Ansehen nach, schlecht nährenden Substanz sehr gut genährt werden, da hingegen andere von einer solchen Nahrung ein Mangel an Kräften erhalten würden. Ein Pferd z. B. wird mit Haser und Heu gefüttert; es erhält von beyden eine sehr gute

Nah-

Nahrung. Denn es besitzt die Verdauungskräfte, daß Heu und Hafer durchgearbeitet, d. i. die Theile derselben getrennt werden, und die darin befindliche gallertartige Substanz heraus gezogen wird. Ein Hund hingegen würde, aus Mangel der Nahrung, wenn es auch möglich wäre, daß er an Heu und Hafer, als eine Fütterung, gewöhnt werden könnte, in kurzer Zeit sterben müssen, weil er die Verdauungskräfte nicht besitzt, die gallertartige Materie heraus zu ziehen. Gesetzt aber, daß er es auch herauszuziehen könnte, so ist doch dieses wieder zu erwegen, daß die gallertartige Materie im Heu und Hafer von einer solchen Beschaffenheit ist, daß sie wohl die sehr festen Theile eines Pferdes, aber nicht eines Hundes, in dem gehörigen Zustande erhalten kann. Denn letzterer würde unfehlbar nach und nach krank werden, und, der herausgezogenen gallertartigen Substanz ungeachtet, doch noch an einem Mangel der Nahrung sterben, weil die heraus gezogene nährende Substanz zu grob ist, und eher die kleinen Gefäße verstopfen, als eine Nahrung in denselben leisten würde. Daher muß man nicht allein auf die Verdauungskräfte, sondern auch auf den ganzen Körper eines Thieres, oder auf die ganze Structur desselben selbst wie auch auf die Beschaffenheit der in den Nahrungsmitteln und in dem Futter befindlichen nährenden oder gallertartigen Substanz, Rücksicht nehmen, wenn man sich von der nährenden Kraft eines Körpers einen gehörigen Begriff machen will.

Wie man den Gehalt und die Beschaffenheit der Fütterung, in Absicht auf die bey einem Thiere zu erhaltende Milch, zu betrachten habe, siehe im Artik. Milch.

Was das Futter in Ansehung des Mästens der Thiere betrifft, siehe unter Mästen.

Ueberhaupt sind bey dieser Materie folgende Regeln zu beobachten: Alles junge Vieh, welches von gutem Gewächse werden soll, muß in der Jugend wohl

und hinlänglich gefüttert werden. Denn fehlt es in dieser Zeit an genugsamer und zuträglicher Nahrung, so werden die Nerven nicht hinlänglich ausgedehnt, und die Blutgefäße bekommen nicht die erfoderliche Weite; und daher kann es niemals ein recht ausgewachsenes und vollkommen starkes Thier werden. Die Thiere kommen in diesem Stücke völlig mit den Erdgewächsen überein. 2) Thiere, die zum Zuge anwachsen sollen, müssen nicht viel öhlichtes Futter bekommen; denn sie werden sonst zu fett, dieses benimmt ihren Nerven die Stärke, und widerspricht also der Absicht. 4) Man muß dem Zugviehe nicht sogleich nach der Arbeit völliges Futter geben. Bey der Arbeit hat sich Vieh innerlich erwärmt, und alles ist bey ihm in Bewegung. Bekömmt es nun sogleich völliges Futter, so wird es zu hurtig fressen, und das Futter kann mithin unmöglich gehörig verdauet werden, sondern es geht unverdauet in das Blut, welches eine Hauptursache der Krankheiten ist. Eben dieses kann auch auf das Saufen angewendet werden, weil einerley Grund vorhanden ist. 4) Das Futter, welches diesem Viehe zur Mahlzeit bestimmt ist, muß nicht auf einmal vorgeschüttet werden. Denn indem es frißt, wühlt es das Fressen mit dem Maule herum, und vermischt es mit dem aus dem Maule gehenden Schaume. Dieses macht dem Viehe das Fressen zuwider, und darum genießt es nicht sein völliges Futter, vielmehr geht ein beträchtlicher Theil davon verloren; dieses aber widerspricht den Regeln der wirthschaftlichen Sparsamkeit. 5) Bey dem Zugviehe muß sowohl in der Zeit zur Arbeit, als auch in der Zeit zur Fütterung, Ordnung gehalten werden. Es ist eine bekannte und von allen Wirthen angenommene Regel: Die Ordnung ist halbes Futter. Die Erfahrung bekräftigt diesen Satz, und die Vernunft erklärt es aus der Lehre von der Gewohnheit, als welche die andere Natur ist. 6) Es ist nützlich,

daß

daß man diesem Viehe, wenn es stark arbeiten muß, mehr stärkendes Futter gebe, als wenn es Ruhe hat. Will man diesem Viehe zur Zeit der Ruhe vieles Futter abbrechen, so wird man es entkräften, und mithin untüchtig machen, wenn es wieder zur Arbeit gebraucht werden soll; daher muß man auch in diesem Stücke der Sache nicht zu viel und auch nicht zu wenig thun. 7) Die Thiere, von welchen wir die Wolle, Federn, Haare, Seide u. s. f. nutzen wollen, müssen mit fettem und alkalischen Futter gespeiset werden; daher ist z. B. saures und starkhalmiges Gras ein schlechtes Futter für Schafe und Hammel, in Absicht auf die Nutzung der Wolle.

Was in Ansehung der Wahl des Futters für jede Art Vieh besonders zu beobachten ist, findet man in den davon handelnden Artikeln: als: Ente, Gans, Huhn, Pferd, Rindvieh, Schaf, Schwein, Truthühner, Ziege ꝛc.

Futter-Amt, an einigen Höfen, ein Amt, d. i. ein Collegium mehrerer Personen, welches für die Anschaffung und Verwaltung des Futters für den herrschaftlichen Marstall Sorge trägt. Siehe auch Futter-Marschall. Futter-Schreiber.

Futter-Band, bey den Perückenmachern, ein Band über dem Netze, welches die Haartressen trägt.

Futter-Bank, Häckerlings-Bank, im Niederf. die Futter-Lade, ein Kasten auf einem Gestelle, vermittelst dessen das Futter für das Vieh, als: Stroh ꝛc. geschnitten wird. Das Eisen, womit solches geschieht, heißt die Futter-Klinge. Ein mehreres davon wird im Art. Häckerling vorkommen.

Futter-Bann, zu Augsburg, eine Abgabe, welche die Futterer jährlich entrichten, und auch der Höker-Bann genannt wird.

Futter-Boden, ein Boden, auf welchem das Futter für das Vieh verwahrt wird.

Futter-Bohne, siehe Th. VI, S. 132.

Futter-Brey, in den Bienenstöcken, ein weißlicher, glänzender, kleberiger Saft, am Boden der Zellen, welcher den Jungen zur Nahrung dient.

Futter-Dielen, Fr. Serres, die Bretter der innern Verkleidung eines Schiffes; siehe unter Schiff.

Futter-Fisch, eine allgemeine Benennung derjenigen Fische, welche Pflanzen und deren Theile zu ihrer Nahrung brauchen, und auch Weidefische heißen; zum Unterschiede von den Raub- und Schlammfischen.

Futter Geld, Geld, welches man für das Futter und für die Fütterung eines Thieres bezahlt.

Futter-Gras, ein Gras, welches ein bequemes Futter für das Vieh abgiebt; siehe Futer-Kräuter.

Futter-Hemd, Fr. Chemisette, in den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, eine kurze Bekleidung des Leibes, welche unmittelbar über dem Hemde, unter der Weste getragen wird, und sonst auch ein Brusttuch, ingleichen ein Kamisol, von dem Ital. Camiccola, heißt; Niederf. Foorhemd.

Beyde Wörter, woraus dieses Wort zusammengesetzt ist, scheinen hier noch ihre erste ursprüngliche Bedeutung zu haben; Futter, sofern es Rauchwerk, und Hemd, sofern es eine Art der Bekleidung, Gr. ιματιον bedeutet. S. Futter 1. Anmerk.

Futter-Honig, Honig, womit die Bienen im Winter oder Frühlinge gefüttert werden; siehe Th. IV, S. 693, fgg.

Futter-Kasten, ein Kasten, worin das Futter für die Pferde aufbehalten wird; siehe unter Pferd.

Futter-Klinge, siehe Futterbank.

Futter-Kloben der Glaser, siehe unter Karnieß-Blei.

Futter-Knecht, ein Knecht, der allein für die Fütterung des Viehes, und besonders der Pferde bestimmt ist.

Futter-Korn, Korn, sofern es zum Futter für das Vieh, und besonders für die Pferde, gebraucht wird.

Futter-Kräuter, nennt man diejenigen Pflanzen, welche dem Viehe, was in der Landwirthschaft gezogen wird, insbesondere den Pferden, dem Rindviehe und

den Schafen, ein gesundes, nahrhaftes und angenehmes Futter sind, und zu dieser Absicht vornämlich gebaut werden. In volkarmen Ländern macht die Gewinnung dieser Pflanzen die wenigste Mühe; in volkreichern Ländern hingegen, wo jedes Stüchen der Erdfläche seinen Herrn hat, und wo jeder Raum kostbar ist, ist solche ein Gegenstand einer eigenen Beschäftigung.

Die Anzahl der Futterkräuter ist theils durch die Mode, theils durch Vorschläge neuerer ökonomischer Schriftsteller ziemlich angewachsen. Die Vermehrung derselben ist weder nöthig, noch in vielen Gegenden nützlich. Bey der allgemeinen Fütterung, wie sie an jedem Orte auf der Weide, auf den Wiesen und unter dem Heu gefunden wird, kommen einige von den Futterkräutern mit vor, welche aber durch den Anbau stark vermehrt und verbessert werden. Man gebraucht sie alsdann bey besonderer Gelegenheit in der Viehwirthschaft zu besondern Absichten, wenn sich entweder an den sonst gewöhnlichen Nahrungsmitteln ein Mangel ereignet, oder wenn diese zu unkräftig gefunden werden, das Vieh in einen solchen Zustand der Nutzung zu setzen, und darin zu erhalten, in welchem es der Landwirth bey seiner besondern Einrichtung zu sehen wünscht.

Die Landwirthe verfüttern dergleichen Kräuter zum Theil frisch, zum Theil trocken; bald gemengt, bald allein; zuweilen nur sparsam, manchmal häufig. Einige sehen dabey auf gewisse Jahrszeiten; andere auf besondere Umstände und Zubereitungen. Man sucht dadurch entweder einem von schwerer und anhaltender Arbeit lässig, oder durch Zufälle und Krankheit hinfällig gewordenem Viehe wieder aufzuhelfen, bey jungem Viehe aber die Munterkeit, Stärke und Wachsthum zu vermehren. Bey einer guten Anwendung sind eben diese Kräuter auch dienlich, mehr Talg oder Fett und Milch zu erzeugen. Ihr Anbau bedarf in unter-

schiedenem Boden, wenn sie die gewünschten Wirkungen thun sollen, eben so vieler Sorgfalt, als ihre Einsammlung und Aufbehaltung. Insonderheit hat man bey ihrer Verfütterung auf einen vernünftigen Gebrauch derselben zu sehen, weil sie kräftiger sind als andre Nahrungsmittel. Die Erfahrung bestätigt es, und die Vernunft begreift es sehr leicht, daß solche starke Nahrungsmittel, bey einer unbedachtsamen und unordentlichen Anwendung, bald schädlich werden, einige Thiere zu geschwind vollblütig machen, und zu schweren Zufällen Anlaß geben können.

Die vortheilhaftesten sind die, welche sich für unsern Boden am besten schicken, ohne alle oder viele Düngung, ohne beschwerliche und kostbare Wartung, einige Jahre dauern, den Boden nicht sehr entkräften, aufrecht wachsen, und reichliche Aerndten geben.

Man kann die Futterkräuter in natürliche, welche bey uns wild wachsen, und in künstliche, welche gesäet und mit Fleiß gebauet werden, eintheilen. Ein Land, welches zu solchen Pflanzen bestimmt ist, heißt ein Anger, und zwar ein natürlicher, wenn er natürliche, und ein künstlicher, wenn er künstliche Futterkräuter trägt. Anger, welche abgemähet werden, heißen Wiesen; welche hingegen von dem Viehe abgeweidet werden, Weiden. Das beste Verhältniß zwischen den Getreidefeldern und Angern, läßt sich nicht allgemein bestimmen. Man hat aber dabey vornämlich auf die Beschaffenheit und Lage des Landes, auf diejenigen Producte, die den größten Gewinn bringen, auf die Anzahl des zu den landwirthschaftlichen Arbeiten nöthigen Viehes, und auf die erfoderliche Menge des Düngers, zu sehen. Unrecht ist es, wenn man den Mangel der Futterkräuter lieber durch Verminderung der Viehzucht, als durch Verbesserung und Vermehrung der Anger, heben will. Am vortheilhaftesten ist es, wenn man das Land in verschiedene Schläge (Koppeln) theilt,

und

und jeden Theil einige Jahre als Anger, und hernach wieder als Getreidefeld nützet; wovon ich im Artik. Koppel-Wirthschaft ausführlicher handeln werde.

Die meisten Futterkräuter, welche in Deutschland gebaut werden, sind entweder Gräser, oder Pflanzen mit Schmetterlingsblumen. Jene sind größentheils dauernde Pflanzen, sie verlangen die wenigste Wartung, und können grün und gedörrt, ohne Gefahr verfüttert werden.

Die vorzüglichsten Grasarten sind: Frühlings- oder Ruch-Gras, Anthoxanthum adoratum *Linn.*; Canarien-Gras, Phalaris Canariensis *L.*; Hirse-Gras, Panicum; Liesch-Gras, Phleum; Wiesenfuchsschwanz; Alopecurus pratensis; Waldhirse-Gras, Milium effusum; Straus-Gras, Agrostis; Schmielen, Aira; Perl-Gras, Melica; Vieh-Gras, Poa; Zitter-Gras, Briza; Hunds-Gras, Dactylis; Kamm-Gras, Cynosurus cristatus; Schaf-Gras, Festuca ovina; Wiesen-Schwingel, Festuca elatior; Schwaden, Festuca fluitans; Tresp, Bromus; Flug-Hafer, Avena fatua; Wiesen-Hafer, Avena elatior; Ray-Gras, Lolium perenne; Haar-Gras, Elymus; Dorn- oder Honig-Gras, Holcus Siehe den Art Gras.

Die Pflanzen mit Schmetterlingsblumen, haben größere und mehlreichere Samen; sie treiben mehr Zweige, und liefern mehr Futter, als die Gräser, welches aber nur grün und mit Vorsicht verfüttert werden muß. Der rothe Wiesen-Klee, Trifolium pratense, welcher in vielen Gegenden Deutschlands wild wächst, ist unter diesen Futterkräutern die beste Art. Die übrigen Kleearten, welche in neuern Zeiten zum Anbau empfohlen, und angewendet worden, sind: der Erdbeer-Klee, Trifolium fragiferum; der weiße Berg-Klee, Trifol. montanum; der Stein-Klee, Trifol. Melilotus offic. Von den jährlichen Kleearten sind die nützlichsten: der Bastart-Klee, Trifol. hybridum; der Stern-Klee, Tri-

Trifol. ſtellatum, und der Hopfen-Klee, Trifol. agrarium. Siehe den Art. Klee. Hieher gehören auch die Luzerne, Medicago ſativa; der ſchwediſche Heuſame, Medicago falcata; die Hopfen-Luzerne, Medicago lupulina; die Eſparcette, Hedyſarum Onobrichis; die Sülla, Hedyſarum coronarium; die Futter-Wicke, Vicia ſativa; die zweyjährige Wicke, Vicia biennis; die Zaun-Wicke, Vicia ſepium; der Geis Klee, Galega offic.; einige Arten der Platt-Erbſen, Lathyrus pratenſis; die bunte Kronwicke, Coronilla varia; die wilde Kicher, Aſtragalus Cicer; und einige andere Arten dieſes Geſchlechts.

Unter die Pflanzen, welche nicht zu dieſen beyden Claſſen gehören, und dennoch vortheilhafte Futterkräuter ſind, gehören vornämlich Spark, (Spergel, Knöterich) Spergula arvenſis. Die Pimpernelle, oder Bibernelle, Poterium ſanguiſorba, wird von den Engländern, ſeit einigen Jahren, vornämlich deswegen angebaut, um den Schafen ein grünes Winterfutter zu verſchaffen.

Unter den Futterkräutern verdienen die Luzerne, Eſparcette und verſchiedene andere Kleearten allerdings den Vorzug. Ihr Nutzen iſt nunmehr genugſam eingeſehen worden, zumal, da ſie viele Jahre hinter einander auf einem Acker ohne neue Beſtellung und Bearbeitung bleiben können, und den Boden reichlich verzinſen. Allein, eben dieſes, was dieſe Futterkräuter am nützlichſten macht, verurſacht, daß ſie für die meiſten Gegenden von Deutſchland, wo die unglückliche Einrichtung der Eintheilung in Felder, und die Hut und Triftgerechtigkeit Statt findet, nicht recht brauchbar ſind. Der beſte Nutzen eines mit Luzerne, Eſparcette und und dergleichen Kleearten beſtellten Ackers erfolgt erſt im zweyten und dritten Jahre, da ſich dieſelben recht beſtaudet haben. Allein, das geht bey unſerer Eintheilung des Ackers in Felder nicht an, weil die Hirten einen

nen solchen Acker im zweiten und dritten Jahre keineswegs schonen würden. Es ist also für einen sorgfältigen Landwirth eine wichtige Sache, solche Futterkräuter zu kennen, die in einem Jahre viermal abgeschnitten werden können, und viel Futter geben, ohne daß sie nöthig haben, mehrere Jahre auf einerley Acker zu bleiben. Zu dergleichen Futterkräutern, welche in einem Jahre zum öftern genützt werden können, gehören: der Schnitt-Kohl, Brallica arvenlis, der Spinat, die gemeine, und die Biter-Nessel.

Gedanken über die hier zu Lande gewöhnlichen Futterkräuter, st. im 4. St. des 1. B. der Berlin. Sammlungen, 1769, 8. S. 405—412.

Von Futterkräutern, s. Hrn. Prof. Beckmanns Grundsätze der deutschen Landwirthschaft, Gött. 1775, 8. S. 151—176.

J. K. H. Börners Abhandlung von den Futterkräutern, st. im 42—44. St. der ökon. Nachr. der patriot. Gesellschaft in Schlesien, a. d. J. 1777; und im 17, 18, 19 und 39. St. derselb. a. d. J. 1778.

(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff menschl. Fertigkeiten und Kenntnisse ꝛc. 1. Th. Lpz. 1778, 8. S. 17, fgg.

Hrn. v. Haller Abhandlung über die Futterkräuter der Neuern. Bern, 1771, 8. 4 B.

Hrn. v. Juni Anmerkungen von einigen, noch wenig bekannten Futterkräutern, st. in Oeffen ökon. Schriften 2. Band, Berl. und Lpz. 1760, gr. 8. S. 438—443.

Futter-Lade, siehe unter Häckerling.

Futter-Leinwand, Fr. Toile d'embourrure, eine grobe Leinwand, zur Bedeckung der Flocken, Haare oder anderer Materien, womit die Tapezierer die Polster, Stühle, Canapee und andern dergleichen Hausrath ausstopfen, welche sie hernach mit feinern und kostbarern Zeugen überziehen. Zuweilen nennt man auch die Glanz-Leinwand so.

Futter-Macher, siehe oben S. 577.

Futter-Marschall, an fürstlichen Höfen ein Bedienter, welcher den verordneten Vorrath an hartem und rauhem Futter für den Hofstaat in Empfang nimmt, die Nothdurft davon in den fürstlichen Marstall sowohl, als denen, die ein verordnetes Deputat zu empfangen haben, reichen läßt, und über alles Tage- oder Wochen-

zettel

zettel oder Jahrsrechnungen führt. An einigen Orten ist derselbe mit dem Futtermeister einerley, an andern aber ist er demselben vorgesetzt.

Futter-Mauer, Fr. Chemise, in der Baukunst, eine Mauer, womit eine schwächere Wand bekleidet oder gefüttert wird. Besonders im Festungsbaue, die Mauer, womit die Wälle und Gräben eingefaßt und von außen bekleidet werden, damit die Erde nicht herunterschießen oder von dem Regen weggespühlet werden könne; der Mauer-Mantel.

Von den Futtermauern, womit die Fahrdämme verwahrt werden, siehe unter Straße.

Auf den Bergwerken, werden Futtermauern die Mauern und Wände genannt, welche meistentheils von harten Mauersteinen zwischen den Ofenpfeilern aufgeführt sind, und an hohen Oefen gemeiniglich 1½ Elle höher, als die Grundpfeiler, sind.

Futter-Meister, siehe Futter-Marschall.

Futter-Netz, Fr. Moreau, eine Art eines gestrickten Korbes, oder auch ein Sack, den man den Maulthieren über den Kopf hängt, damit sie im Gehen daraus fressen können.

Futter-Raufe, siehe Raufe.

Futter-Rehe, eine Art der Rehe, welche von schlechtem oder unzeitigem Futter herrühren soll; siehe Rehe.

Futter-Rübe, siehe unter Rübe.

Futter-Sack, ein Sack, worin das Futter für das Vieh geholt oder verwahrt wird.

Den Pferdeknechten werden die Futtersäcke, worin dieselben das Futter für ihre Pferde von dem Boden holen müssen, gemeiniglich zum Inventario gegeben.

Futter-Schneider, ein Taglöhner oder Knecht, der den Häckerling für die Pferde und Ochsen schneidet.

Futter-Schreiber, an Höfen, ein Schreiber bey dem Futteramte, ein Schreiber der dem Futtermarschalle, oder Futtermeister untergeordnet ist.

Futter-Schwinge, Futter-Wanne, in der Lausitz Futter-Schwinde, L. Vannus, Ventilabrum, Fr. Van, ein von Weiden oval oder in Gestalt einer Muschel geflochtener Korb, das Pferdefutter darin zu schwingen, und von dem Staube zu reinigen.

Der Knecht nimmt jedesmal so viel Haber in die Schwinge, als nöthig ist, seinen in der Wartung habenden Pferden zu reichen, schwingt ihn aus, damit der Kaff und Staub heraus fliege, und vermischt den nöthigen Häckerling damit. Zu solchem Gebrauche sind die Arten, wie Fig. 825. vorgestellt ist, am bequemsten. Sie sind vorn offen, hinten tief und geschlossen, und im Boden mit Leder oder Wachstuch überzogen, daher der Knecht dreist schwenken kann, ohne zu fürchten, daß er ein Korn verliere; und der Staub und die Spreu müssen nothwendig heraus fliegen. Denn, wenn das Pferdefutter unrein, staubig, oder etwa mit Hühner- Gänse- und andern Federn oder Koth vermischt gegeben wird, so bekommen die Pferde sogleich den Husten, und werden haarschlächtig, oder vergehen, verdorren und verkröpfen davon.

Futter-Sieb, ein Sieb, worin die Knechte das Pferdefutter sieben, und von solcher Unreinigkeit, welche durch das Schwingen nicht hinweg geht, befreyen.

Futter-Stroh, ist nicht nur das Weizen- Haber- Bohnen- Erbsen-Linsen- und Wicken-Stroh, sondern es werden auch die Aehrengebünde, die Wirrbünde oder Wurmgebünde von Rocken- und anderm Stroh in so fern es zum Futter für das Vieh bestimmt ist, darunter verstanden.

Futter-Taffet, siehe Taffet.

Futter-Trespe, Bromus giganteus *Linn.*; siehe unter Trespe.

Futter-Tuch, Fr. petit drap, nennt man den Flanell, Boy, und andere solche tuchartige Gewebe, welche zum Unterfutter unter verschiedene Kleidungsstücke gebraucht werden.

Futter-Wanne, siehe Futter-Schwinge.

Futter-Wicke, Vicia sativa *Linn.*; siehe Wicke.

Futteral, aus dem mittlern Lat. Foderellus, eine harte oder steife Bekleidung eines Körpers von außen, worein man ihn steckt, ihn unversehrt zu erhalten; im gem. Leben ein Futter, L. Theca, Fr. Etui. In manchen Fällen hat ein solches Futteral andere Namen. Bey einem Degen heißt es die Scheide.

Die Futterale werden entweder von Holz, oder von Pappe, (d. i. mehreren bis zu einer gewissen Dicke zusammen gepappten oder gekleisterten Blättern Papier) zu Spiegeln, Gold- und Silbergeschirre und Geschmeide, Ringen, Juwelen, Uhren, und was dergleichen kostbare Dinge mehr sind, ingleichen zu Bestecken, Besteckmessern, einfachen Messern, oder Löffeln, Büchern, und andern Sachen mehr, welche eine Bewahrung vor dem Staube, oder einen Ueberzug nöthig haben, gemacht, und sind insgemein mit Papier, Leder, Sammet, oder seidenen Stoffen ausgeziert. Sie sind mehrentheils eine Arbeit der Buchbinder. Es giebt aber auch sowohl in Deutschland, insonderheit zu Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, als auch und insonderheit in England und Frankreich, einige Futteralmacher, welche nicht allein allerley Arten von Futteralen, sondern auch insonderheit mit Gold, Silber, Dombak, Messing ꝛc. eingefaßte, und mit allerley Fischhäuten oder Leder überzogene Galanteriestücke, Uhrgehäuse u. s. w. machen, von denen man solche, insonderheit die Uhrgehäuse, künstlich und auch schlecht gearbeitet, einzeln oder auch duzendweise, gleich fertig bekommen kann. Sonst hat man auch noch allerley Futterale, Bestecke und Etuis, von Gold, Silber, Messing, Kupfer, Zinn, Blech, welche die damit handthierenden Arbeiter, die Gold- und Silberarbeiter, Fläschner, Klempner, Zinngießer ꝛc. machen. S. auch Besteck.

Die Kunst des Futteralmachens selbst findet man an folgenden Orten deutlich und ausführlich beschrieben:

Anweisung zur Buchbinderkunst, 2te Abtheil. Lpz. 1762, 8. S. 14, fgg.
Chomel ökon. und physikal. Lexicon, 4. Th. Lpz. 1751, f. Col. 601, fgg.
Hallens Werkstätte der heutigen Künste, 2. Band, Brand. und L. 1762, 4. S. 119, f.
C. J. Predigers Buchbinder und Futteralmacher, Anspach 1741, 8. 3 Theile.
G. H. Zinckens teutsches Real- Manufactur- und Handwerks-Lexicon, Lpz. 1745, gr. 8. S. 803—806.

Wenn in Futteralen Geradestücke gelegen haben, so sind solche Gerade, wenn auch das Geradestück selbst verkauft oder verloren gegangen wäre.

Futterer, in vielen Städten, eine Art Höker, welche Holz, Stroh, und verschiedene Arten des Futters, für das Vieh im Kleinen verkaufen.

Feven, ein chinesisches Gewicht; siehe Condorin.

Fyrke, eine kleine Scheidemünze von Kupfer in Dänemark, welche $1\frac{1}{2}$ Witten oder 6 Pfenn. Dänisch hält. 2 Fyrken machen 1 Schill. Dänisch.

G. g.

G, der siebente Buchstab des Alphabethes, welcher mit dem Gaumen ausgesprochen wird, und gemeiniglich härter lautet, als ein j, und gelinder als ch und k.

Den ersten Römern war er ganz unbekannt, als welche an seiner Statt allezeit ein C gebraucht haben; nach dem ersten karthaginensischen Kriege aber sollen sie denselben mit angenommen, und dadurch die Zahl 400, wenn sie ihn aber oben mit einem Strichlein gezeichnet, 4000 angedeutet haben.

Auf einigen alten Grab- und Ehrenmaalen der Römer, findet man diesen Buchstab sehr oft, und zwar theils allein, theils auch mit verschiedenen andern. Allein, bedeutet er bald gratis, bald gens, bald gaudium, oder auch ein anderes Wort. G. *V.* Genio urbis. G. *P. II.* Gloria populi romani. Ein Mehreres davon findet man bey dem Aldus Manutius, in seinem Buche de veterum notarum explanatione.

Auf den preußischen Münzen zeigt G Stettiner Gepräge, und auf den französischen, die zu Poitiers geprägten, an.

Auf den Recepten wird durch G, das Wort Gummi angedeutet.

Bey den Bezeichnungen des Gewichtes und der Münzen im Französischen, bedeutet G so viel als Gros, oder Quentchen.

Auf den in Kupfer gestochenen Wappen, bemerket G, die Goldfarbe, Gr. aber Grün.

In den Registern, Journalen und Rechnungen der Kaufleute, Banquiers und Buchhalter, bedeutet dieser Buchstab, wenn er ganz allein steht, oder auch mit einem

nem l oder r verbunden ist, (Gl. oder Gr.) Groschen. Beym Gewicht, ist durch Gr. Gran zu verstehen. Ggr., gute Groschen; Grvl., Groot Vlämisch; Gg., Goldgulden; GGw., gut Gewicht.

Von der Bedeutung des Buchstabes G auf den französischen Galanteriewaaren, s. den Artikel *Garni*.

Die Bedeutung dieses Buchstabes in der Musik, hat man in diesem Werke nicht zu suchen.

Gabare, Gabarre, Holl. Gabaar, ist in Frankreich der Name gewisser kleiner Fahrzeuge von verschiedener Gattung. Man nennet nämlich also: 1) eine Patache, oder ein kleines Fahrzeug, welches in einem Meerhafen oder auf einem Flusse vor Anker liegt, und worauf sich Zollbediente befinden, welche die ein- und auslaufenden Schiffe visitiren, und für die Verhütung der Unterschleife in Ansehung der Ein- und Ausfahrtszölle sorgen müssen. Die Führer der Schiffe und Fahrzeuge aber sind verbunden, sich einer solchen Gabare zu nähern, und sich von den Zollbedienten visitiren zu lassen. 2) Eine Art platter und breiter Fahrzeuge, welche mit Segel und Ruder gehen, deren man sich in den Häfen und auf einigen Flüssen in Frankreich, die zu andern Schiffen nicht tief genug sind, insonderheit auf der Loire, unterhalb Nantes, bedienet, und welche sehr bequem sind, die Ladung auf die Schiffe, und von den Schiffen damit zu führen; mithin sind dieselben eigentlich nichts anders, als die so genannten Lichter. 3) Eine Art Nachen, worauf, bey Räumung der Canäle, der Schlamm geladen wird. Diejenigen, welche eine solche Gabare führen, heißen im Französ. Gabariers, oder Gabriers; wiewohl dieser Name auch den Tagelöhnern und Lastträgern, welche die Schiffe beladen und abladen, und die Waaren auf die Gabaren, und aus selbigen bringen helfen, beygeleget wird. Siehe Ballen-Binder.

Gabari, Gabarit; siehe Sarter.

Gabe, von dem Zeitworte geben; L. Donum, Fr. Don. 1. Ueberhaupt alles, was gegeben wird, in welcher weitesten Bedeutung es nur noch in einigen Fällen üblich ist. So bedeutet Gabe in dem Salzwerke zu Halle die Anzahl Zobersohle, welche jede Woche in jede Kothe geliefert wird. Daher ist auch Gaben-Herr, eben daselbst, eine Benennung der Unterbornmeister, weil sie die Aufsicht über die Gabe, d. i. über die Sohle haben, welche aus dem Salzbrunnen in die Kothe geliefert wird.

Die Gaben-Herren, müssen auf ein über den Brunnen aufgehängtes Täfelchen die Gaben anschreiben, wie viel Zober nämlich auf ein Quart oder Nößel Thalgut, die ausgesprochene Siedewoche über, nach dem Gerenten und der Fröhnung aus dem Brunnen gezogen, und in die Kothe getragen und gegossen werden soll. Sie haben auch den Bornknechten zu gebieten, und können die Widerspenstigen und Verbrecher mit Schließung an die über dem Brunnen befindlichen Halseisen, bestrafen.

Auch alles, was ein Unterthan dem Obern entrichten muß, die Abgaben, werden im gem. Leben Gaben, oder Steuern und Gaben genannt. Siehe Impóst. Steuer.

2. In engerer Bedeutung, ein Geschenk. 1) Ein jedes Geschenk, in welchem Verstande es im Hochdeutschen veraltet ist, ob es gleich in der deutschen Bibel mehrmals in dieser Bedeutung vorkömmt. Nach Gaben trachten, Es. 1, 23. Geschenke und Gaben verblenden die Weisen, Sir. 20, 31. Auch freywillige Opfer kommen im alten Testamente mehrmals unter dieser Benennung vor. 2) Im gem. Leben, ein Geschenk, welches man einem Armen zu seiner Nothdurft macht, ein Almosen. Einem Bettler eine Gabe geben. 3) Ein jedes Ding, ein jeder physischer oder moralischer Vorzug, Fähigkeit u. s. f. so fern es als ein Geschenk Gottes oder der Natur angesehen wird. Das Brod ist eine der vorzüglichsten Gaben Gottes.

Ein

Kinder sind eine Gabe Gottes. Besonders Fähigkeiten des Geistes und Gemüthes, sie mögen nun natürlich, oder erworben, oder unmittelbar von Gott mitgetheilt seyn. Ein Mann von vielen Gaben, Fähigkeiten. Die Gabe der Keuschheit.

1. Gabel, Zins, Steuer; siehe Gassel.

2. Gabel, (*) L. Furca, Fr. Fourche, Fourchette, ein jedes Ding, an welchem sich zwo Spitzen an einem gemeinschaftlichen Stiele befinden. So werden die Stangen eines Hirsches, die nur aus zwey Enden bestehen (s. Gabel-Hirsch,) imgleichen die zwey obersten Enden eines jeden Hirschgeweihes, bey den Jägern Gabeln genannt. Die Gabel eines Baumastes, wenn sich derselbe in zween Arme theilet; siehe Zwiesel.

In dem Pflanzenreiche versteht man unter Gabel, Gäbelein, Häklein, Heftel, Rieme, Rißlinge, Schlinge oder Zwickel, L. Capreolus, Cirrhus, Clavicula, Viticulus, Fr. Fourchette, Fleau, Nille, gewisse Schnuren oder Fäden, welche aus verschiedenen Theilen der Pflanzen entspringen, sich gemeiniglich in Schraubengänge winden, und um andere Körper, zu Befestigung ihrer Pflanzen, herum schlingen, oder sonst auf eine Art anklammern. Sie spalten sich oft, wie am Weinstocke, in mehrere Fäden; zuweilen bleiben sie einfach. Gemeiniglich werden dieselben am Ende spitziger und dünner; zuweilen aber auch, wie insonderheit an dem Canadenser Epheu zu sehen ist, dicker und brei-

(*) Dieses Wort lautet im Angels. Gafla, im Dän. und Niederf. Gaffel, im Schwed Gaffel, und bey den ältesten Lateinern Gabalus. Es kömmt bey den ältesten oberdeutschen Schriftstellern nicht vor, und bey den Niederdeutschen ist statt dessen auch Forke üblich. Wachter leitet es von capere her. Wenn der Begriff der Spitze in diesem Worte der herrschende ist, so läßt es sich füglich zu Giebel rechnen, wohin auch das Franz. Javelle, Javellot, ein Wurfspieß, gehört. Im Bretagnischen ist Gefail, eine Zange, und im Wallischen Gefell. doppelt, zwiefach, gemellus, welches gleichfalls ein gutes Stammwort für Gabel abgiebt.

ter, welches vornämlich bey denjenigen geschieht, welche sich nicht winden. Insgemein treiben solche aus Stängel und Aesten; bey vielen gefiederten Blättern von den Pflanzen mit Schmetterlingsblumen endigt sich die Rippe mit dergleichen Gabeln; und es giebt auch einige Blätter, welche auf der Spitze damit besetzt sind. Ueberhaupt sind viele von solchen Pflanzen mit Gabeln versehen, welche sich selbst nicht aufrecht erhalten können, und keine eigene Kraft besitzen, mit dem Stängel sich um andere nebenstehende Körper zu winden.

Die Gabeln haben vermuthlich mit dem Stängel und den Stielen einerley Beschaffenheit und Bestandtheile; und man sieht gar öfters an den Gabeln des Weinstockes einzelne Beeren sitzen, imgleichen, daß die Blattstiele oder vielmehr die Rippen bey den zusammengesetzten Blättern, z. B. bey einer Art des Brennkrautes, sich wie die Gabeln winden, und unter sich selbst verwickeln.

Am gekochten und gebratenen Geflügel, nennt man das wie eine Gabel gestaltete kleine Bein oder Knöchlein an der Brust, zwischen den beyden Flügeln, das Gäbelein.

Hauptsächlich und insonderheit nennt man Gabel, Eß- oder Tischgabel, dasjenige Instrument, welches man nebst dem Messer bey der Mahlzeit gebrauchet, theils um damit die Speisen bequem zu zerlegen, theils sie zum Genuß zu dem Munde zu führen. Diese Gabeln sind entweder, wie am gewöhnlichsten ist, zweyspitzig (zweyzackig,) groß und stark, wie die zum Trenchiren dienlichen, oder auf französische Art verfertigt, drey- ja vierspitzig, deren man sich insgemein zum Salat und den übrigen Speisen bedienet. Man hat auch Löffelgabeln, von der Löffelgestalt, mit 2, 3 oder 4 Zacken, oder mit solchen Stollen, wie das dazu gehörige Messer hat.

Den feinsten Gabeln giebt der Messerschmid vier, den gewöhnlichen aber nur zwey Zacken. Wenigstens die Zacken (Fr. Fourchon) müssen aus Stahl geschmiedet werden, weil eiserne

Zacken,

Zacken leicht beym Gebrauche zerbrechen würden. Jede Gabel besteht aus 4 Theilen, nämlich den Zacken, a b, Fig. 826 und 827, der Stolle b c, der Angel, und der Schale c d, worin die Angel steckt.

Soll eine Gabel 3 oder 4 Zacken erhalten, so schmiedet der Messerschmied für diesen Theil ein Stück an einer Stange Stahl aus, welches so breit ist, als alle 3 Zacken mit ihren Zwischenräumen. Die Stolle b c, Fig. 826, wird unter dem Hammer nur rund geschmiedet, hingegen die Angel völlig ausgebildet. Die Zwischenräume zwischen den Zacken haut er mit einem Meißel aus, bearbeitet jeden Zacken mit einer Feile, und krümmet alle zugleich etwas mit dem Hammer. Der Stolle giebt die Feile eine flachrunde Gestalt und einige Knöpfe. Letzteres gilt auch von denen Gabeln, welche nur zwo Zacken haben; bey diesen aber werden die Zacken auf eine ganz andere Art bearbeitet. Man läßt für sie, bey dem Schmieden der Gabel, ein flaches Stück stehen, welches halb so lang ist, als die fertigen Zacken, und zerschrotet es mit einem Meißel, der Länge nach, in zween gleiche Streife. Diese werden dergestalt zurück gebogen, daß sie mit der Stolle rechte Winkel machen, und mit dem Hammer zu spitzigen Zacken ausgeschmiedet. Man macht sie wieder rothwarm, treibt sie etwas mit dem Hammer zusammen, und richtet sie auf einem Stück Eisen in dem Ambeßblocke, so der Gabel-Richter genannt wird; siehe Fig. 828. Das Eisen ist bey b ausgehölt. Die Zeichnung stellt eine doppelte Abänderung dieses kleinen Werkzeuges vor. Bey dieser letzten Arbeit steckt der Messerschmied den einen Zacken unter die Oeffnung unter dem Gabelrichter b, und giebt dem andern auf der Bahn a, einen schicklichen Abstand von der Stolle. Eben dieses wiederholt er bey dem anderm Zacken. Die Feile muß beyde Zacken nebst der Stolle gleichfalls ausarbeiten. Eine Gabel möge nun 4, 3 oder 2 Zacken haben, so giebt man ihr die Federhärte, damit sich die Zacken gehörig biegen lassen; d. h. man härtet sie durch das Ablöschen, bestreicht sie mit Fett, und läßt dieses auf Kohlen abbrennen. Hierauf ebnet man die Zacken sowohl, als die Stolle, mit einer Schlichtfeile, schleift sie aus freyer Hand mit einem Oehlsteine, reibt sie vermittelst eines Holzes mit Schmirgel und Baumöhl, und ebnet sie zuletzt mit einem Polierstahle. Die Schale der Gabeln muß stets mit der Schale der Messer überein stimmen. Für die Scheibe c über der Schale, bleibt entweder beym Schmieden ein stärkeres Stück stehen, woraus sie gefeilet wird; oder

oder man setzt auch bey schlechten Gabeln kleine Stücke Eisen auf jeder Seite der Angel, in den Beschlag der Schale ein.

Hallens Werkstätte ꝛc. 3. Th. S. 282, f.

(Hrn. geh. R. v. Pfeifer Lehrbegriff sämtl. ökon. und Cameralwissenschaften, 3. B. 2. Th. Manh. 1778, 4. S. 20[illegible], f.

Lyb. Volhems patriotisches Testament, Cap. 18. Von Manufacturen zu Messern, Scheeren und Gabeln; s. Schrebers Samml. versch. Schr. 12. Th. S. 392, f.

Sprengels Handw. und Künste, 6te Samml. S. 208, f.

Hienächst hat man, in der Haushaltung entweder von Eisen oder Holz verfertigte, und, ihrem Gebrauche nach, aus 2 oder 3 Zacken (Zinken) und einem langen Stiele bestehende Werkzeuge von verschiedener Gattung, als: Fleisch-Gabel, Heu-Gabel, Mist-Gabel, Ofen-Gabel, Reich-Gabel, Schoß-Gabel, Schütte-Gabel, Streu-Gabel ꝛc. deren Erklärung unter ihren besondern Artikeln zu finden ist.

In der Schweiz wird eine Gabel, womit die Fische gestochen werden, die Geere genannt.

Die Fischer, insonderheit in den Meergegenden, bedienen sich verschiedener Arten Gabeln zum Fisch-Fange (Fisch-Stechen,) mit 2, 3, bis 7, zackigen Spitzen. Die mit 7 Zacken, werden zum Fange der Petersfische gebraucht. Von den kleinen, mit 2 oder 3 Zacken, findet man Fig. 829, siebenerley Arten abgebildet. Wollen sie eine größere Anzahl von Zacken haben, so fassen sie dieselben an ein Querholz, wie die dreyerley Arten, Fig. 830, zeigen. Unsere Fischer nennen die großen Gabeln einen Speer; er hat gemeiniglich 10 Zacken, und wird nur auf die Barben gebraucht; denn unter unsern Flußfischen hält nur die Barbe im Winter auf dem Grunde so fest, daß sie gestochen werden kann. Einer, an einen langen geschlanken Stiel befestigten, fast 5 Zoll breiten Gabel, mit 5 enge an einander stehenden Zinken, deren jede unten breit, scharf, und mit einem Widerhaken versehen ist, bis auf den mittelsten Zinken, welcher einen doppelten Widerhaken führt, bedient man sich, an einigen Orten, zum Hechtfange, theils zu Eise, theils auch bey offenem Wasser, Abends unter dem

Scheine

Scheine einer brennenden Kienpfanne, als worauf der Hecht halbverblendet zu=, und selbst unter den Seer läuft. So bald man unter dem Eise, oder in dem Bruchwasser vor sich einen Hecht erblickt, führt man mit dem Speere einen geraden Stoß mitten auf dessen Rücken zu; da sodann der Hecht, nach einer steken Verwundung, in den Zinken des Speeres, wegen der Widerhaken hängen bleibt, und gefangen wird. Ungeachtet aber auf solche Art nur angehende oder große Hechte gestochen werden können, so ist diese Art des Fischfanges doch schädlich, weil viele Haupthecht nur angestochen werden, und, ohne Jemanden zu Nutzen zu kommen, eines langsamen Todes sterben müssen. Mit der im I. Th. S. 11, f. beschriebenen, und Fig. 4 abgebildeten dreyzackigen Gabel, (der Dreystachel oder Tristachel genannt,) werden Aale, Aalraupen, auch Forellen gefangen.

Ich werde noch kürzlich die Arten des Gebrauches der Gabeln zum Fischfange in den Meergegenden beschreiben.

Zum Fange der platten Fische, Congers und Aele, zu Fuße auf dem Schlamme, Fig. 831, haben die Fischer eine Gabel, welche 3, 5 bis 6 Zacken hat, und an das Ende einer 5 bis 6 Fuß langen Stange gefaßt ist, in der Hand. Damit sie sich auf dem Schlamme erhalten können, befestigen sie unten an beyde Füße ein Stück von einem Faßboden. Wenn nun das Meer, zur Zeit der Ebbe, zurück getreten ist, gehen sie längs an dem Ufer hin, und stechen von Zeit zu Zeit aufs Gerathewohl mit ihrer Gabel in den Schlamm, die den Fisch, welchen sie getroffen haben, herben zieht.

Die Fischerey mit der Gabel geschieht auch bey niedrigem Meere, und zu Fuße, in sehr dunkeln Nächten beym Feuer; Fig. 832. Die Fischer begeben sich an die Felsen, in die Schleusen, und an die Oerter, wo bey seichtem Meere Wasser übrig bleibt, und halten in der linken Hand eine Stroh= oder Kienfackel. Wenn sie einen Fisch gewahr werden, so stechen sie ihn sehr geschickt mit einer Gabel, die zuweilen nur zween Zinken hat. Diese Fischerey ist an vielen Orten, insonderheit in der Admiralität von Rochelle, üblich. Die Einwohner von

Languedoc verfolgen zuweilen die Fische, die sie gewahr werden, und wissen sie im Laufen geschickt mit der Gabel zu durchbohren.

Zu Morbihan, in der Admiralität von Vannes, fahren die Fischer bey seichtem Meere über den Schlamm auf kleinen Kähnen (Fr. Tignolles,) welche wie ein Weberschiff aussehen, an einem Ende aber viereckig sind. Sie sind von 3 Bretern gemacht, und so leicht, daß sie ein einziger Mensch ohne Mühe auf dem Rücken trägt. Zween Männer in einem solchen Kahne, stoßen ihre Gabeln aufs Gerathewohl in den Schlamm. Sie haben 6 bis 7 Zinken, deren jeder 13 bis 14 Zoll lang ist, welche insgesamt aus einem eisernen Schafte gehen, woran ein 10 bis 12 Fuß langer Stiel befestigt ist; an den Enden aber stehen die Zinken aus einander. Diese Fischerey findet man Fig. 833 vorgestellt.

Was die Fischereyen mit der Gabel mitten im Wasser betrift: so gehört hieher zuvörderst der Fang der Seedrachen mit der Gabel vermittelst einer Lockspeise. Als die Seedrachen noch gemein waren, steckten die Fischer hinten an ein segelndes Fahrzeug, einen kleinen zinnernen Aal, dessen Schimmer die Seedrachen anlockte, daß sie, brudelnd und Blasen ausstossend, herbey geschwommen kamen. In diesen Brudel stießen die Fischer ihre Gabeln mit Gewalt ein, und fingen oft viele mit einmal.

Zu dem Fischfange platter und anderer Fische, bedienen sich die Fischer deren Gabeln, welche wie ein Rechen gestaltet sind. Die Zinken stehen nämlich an einem hölzernen Balken, wie die Zinken einer Harke; anstatt aber, daß diese Zinken, an der Zahl 8 oder 10, eine perpendikuläre Richtung gegen die Richtung des Stieles haben, befinden sie sich in einer mit dem Stiele parallelen Stellung, und endigen sich wie ein Lanzeneisen; siehe Fig. 830. Man bedient sich dieser Gabel sowohl auf den Flüssen, als am Ufer des Meeres; und die Art ihres Gebrauches ist, die Zinken in den Grund, es möge Sand oder Schlamm seyn, zu stoßen. Da die Reihe der Zinken eine sehr beträchtliche Weite hat, so können sie die Fische desto besser treffen. Einige halten jedoch für bequemer, sich derjenigen Gabel zu bedienen, deren Zacken um eine Dille herum befestigt sind. Diese beyde Arten zu fischen, sind Fig. 834 vorgestellt. Man fängt mit dieser Gabel Aale, Congers, Flunder, und andere platte Fische.

Die Fischer von Vannes stechen die Hornfische oder Meernadeln, (Esox Belone *Linn.* Fr. Orphie, Aiguille, Aiguillette, in der Normandie Equilette, Equille, oder Quille) beym

beym Feuer mit der Gabel, um sich ihrer zum Köder zu bedienen, wenn sie eine gewisse Art Stockfische (Asellus viridescens *Willugb.* Fr. Morue verte, Trie) und Congers fangen wollen. Vier Fischer setzen sich bey Nachtzeit in ein kleines Both. Einer von ihnen, der vorn sieht, hält einen angezündeten Strohwisch, der durch seinen Schein die Meernadeln herben locket. Die drey andern Fischer haben Gabeln in Gestalt eines Rechens, mit wenigstens 20 Zinken, welche 6 Zoll lang sind, und sehr nahe beysammen stehen, indem der Kopf des Rechens nur 13 bis 14 Zoll lang ist. In der Mitte ist eine eiserne Dille, worin ein, 10 bis 12 Fuß langer, Stiel steckt. Wenn die Fischer die Meernadeln in Haufen erblicken, so stoßen sie mit ihren Gabeln darunter, und fangen oft viele auf einen Stoß. Dieses Fischstechen sieht man Fig. 835 vorgestellt. Da das Both langsam fährt, so macht die Bewegung die Meernadeln nicht scheu. Wenn kein Wind geht, und die Nächte sehr dunkel sind, so werden zuweilen 1000 bis 1500, in einer Nacht gefangen.

An der Küste des Kirchenstaates, wird bey Tage, und noch häufiger bey Lichte, mit einer dreyzackigen Gabel, welche man Foscina nennt, gefischet. Siehe Fig. 836. Man bindet die Gabel a an ein Seil b, welches sehr lang ist, und wirft sie so, daß man den Griff c in der Hand behält. Sind die Fische groß, so reißen sie die Gabel von dem Griffe los, und gehen damit durch. Sie geht aber doch nicht verloren; denn man findet sie, nebst dem Fische, in welchem sie steckt, vermittelst der daran gebundenen Leine b, wieder. Dieser Fang wird im Sommer um die Felsen herum vorgenommen.

Mehrere Arten des Fischfanges mit der Gabel, findet man im XIII. Bande des Schaupl. der Kunste und Handwerke, Königsb. und Lpz. 177, gr. 4. S. 16, fgg. beschrieben und abgebildet.

S. auch Sam. Ge. Gmelins Reise durch Rußland, St. Petersb. 1770, gr. 4, Th. 2. S. 217.

Eine besondere Art des Fischfanges in dem mittelländischen Meere, so die Gabel genannt wird, findet man oben, im XIII. Th. S. 606, beschrieben, und Fig. 690 abgebildet.

Bey den Jägern, ist die Gabel, ein ungefähr wie eine mäßige Streugabel gestaltetes, zweyzackiges Werkzeug, entweder ganz von Holz, oder von Eisen mit einem hölzernen Stiele. Sie bedienen sich derselben, einen in Netzen gefangenen Wolf, Luchs, Dachs, Fuchs, Fischotter, oder ein anderes dergleichen wildes und beißiges Thier, um den Hals zur Erde zu drücken, damit

man

man solches desto sicherer angreifen, und hernach um so viel besser mit demselben handthieren könne. Zu den Fischottern muß diese Gabel dreyzackig seyn.

Auch bedient man sich, bey dem Jagdwesen, unter dem Namen Hebe-Gabel, Garn-Gabel oder Garn-Strange, einer eisernen Gabel an einem langen hölzernen Stiele, die Tücher und Garne damit auf die Forkeln und Stellstangen (s. Th. XIV, S. 471, f.) zu heben, welche man Fig. 837 abgebildet findet.

Bey dem Bergbaue, und zwar in der Seigerhütte, ist die Gabel, ein, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Ellen langes, eisernes Instrument, womit die aufgetieften Kessel unter dem Hammer auf und nieder gezogen werden.

Auf den Wache-Bleichen, hat man zweyerley hölzerne Gabeln: 1) Eine 4 Fuß lange Gabel, mit 3 Zinken, deren Spitzen 6 Zoll weit von einander stehen. Sie dient dazu, um damit das gebänderte Wachs aus der Wanne zu nehmen. In denen Manufacturen, wo man vermischtes Wachs verarbeitet, umflicht man sie mit Weidenruthen: Fig. 838 a). Bisweilen macht man zu diesem Behuf Gabeln mit 7 Zinken, von leichtem Holz; Fig. 838 b). 2) Eine von leichtem Holz gemachte, $2\frac{1}{2}$ Fuß lange, Gabel mit 2 Spitzen, welche nur 4 Zoll von einander stehen; Fig. 839. Man braucht sie, das Wachs auf den Tüchern zu egalisiren, d. i. in gleicher Dicke zu legen.

Bey den Groß-Uhrmacher, die Gabel, zwischen welcher der Perpendikel einer großen Penduluhr an einer Uhrfeder hängt.

Bey den Schlössern und andern Professionisten, ein auf dem Werktische fest stehendes Stück Eisen, in der Gestalt eines lateinischen Y, worein man die Stockscheere auflegt, wenn man Blech damit entzwey schneidet. Von der Sprenz-Gabel der Schlösser, womit sie die Schnörkel an Gittern machen, siehe unter Gitter, im XVIII. Th. S. 554.

An

An dem Beschlage einer Kutsche, sind die Gabeln zwey Eisen an jeder Säule des Bockes, welche die Gurte tragen, worauf das Bockkissen ruhet. In dieser Absicht sind sie an beyden Enden auf dem Sperrhorne zirkelrund gebogen. Bey den Reisewägen sind die Gabeln und die Säulen von Eisen.

In der Baukunst, nennt man Gabel, den Ort, wo die kleinen Einkehlsteine (Winkelziegel) der Dachdecke eines Kappfensters sich mit der Decke des Dachstuhles vereinigen.

Endlich wird auch ein gewisser Theil in dem Hufe eines Pferdes, die Gabel, oder der Strahl, Fr. Fourchette, genannt; s. Huf, im XXV. Th. S. 339, und 345.

Gabel, (Bätings-) } siehe unten, S. 606.
— (Bögspriets-) }
— (Eß-) siehe oben, S. 598.
— (Fleisch-) siehe Th. XIV, S. 220.
— (Hebe-) siehe oben, S. 604.
— (Hemm-) siehe in H.
— (Heu-) siehe in H.
— (Honig-) siehe in H.
— (Kalfater-) siehe in K.
— (Löffel-) siehe oben, S. 598.
— (Mist-) siehe in M.
— (Ofen-) siehe in O.
— (Reich-) siehe in R.
— (Schoß-) siehe Th. XI, S. 444.
— (Schütte-) siehe in S.
— (Sperr-) siehe Hemm-Gabel.
— (Spreng-) der Schlösser, s. auf der vorhergeh. S.
— (Streu-) siehe in S.
— (Tisch-) siehe oben, S. 598.

Gabel-Anker. 1. In der Schifffahrt, ein mittelmäßiger Anker, den man zuweilen einem größern gegenüber auswirft, so daß ihre beyderseitigen Taue eine Gabel bilden, und das Schiff hindern, sich auf seinem Ankertaue zu drehen.

2. In

2. In der Baukunst, ein eiserner Anker in einem Gebäude, dessen Theile vermittelst einer Gabel und einer durch dieselben gehenden Schließe an einander gefüget sind. Er wird auch Schließ=Anker, imgleichen Schlauder genannt.

Gabel=Blume, siehe Kohl. (Meer=)

Gabel=Deichsel, siehe Th. IX, S. 81.

Gabel=Gehörn oder gabeliges Gehörn, nennen die Jäger, wenn zu oberst an jeder Stange eines Hirschgeweihes zwey Enden in Gestalt einer Gabel beysammen stehen; oder, wenn jedes dieser Enden wieder in kleine Gabeln zertheilt ist. Ein Hirsch mit einem solchen Gabelgehörne, oder ein Hirsch, dem nur allein, nebst dem Spießen, die Augensprossen (s. Th. III, S. 49) ausgewachsen sind, und der sonst keine Enden mehr hat, wird ein Gabel=Hirsch, Gabler, oder Edelknabe, genannt. Siehe den Art. Hirsch.

Gabel=Hirsch, siehe im vorhergehenden Artikel.

Gabel=Holz, Fr Courbaton, Fourcat, Fourque Gibelot. Diesen Namen führen auf Schiffen und Galeeren, starke Hölzer mit zween Armen, die beynahe rechtwinkelig in den Seiten eines Schiffes ꝛc. angebracht werden, um die Glieder desselben zu verbinden und zu unterstützen. Sie werden auch Gabel=Stücke genannt, und haben vieles mit den Kniehölzern (Genoux) und Krummhölzern (Courbes) gemein.

Die an den Masten befestigten hölzernen Haken oder Gabeln, mit doppelten, etwas ausgebogenen Armen, um die Aufziehseile daran zu befestigen, werden Mars=Gabelhölzer, Fr. Courbatons de hune, oder Taquets de hune, genannt. Die Bögspriets=Gabel, Fr. Courbaton de beaupré, macht mit dem Mastshaupte einen spitzigen Winkel. Es befindet sich auch eine Gabel an der Bramstenge des Begsprietes unter dem Eselshaupte, welche aber rechtwinkelig ist. Die Gabeln zur Unterstützung der Bätinge, heißen Bätings=Gabeln, Fr. Courbatons de bittes.

Ga=

Gabel-Kraut, Coreopsis Bidens *Linn.*; s. Warzengesicht.

Gabel-Kreuz, siehe unter Kreuz.

Gabel-Mast, siehe unter Mast.

Gabel-Nadel, siehe Haar-Nadel.

Gabel-Pflug, siehe unter Pflug.

Gabel-Richter, siehe oben, S. 599.

Gabel-Schwanz, Fr. Fourcherer, nennen die Falkenierer einen Habicht von mittelmäßiger Größe.

Eben diesen Namen führt ein amerikanischer Vogel, welchen die Peruaner in ihrer Landessprache Kabiahorcado, die Franzosen aber Tailleur (der Schneider) nennen, wegen der Gestalt und Bewegung seines Schwanzes. Er ist ungefähr so groß, oder etwas größer, als eine Taube. Der Halz ist kurz, und der Schnabel mittelmäßig. Die Flügel sind lang, breit und ziemlich krumm. Der Schwanz scheint aus sehr wenigen Federn zu bestehen, welche sich gleich Anfangs theilen, und eine offene Scheere vorstellen. Wenn er flieget, schließt er die beyden Theile seines Schwanzes, nach Belieben, entweder zusammen, oder spreitet sie aus einander, fast so, wie mit einer Scheere geschieht. Sie sind, im Verhältniß des ganzen Vogels, sehr lang. Er fliegt überaus schnell und hoch, und seine Federn haben überall eine schöne schwarze Farbe, außer am Halse, welcher weißlich ist, und etwas in das Aschgraue fällt.

Sammlung aller Reisebeschreib. 9. B. Leipz. 1751. 4. S. 574, f.

Man nennt auch eine Art ceylonischer Eidechsen, deren Rücken hellblau mit braunen Flecken getiegert, die Seiten dunkelbraun, und der Schwanz gespalten ist, deswegen Gabel-Schwanz.

Die Benennung Gabel-Schwanz giebt Müller auch einem Fische, welchen Linné Chaëtodon saxatilis nennt; siehe Jaguacaguare.

Gabelschwanz-Raupe, Norweg. Lövaame, eine große grasgrüne Raupe, welche auf dem Rücken röthlich und grün marmorirt ist, und sich am häufigsten auf

den

den Weidenbäumen, Schlehdornen, Linden, Aespen und Eichen aufhält. Auf den Rücken hat sie eine Erhöhung, und im Schwanze zwo lange Spitzen wie eine Gabel. Aus ihr wird die Phalæna Vinula *Linn.*

Gabel-Stange, eine jede Stange, welche vorn eine Gabel hat, und Niederf. Spreet, Holländ. Spriet, heißt, wegen der ausgespreiteten oder ausgebreiteten Zacken.

Gabel-Stück, siehe Gabel-Holz.

Gabel-Wagen, siehe Th. IX, S. 81.

Gabel-Werk, an Mahlmühlen; siehe unter Mühle.

Gabeler, siehe Gabler.

Gabilla emigrationis Gabella hereditaria; s. Abzugs-Geld.

Gabelle, die Steuer vom Salze, der Salzzoll; s. Salz-Handel.

Gabeln, Fr. fourcher, auf die Gabel spießen; besonders von den Hirschen, wenn sie Menschen oder Thiere mit den spitzigen Enden ihrer Geweihe verwunden.

Gabelung, siehe Kabelung.

Gaben-Herr, siehe oben, S. 596.

Gabier, siehe Mast-Wächter.

Gabinia, bey den Blumisten eine gewisse Nelkensorte; s. unter Nelke.

Gabler, 1. Im Jagdwesen, ein Gabel-Hirsch; s. dieses Wort.

2. Ein Seefisch mit Bauchfinnen unter den Brustfinnen, einem stacheligen Kopfe, welcher breiter ist als der Körper, und einem achteckigen, mit einem Panzer versehenen Leibe; Cataphractus *Linn.*

Gabrielle, bey den Blumisten, eine gewisse Anemonen-Aurikel- und Hyacinthen-Sorte.

Gabrielle, (*Belle*) eine Art Birn; s. Th. V, S. 450.

Gach, siehe Jäh.

Gâche, siehe Kalk-Schaufel, Krampe, Rühr-Schaufel, Rühr-Stock, Schließ Kappe.

Gâchette, siehe Krappe, Seiten-Falle, Zuhaltung.

Gackern, ist eine Nachahmung des Lautes der Hühner. Im Oberdeutschen wird es auch von dem Geschreye der

der Gänse gebraucht, wofür im Hochdeutschen schnattern üblicher ist. Siehe Gakſen.

Gaden (der), ein nur in den gemeinen Mundarten, besonders Oberdeutschlandes, übliches Wort.

1. Ein Zimmer, Behältniß, Gemach. Bey dem Ottfried ist Gadun sowohl ein Speisezimmer, als auch eine Scheuer. Willeram braucht Gegademe für ein Gemach. Besonders braucht man es sowohl im Ober- als Niederdeutschen noch von demjenigen Theile eines Hauses, wo die Krämer ihre Waaren feil haben, von dem Laden; im Niederſ. Gadem, Gaem; in einigen Fällen auch Gat. In der Schweiz ist Milchgaden der Milchkeller, Viehgaden der Kuhstall u. s. f.

2. Ein kleines Häuschen, eine Hütte, sowohl im Ober- als Niederdeutschen. Auch das Niederſächſ. Roth, Rothe, ein kleines Haus, scheint hieher zu gehören. In einigen oberdeutschen Gegenden ist Gädemer ein Häusler, Niederſ. Rothsasse, Rossate, Köther.

3. Ein Stockwerk, in welchem Verstande es sowohl im Ober- als Niederdeutschen häufig vorkömmt, wo man auch die Beywörter zweygädig, dreygädig u. s. f. hat, zwey, drey Stockwerke hoch.

Gadus Aegleſinus, siehe Schell-Fisch.

Gadus Callarias, siehe Dorsch.

Gadus Morhua, siehe Kabeljau.

Gäbe, siehe Gebe.

Gäbelein, siehe oben S. 597.

Gäck, siehe Geck.

Gäh, siehe in J.

Gähnen, (*) L. oſcitare, Fr. bâiller; das Gähnen, L. Oſcitatio, Fr. Baaillement, Bâillement, ist diejenige un-

(*) Dieſes Wort lautet im Oberd. gienen, gaunen, gangen, im Oeſterreich. gameyen, in Bayern gienmaulen, in Niederſ. janen, hojanen, gleichsam hoch gähnen, ingleichen hojappen, im Angelſ. geonan, im Engl. yawn, im Schwed. gina, im Wend. sjam, alles in der hochdeutschen Bedeutung. Es bedeutet eigentlich aufsperren, weit öffnen. Im Niederſ. heißt janen

unwillkührliche Aufsperrung des Mundes, welche eine Wirkung der Schläfrigkeit und langen Weile ist, und von der allzu langsamen Bewegung des Blutes durch die Lunge und übrigen Blutgefäße herrührt.

Das ehrwürdigste Gesicht wird lächerlich, wenn es gähnet. Der aufgesperrte Mund und die verzogenen Mienen formiren ein Fratzengesicht, welches dem Kopfe eines aufgesperrten Nußknackers sehr ähnlich sieht, und um deswillen bedecken gesittete Leute den untern Theil ihres Gesichtes beym Gähnen, weil hier die Verzuckung am heftigsten ist. So schlechte Achtung, ja so mißfälligen und verächtlichen Anblick das Gähnen zu verdienen scheint, so vieles findet sich doch dabey, das sowohl in Absicht auf den weisen und wundervollen Bau unsers Körpers, als die auch auf Gesundheit und Krankheiten desselben einer Betrachtung würdig ist

Wenn der Trieb zu dem Gähnen von selbst entsteht, so ist es nicht in unserer Macht, dieses gänzlich zurück zu halten, sondern wir sind gezwungen, ihm nachzugeben. Doch ist es in unserer Gewalt, dasselbe zu mäßigen, zu mindern und zu vermehren, zumal wenn das Gähnen eines andern, das bloße Andenken u. d. gl. Gelegenheit dazu geben; da es dann auch völlig unterdrückt werden kann. Es geht bey einem geringen Grade des Gähnens wohl an, daß unter demselben der Mund zugehalten wird, jedoch läßt sich dieses nicht anders als mit Beschwerlichkeit thun, und es kann gleichwohl nicht verwehrt werden, daß der Kinnbacken und die damit verknüpften

janen auch gaffen; etwas anjanen, bejanen, angaffen, begaffen. Im Wallisischen bedeutet Gyn und im Dän: Gane den Gaumen. Auch das Griech. χαινειν gehört hieher. Uebrigens ist gähnen das Frequentativum von dem noch im Ißländ. befindlichen Zeitworte gia, öffnen, aufsperren, Lat. hiare, Arab. גהי apertus fuit, Hebr. גה, amplitudo: siehe Gaffen. Viele Hochdeutsche schreiben und sprechen dieses Wort nach dem Muster der Niedersachsen jähnen, welches aber sowohl wider die Abstammung, als auch wider die hochdeutsche Aussprache ist.

ten, auch andere Theile des Mundes und Halses auf die sonst zu dem Gähnen erforderliche Art und Weise gezogen werden. Durch unterlaufendes Lachen, Husten, Fieberschaudern, einen unvermutheten Anblick u. s. w. kann gleichfalls das Gähnen gestört oder aufgehalten werden, doch empfindet man auch darnach eine Beschwerde in den dabey wirkenden Theilen, vornämlich in der Brust. Bisweilen, insonderheit bey denen, die den natürlichen Trieben den Zügel freyer nachlassen, wird unter dem Gähnen der Mund verdrehet, die Augen ganz oder zum Theile zugedrückt, die Augenbraunen zusammen gezogen, und andere starke Bewegungen mehr vollbracht. Oft wird zugleich ein Dehnen und Recken der Glieder und des ganzen Leibes angestellet; und eben durch dieses Recken wird das Gähnen mehr erreget, verstärket und verlängert. Wenn das Gähnen stark ist, so spürt man oft unter dem Einathmen, mehr aber unter dem Ausathmen, einen ziemlichen Laut, oder auch einen gewissermaßen kläglichen Ton. Man entledigt sich der eingesogenen Luft nicht allzeit auf einmal, sondern auch zuweilen mit ein Paar oder mehrern wiederholten Stößen.

Man pflegt im gesunden Zustande zu gähnen, wenn der Körper nach vorhergegangener Ermüdung eine Weile geruhig und ohne Bewegung seiner Gliedmaßen gewesen ist, gesessen, gestanden oder gelegen hat; wenn man in einer warmen Stube oder vor einem Kaminfeuer sitzt; wenn man früh Morgens zu Wasser fährt; wenn der Leib eine Trägheit, eine Neizung zum Schlafe empfindet; wenn man ausgeschlafen hat, und wieder munter zu werden anfängt; in währendem Schlafe selbst aber wird kein Gähnen verspüret. Im übrigen ist der Leib bey dem ordentlichen gewöhnlichen Gähnen in ganz gesunder Verfassung, und es wird auch für ein Kennzeichen einer vollkommenen Gesundheit gehalten, wenn man nach vollendetem Schlafe gähnet, welches durch

die Versuche des Sanctorius bekräftiget wird, auch der gemeine Mann sonderlich bey den Thieren, die dazu aufgelegt sind, als: bey Hunden, Katzen ꝛc. zu bemerken pflegt. Wenn die Frauen schwanger geworden sind, pflegen sie auch mehr zu gähnen; daher dieses vom Hippokrates mit unter die Zeichen gezählt wird, woraus man schließen kann, daß eine Frau sich in gesegneten Umständen befindet.

Wir müssen nunmehr aber auch den Zustand in Betrachtung ziehen, in welchem der Körper sich befindet, wenn man bey mangelhafter Gesundheit und in Krankheiten oder Zufällen derselben, die entweder bereits wirklich eingetreten sind, oder ihre bald folgende Ankunft melden, zum Gähnen angetrieben wird. Wenn das Gähnen mehr und öfter als gewöhnlich eintritt, so pflegt man seinen Zustand dadurch zu erkennen zu geben, daß man spricht: Man befinde sich nicht wohl, weil man so oft gähnen müsse. Hippokrates und andere Aerzte rechnen daher das ungewöhnliche Gähnen zu den Zeichen der Krankheiten.

Wenn Leute einen verderbten Magen haben, oder etwas Schlimmes und Unverdauliches gegessen haben, so pflegen sie über vieles ungewöhnliches Gähnen zu klagen. Wenn Drücken und Spannen im Unterleibe, insonderheit unter den kurzen Rippen, Blähungen, Eckel, Neigung zum Brechen verspürt werden; bey dem Blutbrechen, welches aus dem Magen kömmt; bey der Gelbsucht, welche eine Verstopfung der Leber zum Grunde hat; bey Würmern und bey andern Beschwerden des Unterleibes findet sich gemeiniglich ein mehr als gewöhnliches Gähnen ein.

Personen, die eine Versammlung von Eiter in der Brust, ein Geschwür im Herzen oder im Herzbeutel, auch dergleichen in andern innern Theilen gehabt haben, sind zugleich mit vielem Gähnen beläßtigt gewesen. Zuweilen wird dieses ebenfalls bey denen wahrgenommen, die eine Anhäufung von Säften in der Lunge, knotige oder steinartige Geschwülste in derselben u. d. gl. haben.

Auch die Wunden des Gehirnes und die darauf folgenden Ergießungen der Säfte können Anlaß zum Gähnen geben.

Wenn

Wenn ein kaltes Fieber einzutreten anfängt, und man träge, verdrossen und schläfrig wird, die Kälte an dem äußern Leibe anwandelt u. s. w. so stellt sich alsdann gemeiniglich auch ein öfteres Gähnen ein. Auch findet man, daß die beständig anhaltenden Fieber mit Gähnen anfangen, oder, wenn sie bisweilen etwas nachlassen, die neuen Anfälle davon begleitet werden. Diejenigen Fieber, in welchen das Gähnen sonderlich häufig verspürt wird, heißen daher Gähnfieber, Febres oscitatoriæ. Das viertägige Fieber hat dieses vor andern an sich. Imgleichen sind diejenigen, sowohl Wechsel- als andere Fieber, die eine große Neigung zum Schlafen mit sich führen, oder die Febres soporosæ sehr dazu aufgelegt. Man nimmt es ebenfalls in den Fiebern, die ihren eigentlichen Siz im Magen oder in den Gedärmen haben, häufig wahr.

Vor den Anfällen der Epilepsie, auch vor dem Schlagflusse geht gemeiniglich ein Gähnen voran. Die Ohnmacht, auch die Art von Erstickung, die in der Mutterbeschwerung sich zuträgt, pflegen damit anzufangen und aufzuhören. Und vorher, ehe diejenigen, welche in der Ohnmacht dem Tode zu Theile werden, ihr Leben beschließen, pflegen sie unaufhörlich zu hojanen. Die Schlafsucht hat auch insgemein das Gähnen zum Gefährten.

Man will schon vor Alters bemerkt haben, wie der ältere Plinius und Solinus bezeugen, daß, wenn eine kreißende Frau in der Geburtsarbeit zu gähnen beginnt, solches tödtlich sey. Nach der Geburt kann sich ein gleiches zutragen.

Man nimmt wahr, daß diejenigen Personen, welche am meisten zu gähnen pflegen, oder dazu insonderheit vor andern geneigt sind, Kinder und junge Personen, auch die vom weiblichen Geschlechte, sogenannte phlegmatische, dabey träge und müßige Leute sind; Erwachsene hingegen und Mannspersonen, oder die sonst von entgegengesezter Leibesbeschaffenheit und Verhalten sind, pflegen dem Gähnen nicht so sehr unterworfen zu seyn, wenn übrigens die Umstände auf beyden Seiten gleich sind. Einige haben den besondern natürlichen Fehler (wofern es ein wirklicher Fehler in Ansehung der Gesundheit genannt werden darf) an sich, daß sie viel und stark gähnen. Es wird dieses die Gähnsucht, L. Oscedo genannt.

Der im Obigen angeführte verschiedene Zustand des Leibes, dessen bemerkte Eigenschaften, besondere Natur u. d. gl. veranlassen entweder das Gähnen, oder sie bereiten

reiten den Leib dazu vor; daher sie auch Gelegenheits- oder vorbereitende Ursachen genannt werden. Es giebt aber noch mehr Dinge, die das eine oder das andere wirken. So ist es z. B. durchgängig bekannt, daß, wenn man einen andern gähnen sieht, dasselbe auch in dem Anschauenden erweckt zu werden pflegt; wie dann daher das gemeine Sprichwort entstanden ist: Oscitante uno oscitat & alter. Wenn einer gähnet, so gähnet der andere nach. Ja es geschieht wohl, daß man zum Gähnen angetrieben wird, wenn man nur höret, daß einer gegähnt hat, oder wenn man ein gähnendes Bild anschauet, oder auch nur an diese Verrichtung denket.

Unter diejenigen Dinge, die den Leib in eine solche Verfassung setzen, daß er leicht gähnet, gehört vornämlich die Gewohnheit. Denn wenn man diesem Triebe zu viel nachgiebt (wie man gewissermaßen dazu von Natur gezwungen wird): so erlangen die dabey wirkenden Theile immer mehr Fertig- und Geschicklichkeit, eben dieselbe Handlung bey aller Gelegenheit und Veranlassung zu wiederholen.

Die Folgen und Wirkungen des Gähnens sind entweder gut oder schlimm. Die guten sind folgende: Der Speichel und die Feuchtigkeit an den Augen, die etwa überflüssig sind, werden durch die Bewegung der Kinnbacken heraus gedrückt; die Brust wird durch das stärkere Athemholen etwas erleichtert; man ermuntert sich durch das Gähnen nach dem Schlafe, nach Ohnmächten, in der Trägheit; Schläfrigkeit und in ähnlichen Umständen; das harte Gehör, Klingen und Sausen der Ohren vergeht danach u. s. f. In Krankheiten ist das Gähnen ein Zeichen anfangender Genesung, wie dieses auch diejenigen beobachten, die der eigentlichen Arzneywissenschaft unkundig und unerfahren sind. Hingegen entstehen bey andern Umständen und mitwirkenden Dingen auch schädliche und den gesunden Lebenshandlungen

nach-

nachtheilige Wirkungen vom Gähnen, und zwar desto mehr, je stärker dieses vorgeht. Man bemerkt z. B. daß die Blutflüsse, welche zur Unzeit an unrechtem Orte oder zu stark gehen, dadurch zu sehr erregt werden; daher das Gähnen im Blutspeyen, im übermäßigen Nasenbluten, in starken Verwundungen u. s. w. zu fürchten ist. Gleichergestalt werden die Brüche am Unterleibe, der Vor- oder Ausfall des Afters, der Gebährmutter und ihrer Scheid dadurch verschlimmert. Bey starkem Gähnen wird das Gehör betäubet. Und es ist mehrmals geschehen, wenn man im Gähnen das Maul allzu weit aufgesperrt hat, daß dadurch der untere Kinnbacken verrenkt worden ist. Wenn viel Luft eingesogen wird, pflegt wohl ein Husten, eine Kälte und andere Zufälle, die nach der Beschaffenheit der eingeathmeten Luft sich verhalten, in der Brust zu erfolgen. Von andern Folgen des Gähnens, die aber eigentlich als mitverbundene Wirkungen der Krankheiten anzusehen sind, als: den Fiebern, Schlagflüssen, Ohnmächten, der fallenden Sucht u. d. gl. ist bereits oben Erwähnung geschehen. Hier füge ich nur noch hinzu, daß unter den Päbsten **Pelagius** und **Gregorius** dem I. um das Jahr 590 und 591, oder, wie andere meinen, unter dem Pabste **Agatho** um das J. 680 eine Seuche geherrscht haben soll, darin die Leute nach vorhergegangenem vielen in einem fortwährenden Hojanen plötzlich Todes verblichen sind; daher man auch die Gewohnheit leitet, sich mit dem Zeichen des heil. Kreuzes am Munde zu segnen, wenn man hojanet; obwohl einige schon unter den Heiden Spuren von diesem Gebrauche gefunden haben wollen.

Gähn = Affe, ein am meisten im Oberdeutschen übliches Wort, für das hochdeutsche Maulaffe. Ein Gähnaffe, der eine Sache mit geöffnetem Munde, mit dummer Unwissenheit ansieht. Gähnaffen feil haben, stehen, und das Maul aufsperren.

Im Oberd. auch Gienaffe; Niederf. Kahnup, woraus zugleich erhellt, daß die letzte Hälfte dieses Wortes nicht das Hauptwort Affe, sondern aus dem Vorworte auf, Niederf. up, verderbt ist.

Gähn-Fieber, Gähn-Sucht,] siehe oben S. 613.

Gähren; (*) L. fermentare, Fr. fermenter. 1. Eigentlich, in eine innere Bewegung des öhligen Wesens gerathen, wodurch ein Körper aus seiner Mischung gesetzt wird.

2. Figürlich. Die Sache ist noch im Gähren, ist noch in Bewegung, ist noch nicht zur Reife gediehen.

Die Gährung, L. Fermentatio, Fr. Fermentation, ist eine entweder natürliche oder durch Hülfe der Kunst entstehende Wirkung in gemischten, flüssigen, oder doch durch die Fäulniß dazu bereiteten festen Körpern, welche eine Art der innerlichen Auflösung, Trennung und Scheidung ihrer Theile, die aber nur bis auf einen gewissen Grad und zu einem gewissen Zwecke, oder einer Veränderung der Materie an Geschmack, Farbe und Geruch, oder endlich zu einer Zubereitung auf eine andere Auf-

(*) Dieses Wort lautet in den deutschen Mundarten bald gahren, gehren, geren, gairen, eren, bald auch mit dem Zischlaute gäsen, gißen, gäschen, gischen u. s. f. mit welchen letztern Wörtern zugleich auf den Laut gesehen wird, den ein gährender Körper gemeiniglich von sich giebt. Mit dem Zischlaute kömmt es schon bey dem Willeram vor, jesen; siehe Gaschen. Im Schwed. lautet es gora. Nimmt man die letzte Silbe ren, welche ein Frequentativum andeutet, weg, so kommen wir auf das Zeitwort geben zurück, welches gleichfalls von dem Gähren, besonders des Teiges und Brodes, gebraucht wird. Im Persischen ist goi, gähren, Go, Sauerteig, und im Hebr. גאה, sich erheben. Hieraus erhellt deutlich genug, daß gahren nicht von gar, fertig, bereitet, abstamme, wie Frisch glaubt, sondern daß mit diesem Zeitworte auf das Gehen, d. i. auf die innere Bewegung, besonders aber auf die Bewegungen in die Höhe gesehen wird, welche man bey allen gährenden Körpern wahrnimmt. Bey den Wenden bedeutet gor noch jezt hinauf, und im Poln. ist Gora ein Berg.

Auflösung, z. B. zum Extrahiren, Tingiren, Destilliren ꝛc. zielet, auch in der Hauswirthschaft bey unzähligen Dingen vorkömmt, oder doch, wenn man allerley neue Producte heraus bringen, und aus rohen Naturalien verbesserte Sachen machen will, durch die Kunst und allerley Mittel erweckt, befördert, und zum öftern in verschiedenen Graden, bis man seinen Zweck erreicht, unterhalten werden muß. Sie ist in der Medicin und Chemie von sehr großem Nutzen, und wird, weil sie eine Sache wohl eröffnet und zur Destillation vorbereitet, ein Schlüssel genannt. Ohne dieselbe kann auch kein Wein, Bier, Branntwein, Essig, kein Käse, kein Brod, und viele andere Dinge gemacht werden. Sie kömmt endlich auch bey der Färberey in der sogenannten Küpe vor; daher ein gründlicher Haus- und Landwirth billig auch dieses chemische Geschäft, wie alle andere Solutionen und Extractionen, Macerationen, Digestionen und Destillationen, einigermaßen verstehen sollte, weil man dadurch auch in der Oeconomie ungemein viele Versuche, Erfahrungen, Entdeckungen und Verbesserungen machen, und Nutzen erlangen kann.

Alle vegetabilische und animalische Materien, zu deren Mischung eine gewisse Quantität von Oehl und subtiler Erde kömmt, welche in dem Wasser vermittelst einer salinischen Materie völlig auflöslich geworden, wenn sie in einer solchen Menge Wassers verdünnt worden sind, daß sie flüssig oder wenigstens weich werden, und wenn sie einer Wärme, die von einigen Graden über den Eispunct bis auf 25 und darüber geht, ausgesetzt werden, und denselben die Gemeinschaft mit der Luft nicht ganz und gar versagt ist, leiden selbst eine Gährung, welche die Natur und Proportion ihrer Bestandtheile gänzlich verändert. Allein diese Gährung und die neuen zusammen gesetzten Substanzen sind sowohl in Ansehung ihrer Eigenschaften, als auch ihrer Proportion sehr unterschieden, nachdem

die besondere Art der Substanz ist, in der die Gährung Statt gehabt hat, und nachdem die Umstände sind, welche diese Gährung begleitet haben.

Man unterscheidet drey besondere Arten von Gährung, oder, wenn man will, drey Grade in der Gährung, welche sich auf drey Hauptproducte beziehen, die daraus entstehen. Die erste Art heißt die weinhafte oder geistige Gährung, weil sie die Feuchtigkeiten, welche die Gährung ausstehen, in Wein verwandelt, und weil man aus diesem Weine eine entzündliche und mit dem Wasser mischbare Feuchtigkeit erhält, die man Weingeist nennt. Die zweyte Art der Gährung wird die saure oder Essiggährung genannt, weil das Product derselben ein Saures oder ein Essig ist. Die dritte Art wird mit dem Namen der faulenden Gährung oder der Fäulniß bezeichnet; man könnte sie auch die alkalische Gährung nennen, weil sie in den Substanzen, welche dieselbe ausstehen, viel Alkali entwickelt.

Alle die Materien, welche zur geistigen Gährung geschickt sind, können nach und nach die saure, und hernach die alkalische Gährung leiden. Es giebt aber Substanzen, welche, da sie zur geistigen Gährung nicht geschickt sind, sie gleich Anfangs zur sauren, und alsdann zur alkalischen Gährung neigen; und andere endlich, welche nur zur Fäulniß geschickt sind. Gleichergestalt kann eine Substanz, welche, nachdem sie die geistige Gährung ausgestanden hat, und zur sauren fortgegangen ist, nicht von neuem die geistige ausstehen, sondern geht nothwendig zur Fäulniß fort. Eben so verhält es sich mit denjenigen, welche sich Anfangs zur sauren Gährung neigen; sie sind nachher zur Fäulniß, und nicht zur geistigen Gährung geschickt; und diejenigen, welche Anfangs zur Fäulniß fortgehen, können, wenigstens auf keine merkliche Weise, nicht die saure Gährung, und noch weniger die spiritudse ausstehen.

End-

Endlich so kann keine zur spirituösen Gährung geschickte Materie sich zur Fäulniß eher neigen, als bis sie anfänglich durch die spirituöse und saure Gährung durchgegangen ist.

Diese Betrachtungen haben die meisten Chemisten, und besonders den berühmten Stahl veranlasset, diese Gährungen nicht als drey Operationen, welche von einander unterschieden sind, sondern als drey Hauptgrade anzusehen, welche durch einerley innere Bewegung sich zu erkennen geben, wodurch die Natur sich bestrebet, alle sehr zusammen gesetzte Körper, zu deren Mischung die öhlige Substanz kömmt, d. i. alle vegetabilische und animalische Substanzen in einen allgemeinen und ähnlichen Zustand zu versetzen.

Wenn man sich einen richtigen Begriff von der Gährung überhaupt machen will, darf man nur auf die Erscheinungen Acht haben, welche sich bey allen Arten von Gährung zu ereignen pflegen. Man wird bey Materien, aus welchen nach vorhergegangener Gährung ein Wein, oder ein Essig, oder eine faule Substanz erhalten wird, eine Bewegung der Theile unter einander, oder zum wenigsten ein Zischen bemerken; die Körper werden aufschwellen; man wird eine mehrere Wärme in ihnen gewahr werden. Ferner lehrt auch die Erfahrung, daß, wenn die herausgehenden Dämpfe verdichtet und zusammen gehalten werden, und man alsdann nach verstattetem freyen Zutritt der Luft ein Licht hinzu bringt, dieselben sich entzünden; welcher Versuch aber gefährlich ist, und mit der größten Behutsamkeit angestellt werden muß. Wenn man endlich eine gewisse Quantität einer Materie, welche in Gähren kömmt, vor der Gährung der Destillation unterwirft, und hinwiederum eine andere Portion dieser Materie in eben der Quantität, wie man sie der Destillation unterworfen hat, der Gährung aussetzt, und das Vergohrne endlich auch destillirt, so wird man aus der unvergohrnen Materie weit mehr Oehl als aus der vergohrnen erhalten, ja nachdem der Grad der Gährung gewesen ist, auch wohl gar kein Oehl mehr bekommen. Aus allem diesen ist nun zu schließen, daß die Gährung eine innerliche Bewegung des in den Körpern befindlichen öhligen Wesens ist, wel-

welches hiedurch aus seiner Mischung gesetzt, verdünnet, und zum Theil von allen übrigen Bestandtheilen geschieden und in die Luft gejaget, zum Theil aber mit den ebenfalls in Bewegung gebrachten und aus ihrer Mischung gesetzten und veränderten Luft- und andern Theilen aufs neue vereinigt, und wieder in einen ruhigen Stand versetzt wird. Man kann also sagen, daß die Gährung eine Entwicklung der Theile einer zusammen gesetzten Substanz sey, und daß diese Entwicklung unterschieden seyn müsse, nachdem die Körper mehr oder weniger zusammen gesetzt sind. Da nun die Substanzen in dem Gewächs- und Thierreiche ein weit mehr zusammen gesetztes Oehl als die mineralischen Körper enthalten: so wird man einsehen, warum die Gährung bey jenen und nicht bey diesen Statt hat. Und da die Vegetabilien, in ihrem allgemeinen Zustande betrachtet, zusammen gesetzter als die Thiere sind: so kann man auch einsehen, warum dieselben mehrere Arten von Entwicklung oder Gährung, als die Thiere, ausstehen müssen. Endlich ist auch hieraus zu schließen, daß die Gährung nichts anders als ein Bestreben der Natur sey, wodurch sie die Körper wieder in die Substanzen verwandelt, von welchen sie genommen und erzeugt worden sind, d. h. sie werden in ihre Elemente aufgelöset, und einander gleichartig gemacht. Es bleibt nichts weiter übrig als eine Erde, welche in allen diesen Substanzen, wenn sie durch die Gährung verändert worden sind, von einerley Art ist.

So lange die vegetabilischen und animalischen Substanzen, welche zur Gährung geschickt sind, einen Theil eines lebenden oder thierischen Körpers ausmachen, gerathen dieselben nur schwach, langsam und auf eine unmerkliche Art in Gährung, weil sie durch die lebende Bewegung davor verwahrt sind, und weil diese Langsamkeit zur Oeconomie der Gewächse und Thiere nöthig ist. Nachdem aber das Leben dieser organisirten Substanzen aufgehört hat, nehmen dieselben, weil alsdann nichts mehr in ihren Säften und in ihren nächsten Grundsubstanzen die Neigung zur Verwandlung ihrer Natur und ihrer Zersetzung aufhält, die merklich gährende Bewegung an, und zwar eine jede nach dem Grade, worin sie sind, und wo sie mehr oder weniger schnell und regelmäßig die Zeitpuncte durchlaufen, die

ihnen übrig sind einzugehen, nachdem die Umstände, welche überhaupt der Gährung günstig sind, zusammen kommen.

Diesem Begriffe zufolge würde die Gährung, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, nichts anders als die Fäulniß seyn, zu welcher von Natur und beständig alle Gewächse und Thiere langsam und unvermerkt, so lange sie leben, aber auf eine merkliche Art nach ihrem Tode sich neigen.

Zu jeder Gährung sind folgende Stücke unumgänglich nöthig: 1) der Zutritt der freyen Luft; 2) eine gehörige laue Wärme; 3) eine zureichende Feuchtigkeit, d. i. eine solche Menge von Feuchtigkeit, welche nach Beschaffenheit der zur Gährung übrigens geschickten Substanzen bald mehr bald weniger seyn, aber doch jederzeit in einem gehörigen Verhältnisse sich befinden muß; 4) endlich eine hinlängliche Weite des Ortes, wo die Substanz gähren soll. Fehlt eins von diesen vier Stücken, oder ist es in gar zu großem Maße vorhanden, so findet die Gährung entweder gar nicht, oder nur unvollkommen Statt, oder die bereits angegangene wird verhindert.

Die Gährung wird verhindert oder aufgehalten: 1) wenn man der Luft den Zutritt benimmt; 2) wenn man die gährenden oder zur Gährung geschickten Körper einer starken Hitze oder Kälte aussetzt; 3) wenn man Körper beymischet, welche die Feuchtigkeit vermindern, oder die öhligen und salinischen Substanzen binden und verändern; und 4) wenn die Materien an der Ausdehnung gänzlich verhindert werden.

Eine Substanz, welche sich wirklich in Gährung befindet, oder welche die stärkste Neigung zur Gährung hat, und deren man sich bedienet, um die Gährung eines andern Körpers zu erregen, nennt man ein Gährungsmittel oder Ferment, L. Fermentum, Fr. Ferment. Dergleichen sind: der Schaum vom Biere, wel-

welches gährt; ein Stück eines gut gegangenen Teiges, und der zum Sauerteige oder zu einem Gährungsmittel dienet, um eine größere Menge desjenigen, womit man ihn vermischet, in Gährung oder zum Gehen zu bringen; die Kämme von Weintrauben, über welche man den Essig und andere Substanzen dieser Art hat gähren lassen; imgleichen das Honig und der Zucker, vornämlich der sogenannte Farin und die Moscovade, und überhaupt alle süße Säfte von Vegetabilien. Bisweilen braucht man zur Erregung der Gährung nichts weiter als die Gefäße, insonderheit die aus Eichenholz gemachten, und in welchen bereits Materien vergohren haben. Es ist aber allerdings ein Unterschied, was für ein Mittel zur Gährung gebraucht wird. Oft kann man Zucker und Honig, aber keine Hefen oder ein anderes Mittel gebrauchen. Bisweilen sind die Hefen dienlich, bisweilen der Sauerteig u. s. w.

Man nimmt z. B. Honig 10 Pfund, gießt 50 Pfund reines Wasser darüber, läßt es bey gelinder Wärme 24 Stunden stehen, hernach bey gelindem Feuer aufwallen, schäumt es ab, und läßt den dritten Theil oder die Hälfte davon verrauchen. Diesen Liquor nimmt man vom Feuer, seihet ihn warm durch ein doppeltes Tuch, füllt ihn in ein bequemes Fäßchen, thut 2 Quent Sal tartari oder gemeines Salz dazu, stellt es an die Sonne, oder zur Winterszeit auf den warmen Ofen ungefähr 40 Tage lang, bis sich der Liquor aufklärt, und wie Wein riecht. Alsdann kann man das Fäßchen zuspünden, und im Keller zum Gebrauche aufbehalten.

Von der Biergährung siehe Th. V. S. 173, fgg.; und von der Essiggährung Th. XI. S. 621, fgg.

Die gährenden Dünste sind ein wahres Gift der Lungen; und die Luft selbst, welche durch die Gährung erzeugt wird, ist, wie Musschenbroek bewiesen hat, tödtlich, und keine wahre Luft. Die Weindünste sind nicht nur alsdann schädlich, wenn der Wein noch in dem Bottiche ist, sondern auch in den Kellern, in welchen der junge Most brauset. Sogar die Ausdün-

dünstung aus einer Tonne, in welcher sich einige Kannen Weingeist befinden, berauschet und beräubet, wenn man sie stark mit dem Athem an sich zieht. Ich könnte eine sehr große Menge Beyspiele von plötzlichen Todesfällen anführen, welche von den Dünsten gährender Getränke in Kellern verursacht worden sind; allein ich begnüge mich bloß, mit **Nymann** anzumerken, daß diese Dünste die Menschen durch die Hemmung des Athemholens und die Beklemmung des Herzens noch weit geschwinder erwürgen, als selbst beym Schlagflusse geschieht; denn man hat oft wahrgenommen, daß verschiedene Leute, die nur noch erst auf der Kellertreppe gewesen, starr todt niedergefallen sind, und daß diejenigen, welche ihnen zu Hülfe haben kommen wollen, zuweilen an eben dem Orte eben so plötzlich todt geblieben sind. Man bringt zuweilen solche erstickte Leute auf eben die Weise wieder zurecht, wie diejenigen, welche vom Kohlendampfe erstickt sind, wovon im Art. Kohle das Nöthige vorkommen wird.

Die Gefahr, welche man hier meistens voraus sieht, wenn man sich zu der Zeit, wo der neu eingelegte Wein gährt, in einen Keller begiebt, kann, außer der bey allen giftigen Dünsten zu beobachtenden allgemeinen Vorsichtsregel, da man nämlich ein mit Salmiakgeiste angefeuchtetes Schnupftuch vor Mund und Nase bindet, auch dadurch einigermaßen verhütet werden, wenn man eine Röhre in den Keller leitet, welche sich mit einem weiten Trichter endiget. Können oder wollen sich aber Leute, die sich mit solchen Arbeiten beschäftigen, diesen Vortheil nicht machen; können sie auch den Rath nicht befolgen, den ihnen **Ramazzini** giebt, das Gesicht von den Dünsten hinweg zu wenden; erkennen sie an einem Lichte, welches sie durchaus nicht brennend erhalten können, und an der Zeit des Jahres, in welcher sie sind, die Nähe und Größe der Gefahr, in welche sie sich begeben: so ist

die

die erste Vorsicht, Thüre und Kellerläden zu öffnen, und so lange offen zu erhalten, als man in dem Keller ist; alsdann sich bey der mindesten Empfindung vom Geruche oder Betäubung sogleich zurück zu begeben, und wenn es ohne Schaden geschehen kann, in den Keller zu schießen.

Eben so schädlich sind auch die Dünste der Gewächse, die, in einen Haufen über einander geschüttet, sich erhitzen, und in eine Gährung übergehen. Viele Wahrnehmungen haben bewiesen, daß der Dampf des auf einen Haufen geschütteten, und noch nicht völlig trocknen Heues Schlagflüsse und den Tod selbst nach sich gezogen hat. Die Hitze in dergleichen Haufen ist so groß, daß öfters der ganze Haufe sich entzündet, und in helle Flammen ausschlägt; wie eben dieses auch Hr. v. Jacquin von den Misthaufen in Holland erzählet.

Hildanus hat in seinen Beobachtungen eine beständige Schlafsucht von dem Dampfe des also erhitzten Heues aufgezeichnet. Ein gewisser gelehrter Arzt in Wien erzählt, daß er sehr schlimme Zufälle bekommen habe, als er eine Portion Schierling, um zu versuchen, wie er durch die Gährung verändert würde, in einem Gefäße der Gährung ausgesetzt, und nach einer Zeit dieses Gefäß eröffnet, und den entsetzlich riechenden und das ganze Haus durchdringenden Dampf des Schierlings in sich gezogen hatte. Nach Hughes Berichte in seiner History of Barbados erstickte der Dampf in einer Cisterne, in welche man den Rückstand nach der Destillation des Zuckers geworfen, und einige Tage aufbewahrt hatte, zween Schwarze, die sie reinigen sollten, plötzlich.

Von der faulenden Gährung siehe im XII. Th. S. 99, flg. den Art. Fäulniß.

Siehe auch den Art. Gahre.

Gähr-Bottich, in dem Brauwesen, ein Bottich, worin das Bier gähret; siehe Th. V. S. 186.

Gährung, siehe oben S. 616.

Gähr-Mittel, siehe oben S. 621.

Gälfern, (*) belfern, durch Schreyen einen unangenehmen Schall verursachen; Fr. glapir. Man sagt es eigentlich von dem grellen (oder auf eine unangenehme Art scharf- und hell-tönenden) Gebelle junger Hunde und Füchse.

Gällen, (**) einen Schall von sich geben, schallen. Er schrie, daß das ganze Haus gällete. Die Ohren gällen mir, wenn man ein klingendes Getöse in denselben empfindet.

Gällig, (***), hart, fest. Im Hochdeutschen kömmt dieses Wort nur bey den Bergleuten vor. Der Gang liegt im gälligen Felsen, wenn er fest ansitzet, keine Ablösung hat.

Gält, unfruchtbar; siehe Gelt.

Gälte, ein Gefäß; siehe Gelte.

Gäng, siehe den folgenden Artikel.

Gänge,

(*) Niederf. galfern, galpern, jalfern, heulen, schreyen. Es ist das Frequent. von den noch im Oberd. und Niederl. üblichen gelfen, galpen, Engl. yelp, yawlp, Dän. gylpe, bey dem Otfried gelbon, welches nicht nur stark rufen, schreyen, sondern auch Bellen bedeutet. Gelf kömmt in den alten Schriftstellern mehrmals für ein Freudengeschren vor. Es stammet von Gall, Schall ab, und wird daher richtiger galfern, als gelfern geschrieben. Siehe Gallen.

(**) Gallen, Niederf. gellen, im Schwed. gaella, im Isländ. gialla, im Walliſ. galw, im Engl. yell, im Holländ. ghillen, im Dän. gale, stammet von Gal, Schall ab, und wird daher richtiger mit a als mit e geschrieben. Im Niederf. hat man von diesem Neutro auch das Neutrum gillen, ein durchdringendes Geschrey machen, womit auch das Oberd. gällen, bellen, das Engl. yell, heulen, das Schwed. und Isländ. gala, singen, das Schwed. kalla nennen, rufen, das Griech. καλεῖν, rufen, und das Hebr. קלל schreyen, rufen, und קלה rufen übereen kömmt. Siehe Galfern, Gall, Gallen, Heulen, Schallen, Schelten. Mit einem andern Sinnlaute bedeutet galmen im Niederf. gleichfalls hallen oder schallen.

(***) Frisch glaubt, dieses Wort komme von Gall, Schall, her, und bedeute eigentlich so hart, daß es gleichsam klinge. Allein, es scheint vielmehr zum mittlern Lat. Callus ein Stein, Fr. Caillou, zu gehören.

Gänge, (*) ein nur im gem. Leben übliches Wort.

1. Ein gänger Hund, bey den Jägern, ein schneller, flüchtiger Hund. Siehe Gängig.

2. Wie Gangbar; 1. was im Handel und Wandel üblich ist, überall bekannt ist, in Verbindung mit dem Worte gebe. Das Geld, das im Kauf gäng und gebe ist, 1 Mos. 23, 16.

Gängeln, (**) gehen lehren. Ein Kind gängeln, es am Gängelbande oder im Gängelwagen gehen lehren. Auch figürlich. Sonst wollte ich sie gängeln, daß sie den Himmel für eine Baßgeige ansehen sollten.

Die Methode, die Kinder vermittelst Gängelbänder und Gängelwägen gehen zu lehren, ist höchst verwerflich. Was zuvörderst das Gängel-Band, (Führ-Band, Leit-Band, Lauf-Riemen) betrifft, so kann man, wenn man die Kinder, welche an solchen Bändern gehalten werden, betrachtet, nicht läugnen, daß ihnen dergleichen nicht sehr beschwerlich fallen sollte. Sie sehen dabey fast beständig im Gesichte roth, auch wohl braun und blau, aus. Ihr Kopf und ihr ganzer Leib sind nach vorwärts gebogen. Die Gängelbänder werden am Hinter- und Seitentheile des Schnürleibes stark befestiget, dergestalt, daß sie die Schulter überall umgeben. Sie haben die ganze Last des Kindes zu halten, und es kann derselbe kaum die Erde berühren. Da das Kind sich beständig mit der Brust darauf stützt, so wird diese, welche

(*) Im Niederf. gänge, Schwed. gängse. Dän. gängs, alles für üblich, gebräuchlich. Das ist nun so gänge, im Niederf. für, das ist nun so Mode. Im mittlern Lat brauchte man von gangbarem Gelde die Zeitwörter ambulare, vadere, currere, u. s. f. gäng und gebes Geld aber hieß cursibilis, meabilis, datibilis u. s. f.

(**) Von geben, kömmt im Heldenbuche das Frequentat. gängen, mehrmal gehen, vor. Von diesem scheint unser Gängeln das Diminut. zu seyn. Im Niederf. hat man noch ein anderes Frequent. von gehen, gungeln, bittend um Jemanden herum gehen.

welche doch vor allen Theilen des Leibes eine ganz freye Bewegung haben sollte, solchergestalt von dem vordern Theile des Schnürleibes gewaltig gedrückt, und der Kreislauf kann daselbst nicht gehörig von statten gehen; im Kopfe hingegen geschieht selbiger freyer, und mithin sammelt sich das Blut daselbst an, und treibt die Blutgefäße auf. Die üblen Folgen aber, welche von dergleichen Anhäufung des Blutes in den Gefäßen des Kopfes zu entstehen pflegen, sind zum Theil bekannt genug. Die krumme Stellung des Kindes, welche durch das, nach hinten zu, ziehende Schnürleib verursachet wird, zwingt die Schulterblätter, sich über einander, nach dem Rückgrad zu, zu legen, hebt die Achseln in die Höhe, und ist im Stande seine Wirbelbeine zu verrücken. Vornämlich aber ist dasselbe alsdann zu befürchten, wenn man, wie zum öftern geschieht, das Kind nur an einem Gängelbande hält, und es daran rings herum auf seine Beine treten läßt. Indem sein Körper nicht auf den Füßen fest aufsteht, erlangen diese ihre Stärke nur sehr langsam, und können sich durch das Schleifen an der Erde gar verrenken und verdrehen. Die Wärterinnen, welche ein Kind mit dem Leitbande beständig schwebend halten, indem sie es in die Luft heben, setzen es der Gefahr aus, daß es einen in den Schultern steckenden Hals bekömmt. In den Gängelbändern, worin die Kinder die ganze Last ihres Körpers unter den Armen tragen, kann das ohnedieß flache Gelenk des Schulterbeines leicht ausrenken.

Die Gängel-Wägen (Lauf-Wägen), sowohl die viereckigen, welche unterwärts weiter aus einander gehen, als oben, und mit Rollscheiben versehen sind, (Roll-Wägen), als auch die länglichen, in deren Querschieber eine Art von runden Reife, worin das Kind fest steht, befindlich ist (Gängel-Bank Lauf-Bank) sind ebenfalls vielen Unbequemlichkeiten unterworfen. Die Rollwägen stehen nicht fest; die Kinder gewöhnen

sich also nicht gerade zu stehen, sondern lernen eben so, wie in den Gängelbändern, das ihnen hernach im Gehen so nachtheilige Ueberliegen. Auch wird der Leib des Kindes unter den Armen zu fest gehalten, so, daß die Schwere seines Körpers, den es öfters, theils aus Schwäche, theils auch aus Ueberdruß und Unwillen, sinken läßt, ganz und gar von den Schultern gehalten wird, wodurch diese in die Nothwendigkeit gesetzt werden, sich in die Höhe zu begeben. Was ist aber dieses nicht für eine unordentliche Stellung, die in der Folge gar leicht zur Gewohnheit werden kann! Außerdem pflegen auch die Laufwägen noch dem unverantwortlichen Mißbrauche ausgesetzt zu seyn, daß man die Kinder, welche erst gehen lernen sollen, wohl halbe Tage darin stehen läßt, und nicht bedenkt, daß so zarte Glieder schon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in die Ruhe gebracht werden müssen. Will man sich ja einer Laufbank bedienen, so muß der Ring um die Brust weich ausgefüttert seyn. Damit aber die weichen Gelenke, welche die Last des Leibes tragen, nicht zu sehr beschweret werden, muß man die Kinder nie allzu lange in diesen Behältnissen stehen lassen.

Die beste Art, die Kinder gehen zu lehren, werde ich in dem Art. Gehen anzeigen.

Gängel-Band,
Gängel-Bank, } s. im vorgehenden Artikel.
Gängel-Wagen,

Gängig, was gehet. Einen Leithund gängig machen, bey den Jägern ihn abrichten, daß er an dem Hängeseile gehen lerne. Ein gängiger Hund, der munter flüchtig gehet; siehe Gänge. Im Hochdeutschen ist dieses Wort nur in den Zusammensetzungen rückgängig, krebsgängig u. s. f. üblich.

Gänse, siehe Gans.

Gänse-Aar, Gänse-Auge, und andere mit Gänse — zusammen gesetzte Wörter, siehe nach dem Art. Gans.

Gänse-

Gänserich. 1. Das männliche Geschlecht unter den Gänsen; siehe Gans.

2. Eine Art der Potentille, welche auf den europäischen Wiesen, und am liebsten an solchen Oertern wächst, wo die Gänse Weiden; Potentilla anserina *Linn.* siehe Anserina.

3. Gülden-Gänserich, siehe Alchemilla.

Gärbeliren, ein nur im Bergbaue übliches Wort; den Eisenstein auf dem Rennheerde mit hölzernen Hämmern zusammen in eine Masse schlagen, und ihn dadurch zur Schmelzung vorbereiten; von gärben, zubereiten.

Gärben, (*) zubereiten, zurichten, in welcher allgemeinen Bedeutung es im Hochdeutschen veraltet ist, wo man es nur noch in einigen besondern Fällen braucht.

(*) So fern dieses Wort besonders von der Zubereitung des Leders gebraucht wird, lautet es im Niederf. garren, im Angelf. gearwian, im Dän. gärre, im Schwed. garfwa, im Poln. garbuie. In der allgemeinen Bedeutung des Bereitens, Zubereitens, kömmt es in den ältesten Schriftstellern sehr häufig vor. Bey dem Kero lautet es in derselben karauuen, im Isidor chigarauuan, garuuan, bey dem Notker gareuuin, bey dem Otfried garauuan, der statt dessen auch das Zeitwort garan. Dän. göre, Schwed. gora, machen, verfertigen, hat; siehe Gar. Sich gärben, kömmt für sich ankleiden, sich schmücken, in den mittlern Zeiten, und unter andern in dem Schwabenspiegel mehrmals vor; siehe Gärbe-Kammer. In allen diesen Fällen stammet es, von gar her, welches in einigen alten Mundarten auch garw, garb lautet. Das mittlere Lat. garnire, das Fr. garnir, und It. guarnire, zubereiten, anordnen u. s. f. wird selbst von dem Du Fresne von unserm garen, gärben, abgeleitet. Im mittlern Lateine bedeutet Affactia, das Gärben des Leders, und die Werkstätte des Gärbers, Affactare, das Leder gärben, und Affactator, ein Gärber, gleichfalls von dem allgemeinen Worte facere, machen. Die Niedersachsen brauchen auf ähnliche Art von der Zubereitung des Leders auch töwwen, tauen; denn taujan ist bey dem Ulphilas gleichfalls machen. Das Lat. Corium, Leder, Fr. Cuir, im Gascognischen ker, und Quer, scheint zu unserm gar und gärben zu gehören. Gemeiniglich schreibt man dieses Zeitwort mit seinen Ableitungen und Zusammensetzungen im Hochdeutschen mit einem e, geben; welches sich entschuldigen läßt, weil ä und e in tausend andern Fällen mit einander abwechseln.

1. Von der Zubereitung der rohen Häute durch beizende Mittel, welches eine Beschäftigung verschiedener Leder- und Felbereiter, besonders aber der Gärber ist. Das Leder gärben. Häute, Felle mit Kalk, mit Alaun mit Lohe gärben, welches auch selbige garmachen genannt wird. Ich werde hievon im Art. Leder-Bereiter handeln.

Figürlich ist Jemanden gärben, oder ihm die Haut, den Buckel gärben, (Fr. se jetter, se mettre, tomber.) sur la friperie de quelcun, in den niedrigen Sprecharten, ihn wacker ausprügeln.

2. Bey verschiedenen Metallarbeitern, ein Metall glatt und glänzend machen, es poliren, bruniren. Eine Kupferplatte gärben, bey den Kupferstechern; siehe Gärbe-Stahl.

3. In den Stahlhütten wird der rohe und durch das Schmelzen zubereitete Stahl gegärbt, wenn er durch mehrmaliges Glühen und Zertheilen in kleinere Stücke in reinen Stahl verwandelt wird, welches nach einer verderbten Aussprache an einigen Orten auch würben heißt. Siehe den Art. Stahl.

4. In einigen oberdeutschen Gegenden ist das Gärbe auch eine Art der Zubereitung des Spelzes auf der Mühle, da derselbe nicht gemahlen, sondern das Korn ganz aus den Hülsen heraus gedrücket wird; siehe Gärbe-Mühle.

Gärbe-Eisen, bey den Lohgärbern, ein Eisen, die Häute zu beschaben, welches auch Falz-Eisen, oder Falz-Messer genannt wird. Man findet dasselbe im XII. Th. dieses Werkes, S. 169, beschrieben, und Fig. 614 abgebildet.

Gärbe-Haus. 1. In einigen Gegenden das Haus oder die Werkstätte eines Lederzärbers, die Gärberey.

2. Im Niedersächsischen, wo dieses Wort auch Gärhuus lautet, die Sacristey; siehe den folgenden Artikel.

Gärbe-Kammer, in einigen sowohl ober- als niederdeutschen Gegenden eine Benennung der Sacristey an einer Kirche, weil sich die Priester in derselben zu gärben, d. i. anzukleiden und zu dem Gottesdienste zu bereiten pflegen; das Gärbe-Haus. Siehe Gärben. Anm.

Gärbe-Mühle, in den Mühlen einiger besonders oberdeutscher Gegenden, ein Gang, der so zugerichtet ist, daß das Korn nur aus der Hülse heraus gedrückt, nicht aber zu Mehl gequetschet wird; siehe Gärben 4.

Gärbe-Stahl, ein Polirinstrument, welches Kupferschmiede, Goldschmiede, Gürtler und Schlösser gebrauchen. Es besteht solches aus einem wohl polirten Stücke Stahl, welches mitten in ein Eisen mit Handgriffen eingesetzt ist, oder wie ein Herz gestaltet und in einem hölzernen Stiele, der auf die Achsel des Arbeiters zu liegen kömmt, eingesteckt wird. Mit diesem Stahle werden die Feilenstriche und andere Rauhigkeiten vom Schleifen ꝛc. abgerieben und geebnet. Siehe Gärben 2.

Bey den Stahl-Arbeitern, Messerschmieden, und chirurgischen Instrumentenmachern, heißt dieses Werkzeug der Brunir-Stahl; siehe Th. VII, S. 71, f. und bey den Kupferstechern, und einigen andern Künstlern, der Polier-Stahl, siehe in P.

Den Gärbestahl, welchen die Kupferschmiede, zum Polieren gebrauchen, sieht man Fig. 840 abgebildet. An einer eisernen Stange mit einem Hefte, ist oben ein Haken 1, in der Mitte aber das Stück Stahl 2, dessen vordere Fläche länglichrund ist. Beym Gebrauche spannt der Kupferschmied mit einen hölzernen Klotz mit einem eisernen Ringe, 3, in einen Schraubstock, hacket den Gärbestahl in gedachten Ring, leget das Kupfer, welches er polieren will, auf den Klotz unter dem Stahl, und reibt es mit demselben.

Der Gärbestahl der Gelbgießer, ist auf gleiche Art, wie der jezt beschriebene, gestaltet, bey dem Gebrauche aber wird er auf eine andere Art befestiget. Der Professionist schraubet nämlich in den Rand seiner Werkbank, eine mit verschiedenen Löchern versehene eiserne Platte, worein er das krumme Ende des Gärbestahles haket. Das Messing, welches er mit dem Stahle poliren will, liegt auf einem kleinen Brete, welches er ebenfalls in ein Loch am Rande des Werktisches an einem viereckigen Zapfen befestiget. Deshalb hat gedachtes Eisen mehre Löcher, um dem Stahle bey jedem Vorfalle die gehörige Richtung geben zu können.

Gärbe-Stube, Fr. Etuve, bey den Alaungärbern die heiße Stube, in welcher die Felle mit Talg getränket werden, und welche auch die Bähe-Stube heißt.

Gärber. 1. Ein Handwerksmann, welcher die rohen Thierhäute gärbet, und sie dadurch zu allerley Arten des Gebrauches geschickt macht; siehe Gärben 1.

Im Oberdeutschen wird ein Gärber auch Ircher, Irischer, im Niederf. aber Tauer, Holl. Touwer, Engl. Tawer, genannt. Siehe Gärben, Anm.

2. Eine Art Holzkäfer, Cerambyx coriarius *Linn.* s. im XXIV. Th. S. 866.

Gärber-Baum, Schlingbaum, Sumach, Rhus coriaria. *Linn.* Rhus s. Sumach coriariorum, Rhus s. Sumach obsoniorum, (weil man damit vormals denjenigen, welche die rothe Ruhr und andere Bauchflüsse gehabt, die Zugemüse anstatt des Salzes gewürzet,) Rhus culinaria, Rhus rubrum, Sumach Arabum, Fr. Sumac. Roux oder Roure des corroyeurs, Ital. und Span. Sumach, oder Sumagre, ein Baum, welcher in Portugal, Spanien und Italien an felsigen Orten wild wächst, bey uns allein aber in einigen Gärten zur Zierde gepflanzt wird. Er wird eben nicht hoch, breitet sich aber mit seinen zarten Aesten weit aus, welche mit einer dunkelbraunen, rauhen oder wollichten Rinde in-

sonderheiten gegen die Spitzen zu, bekleidet, und inwendig voll Mark sind. Weil auch diese rauhe Rinde dem Baste der neu aufgesetzten Hirschkolben gleich sieht, nennen ihn einige Hirsch-Baum, Hirschhorn-Baum, oder Hirschkolben-Baum, Rhus typhinum. Jedes Blatt besteht aus 11 oder mehrern Blättchen, welche ohne merkliche Stiele paarweise einander gegenüber sitzen, und wovon ein einziges das ganze Blatt endiget. Diese Blättchen sind eyförmig, stumpf eingekerbet, auf der untern Fläche rauch und weißlich, auf der obern mehr glatt und hellgrün; auch die jungen Aeste sind mit einem wollichten Wesen überzogen, die ältern aber haben dieses nicht. Die grüngelblichen Blumen erscheinen in aufgerichteten Büscheln, an den Spitzen der Aeste; sie haben einen süßen Geruch. Die Früchte stellen gleichfalls aufgerichtete, dichte Büschel vor, sind über und über mit rothen Haaren besetzt, kleberig, und von einem sauern scharfen Geschmacke. In jeder Beere befindet sich ein glatter, ovaler Same, in einer gleichfalls eyrunden Kapsel. Die Wurzeln laufen ganz flach in der Erde weg.

Man hat ehedem nur diese Art gekannt; in neuern Zeiten aber hat Hr. v. Linné, und mit ihm andere Schriftsteller noch einige angemerkt, welche aber merklich unter sich verschieden sind. Die eine ist der virginische große Sumach, Rhus typhinum *Linn.* Fr. Sumac de Virginie; und die andere Rhus Javanicum. Bey dieser sind die Blättchen oval, zugespitzt, eingekerbt und unterwärts wollicht; bey jener aber lanzenförmig, scharf eingekerbt, und gleichfalls unterwärts wollicht. Ob nun dieser Unterschied beständig, und hinreichend sey, verschiedene Arten dadurch zu bestimmen, ist noch nicht ausgemacht. Da jedoch alle drey Arten auf der untern Fläche der Blättchen filzartig oder wollicht sind, so würde man wohl nicht sehr irren, wenn man solche lieber für Varietäten, als wahre Arten, ausgäbe. Hr. du Roi

erinnert auch, daß der große virginische Sumach im Wuchse und den Blättern, dem eigentlichen oder spanischen Gärberbaume sehr nahe komme, auch mit selbigem gleichen Nutzen hätte. Hat ein beständiger Unterschied statt, so sind die in Deutschland auch zuweilen in Bauergärten angepflanzten Bäume, welche unter dem Namen Essig-Baum, (weil die Beeren der Säure des Essigs am Geschmacke gleich kommen, wie denn auch die Pfälzer aus den Samenkolben, welche sie Essigzapfen nennen, einen vortrefflichen Essig ziehen,) bekannt sind, für den großen virginischen anzunehmen.

In Spanien, um Salamanca wird der Gärberbaum eben so sorgfältig, als der Weinstock, gebauet, und man findet daselbst ganze Aecker damit bepflanzt. Für unsern Himmelsstrich ist er zu zärtlich. Die Länder, wo er wächst, werden durch die in den nördlichen Ländern gewöhnlichen Winter niemals heimgesuchet; und selbst in England, welches, wegen der See, ein wärmeres Land, als das unsrige, ist, will er nach Miller, wohl beschützt stehen, wenn er die Zweige nicht durch den Frost verlieren soll. Dieser Umstand macht uns dessen Anbau unmöglich; und wahrscheinlicher Weise verwechseln diejenigen, welche so viel von der Dauer dieses Baumes reden, worunter auch der fürstl. schwarzburgische Hofgärtner zu Arnstadt, Timme, in seinem, in Reicharts gemischten Schriften, S. 479, fgg. abgedruckten Schreiben gehört, ihn, wegen der besondern Aehnlichkeit, mit vorgedachten virginischen Sumach. Dieser ist hin und wieder in Deutschland anzutreffen, und leidet bey unsern Wintern, seiner Markröhren ungeachtet, nicht das geringste. Die Blumen kommen im Junius an den Enden der Zweige hervor, und ein jeder abgeschnittener Zweig giebt kleine Milchtropfen. Man kann durch den Samen mit leichter Mühe junge Bäume erziehen; ohne diesen aber zeigt sich bey einem etwas bejahrten Stamme in gutem lockern Boden so

viele

viele bewurzelte Brut, daß man sie nur ausheben und wieder versetzen darf. Sie wachsen in jeder Art des Erdreiches. Der Wuchs ist dabey ziemlich geschwinde; nur wird ein Stamm selten über 15 bis 20 Fuß hoch.

In Spanien werden die jährlichen Schößlinge, nachdem sie Ellen hoch angewachsen sind, abgehauen, getrocknet, zu Pulver gestoßen, und das Leder, insonderheit aber der Corduan, damit zubreitet. Die Alten bedienten sich des Samens, statt eines Gewürzes oder des Salzes. Das Holz nimmt sich, furnirt zu kleinen Kästchen wohl aus.

In die Handlung kommen von diesem Baume vornämlich folgende Waaren: 1) Die getrockneten und zu Pulver gestoßenen jungen Schößlinge und Blätter, welches von den Kaufleuten ebenfalls Sumach oder Schmack genennet, und von den Färbern sowohl zum Grün- als auch Falb färben, und, an statt der Galläpfel, zu allen denen Farben die man dunkler machen will, (daher dieser Baum auch Färber-Baum, genannt wird,) von den Gärbern und Lederbereitern aber zum Garmachen ihrer Leder, gebrauchet, weshalb er eben den Namen Gärber-Baum führt. Sie werden in grosser Menge aus Portugal und Spanien, insonderheit von Porto und Malaga, nach Frankreich, Holland, und den deutschen Seestädten verführet, und daselbst ein ungemein starker Handel damit getrieben. Er muß, vornämlich zum Gebrauche der Färber, frisch, schön heilgrün und trocken seyn. Was braun oder falb aussieht, ist entweder abgestanden, oder schon von den Gärbern, gebraucht, und folglich, wie überhaupt, also ins besondere für die Färben nichts nutze. Was weiß ist und dumpfig riecht, taugt nicht viel. Der Sumach, welcher aus Malaga gebracht wird, ist allezeit schlechter, als derjenige, so aus Porto in Portugal kömmt, welcher schöner und grüner fällt. Auch derjenige, der in verschiedenen Provinzen Frankreichs, und in dem Lande Vosges,

wo

wo er häufig wächst, zubereitet wird, ist fast gar nicht zu gebrauchen, weshalb ihn auch die französischen Färber und Corduanmacher selbst nicht achten.

Man verkauft ihn in kurzen dicken Säcken, die in Hamburg Pahlen genennet werden. In Hamburg und zu Amsterdam wird er nach dem Centner von 100 Pfund verkauft. Der gewöhnliche Preis desselben ist 21 bis 23 Schilling flämisch der Centner. Er giebt 4 pro Cent Thara; und man kürzet für gut Gewicht 1 pro Cent, und für baare Bezahlung eben so viel.

2) Die Sumach-Körner oder Sumach-Beeren, Fr. Sumac rouge en grape, welches die oben gedachten rothen Früchte dieses Baumes sind, so von den Droguisten und Apothekern zum medicinischen Gebrauche geführet werden. Es dienen dieselben, gestoßen und in einer Brühe eingenommen, wider Bauchflüsse, Blutspeyen und Blutharnen; äußerlich aber wider Entzündungen, böse Geschwüre, faules Fleisch u. d. gl. In Rosen- oder Wegerichwasser geweicht, und die Augen damit bestrichen, sollen sie vor die Blattern bewahren; die Blätter aber in Klystieren gebraucht, die rothe Ruhr stillen. Die Beeren und Samen werden wider die Fäulniß und das Ablösen des Zahnfleisches gerühmet; wozu sich aber fast alle zusammenziehende Mittel schicken. In dieser Absicht werden die rothen Körner abgestreift, in eine Bouteille gethan, und ungefähr so viel Wein darauf gegossen, daß derselbe 3 Finger breit über die Körner geht. Sodann wird die Bouteille wohl verwahret, mit Blase zugebunden, und in die Sonne gesetzt; da man dann, nach Verlauf von 24 Stunden, den Gebrauch anfangen kann, indem man einen Löffel voll von diesem Weine, über einem Wachsstock gewärmt, in den Mund nimmt, solchen, so lange als man kann, im Munde behält, sodann ausspuckt, und hiemit jedesmal Abends und Morgens eine Zeitlang continuiret.

Gärber-Lohe, die Lohe, deren sich die Gärber zur Zubereitung der Häute bedienen, und welche ausserdem auch ein gutes Düngungsmittel ist; im Nieders. Eff. Siehe Lohe.

Gär-

Gärber-Strauch. Es haben zwar mehrere Pflanzen, wie z. B. der kurz vorher, im Art. Gärber-Baum beschriebene Sumach, diesen Namen erhalten; ich verstehe aber hierunter dasjenige Geschlecht, welches mit dem gleichbedeutenden lateinischen Namen Corriaria, vom Hrn. v. Linné und andern belegt worden ist. Man rechnet dasselbe gemeiniglich zu demjenigen, welche männliche und weibliche Blumen auf zwo besondern Pflanzen tragen. Beyde haben einen kleinen, fünfblätterigen Kelch, und fünf fast gleichförmige Blumenblätter; in beyden zählt man auch zehn Staubfäden, welche bey den männlichen mit wahren Staubbeuteln besetzt sind, bey den weiblichen aber nur etwas ähnliches zeigen; und diese haben überdies fünf, einwärts mit einander verwachsene, platte Fruchtkeimchen, deren jeder mit einem langen Griffel besetzt ist, welcher sich mit einem einfachen Staubwege endiget. Es folgen fünf nierenförmige Samen, welche von den fünf saftigen Blumenblättern umschlossen sind, und eine Beere vorstellen. Hr. v. Linné hat zwo Arten.

1. Der myrtenförmige Gärber-Strauch, Kleiner Mehl-Baum, ist auch unter dem Namen Redoul, Redou, Rodoul, Roudou, Rhus myrtifolia Monspeliaca *Bauh.* Coriaria myrtifolia *Linn.* Coriaria hermaphroditica *de la Turre*, Coriaria *Royen* bekannt, und mit dem Gärber-Baume, Rhus coriaria, nicht zu verwechseln. Der Strauch wird etwa 4 Fuß hoch, ist am Stamme und Aesten viereckig, und die Aeste stehen, wie die eyförmig länglichen, mit drey Adern durchzogenen Blätter, einander gegen über. Die Blumensträuße theilen sich gemeiniglich in drey Aeste; bey jedem Blumenstilchen steht ein kleines Deckblättchen. Er wächst um Montpellier und in Italien, längst den Flüssen und Bächen, an unbewohnten Orten, wild, und muß bey uns den Winter über im Gewächshause aufbehalten werden. Die kriechende Wurzel treibt viele Ne-

ben-

benschosse, wodurch sich dieser Strauch leicht vermehren läßt. Was in der Onomatologia botanica von der Wartung im freyen Lande gesagt wird, schicket sich gar nicht für Deutschland, wiewohl Hr. Hofr. Medicus denselben in dem Verzeichniß einiger ausländischen Bäume, die in dem churfürstl. botanischen Garten zu Manheim im Freyen ausgedauert, (in den Bemerk. der churpfälz. physik. ökon Gesellsch. v. J. 1774, Lautern, 1776, 8. S. 177, fgg.) mit aufführt.

Die Blätter werden, auf eben die Art, wie der Sumach oder Schmack, von den Färbern sowohl zum Schwarzfärben, als zu Verfertigung verschiedener dunkler Farben, als der so genannten Wurzelfarben, Nußfarben, Olivenfarben ꝛc. und von den Lohgärbern und Corduanmachern ebenfalls zum Schwarzfärben ihr Leder gebrauchet; das Leder soll davon auch eine mehrere Festigkeit erhalten. Um die Blätter lange zu erhalten, ist es nöthig, daß man sie einsammle, wenn sie reif sind, und bald abfallen wollen. Das Pulver der Aeste und Stämme dient, die Schaf- und Hammelfelle gar roth zu machen, wie auch die Ziegenhäute zu Oberleder zu zubereiten. Die Beeren und Blätter sind den Menschen und Thieren schädlich, und werden daher unter die Gifte gesetzt; doch stimmen die Erfahrungen nicht überein. Sauvages hat beobachtet, daß dieselben eine Art von Epilepsie verursachet haben, welche oft tödlich geworden ist.

Hrn. Prof. Jo. Fr. Gmelin allg. Geschichte der Pflanzengifte, Nürnb. 1777, 8. S. 279, fgg.

Die Esel und alten Ziegen hüten sich sehr vor diesem Strauch, die jungen Lämmer aber sollen zuweilen aus Unerfahrenheit, die Blätter fressen, davon sie aber taumelnd und schwindelig werden, auch Zuckungen bekommen, welche jedoch wieder vorüber gehen. Hingegen hat der spanische Arzt Minuart, Herrn Löfling versichert, daß auf den pyrenäischen Gebirgen die Esel diese

Blät-

Blätter gern fräßen, und davon nicht beschädiget würden. Auch hat Munetti in Italien beobachtet, daß Hunde den Saft von Beeren, ohne allen Schaden gefressen haben, daher man und vielleicht ganz recht, geurtheilt hat, daß dieser Strauch nur nach dem verschiedenen Geburtsorte eine schädliche Eigenschaft besitze.

2. Der mäusedornblätterige Gärber-Strauch Coriaria ruscifolia *Linn.* wächst in Peru und Chili, hat eyförmige, platt ansitzende Blätter. In seinem Vaterlande bedient man sich dessen zur schwarzen Farbe. In unsern Gärten kömmt er selten vor.

Gärber-Wolle, diejenige Wolle, welche der Gärber von den Schaffellen ausraufet.

Gärberey. 1. Die Beschäftigung, Lebensart eines Gärbers. 2. Dessen Werkstätte; siehe Leder-Bereiter.

Gäre, siehe Gahre.

Gären, siehe Gähren.

Gärte, siehe Gerte.

Gärten, siehe Garten.

Gärtner, L. Hortulanus, Fr. Jardinier, der Aufseher oder Besitzer eines Gartens. 1. Der Aufseher eines Magazines der Eßwaaren an den Höfen; s. Garten 4. und Zehr-Gärtner.

2. An einigen Orten werden auf den Dörfern, diejenigen Hintersättler, welche keinen Acker, wohl aber ein Stück Garten haben, von dessen Ertrage sie sich nähren, Gärtner, Dresch- oder Hof-Gärtner, genannt, und dadurch von den übrigen Häuslern unterschieden; siehe Kossath.

Am häufigsten bezeichnet dieses Wort 3. einen Menschen, der den Gartenbau versteht, und einem Garten vorgesetzt ist. Daher der Baum- oder Obst-Gärtner, Blumen-Gärtner, Kunst-Gärtner, Lust-Gärtner, Kohl-Gärtner, Hof-Gärtner u. s. f. In Schweden haben die Gärtner eine Zunft, wie sonsten Handwerker.

Von zunftmäßigen Gärtnern, s. Th. XVI, S. 343, f. Von Gemeinde-Gärtnern, s. Th. XVI, S. 350, fgg.

Mit den Namen Gärtner, beleget man auch eine gewisse Art Insecten, welche sich in unsern Obst- und Küchengärten aufhalten, und daselbst beträchtlichen Schaden verursachen; Tipula hortulana *Linn.* & *Müll.* siehe Lang Fuß.

Gäschen, (*) ein Wort, welches den Schall nachahmet, den ein flüssiger Körper im Aufbrausen macht, und im gem. Leben auch jeschen, gischen, lautet. Das Bier gäscht, wenn es gähret, noch mehr aber, wenn es eingeschenket wird, und einen brausenden Schaum ausstößt.

Figürlich auch zuweilen von einem ähnlichen Schalle anderer Körper; z. B. von einem Pferde, es gischt, schäumt und schnaubt, Fr. Le cheval écume. Man sagt auch von Menschen, er gäschet vor Zorn, Fr. il écume de rage.

Gäscht. 1. Die gährende Bewegung in einem flüssigen Körper. Noch mehr aber 2. der Schaum von aufbrausenden flüssigen Körpern, besonders in folgenden zweenen Fällen. (1) Die Oberhefen, oder Spundhefen des Bieres, die bey der Gährung oben ausgestoßen werden, und auch der Gischt die Gahre oder Gohre, Niederl. Jest, Gäst, Jeschr. heißen Engl. Gest, im mittlern Lat. Gesta, Gestum, Fr. Leveure, Fleur, zum Unterschiede von den Stellhefen oder Unterhefen; s. Th. V, S. 196. (2 Der Schaum auf dem eingeschenkten Biere, im Schwed. Gäst, im Angels. Gyst, im Engl. Yeast, Yest, im Isländ. Jastr, im Niederl. auch Riem und Mood (Muth). Bier mit einem Gäscht

(*) Dieses Wort ist mit gähren genau verwandt, und so, wie jenes, eine Nachahmung des Schalles. Ge ende most, ist schon im Willeram gährender Most. Bey dem Ulphilas ist geysa, anhetzen, im Schwed. gäsa, gähren, und im Isländ. ys aufbrausen. Das Hebr. und Lappland. Gasch, Gaski, ein Wasserfall, und Franz. Cascade, scheinen einen ähnlichen Ursprung zu haben. Siehe die Anmerk. zum Art. Gähren, und den folgenden Art. Gäscht.

Gäscht eingeschenkt, Fr. Bierre moussée; s. Th. V, S. 207.

Unter diesem Namen bereiten auch die Conditors oder Zuckerbäcker, von Chocolate, Kaffee, Milchrahm ꝛc. eine schäumende Erfrischung; s. Chocoladen-Gäscht, Th. VIII, S. 91, Kaffeegäscht und Milchrahmgäscht.

Gäscht-Wurm, siehe Schaum-Wurm.

Gäse, oder Gäse, eine in der Mark Brandenburg gewöhnliche Benennung des im I. Th. S. 466, fgg. beschriebenen Alant.

Gäspe, (*) ein nur im gem. Leben übliches Maß trockner Dinge, eine doppelt hohle Hand voll zu bezeichnen, nämlich so viel, als man in den beyden zusammen gehaltenen hohlen Händen fassen kann. Eine Gäspe Mehl. Vier Gäspen Erbsen.

Gässel, Aegopodium *Linn.*; siehe Geiß-Fuß.

Gäst, siehe Gäscht.

Gattane, eine Anemonen-Sorte; siehe Anemone.

Gäte, (**) ausgäten, im Gartenbaue und der Landwirthschaft, das Unkraut zwischen den guten Pflanzen ausreissen oder ausziehen, Fr. éherber, sarcler.

Es

(*) Dieses Wort lautet im gem. Leben auch Gespe, Gösse, Geusse, in Franken Gayse, im Oberd. Goup, Garf, Gaufel, im Niederf. Göpse, im Dän. Gove, Göve, im Engl. Gavel, in Languedoc. Gavel, Fr. Javelle, Javeau. Frisch leitet es von geben her; allein das Schwed. g. spa, Angels. gasp, Isländ. geispa, gähnen, welches ohne Zweifel wiederum von gaffen, öffnen, aufthun, herstammt, giebt ein weit besseres Stammwort ab.

(**) Dieses lautet bey dem Willeram jeran, bey dem Winebeck jeren, im Dithmarf. jäden, im Schwed. gäta, im Frief. wioden, bey den Niedersachsen weiden, weden, wieden, im Angelf. weodian, im Engl. weed. Die Abstammung ist noch unbekannt, denn von Gasse, Niederf. Gat, wie Frisch glaubt, kömmt es wohl gewiß nicht her. Vielleicht sind das oberdeutsche gäten und niedersächsische weiden nur verschiedene Aussprachen eines und eben desselben Wortes, da es denn zu Werde gehören würde. Die niedersächsischen Hochdeutschen sprechen es gemeiniglich jäten, die Meißner und Oberdeutschen aber deutlich gäten aus.

Es ist dieses eine sehr nöthige Arbeit, welche sowohl im Felde, als auch in Gärten, Hopfen- und Weinbergen zu gewissen Zeiten fleißig vorgenommen werden muß, weil das überflüssige Unkraut die jungen Früchte erstickt, auch indem es allzu frech daher wächst, und vom Wetter und schweren Platzregen umgeschlagen worden ist, dieselben gleichsam zu Boden drückt.

Nichts erfordert mehr des Landmannes Aufmerksamkeit, als daß er sein Feld vom Unkraute rein halte; daher muß demselben bekannt seyn, was für Unkraut nur einen Sommer, und was das ganze Jahr hindurch dauert. Unkraut, welches nur einen Sommer dauert, kann freylich bald weggebracht werden; nur muß man die rechte Zeit wahrnehmen. Giebt man aber darauf nicht Achtung, so wird der Same reif, und säet sich in solcher Menge, daß es alsdann weit mehr Arbeit und Geld kostet, das zu thun, was im Anfange mit leichter Mühe geschehen konnte, ohne das Getraide in Gefahr zu setzen, daß ihm seine schlimme Nachbarn die Nahrung rauben würden. Die gemeine Art, das Unkraut auszugäten, ist überaus ungereimt. Denn wenn es darnach geht, so hat das Unkraut Zeit zu wachsen, bis das Getraide Aehren zu bekommen anfängt, und das Unkraut selbst blühet. Solchergestalt wird das Feld bedecket, das niedrige Unkraut verbirgt sich, kömmt zur Reife, und läßt den Samen fallen. Bloß das lang gewachsene Unkraut wird ausgeraufet; und wenn die dazu bestellten Leute nicht wohl Achtung geben, so bleibt auch davon vieles zurück, weil es sich unter die Getraigestängel mischet, und nicht gleich unterschieden werden kann. Ueberdieß wird von den Gätern eine große Menge guter Pflanzen zerbrochen und zertreten. Ein verständiger Landwirth wird also zwar nicht leicht vor dem Anfange des Frühlinges an das Ausgäten seines Getraides denken, weil er sehr zu befürchten hat, daß er nebst

denen Gewächsen, die er ausrotten muß, viele von den jungen nüzlichen Pflanzen zugleich mit ausraufen möchte; aber er wird auch diese so nöthige Arbeit nicht gar zu weit hinaus seßen. Der Augenschein muß es ihn lehren, wenn er sie vornehmen soll. Vor allen Dingen muß er nur darauf sehen, daß er das Unkraut nicht zu stark werden lasse, daß es sein Getraide verdämpfen kann; und noch weniger darf es so lange stehen, daß der Same reif werden und ausfallen kann. Der leßtere Zufall ist von den kleinern Gattungen am meisten zu befürchten, über welche man gar zu oft unachtsam weggeht, und welche, wenn sie Zeit erhalten, überhand zu nehmen, gar bald höhst nachtheilig werden. Es ist daher unumgänglich nöthig, oft zu gäten. Was das erstemal stehen geblieben ist, muß man das folgendemal mitnehmen, und überhaupt diese schädliche Gewächse, wo möglich, so bald ausrotten, als sie sich sehen lassen; denn der Mangel eines guten Gätens ist gewiß die Ursache, daß wir so viele dünne, halb verdorbene Aehren antreffen, welche nur magere, verschrumpfte, fleckige, ungesunde Körner enthalten, die nicht halb so viel Mehl geben, und gar nicht den Geschmack haben, als die gesunden Körner. Die Arbeit des Gätens geht am besten von Statten, wenn ein gelinder Regen die Erde feucht und locker gemacht hat. Alsdann läßt sich das Unkraut am leichtesten mit der Wurzel ausziehen, welche sonst, wenn der Boden trocken und fest ist abgerissen wird. In diesem Falle schlagen die zurück gebliebenen Stücke, besonders von solchen Gattungen, die sehr auslaufen, und das ganze Jahr hindurch dauern, bald wiederum aufs neue aus, und diese Ausläufer thun hernach eben so viel Schaden, als die alten Pflanzen. Wenn es im Frühlinge naß und warm ist, und im May stark regnet, so wächst das Unkraut in großer Menge, und man muß es alsdann unverzüglich wegbringen. Der bisweilen im Junius lange anhaltende gelinde Regen hat eben diese

nachtheilige Wirkung. Alsdann fährt insonderheit die Winde (Convolvulus) überaus schnell in die Höhe, schlägt sich um das Getraide, und zieht es in kurzer Zeit nieder, da dieses schädliche Gewächs bey kaltem Regen gar nicht fortkömmt. Daher muß man sich alle nur mögliche Mühe geben, alles und insbesondere dieses Unkraut im April, May und Junius auszuraufen; widrigenfalls kann man sicher glauben, daß man, statt des Getraides, leeres Stroh einärndten werde.

Indessen sind dieses bloß Anweisungen für den sorglosen und faulen Landwirth. Denn, wo das Kraut nicht besser getilget wird, als es durch Gäten, wenn es auch das fleißigste wäre, geschehen kann, so wird man seines Feindes nie gänzlich mächtig werden. Man muß daher auf wirksamere Anstalten bedacht seyn, wodurch man ihn völlig ausrotten kann; und diese sind nach den verschiedenen Eigenschaften des Unkrautes verschieden. Entweder pflanzt sich das Unkraut durch die Wurzeln, und durch den Samen, hauptsächlich aber durch die Wurzeln, oder durch den Samen ganz allein, fort. Gattungen, deren Wurzeln den Winter aushalten, lassen sich durch wiederholtes Pflügen im Sommer am besten vertilgen. Nur ist hiebey nöthig, daß jedes Stück Wurzel vom Acker geschaffet werde, indem viele darunter so beschaffen sind, daß aus jedem Knoten ein neues Gewächs aufgeht. Die Faulheit mancher Landwirthe ist daher unverzeihlich, wenn sie die Wurzeln von Quecken und anderm Unkraute gleicher Art auf ihrem Ackerlande liegen lassen; und ganz unverantwortlich ist die Unwissenheit derer, die es in der Absicht thun, daß der Same dadurch vor dem Winterfroste bedeckt seyn soll.

In Blumen- Obst- und Küchengärten, ist das Gäten ebenfalls unumgänglich nöthig, damit die Gewächse desto freyer stehen, und ihnen die Nahrung nicht entzogen werde. Man muß aber bey dem Wieden das Unkraut nicht bloß oben abreißen, sondern der Wurzel nachgehen, und es also, so viel möglich, mit derselben heraus ziehen, sonst stärken sich die Wurzeln durch das Abreißen der Blätter nur mehr, und schlagen desto dicker wieder hervor. Es müssen daher die Gartenbeete

nicht

nicht breiter seyn, als das die Gäter und Gäterinnen mit der Hand die Mittellinie derselben bequem erreichen können; sonst zertreten sie die vordersten Gewächse, oder der mittlere Theil bleibt ungewiedet. Die Gewächse, welche durch Gäten gereiniget werden sollen, müssen nicht allzu jung oder zart, sondern bereits etwas erstarket seyn, weil sonst leicht etwas gutes mit ausgerissen oder beweget wird. Was noch unkenntlich ist, muß man nicht ausreißen, sondern so lange stehen lassen, bis es kenntlich wird, damit nicht das gute, anstatt des bösen, ausgerissen werde. Bey sehr großer Hitze, läßt man das Gäten anstehen, weil zarte Gewächse alsdann von dem Unkraute noch einigen Schatten und Kühle erhalten; mit den erwachsenen hingegen hat es eine andere Bewandniß, weil diese nicht so sehr von der Hitze leiden, auch dient das Wieden nicht, wenn das Erdreich sehr feucht ist, weil alsdann bey dem Ausziehen gar gar zu viel Erde an den Wurzeln hängen bleibt.

An einigen Orten bedient man sich in den Gärten sowohl, als auf dem Felde, vornämlich aber in den Weinbergen, zum Gäten eines Werkzeuges, welches Gät-Eisen, Gät-Hacke oder Gät-Haue, Fr. Sarcloir, genannt wird. Es ist solches ein kleiner Haken mit einer Schneide, woran ein 3 bis 4 Fuß langer hölzerner Stiel ist. Fig. 841.

Weil in den Gärten das Unkraut sich nicht allein im Lande und auf den Beeten, sondern auch in den Steigen und breiten Gängen hervor thut, so ist nöthig, daß diese ebenfalls zuweilen davon gesäubert werden. Solches geschieht bey trocknem Sommerwetter vermittelst einer scharfen eisernen Schippe oder Schaufel, Fig. 842, mit welcher das Kraut der Erde gleich abgestoßen wird. Dieses Abstoßen mit der Schaufel aber ist von keinem solchen Nutzen, als wenn Unkraut mit samt der Wurzel ausgerissen oder ausgegraben wird.

Das ausgegätete Gras und Unkraut (Gät-Gras, Gät-Kraut) wird mit dem Rechen auf einen Ort in den

Gängen zusammen gezogen, und also gelassen, bis es ganz vertrocknet, der Staub indessen abfalle, und in den Steigen bleibe. Hernach wirft man das vertrocknete Unkraut in einen Karren, und führt es, nebst allem, was von Blättern und Stängeln weggeworfen wird, außerdem Garten, oder in einen Winkel desselben, schlägt es über einen Haufen, läßt es wohl abfaulen, und menget noch etwas andern Mist darunter, da es sodann eine gute Gartendüngung abgiebt.

Was insonderheit bey dem Gäten in den Hopfengärten und Weinbergen zu bemerken ist, werde ich in den Art. Hopfen und Weinberg melden.

Gät-Eisen,
Gät-Gras,
Gät-Hacke,
Gät-Haue, } siehe im vorherg. Artikel.

Gätlich, (*) so nur in den gemeinen Sprecharten, besonders Niedersachsens, üblich ist, bequem, was sich schickt, seinem Endzwecke gemäß ist. Eine gätliche Wohnung. Es schickt sich ganz gätlich. Im gleichen mittelmäßig. Ein gätlicher junger Mensch, von mittlerer Größe.

Gätze (die), oder der Gätzen, (**) eine oberdeutsche Benennung eines Geschirres zum Schöpfen, einer Gelte. Mit einem Gätzen Wasser schöpfen.

Gaffe, siehe Boro-Haken, unter Haken.

Gaffel (die,) (***) ein nur in einigen oberdeutschen Gegenden übliches Wort. 1. Zins, Steuer, obrigkeitliche Ab-

(*) Niederf. gaadlik, schon bey dem Ulphilas gatils, gatilha, von gatten, Niederf gaden.

(**) Im mittlern Lat. ist Gatus eine Art Schiffe, Gussa, Ital. Guscio, eine Hülse, Gutta, Gota, Gotta, ein Canal.

(***) Es ist dieses Wort aus einer verderbten Aussprache des Wortes Gabe, Gabella entstanden. Das Niederf. Gaffel, eine Gabel, gehört nicht hieher.

Abgabe; im mittlern Lat. Gabella, Gavlum, Gablagium, im Franz. Gabelle. Besonders ist das Abzugsgeld (s. Th. I, S. 191) an einigen Orten unter diesem Namen bekannt.

2. Eine Zunft, Innung, Gilde, in welchem Verstande es besonders in Cöln üblich ist. Daher die Gaffelherren, die abgeordneten aus dem Rathe, welche den Versammlungen der Handwerke beywohnen, die Handwerksherren; der Gaffelmeister, der Aelteste der Zunft; der Gaffelknecht, der Zunftdiener u. s. w.

Gaffel-Zehend, Rode- oder Reut-Zehend; siehe unter Rode-Land.

Gaffen, (*) Fr. babauder, aufmerksam auf etwas sehen, etwas mit weit geöffneten Augen zu erblicken suchen. In dieser weitern Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet, wo man es nur noch im verächtlichen Verstande brauchet, etwas mit aufgesperrten Augen und Munde ansehen, so ein Merkmaal einer unwissenden Verwunderung ist. Ein Dummer Gafft nach allem. Daher angaffen, aufgaffen, begaffen, vergaffen.

Gaffer, siehe Campher.

Gagath, (**) Bitumen Gagas *Linn.* ist ein sehr feines, leichtes, und auf dem Bruche glänzendes Erd- oder Bergpech, welches sich an der Flamme eines Lichtes sehr geschwind entzündet. Sein Geruch, wenn er auf Kohlen geworfen wird, ist unter allen erdpechartigen har-

(*) Im Niedersächs. gapen, japen, wo es aber nicht nur mit aufgesperrten Augen sehen, sondern auch gähnen, bedeutet; im Hännow. kapen, Holländ. gapen. Im Engl. ist to gape, gähnen und offen stehen. Eigentlich bedeutet dieses Wort offen stehen, und scheint daher aus dem Präfixo ge und offen zusammen gesetzet zu seyn. Im Niedersächs. hat man von diesem Worte auch das Frequent. jappen, mit aufgesperrtem Maule nach der Luft schnappen.

(**) Aus dem Griech. und Lat. Gagathes, welchen Namen dieses Harz von der Stadt Gaga in Lycien hat, wo man es ehedem zu graben pflegte. Franz. Gagate, Jaiet, Jais, Jayet, Jette, Jet, Engl. Jet.

ten Dingen, der angenehmste, ob er schon etwas widriges und steinkalkartiges bey sich hat. Wenn man diesen Körper reibet, so zieht er, wie der Bernstein, leichte Dinge an sich; daher er auch von einigen für einen schwarzen Bernstein mag seyn angesehen worden. Er ist im übrigen von einer ziemlich dichten und harten Beschaffenheit, dergestalt, daß er, fast wie der Bernstein, eine sehr reine und glänzende Politur annimmt. Er ist viel leichter, als die Steinkohlen, daher er auch bisweilen auf dem Wasser schwimmt, und ob er schon mit den Steinkohlen einige Aehnlichkeit hat, dem ungeachtet zu denselben nicht gerechnet werden kann. Es wird der Gagath in England, Frankreich und dem Würtembergischen gefunden. Man macht aus demselben Rock- und Hemdeknöpfe, und noch verschiedene andere Dinge, welche des anmuthigen Glanzes und der schönen Schwärze wegen, ganz artig aussehen.

Der Gagath, welcher im gemeinen Leben oft mit dem Achate verwechselt wird, soll seine Benennung von dem Flusse Ganges in Asien, oder, nach anderer Meinung, von dem Flusse Gagath in Lycien, wo man ihn häufig findet, erhalten haben. Man findet denselben sowohl in dünnen, als etwas stärkern Tafeln. In Frankreich wird der meiste Gagath zwischen St. Beaume und Toulon gefunden; und in Ireland soll derselbe, nach Pomet's Berichte, so gemein seyn, daß man ihn in den dortigen Felsen öfters schichtweise antrifft; ja man kann bisweilen an einigen Stücken gar genau sehen, wo sie an einen stein- oder erdartigen Körper angestanden haben; denn es zeigen sich an denselben nicht selten Ueberbleibsel einiger Erde, und verschiedener abgerissener Steinarten. Boccone führt eine gewisse Art von Gagath an, die sich in Sicilien, unweit Sacca, befindet, dessen Seitenwände mit einem Eisenroste bedeckt sind, daher er auch denselben Gagatem ferrugineam crustosam nennet. Büchner berichtet, daß man im Vogtlande, unweit Hermannsgrün, einen ganz guten und derben Gagath antreffen soll. In Preußen findet sich derselbe an mehr als einem Orte. Im Würtembergischen Amte Holingen, und in den Eisengruben bey Delligsen, zwischen Hannover und Einbeck, bricht ein besonders feiner Gagath. Bey Dresden hat Hr. L. Schulze,

an-

unter den Pläner Bruchstücken zu verschiedenenmalen eine gar feine Gagathart, auf den Feldern um Roßthal und Lübta, angetroffen.

Nach Hrn. Pallas Bericht, in seiner Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches, finden sich in Rußland hin und wieder ganze Nester von vielen Pfunden und ganzen Puden eines reinen Gagathes. Auf dem Bruche sieht er einem schwarzen glänzenden Glasflusse ähnlich. Am Lichte schmilzt und fließt er fast so leicht, als schwarzes Brief Lack, und mit einem vollkommen ähnlichen Geruche. Durch einen Zusaz, welcher dessen Sprödigkeit mindert, erhält man davon ein fertiges, schönes schwarzes Siegelwachs. Man hat es auch vor Zeiten dazu gebraucht, und auch ein Bergöhl, zum Gebrauche des Artillerieweſens, daraus abgetrieben. Jezt liegt die Materie völlig ungenuzt; bloß die Schmiede bedienen sich ihrer noch, um Eisenwerk, statt des Peches, damit zu verlacken.

Was die verschiedenen vom Agricola, de nat. fossil. Lib. IV, Cap. 5, angeführten Arten betrift, welche er zu den erdpechartigen verhärteten Dingen zählet, als: Samothracicam gemmam, Thracium lapidem, und Obsidianum lapidem: so erhellet aus dem Plinius, hist. nat. Lib. XXVI, Cap. 26, daß Samothracica gemma und Thracicus lapis mit der Beschaffenheit des Gagathes in ziemlicher Verwandtschaft stehe, indem er von dem erstern saget, daß er von schwarzer Farbe, sehr leicht und einem Holze nicht unähnlich sey; von dem andern aber berichtet Dioscorides, de re med. Lib. V, Cap. 109, daß derselbe nicht allein brenne, sondern auch mit Wasser nicht ausgelöscht werden könne. Ja, einige halten den Lapis thracicus für den Gagath selbst, welcher ehedem sehr häufig in Thracien soll gefunden worden seyn. Von dem Lapis obsidianus hingegen scheint es, daß derselbe nicht hieher zu rechnen sey, indem Plinius sagt, daß er bisweilen durchsichtig angetroffen würde.

Gage, siehe Gaze. Pfand.
Gagel, siehe Porst.
Gager, siehe Wetten.
Gages, siehe Besoldung. Gehalt. Lohn. Sold.
Gageure, siehe Wette.
Gagne-deniers, siehe Ballen-Binder.
Gagne-deniers de rivière, siehe unter Ausladen.
Gagne-petit, siehe Scheeren-Schleifer.

Gagsen, siehe Gaksen.

Gahr, fertig; zubereitet; siehe Gar.

Gahre, die Zubereitung; der Dünger; s. Gare.

Gahre, von dem Worte gähren. 1. Der Zustand, da ein Körper gähret, besonders bey den Bäckern. Man muß dem Sauerteige die gehörige Zeit zur Gahre lassen. In den meisten übrigen Fällen ist das Wort die Gährung üblicher.

2. Der gehörige Grad der Gahre oder Gährung, den ein gährender Körper haben muß. Das Brod hat zu viel Gahre, wenn der Teig zu sehr gegangen ist. In einem etwas verschiedenen Verstande hat das Brod bey den Bäckern die Gähre bekommen, wenn es im Ofen gehörig aufgegangen ist, worauf es heraus gezogen, mit Wasser bestrichen, und dann erst gebacken wird. Auch von andern Körpern, welche durch eine Art von Gährung zubereitet werden. Der Toback hat eine gute Gahre oder Göre. Da man diese aus dem Geruche erkennet, so wird Gahre, Nieders. Göre, auch von dem Geruche des Tobackes gebraucht.

3. Was die Gährung eines Körpers hervor bringt. In diesem Verstande werden die Bierhefen und der Sauerteig im gem. Leben mehrmals die Gahre oder Gähre, in einem alten 1482 gedruckten oberdeutschen Vocabulario die Gyre, und im Oberd. auch der Germ oder Görm genannt. In engerm Verstande verstehet man unter der Gahre oder Gohre, die Oberhefen oder Spundhefen des Bieres, zum Unterschiede von den Unterhefen oder Stellhefen; siehe Gäscht.

Gaiac, siehe Franzosen-Holz.

Gaillarde, heißt bey den Buchdruckern eine Art Schriften oder Lettern von mittlerer Größe. Sie ist größer als Petit-texte, aber kleiner als Petit-romain, auf welche letztere die größern Schriften Philosophie, Cicero, St. Augustin, Gros-Texte, u. s. w. folgen.

Gaille, eine gewisse Gattung Feld- oder Rebhühner; siehe unter Rebhuhn.

Gain, siehe Gewinn.

Gaine, siehe Scheide.

Gainier, Cercis *Linn.*; siehe Judas-Baum.

Geipel, siehe Göpel.

Gaiß, siehe Geiß.

Gakſen, (*) wird wie gackern, im gem. Leben, von dem Geschreye der Hühner gebraucht, besonders wenn sie Eyer gelegt haben.

Gala, siehe Galla.

Galactites, siehe Milch-Stein.

Galan, aus dem spanischen Gallan. Fr. Gallant, ein Buhler eines Frauenzimmers, welcher sich demselben auf alle Art gefällig zu machen suchet, dessen Anschläge aber mehr auf ihren Körper, als auf ihr Herz, gerichtet sind.

Von dem Unterschiede zwischen einem Buhler (Galan,) und Liebhabir (Amant,) siehe den Art. Liebhaber.

Galander (der.) 1. Eine oberdeutsche Benennung der Hauben- oder Heidelerche; siehe Lerche.

2. Bey den Niedersachsen und Holländern wird der braune Kornwurm, der sich vornämlich in der Gerste in großer Menge aufhält) Curculio granarius *Linn.* Galander genannt; siehe Korn-Wurm.

3. Eine andere Art Käfer, welcher sich gern in dem Specke, Fleische, getrockneten Fischen und Fellen aufhält, Dermestes lardarius *Linn.* wird im Deutschen gleichfalls Glander - Holl. Klander, Fr. Calandre, genannt.

Galanga, siehe Galgant.

Ga-

(*) Niederf. kakeln, Holl. kackelen, gaghelen, Schwed. kakla, Engl. cakle, Ital. chiocolare, Fr. caqueter. Im Oberdeutschen bedeutet gakſen auch schottern, wohin auch das im gem. Leben übliche, er weiß weder giks noch gaks davon, er weiß nichts davon, zu gehören scheint.

Galans, nennen die Conditores oder Zuckerbäcker, gewundene und mit Zucker überzogene Pomeranzen- oder Citronenschalen.

Galant, aus dem Franz. galant. Man bezeichnet mit diesem Beyworte, 1) einen artigen, höflichen, gefälligen Mann; eine Mannsperson, deren gutes Betragen zugleich mit der feinern Lebensart übereinstimmet. In der vertraulichen Sprechart pflegt man von Jemand, mit dessen Betragen man ungemein zufrieden ist, zu sagen: er sey ein Galantomme, qu'il est galant-homme. Wenn Sie diesen Mittag mit uns vorlieb nehmen, so sind Sie ein galanter Mann, d. i. ein rechter braver, wackerer Mann. In der bisherigen Bedeutung bedient man sich des Wortes galant nie vom Frauenzimmer.

2. Galant heißt auch: der sich besonders bemühet, dem schönen Geschlechte zu gefallen. Das ist ein sehr galanter Officier, Fr. c'est un Officier très-galant, d. i. der bey allen hübschen Frauenzimmern anzukommen sucht. In einer nachtheiligen Bedeutung sagt man von einem Frauenzimmer: sie sey galant, d. i. sie sey buhlerisch, sie unterhalte einen unerlaubten Umgang mit verschiedenen Mannspersonen. Es ist den Franzosen eigen, daß sie mit den Damen in einem galanten Ton sprechen, d. i. sie wissen dem Frauenzimmer immer etwas Schönes, oder Artiges, etwas das schmeichelhaft, oder gar verliebt klingt, vorzusagen. Fr. prendre le ton galant avec les Dames.

3. In weitläuftigern Verstande braucht man das Wort galant, von allerley artigen, angenehmen, und nach dem guten Geschmacke eingerichteten Sachen.

In der Malerey, nennt man einen galanten Geschmack, Fr. Goût galant, denjenigen, welcher reizende Sachen erzeugt und ausübt; welcher seinen Figuren lachende, angenehme und glänzende Charaktere und Gewänder zu geben weiß, und welcher dem Auge

und

und dem Geiste des Anschauenden schmeichelt. Man sagt auch in eben der Bedeutung: ein galantes Stück, Fr. Sujet galant, dergleichen die meisten aus der Fabel genommenen Stücke sind. Watteau und Lancret haben nicht leicht in einer andern Art, als in der galanten, gemalt.

Galanten, Fr. Galans, nannte man vor einiger Zeit eine Art Bandschleifen auf Kopfzeugen, Kleidern und Hüten der Frauenzimmer; imgleichen mit Seide übersponnene, und mit Zäckchen, Blümchen oder Crepinen garnirte schmale Agremens auf Frauenzimmerkleidern.

Galanterie, Fr. Galanterie, nennt man ein kleines Präsent, das man, zum Zeichen seiner Politesse, einem Frauenzimmer macht. Dieses Schreibtäfelchen ist eine Galanterie von ihrem Bruder, ces tablettes sont une galanterie que son frère lui a faite; ihr Bruder ist so galant gewesen, und hat ihr dieses Souvenir verehrt.

Man bedient sich auch dieses Wortes, als eines gemilderten Ausdruckes, womit man eine Buhlerey, einen unerlaubten verliebten Umgang oder verbotene Liebeshändel, oder doch die Anlage dazu, und das Bestreben danach, bezeichnen will. Diese Frau hat verschiedene Galanterien mit Officiers von diesem Regimente gehabt, manche Leibeshändel mit ihnen getrieben. Von dem Unterschiede zwischen der ächten und der galanten Liebe, siehe im Art. Liebe.

Endlich versteht man auch unter Galanterie, Arten des Putzes und der Zierrathen, welche zur Mode und feinen Lebensart gehören.

Daher sind folgende Zusammensetzungen entstanden.

Galanterie-Arbeit, siehe Galanterie-Waaren.

Galanterie-Degen, ein kurzer leichter Degen zur Zierde; siehe Th. IX, S. 46.

Galanterie-Händler, Galanterie-Handel, siehe im folgenden Artikel.

Galanterie-Waaren, Galanterie-Arbeit, nennt man allerley saubere, artige und feine Dinge, die meistentheils nur zum Kleiderzierrathe, und äußerlichen Staate und Putze gehören. Sie werden mehrentheils in England, Frankreich und Italien, viele auch von den Nürnbergern, Augsburgern, und den französischen Colonisten in verschiedenen Städten Deutschlandes verfertiget, die sodann nicht nur die vornehmsten Städte, sonderlich wo Höfe sind, damit verlegen, sondern auch durch die Tabletträger und Tyroler die schlechtesten von dergleichen Waaren im ganzen Lande herum schicken. Der stärkste Handel mit diesen Waaren aber wird in Deutschland auf den Leipziger Messen getrieben, wo die meisten Manufacturiers ihre Galanteriewaaren hinbringen, und solche aus der ersten Hand verkaufen. Die jenigen Kaufleute in großen Städten, die dergleichen Waaren führen, heißen Galanteriehändler; und der Handel selbst, welcher damit getrieben wird, der Galanteriehandel. Zu selbigem gehören insonderheit folgende Waaren: 1) Allerley italiänische, französische, holländische, englische, deutsche und indianische, leichte und schwere, kostbare und wohlfeile, glatte und geblümte, einfärbige und bunte, mit Gold und Silber durchwirkte, seidene, halbseidene, wollene, halbwollene ꝛc. Zeuge, Stoffe, Atlasse, Damaste, Sammete ꝛc. 2) Allerley Arten Nesseltuch, Kammertuch, Batist, Schleyer und Flor. 3) Allerley Arten seidene und zwirnene, goldene und silberne, geklöppelte oder genähete Spitzen. 4) Allerley seidene, wollene, baumwollene, zwirnene, gestrickte, gewebte, ungewalkte, gewalkte, lange und kurze, italiänische, französische, englische, hamburgische, altonaische, sächsische, berlinische, magdeburgische ꝛc. Strümpfe und Mützen. 5) Allerley couleurte und schwarze Seide, und seidenes, floretseidenes, kamelhärenes, leinenes, glattes, geblümtes, gewässertes, doppeltes, einfaches, reiches, gemaltes ꝛc. Band. 6) Allerley

lerley Arten goldene und silberne Galonen, Tressen, Litzen, Corden, Knöpfe, Schleifen, Quasten, gesponnener Gold- und Silberdraht, u. d. gl. 7) Ganze Kleidungen und zur Kleidung gehörige Stücke, gemalte, genähete, gestickte, mit Galonen, Tressen, Spitzen, Taffet, Band ꝛc. besetzte Schlaf- Unterröcke, Schärpen, Nachtmäntel, Kopf- und Nachtzeuge, Cornetten, Casquets, Kappen, Schürzen, Halstücher, Palatine, Manschetten, Engageanten, Hüte, Reisemützen, Hutfedern u. d. gl. 8) Vielerley parfumirte und unparfumirte, seidene, zwirnene, wollene, baumwollene und seidene Sommer- und Winterhandschuhe. 9) Allerley Arten von Müffen, Masken, Fächern, ächte und unächte Perlen, Coclavagen, Ohrengehenge, Hals- und Armbänder, Galanten, Cantillen, Maschen, Fischbein ꝛc. 10) Allerley Hausgeräthe von Porzellan, Glas, Gold, Silber, Domback, Metall, Eisen, Stahl, Elfenbein, Schildkröte, Stein; lackirten oder unlackirten, ausgelegten oder unausgelegten Holze, Pappe u. s. w. Dergleichen Hausgeräthe sind z. B. Spiegel, Gueridons, Tische, Nähküssen, saubere Korbarbeit, Klöpolladen, Tabletten, Tresore; Bettgestelle, Feldbetten, Schenktische, Schreibzeuge, Arzeneykästchen, Kaffeemühlen, Zuckerdosen, Thee- und Kaffeezeug, Spieltische, Spieltteller, Spielkästchen, Bretspiele, Bestecke, Futterale, Gewehr, Degengefäße, Schuh und andere Schnallen, Uhren, Berlocken, Schnupftobackdosen, Ketten, Ringe, Balsambüchsen, saubere Messer und Scheeren, Fingerhüte, Strickbeutel ꝛc. 11) Allerley seltene Parfums, Essenzen, Schnupftoback, Haarpuder, Rossolis, Thee, Kaffee, Chocolate u. s. f.

Galanthus, *Galanthus nivalis*; siehe Schnee-Glöckchen.

Galantine, heißt, in der Kochkunst ein gewisses Zwischengericht von fettem Hühner- oder Kapaunenfleisch u. d. gl. aus welchem alle Knochen weggethan worden sind; imgleichen von einem Kalbskopfe, der mit einer Farße von jungem Hühnerfleische gefüllt ist.

Zur Zurichtung einer Galantine, nimmt man 2 Kapaunen oder fette Hühner, spaltet ihnen den Rücken, und nimmt die Knochen heraus; von dem Fleische aber macht man eine Farße mit Speck, einem Kalbs-Euter, ein wenig Champignons; Trüffeln, in Milch geweichten Semmelkrumen, und dem Gelben von 3 oder 4 Eyern, würzet es mit Pfeffer, Salz und Muskatenblumen, und thut etwas Petersilie und feine Kräuter hinzu, hacket alles zusammen und stößt es im Mörser. Diese Farße macht man über die Haut der Hühner, an der noch etwas Fleisch sitzen muß. Auf diese Farße leget man eine Reihe länglicher Schnitte von wohl gewürztem Speck, hierauf noch eine Reihe eben so grofer Schnitte roben Schinken; sodann wieder eine Reihe Speckschnitte, hierauf noch eine Reihe Pistacien, und alsdann continuirt man mit einer Reihe Speckschnitte, bis zu der verlangten Größe. Hierauf drückt man es zusammen, wickelt es in ein leinenes Tuch, und bindet es zusammen; nimmt sodann einen kupfernen Topf nach der Größe der Hühner, beleget ihn mit Speckstreifen und geklopftem Rindfleisch, würzet es mit Gewürze, feinen Kräutern, Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Pastinak und gelben Rüben, leget die Galantine darauf, würzet sie oben, wie unten, und läßt sie gelinde kochen. Wenn sie gar ist, zerschneidet man sie in Scheiben, leget sie in eine Schüssel, und schüttet ein Ragout von grünen Trüffeln daran, so, daß die Trüffeln nur zwischen den Scheiben in dem leeren Raume liegen. Man kann sie auch mit einer Schinkenessenz anrichten.

Man macht, bereits gedachtermafen, auch Galantinen von Kälberköpfen, von der Haut einer Hammelkeule, und einer kleinen Kalbskeule. Die Farße zur Zubereitung ist von einerley Art; denn es ist nur die Haut, welche die Galantine verändert.

Man nennt auch eine gewisse besondere Zubereitung des Aales à la galantine; siehe Th. I, S. 4.

Galathée, eine Art Tulpen; s. unter Tulpe.

Galbanum, Galban, Galban Saft, (*) Mutterharz, Lat. Galbanum, Fr. Galbanon, Galbanum, heißt eine fette, halbdurchsichtige, glänzende, auswendig gelbliche oder röthliche, inwendig weißliche Substanz, welche sich wie Wachs ziehen läßt, und zwischen der Natur des Gummi und des Harzes gewissermassen das Mittel hält; denn am Feuer entzündet sie sich wie das Harz, und im Wasser zergeht sie wie das Gummi, aber nicht in den Oehlen. Von diesem Safte, welcher sehr stark riecht, doch nicht so arg, als der Teufelsdreck stinkt, sondern vielmehr dem Opoponax am Geruche beykömmt, übrigens aber einen etwas bittern und scharfen Geschmack hat, bekommen wir aus der Levante, über Marseille; zwo Sorten zugeführt; eine in Tropfen oder kleinen Stückchen (Fr. Galbanum en larmes,) und die andere in großen, fetten, schleimigen weißen Stücken Kuchen oder Massen (Fr. Galbanum en pains,) welche letztern voller Samenhülsen, kleiner Reislein, und andern Unrathes sind, auch heftig stinken. Alle beyde rinnen aus einer Pflanze, welche dem Ruthenkraute (Ferula) gleich sieht, und das äthiopische ächte Galbenkraut, syrisch Gertenkraut, syrisch Ruthenkraut, syrisch Ferulkraut, Mutterharz-Pflanze, von Einigen auch Gallenkraut, Bubon Galbanum foliolis rhombeis dentatis glabris striatis, umbellis paucis *Linn.* Oreoselinum africanum galbaniferum frutescens, anisi folio *Tourn.* Ferula africana galbanifera, ligustici foliis & facie *Hermann.* Anisum africanum fruticescens folio & caule rore caeruleo tinctis *Pluken.* genannt wird, und in Arabien, Syrien, Indien und Persien,

(*) Luther nennt es 2. Mos. 30, 34. Galben, und Sir. 24, 21 Galban. Der Name ist aus dem Hebr. חלבנה Χαλβανη, welches von חלב, fett seyn, Fettigkeit hergeleitet wird. Siehe Geil und Gelb.

sien, wie auch in verschiedenen Ländern in Afrika, und insonderheit in Mauritanien, über Mannshöhe wächst. Die dicke, holzige, ästige und weißliche Wurzel treibt einen, einen Daumen dicken, und 2 bis 3 Ellen hohen Stängel, welcher voller Mark ist, und sich in viele knotige, gestreifte, röthliche Aeste theilet. Die ziemlich großen Blätter gleichen dem Anieß- oder Petersilienkraute, sind von Farbe meergrün, und von einem scharfen Geschmacke und Geruche. Die Blüthen wachsen, wie Dolden (Umbella) oder Kronen, sehen gelblich aus, und bestehen insgemein aus 5 Blättern, in Gestalt eines Röschen, zu Ende ihres Kelches. Wenn die Blüthe vergangen ist, so wird aus dem Kelche eine Frucht, die aus zwey sehr großen, ovalen, platten, dünnen und braunröthlichen oder zimmetbraunen Samenkörnern besteht, deren man in den Galbankuchen viele findet, und die von einem scharfen, gewürzhaften und beißenden Geschmacke sind. Diese ganze Pflanze ist mit einem zähen milchichten und klaren Safte angefüllt, welcher sich in Tropfen verdicket. Er rinnt aus dieser Pflanze, wenn man darein schneidet, nur in geringer Menge, und manchmal auch von selbst aus den Knoten der drey- oder vierjährigen Stängel. Man pflegt aber den Stängel 2 bis 3 Querfinger über der Wurzel abzuschneiden, da dann der Saft tropfenweise herab rinnt; einige Stunden hernach aber verdicket und verhärtet er sich, da man ihn alsdann einsammelt. Der Galbansaft in Tropfen, ist von dem in Stücken oder Kuchen gar nicht unterschieden, nur daß jener mit mehrerm Fleiße eingesammelt wird. Man wählt denjenigen, welcher feine, schöne, trockene und reine Tropfen, die von außen goldgelb, und inwendig nur gelblich, aber von starkem Geruche und bitterm Geschmacke sind. Der Galbansaft in der Masse, in Kuchen oder Stücken wird nur der Unachtsamkeit wegen unrein, weil er zu spät gesammelt worden ist. Sonst aber ist hievon derjenige der beste,

welcher

welcher am meisten mit weißen Tropfen versehen, dabey recht trocken und rein, und nicht stinkend ist. Man kann ihn reinigen, wenn man ihn in einer wässerichten Feuchtigkeit, Essig, Saft oder Wein auflöset, und wieder inspissiret. Einige hängen ihn auch in einem Tüchlein über ein Dampfbad, und lassen also das Reine heraus tröpfeln; oder thun ihn in siedend heißes Wasser, und werfen die obenher schwimmende Unreinigkeit hinweg.

Das Galbanum enthält viel wesentliches Oehl, welches man mit Wasser davon abziehen kann; wird aber solches für sich in der Retorte mit Feuer erhitzet, erhält man Anfangs ein blaues, und endlich ein brandichtes Oehl. Das blaue Oehl verliert allmählig seine Farbe, und wenn die Luft dazu gelassen wird, sehr bald.

Man kann das Galbanharz wegen seiner gemäßigten, stärkenden, verdünnenden, auflösenden und eröffnenden Eigenschaft, unter die besten Arzeneymittel rechnen, welches bey vielen Krankheiten, die ihren Grund in einer Schwäche der festen Theile, und schleimigen Verstopfung der Eingeweide haben, nützliche Wirkung leisten. Es dient daher in Engbrüstigkeit und langwierigen Husten, wider die Blähungen, lindert die Mutterbeschwerung (weshalb es eben den Namen Mutterharz bekommen hat,) und befördert die monatliche Reinigung. Man gebraucht es gemeiniglich in Pillen, man kann aber auch daraus eine Essenz verfertigen. Der äußerliche Gebrauch desselben in Salben, Balsamen und Pflastern, ist gleichfalls beträchtlich, und als ein nervenstärkendes, erweichendes, zertheilendes, krampf- und schmerzstillendes Mittel im Gebrauch. Es reiniget vortrefflich die Wunden, und befördert die Eiterung. Bey Lähmung der Glieder pflegt man es auf Leder zu streichen, und auf den gelähmten Ort zu legen. Man kann dieses mit dem Ammoniak billig vergleichen.

In der Apotheke hat man 1) außer dem Galbansafte an und für sich selbst, 2) den oben erwähntermaßen gereinigten Galbansaft; 3) das destillirte Galbanöhl, welches im Nieders. Galgenbaumöhl, genannt wird; und in Mutterbeschwerungen von herrlicher Wirkung ist; 4) das Galbanpflaster oder Galbancerat, imgleichen Muttercerat, ohne und mit Saffran, L. Emplastrum oder Ceratum de galbano, oder matricale simplex, und crocatum, welche hauptsächlich berühmt ist, die scirrhösen Beulen, Geschwüre und Leichdörner zu erweichen; 5) das Galbanetum, einen Gliedbalsam, der aus Galbansafte und andern Ingredienzien gemacht ist; und 6) die Essentiam galbani.

Jo. Cyb. Bernhards, chymische Versuche und Erfahrungen aus Vitriol, Salpeter, Galbano, Myrrhen ꝛc. kräftige Arzeneyen zu machen. Lpz. 1754, 8. 22. B.

D. D. KÆMPF Obs. de essentiæ galbani usu salutari, st. in der Act. phys. med. Societ. acad. scient. Principalis Hassiacæ Giessæ Cattor. 1771, Frf. & Lps. 1771, 4. S. 154, f.

Die Verfälschung des Galbanum, insonderheit des in Massen oder Stücken, geschieht mit Bohnenmehl und Ammoniakgummi.

Galben-Kraut, siehe im vorhergeh. Artikel.

Galderyen, auf den Schiffen; siehe unter Gallerie.

Gale Linn. Fr. Galé. siehe Porsch.

Gale, siehe Aussatz der Bäume. Grind-Kraut. Krätze. Räude.

Galea, siehe Helm.

Galeasse, aus dem Lat. Galeazza, und Franz. Galéace oder Galéasse auch Galeone, aus dem Ital. Galeone, eine Art großer Fahrzeuge oder Galeeren von niedrigem Bord, und das größte unter allen Arten von Ruderschiffen, die auf dem Archipelagus, und auf dem mittelländischen Meere gebräuchlich ist, und welche man sowohl mit Rudern, als mit Segeln, fortbringt. Sie führt drey Masten, nämlich den großen, den Vorder- (Fock-) und Hinter- (Besan-) Mast, nebst zugehörigen Segeln; und hierin ist sie unter andern auch von einer Galeere unterschieden, weil solche keinen Hintermast hat.

hat. Hienächst ist sie von dieser auch darin unterschieden, daß sie hie und da auf der Seite auch noch Stücke führet. So kann man auch in den Galeassen die Masten nicht niederlegen, wie bey den Galeeren zu geschehen pflegt. Eine Galeasse hat auf jeder Seite 30 bis etliche und 50 Ruder, an deren jedem 6 bis 7 Ruderknechte arbeiten. Diese Leute sitzen unter einem Bedecke, worauf Stücke stehen. Vorn hat eine Galeasse 3 mit Kanonen besetzte Etagen oder Batterien, wovon die unterste 2 sechs und dreißigpfündige, die mittlere 2 vier und zwanzigpfündige und die oberste 2 zwanzigpfündige Stücke hat. Hinten aber oder auf dem Castelle, hat sie zwo Batterien, jede von 3 achtzehnpfündigen Stücken. Eine solche Galeasse gleicht, wegen ihrer unzeheuren Größe, einer Festung auf dem Meere, und ist, wenn man die Ruderknechte dazu rechnet, mit 1000 bis 1200 Mann besetzt; aber nur noch bey den Venetianern gebräuchlich, die sie Niemanden als ihren Nobili zu führen anvertrauen, welche sich vorher eidlich und bey Verlust ihres Kopfes verbindlich machen müssen, daß sie sich nicht weigern wollen, sich auf ihrer Galeasse mit 25 feindlichen Galeeren zu schlagen.

Galée, s. den folg. Art. und Schiff bey den Buchdruckern.

Galeere, (*) ehemals eine Galee, nach dem Ital. Galea, L. Navis actuaria oder triremis, Fr. Galère, Galée oder Gallée. Ital. Galea, oder Galera, Holl. Galey, eine lange Art Schiffe mit niedrigem Borde, die gewöhnlich durch Rudern, zuweilen auch durch Segeln fortgerücket werden, und insgesammt nur zwey Masten haben. Sie werden hauptsächlich auf dem

(*) Ehedem schrieb und sprach man dieses Wort nur Galee, welches denn dem Ital. Galea, woher es genommen ist, näher kam; Dän. Galleye, Schwed. Galleia. Daß darüber kein Schiff mit Rudern fahren, noch Galeen dahin schiffen werden, Es. 33. 21. Das heutige Galeere, ist aus dem Franz. Galere, im mittlern Lat. Galera. Im Griech. bedeutet γαυλος schon eine Art Lastschiffe, und im Niederf. ist Jelle eine Art kleiner leichter Ruderschiffe. Siehe Gölle.

mittelländischen Meere, zuweilen auch auf dem Oceane, gebraucht.

Der Papst, Genua, der König beyder Sicilien, und die Insel Maltha haben Galeeren, die aber nicht aus der mittelländischen See kommen. Frankreich war die einzige Macht, die sie auf dem Weltmeere schiffen ließ; aber man hat diese Schiffe nachher abgeschaffet, und die Galeerenofficiers mit der Marine vereinigt. Spanjen hat 6 Galeeren, die in der mittelländischen See kreuzen, um die Seeräuber, welche die Küste des Reichs beunruhigen, zu verjagen. Auch Rußland hat, seit Peter's des Großen Zeiten, Galeeren auf der Ostsee, welche im siebenjährigen preußischen Kriege zum Transport der Truppen und der Mund- und Kriegsbedürfnisse gebraucht wurden.

Die gewöhnliche Länge der Galeeren ist 22 Klafter (Toises,) oder 150 Fuß, die Breite in der Mitte 2, und die Höhe 1 Klafter. Auf jeder Seite sind 25 bis 30 Ruderbänke, welche 10 Fuß lang sind, und 4 Fuß von einander entfernt stehen; an jeder Ruderbank sind 5 bis 6 Ruderknechte, welche auf den Galeeren entweder als Sclaven, oder als verurtheilte Missethäter, oder um Schuldenwillen, zum Rudern dienen. Die Ruder sind 50 Fuß lang; nämlich 37 außerhalb, und 13 innerhalb der Galeere. Mitten auf dem Verdecke der Galeere befindet sich ein langer, ungefähr 1½ Fuß breiter, Gang, welcher sich zwischen den beyden Reihen der Ruderbänke, vom Hinter- bis zum Vordertheile erstreckt, und der Koker, Fr. Courlie, oder Courlier, genannt wird. Dieser Gang ist hohl, indem die Breter, womit er bedeckt ist, aufgehoben werden können, daher er zugleich zu einem Behältniß für die Gezelte und Kleider des Schiffsvolks dient. Die Galeere führt vorn 5 Kanonen, nämlich 2 von mittelmäßiger Größe, Acht bis Zehnpfünder (Fr. Bâtardes,) 2 kleinere, und ganz vorn eine schwere Kanone oder halbe Karthaune, welche auf das Vordertheil gepflanzet wird, um über den Schiffsschnabel hinaus schießen zu können, eine 23 bis 24 pfündige Kugel schießt, und das Kokerstück, Fr. Canon de courlier, genannt wird.

Man

Man hat leichte und Bastardgaleeren, deren jene nach der alten Art gebauet sind, und ein schmales und spitziges Hintertheil haben. Die Bastardgaleeren aber, welche ein sehr breites viereckiges Hintertheil haben, sind die gewöhnlichsten. Man hat auch Galeeren die aber gewöhnlicher Galeoten genannt werden: siehe unten, S. 667.

Wenn viele Galeeren mit einander als eine Flotte gehen, so wird die Hauptgaleere Capitana, Fr. Galère capitaine, genannt. In Frankreich wird sie, seitdem daselbst die Würde eines Capitaine général des galères erloschen ist, la Réale genannt, wird vom Generale der Galeeren bestiegen, und führt die königliche Galeerenflagge (l'etendard royal) welche viereckig, roth, und mit goldenen Lilien besäet ist. Die nächste Galeere nach derselben, heißt Patrona, in Frankreich Galère patrone. Sie wird vom Lieutenant-Général de galères bestiegen, führt 2 Schiffslaternen (Fanale,) und am Hauptmaste eine länglichviereckige Flaage. Sie genießt übrigens gleiche Vorzüge mit dem Viceadmiralsschiffe einer Schiffsflotte; nur muß sie dasselbe zuerst grüßen.

Die Galeeren sind sehr schnell, taugen aber im Ungewitter nichts, und entfernen sich daher nicht gern weit vom Ufer; indessen begeben sie sich doch zuweilen auf das hohe Meer. Das runde Holz, woran die Galeere am Ufer befestigt wird, heißt der Galeerenstock. Der auf den Galeeren übliche Anker, der Galeerenanker, ist aus einem Stücke geschmiedet, und hat vier Haken oder Schaufeln.

Wie die Galeeren vor dem Blitzstrahle in Sicherheit zu sezen seyn, s. im XVIII. Th. S. 311, f.

Auf die Galeeren schmieden, oder die Galeerenstrafe, Fr. les galères, ist eine Art einer harten Strafe, welche darin besteht, daß Jemand dazu verurtheilt wird, gewisse Jahre, oder auch Zeit Lebens auf den Galeeren zu rudern. Insonderheit werden die türkischen und barbarischen Seeräuber, welche man gefangen bekömmt, auf die Galeeren geschmiedet, und Ruderselaven, Galeerenselaven, Fr Forçats oder Galériens, die ganze Gesellschaft derselben aber Chiorme oder Chiourme, genennet.

Das Schicken und Schmieden der Gefangenen auf die Galeeren, ist anstatt der Deportation oder damnationis in metallum aufgekommen und eingeführt worden. Ob wohl dieselbe bey uns in Deutschland nicht sehr üblich ist, sondern an deren Statt gemeiniglich das ewige Gefängniß erkannt zu werden pflegt: so ist sie doch in andern Reichen und Ländern, insonderheit in Spanien, Sicilien, Frankreich, Portugall, England, Italien, imgleichen bey den Venezianern vornämlich wider die Banditen, Spitzbuben, See- und andere Räuber, auch Mörder und dergleichen Missethäter, nebst Confiscation ihrer Güter, noch im beständigem Gebrauche, und geschieht entweder auf eine gewisse Zeit, welche doch nicht leicht geringer, als auf 10 Jahre zu seyn pflegt, oder auf Zeit Lebens. Im letztern werden aber nur gemeine Personen dazu verurtheilt. Adelige und andere Personen von Condition werden nur, nach Einziehung ihrer Güter, aus dem Lande, oder auf eine Insel, verwiesen; es hätte denn ein Edelmann durch ein gar zu arges Verbrechen seinen Adelstand befleckt und verscherzet.

Diese Pœna triremium oder remulci ist auch den alten Römern nicht unbekannt gewesen, als welche nicht allein freywilliger, sondern auch angefesselter Ruderknechte zuweilen sich bedienten; wie denn unter andern der Kaiser Augustus einen, der sich fälschlich rühmte, er wäre von seiner Schwester Octavia geboren, auf die Galeeren schmieden ließ. Claudius Majet und Johann Mallier, sind, weil sie ihren Aeltern nach dem Leben gestanden, auf die Galeeren verdammt worden. In Italien werden auch die Gotteslästerer damit gestrafet. Insonderheit ist bey den Türken, Persern und andern barbarischen Völkern, diese Strafe sehr gemein. Ehe man solche Personen auf die Galeeren bringt, werden ihnen die Haare aller Orten glatt herunter geschnitten, damit das Ungeziefer sich nicht darin aufhalten und hecken könne. Denen, welche zur rechten Seite des Schiffes rudern müssen, wird an das linke, denen aber, so zur linken gestellet werden, an das rechte Bein eine Kette, ungefähr 3 Ellen lang, geleget, und daran geschlossen, um dadurch an dem Rudern nicht gehindert zu werden.

Auf dem oben erwähnten Mittelgange, oder dem sogenannten Koker, üben die Befehlshaber oder Galeerencapitäne, ihre Grausamkeit an den Ruderscla ven aus. Sie befehlen ihren nicht anders, als vermittelst des Tones einer Pfeife, dessen Verschiedenheit die verschiedenen Arbeiten, welche sie vornehmen sollen, bezeichnet. Das Fahren der Galeere, oder die

Re-

Regierung der Ruder, ist eine der schwersten Handarbeiten auf derselben. Um sich hievon desto leichter einen Begriff zu machen, stelle man sich vor, wie jeder Ruderknecht den einen Fuß auf der Fußbank oder einem unter jeder Bank befindlichen dicken hölzernen Brete, und den andern auf der vor ihm stehenden Bank liegen hat, sich so lang als möglich ausstrecket, um das Ruder hervor zu bringen, und, wenn er es in die Höhe gehoben hat, um damit in das Wasser zu schlagen, sogleich hinterwärts auf die Bank niederfällt. Wenn es sich solchergestalt einmal ereignet daß die Ruderknechte nicht alle zugleich einerley Bewegung vornehmen, stehen diejenigen, welche zu der Zeit vor dem Ruder, welches in der Ruhe geblieben ist, befindlich sind, in Gefahr, sich den Kopf zu zerschmettern. Dergleichen Arbeit, von welcher es erstaunend ist, daß man bey derselben eine halbe Stunde lang aushalten kann, dauert bisweilen 4 Stunden ununterbrochen fort; doch pflegt man in solchen Fällen, ein Stück Zwieback, so man in Wein getunkt hat, den Ruderknechten in den Mund zu stecken. Wenn Jemand von diesen unglücklichen Personen unter dem Ruder umkömmt, schlägt man so lange, als man noch das geringste Zeichen des Lebens bey ihm bemerkt, auf ihn zu, und sobald er nicht mehr Athem holt, wirf man ihn, wie ein Aas, in das Meer. Liegen die Galeeren im Hafen, so müssen die Ruderknechte Lasten tragen, und sonst die schwerste Arbeit verrichten.

Die Nahrung der Ruderknechte schickt sich mit ihrer ganzen Einrichtung sehr wohl zusammen. Sie bekommen täglich nicht mehr, als anderthalb Pfund groben Zwieback, und 3 Loth Bohnen; zum Getränk aber schlechtes Wasser. Ihre Kleidung besteht in einem Hemde von Sackleinwand, und eben dergleichen Hosen, die wie ein Weiberrock gemacht sind. Sie haben keine Schuhe, sondern nur Strümpfe von grobem rothen Zeuge, eben dergleichen weites Wamms, darüber einen Caputrock von grobem Tuche, und eine rothe wollene Mütze.

So lange die Galeere fortrudert, legt sich Niemand auf selbiger schlafen; wenn sie aber vor Anker oder im Hafen liegt, hocken die Knechte in ihren Bänken nieder, und schlafen. Im Winter, wenn die Galeere abgetakelt oder ledig ist, und sie also mehrern Platz haben, bedienen sie sich einiger Breter, und haben eine etwas bequemere Lage, doch allemal auf der bloßen harten Erde. Zu dieser Zeit ist es auch denjenigen, die auf einige Art etwas verdienen können, erlaubt, für ihren eigenen Nutzen zu arbeiten, und sie kön-

nen sich auch am Deiche des Hafens eine Lagerhütte errichten. Diejenigen, welche keine dergleichen Beschäftigungen haben, lehret man stricken; denn es darf Niemand müssig seyn. Bloß die Türken sind hievon ausgenommen; denn diese sind niemals angeschmiedet, sondern haben die Freyheit, den Tag über in der Stadt herum zu laufen; des Abends stellen sie sich auf der Galeere wieder ein; und man hat fast kein einziges Beyspiel, daß sich Jemand hätte gelüsten lassen, davon zu laufen.

Wenn Personen vom Stande die Galeeren besehen, läßt man die Sclaven folgende seltsame Uebungen vornehmen. Bey dem ersten mit der Pfeife gegebenen Zeichen, nimmt ein jeder seine Mütze ab; beym zweyten zieht er seinen Oberrock, und beym dritten sein Hemd aus, so, daß man alsdann lauter nackende Leiber sieht. Hierauf läßt man sie die Monninen oder Affen spielen. Sie müssen sich alle auf einmal in ihre Ruderbänke niederlegen, und man sieht alsdann keinen einzigen Menschen. Hierauf läßt man sie den Zeigefinger in die Höhe strecken, und man sieht alsdann nichts als Finger; hierauf den Arm, ferner den Kof, sodann ein Bein, endlich beyde Beine, hernach müssen sie insgesamt gerade in die Höhe stehen; sodann alle auf einmal das Maul aufsperren, ferner insgesamt husten, sich umarmen, einander zu Boden werfen, und noch verschiedene andere unanständige und lächerliche Stellungen machen, welche, anstatt sie die Zuschauer vergnügen sollten, bey ehrbaren Personen vielmehr Abscheu vor dergleichen Uebungen, da man mit Christen, wie mit unvernünftigen Thieren umgeht, hervor bringt.

Die Bastonnade, oder die Strafe der Rückenschläge auf den Galeeren, wird folgendergestalt vollzogen. Man zieht den Unglücklichen, der sie bekommen soll, bis an die Hüften nackend aus; alsdann muß er sich mit dem Bauche auf den Mittelgang der Galeere legen, und die Beine innerhalb seiner Bänke die Arme aber in die gegen über stehenden Bänke stecken. Zween Sclaven halten ihm die Beine, und zween andere die Arme; alsdann schlägt ein sehr handfester Türke, mit einem Ochsenziemer, Prügel, oder knotigen dicken Stricke, aus allen Kräften, auf den Rücken oder an die Fußsohlen des Verurtheilten. Dieser Türke ist ebenfalls ganz nackend, und hat den Befehlshaber hinter ihm stehen, welcher ihm, damit er desto stärker zuschlagen möge, die Schultern mit einem Stricke streichelt, dagegen aber ohne Verschonen auf ihn zuhauet, falls er nur die allergeringste Geschwindigkeit

digkeit gegen den armen Züchtling beweiset. Die zu dieser Leibesstrafe verurtheilten Personen können kaum 10 bis 12 dergleichen Hiebe ausstehen, ohne die Sprache und Bewegung zu verlieren; dem ungeachtet aber hält man mit den Schlägen eines solchen armen Körpers nicht inne. Zwanzig bis dreyßig Hiebe ertheilt man, wenn Jemand auch nur das allergeringste versehen hat. Manche bekommen gar an die hundert; jedoch ist es auch sodann mit dergleichen Personen aus.

Haben sie ein Hauptverbrechen begangen, so bindet man ihnen den Fuß an ein, und den andern an ein anderes Schiff, stößt die Schiffe ab, und reißt solchergestalt die Körper mitten von einander.

Memoires d'un Protestant condamné aux Galéres de France, pour cause de religion: Ouvrage, dans lequel outre le recit des souffrances de l'auteur de puis 1700 jusqu'en 1713, on trouvera diverses particularités curieuses, rélatives à l'histoire de ce tems là, & une description exacte des Galére & de leur service. à Roterd. 1757. 8. 525, S. Der Verfasser dieses Werkes, woraus ein Theil vorstehender Nachricht genommen ist, ist ein Protestant welcher um der Religion willen, 10 Jahr lang auf den dünkirchischen Galeeren gesessen hat, und endlich durch Vermittelung der Königin Anna von England wieder erlöset worden ist.

Galega, siehe Geiß-Raute.

Galena, Glanz, Glanzerz, siehe Th. V. S. 695.

Galenok, ein Weinmaß in Rußland, deren 8 einen Wedro oder Eimer ausmachen.

Galeone, siehe Galeasse.

Galeopsis, Hanf Nessel, taube Nessel; s. unter Nessel.

Galeote, Galeotte, aus dem Ital. Galeotta, L. Navis actuaria minor, eine kleine und sehr leichte Art von Galeeren, die auch halbe Galeeren genannt werden, und deren man sich auf der mittelländischen See zum geschwinden Laufe, zum Transport, und zum Kapern bedienet. Sie haben nur einen Mast und Gabel, wie ein Heu; einen platten Spiegel; auf jeder Seite 15 bis 20 Ruderbänke, deren jede aber nur mit einem einzigen Ruderknechte oder Matrosen versehen ist, welche zugleich Soldaten sind, die nach dem Rudern sogleich die Muskete wider in die Hand nehmen müssen. Auf einer Galeote befinden sich einige kleine Kanonen, insgemein

aber

aber nur 2 oder 3 Steinstücke. Mit der Galeote ist die weiter unten vorkommende Galleote nicht zu verwechseln.

Galère. 1. Ein Schiff; siehe Galeere.

2. Ein Thier, Holothuria, Physalis *Linn.* s. See-Gallerte.

Galerie, siehe Gallerie.

Galet, oder Diamant de galet, (Kiesel Diamant,) nennen die Franzosen eine gewisse Art Krystallen, welche manchmal in einigen Kieselsteinen oder, wie sie daselbst heißen, in den Galets, an den Küsten der Normandie, insonderheit um Harfleur, gefunden werden, aber schwer heraus zu bringen sind, weil sie gemeiniglich zerspringen, wenn man sie vermittelst eines Hammers vom Kiesel trennen will. Dergleichen Steine kommen oft den ächten Diamanten an Farbe und Härte sehr nahe und es wird aus ihnen in Frankreich allerley Schmuck verfertigt.

Galet, ist auch eine von den Sorten Glasperlen, die man zum Handel auf den afrikanischen Küsten gebrauchet. Es giebt zweyerley Sorten, nämlich rothe mit schwarzen Flecken, und dergleichen gestreifte; s. Glas-Perle.

Galgant, Galgan, L. Galanga, Fr. Galangue, ist eine Wurzel, welche aus Indien und Syrien über Alexandrien zu uns gebracht wird. Man hat in den Apotheken zweyerley Arten mit diesem Namen belegt, und zum Unterschiede eine die große, die andere die kleine genannt. Es sind dieselben aber nicht nur in Ansehung der Größe und Stärke unterschieden, sondern werden auch von zwo ganz verschiedenen Pflanzen genommen.

Die kleine Galgantwurzel, Galanga minor tenuis s. indica, Radix galangæ minoris, kömmt von einer Pflanze, welche beym Rumph schlechtweg Galanga, beym Ritter Linné aber Maranta Galanga, culmo simplici heißt, und in sumpfigen Gegenden Indiens wächst. Die in den Apotheken aufbehaltene Wurzel ist ungefähr einen kleinen Finger dick, höckerig, knotig, krumm gebogen, gleichsam ästig, und mit Zirkelstreifen durchzogen,

gen, auswendig braun, inwendig röthlich, von einem angenehmen gewürzhaften Geruche, und einem scharfen gewürzhaften, etwas bittern, beißenden, und, wie der Pfeffer, oder Ingber, die Kehle brennenden Geschmacke. Die Pflanze heißt bey den Indianern Lagundi, und gleicht einem kleinen Strauche, der dem Myrrhenlaube oder dem Ingber ähnliche Blätter, weiße, wie eine Sturmhaube gestaltete Blüthen, und eine Frucht mit drey Höhlen, voll kleiner runder Samen, trägt. Man braucht die kleine Galgantwurzel mehr, als die große, weil sie am Geruche und Geschmacke viel stärker ist. Diejenige, welche nicht wurmstichig oder leicht, sondern fest, schwer, roth, beißenden Geschmackes und wohlriechend ist, wird für die beste gehalten.

Die große Galgantwurzel, Galanga major, crassior, crassa, s. javanensis Radix galangæ majoris, kömmt aus Malabar und der Insel Java, und ist dem kleinen Galgant fast ähnlich, nur stärker, und 1 bis 2 Daumen dick. Die Pflanze dieser Wurzel vereinigen die neuern Schriftsteller mit der Zedoaria; und diese beyde machen das Geschlecht aus, welches von dem berühmten Arzte und Reisebeschreiber Kämpfer den Namen Kæmpferia erhalten hat; Kæmpferia Galanga foliis ovatis sessilibus *Linn.* Kæmpferia *van Royen*; Sanchorus *Rumph.* in Indien Bangula, und ist eine Gattung Rohr, dessen Blätter wie die an der Schwertlilie (Iris) aussehen; die Blüthe ist weiß ohne Geruch, und die dreyfächerige Frucht enthält sehr viele kleine Samen.

Den großen Galgant findet man zuweilen in den Gärten. Man muß bey uns die Pflanzen, das ganze Jahr über, im Glashause behalten, auch wohl, um Blumen zu erlangen, in ein Lohhaus setzen. Im Herbste verwelken die Blätter; und den Winter hindurch muß man die Wurzel selten begießen, damit sie nicht faule. Im Frühjahre, ehe die neuen Blätter hervor treiben, kann man die Wurzel theilen, und solchergestalt die Pflanze vermehren.

Die in den Apotheken aufbehaltene Wurzel ist knollig, knotig und gegliedert, auswendig dunkelroth, inwendig

wendig weißlich, und theils der Größe nach, theils wegen des schwächern und weniger angenehmen Geruches und Geschmackes von dem kleinen Galgante unterschieden. Man muß daher diese, der großen in der Arzneykunst vorziehen.

Beyde werden im frischen Zustande von den Indianern, statt eines Gewürzes, bey den Speisen gebrauchet. Sie thun die Wurzel, anstatt des frischen Ingbers, an den Salat, auch, anstatt der Kapern, in die Soßen oder Brühen, welche sie alsdann Alhar nennen. Sie bereiten auch mit Salz, Essig und Oehl einen Salat davon; oder schneiden sie in kleine Stückchen, und kochen sie mit Fleische oder Fischen. Die Malabaren machen Mehl daraus, und backen mit Kokelsmilch Kuchen, welche sie Apas nennen.

Der Galgant wird vielmals mit der gemeinen Cyperwurzel, Radix Cyperi longi, (s. Th. VIII. S. 500, und den Art Erd-Mandel, Th. XI. S. 292, f.) verfälscher, weil diese Wurzeln einander ähnlich sehen; daher nennen einige dieselbe auch wilden Galgant, den rechten Galgant aber Cyperum babylonicum. Sonst wird auch die kleine Galgantwurzel zum öftern mit der großen untermengt gefunden, welchen Betrug man aber leicht sowohl durch den Geschmack, als auch durch das Gesicht erkennen kann, indem die kleine auf der Zunge viel schärfer beißt, auch nicht so braun, wie die große, sondern mehr röthlich aussieht; und endlich die Stücke der kleinen nicht so dick sind, als an der großen. Man bringt sie in kleinen Säcken zu uns, und verkauft sie nach Pfunden; und zwar wird dieselbe zu Amsterdam insonderheit zu 8 bis 9 Stüver das Pfund verkauft, das Tara aber nach dem Gewichte, und über dieses auch 2 pro Cent für gut Gewicht, und 1 pro Cent für prompte Bezahlung abgezogen.

Man kann gedachtermassen, die Wurzeln, vernämlich des kleinen Galgants, wegen ihrer flüchtigen, öhligen,

öhligen, und scharfen harzigen Theile, mit andern hizigen Gewürzen vergleichen; und sie wird auch daher nicht allein in den Apotheken, als ein Gewürz geführet, sondern auch von den Brandweindestillirern zum Ueberziehen unter die Magenaquavite genommen; und die Essigbrauer brauchen sie zum Essigmachen.

Als Arzeney rechnet man sie vorzüglich unter die stärkenden Mittel, und gebraucht sie bey geschwächter Verdauung, Blähungen, Leibschmerzen, Schwindel, auch zu Beförderung der monatlichen Reinigung. Da aber ihr Gebrauch das Geblüt in Wallung setzt, dürfen nur Phlegmatische sich ihrer bedienen. Man kann sie in Pulver von 10 bis 15 Gran geben, oder lieber die Essenzen gebrauchen, welche aus dieser Wurzel und andern Gewürzen verfertiget werden, als: Ess. carminativa Wedelii, und das Elixir vitrioli Mynsichti. In den Apotheken hat man auch die Species Diagalangæ, welche, wie die Wurzeln selbst, in kalten Gebrechen des Leibes nüzlich gebraucht werden, das saure Aufstoßen und die groben Blähungen wegschaffen, einen wohlriechenden lieblichen Athem machen, u. s. w.

Galgant-Gras, (Wildes) Carex acuta *L.* s. Berst-Gras, im Art. Gras.

Galgen, (*) in der anständigern Sprechart, das Hochgericht, oder die Justiz, L. Patibulum, Fr. Gibet, oder Potence, ein aufgerichtetes Gerüst, oder ein senkrecht stehender Pfahl mit einem Querholze, woran Missethäter,

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Ulphilas Galga, und bey dem Otfried Galgen, wo es von dem Kreuze gebraucht wird, im Schwed. Galge, im Engl. Gallow, im Angels. Galg, Gual. Galga, im Holländ. Galghe, im Dän. Galge. Zu Carl des Großen Zeit bedeutete Galge, auch einen Salzbrunnen, ohne Zweifel um des darüber befindlichen, einem Galgen ähnlichen, Schöpfgerüstes willen. Wachter, Kaltaus und andere haben von dem Ursprunge dieses Wortes allerley seltsame Meinungen. Ihre leitet es mit mehrerm Glücke von dem Isländ. Gazl, der Ast, der Gipfel eines Baumes, der Zagel, Nieders. Zelke ab, weil man doch daran zuerst die Missethäter gehenket hat, ehe man eigene Säulen dazu errichtete.

In der Sprache der Spizbuben, wird der Galgen die Feld-Glocke genannt.

sethäter, mit einem um den Hals gelegten Stricke, von dem Henker aufgehänget, (gehenket,) und also vom Leben zum Tode gebracht werden. Weil ein Galgen ehemals nur aus zween, oben gabelförmigen hölzernen Ständern bestand, in deren Gabeln das Querstück, woran man den Missethäter knüpfte, eingelegt wurde, so wird er im L. Furca und im Franz. Fourches patibulaires, oder auch schlechtweg les Fourches, genannt. Ein beständiges Hochgericht, vornämlich bey den Städten, wird unten in die Runde, von Mauerwerk, und oben mit drey, vier oder auch mehr Pfeilern (*) von Stein aufgeführet, und von einem zum andern Balken geleget. Die Dorfgalgen werden von zween oder drey starken Pfosten aufgerichtet. Wenn es aber nur eine Pfoste mit einem Arme ist, wie besonders die Soldatengalgen zu seyn pflegen, so wird er ein Knie oder Schnellgalgen genannt. Diese Art der Lebensstrafe scheint erst nach Constantin's Zeiten, welcher den vorher gewöhnlichen Kreuztod abgeschafft hat, aufgekommen zu seyn.

Die Anlegung der Orte, wo peinliche Urtheile vollzogen werden, gehört zu der hohen und peinlichen Gerichtsbarkeit und setzt auch denjenigen, der sie anlegen läßt, in die Possession vel quasi; doch ist Niemanden erlaubt, nach eigenem Belieben Galgen und Hochgericht aufzubauen, wenn er nicht mit dem Blutbann, Stock und Galgen belehnet ist, sondern wird von der hohen Landesobrigkeit, als hätte er ein Crimen læsæ majestatis begangen, hart bestrafet. Daher auch gemeiniglich den Lehenbriefen diese Clausul: Gerichte, wie ihnen das gefällig, Stock und Galgen aufzurichten, den Bann über das Blut zu richten ꝛc. mit in-

(*) Die Anzahl der Pfeiler ist willkührlich; nur in Frankreich ist diese nach Verschiedenheit der Herrschaften unterschieden. Die Herren eines Schlosses oder einer Burg (Seigneurs Chatelains) haben Hochgerichte mit 3, die Barone mit 4, und die Grafen mit 6 Pfeilern.

inserirt zu werden pflegt. Ein solcher inquasi possessione begriffener behält die Jurisdiction, obgleich in hundert Jahren sich kein Fall begäbe, daß Jemand gehenkt oder sonst abgethan würde. Ob man nun gleich die Criminaljurisdiction auch ohne Aufrichtung und Darstellung solcher äußerlichen Zeichen haben und behalten kann, man auch anfänglich die Diebe nur an die Bäume gehenkt, nachher aber, als die hohe Gerichtsbarkeit ein und andern zu Lehen gereicht wurde, die Galgen und andere Zeichen der peinlichen Jurisdiction öffentlich aufgerichtet und gesetzt worden sind: so wird doch, eben darum, weil heute zu Tage die Hochgerichte, Galgen, Rad, Rabenstein, Pranger u. d. gl. Zeichen sind, daß Jemand mit dem Blutbanne beliehen sey, nothwendig erfordert, daß solche öffentlich auf- und dargestellt werden, nicht sowohl um dem Gerichtsherrn ein Ansehen zu machen, als hielte er streng über die Justiz, sondern hauptsächlich den Bösen und Gottlosen zur Warnung und zum Schreck. Daher man auch die Hochgerichte Trophæa justitiæ, Siegeszeichen der Justiz, zu nennen pflegt.

Man lieset von dem Kaiser Maximilian dem I., daß, wie er einst vor einen Galgen vorbey gereiset sey, er sein Haupt entblößt, und gesagt habe: Salve Justitia! Eben dieses wird auch von einem Könige in Frankreich erzählt, daß er allemal, wenn er vor einen Galgen vorbey gereiset sey, den Hut abgezogen, sich geneiget, und ihm gedankt habe, mit Vermelden, dieser erhielte ihm mehr als der Scepter, den er in Händen führte.

In der Schweiz findet man, nach Keyßlers Bericht, öfters auf den offentlichen Galgen Wetterfahnen, und an selbigen die Wappen des Cantons, der die hohen Gerichte an solchem Orte hat.

Den Ort der Errichtung eines Hochgerichtes betreffend, lehren einige Rechtsgelehrte, daß man keinen Galgen so nahe an die Gränze setzen dürfe, daß er das fremde Gericht mit dem Schatten (wenn er am längsten ist,) berühre, und daß auch das Volk auf

demselben Gerichte, da man einen justificirt, und nicht auf dem fremden Gerichte, welches daneben liegt, stehen möge. Doch wird es heutiges Tages mit dem Schatten nicht so genau mehr beobachtet, sondern die Aufrichtung des Galgens verstattet, wenn er nur 24 Ellen von des benachbarten Gränze gesetzt wird.

Das Hochgericht, und andere zum Blut- und Halsgericht gehörige Plätze, müssen in einer solchen Entfernung von den Landstraßen angelegt werden, daß man sie zwar deutlich erkennen könne, jedoch auch also, damit ihr Anblick und übler Geruch der Gesundheit der Reisenden nicht nachtheilig werde.

Bey Errichtung oder nöthiger Ausbesserung eines Galgens, werden insgemein alle Meister und Gesellen des Ortes von denjenigen Handwerkern, die daran zu thun haben, als: Zimmerleute, Mäurer, Schmiede und Schlosser, dazu aufgeboten; und es müssen dieselben allerseits Hand daran legen, damit keinem von ihnen weder unter sich selbst, noch von Jemand anders über kurz oder lang einiger Vorwurf gemacht werden möge.

Wenn der Galgen von Holz aufgeführt werden soll, pflegt gemeiniglich der Beamte oder Richter voran zu reiten, und die Zimmerleute, drey ins Glied, nachzufolgen, ihre Zimmeräxte auf die Schultern, mit über sich gekehrter Schneide haltend, bis sie in den Wald bey die vorher ausgesuchten und von dem Förster angewiesenen Eichen, (wozu gemeiniglich die stärksten, und welche einen gesunden Kern haben, genommen werden) gelängt sind. Alsdann steigt der Beamte oder Richter vom Pferde, hält eine kurze Rede an die Zimmerleute, warum sie nämlich dahin gekommen sind; nimmt von ihnen eine Zimmeraxt, welche der Aelteste oder ein anderer darreichet, und thut damit den ersten Hieb in die Bäume, und giebt sie hernach wieder zurück; alsdann hauen die Zimmerleute solche vollends um, und beschlagen sie. Wenn sie fertig sind, wird das Holz durch die Unterthanen entweder um Lohn, oder zur Frohne, (an einigen Orten thut es auch wohl der Nachrichter) an den Ort, wo der neue Galgen aufgerichtet werden soll, geführt.

Wird hingegen das Hochgericht von Mauerwerk errichtet, so legt der Beamte oder Richter den ersten Stein zum Fundament,

ment, hernach fangen die Mäurer erst an, daran zu arbeiten. Wo die Räthe in den Städten die peinliche Gerichtsbarkeit haben, geschieht obiges von dem Stadtvogte, oder auch von dem regierenden Bürgermeister selbst, oder wem sie es sonst auftragen wollen. Zuweilen wird es auch wohl vom Amte und Rathe zugleich verrichtet, nachdem sie die Gerichtsbarkeit exerciren, und es jedes Orts hergebracht ist.

Wenn nun der neu von Holz gemachte Galgen gerichtet, oder die Eichenbalken auf die gemauerten Pfeiler geleget werden sollen, wird der Tag nicht allein den Zimmerleuten und Mäurern, sondern auch den zünftigen Handwerkern in den Städten und auf den Dörfern benannt, und bey ernster Strafe anbefohlen, daß alle Zimmerleute und Mäurer, welche daran gearbeitet haben, von den Handwerkern aber nur allein die Ober- oder Altmeister früh vor dem Amt- oder Rathhause erscheinen, und keiner ausbleiben solle, um bey Aufrichtung des Galgens mit Hand anzulegen. Es werden auch wohl einige Rotten von der Garnison dazu commandiret, um der Procession so viel mehr ein Ansehen zu geben, und mehrere Ordnung zu halten. Sobald sie an dem bestimmten Orte angelangt sind, hält der Beamte, zu Pferde, mit entblößtem Haupte, eine kurze Rede an die Obermeister der Handwerke, Zimmerleute und Mäurer, daß sie ihrer Schuldigkeit gemäß, willig erschienen seyn, ermahnt sie nunmehr Hand anzulegen, und zu helfen, daß das Werk seinen völligen Stand erreiche, mit der gewissen Versicherung, daß, Inhalts Kaisers Carl des V. peinl. Halsgerichtsordnung, es Niemand an seinen Ehren, guten Leumund und Handwerk vorwerflich, verlez- oder schädlich seyn solle. Alsdann wird ungesäumt mit Aufrichtung und Sezung des Galgens verfahren. Die Löcher macht an einigen Orten der Nachrichter, mit seinen Knechten, wozu der peinliche Richter Picken und eiserne Schaufeln kaufen muß, welche der Nachrichter, vorschützender Gewohnheit, und weil er solche in Händen gehabt hat, und sie, seiner Meinung nach, dadurch gleichsam anrüchtig geworden sind, nebst dem Lohne behält.

Wo man hingegen nur neue Balken an die steinernen Pfeiler leget, werden auf beyden Seiten Kloben an starke Hölzer und große Stricke um die Balken fest gemacht, auch Strebehölzer an die Pfeiler gesezt, auf welchen der Balken im Hinaufziehen ruhet und fortgeschoben wird, bis er gänzlich hinauf auf das Mauerwerk gebracht, und sodann vollends von den Mäurern mit Steinen und Kalk befestiget wird. Bey diesem

Allen stehen die Obermeister der Handwerke auf beyden Seiten, und ziehen an den von den Kloben herab gehenden langen Seilen, die Zimmerleute und Mäurer aber haben alsdann ihre Verrichtung bey den Balken und Pfeilern, daß er recht und ohne Schaden hinauf komme. Wenn dieses geschehen ist, zieht man in Procession wieder heim, und es wird von dem peinlichen Gerichtsherrn den Zimmerleuten und Mäurern ihr verdienter Lohn, und zugleich den Obermeistern und dem Commando von der Garnison, einige Tonnen Bier zu vertrinken gegeben.

Die Schnellgalgen in den Städten und Festungen für die Soldaten, bauen die Zimmerleute ohne einige Solennität und Zuthun anderer ihrer Handthierung, richten sie auch allein auf.

An einigen Orten pflegen die neu aufgebaueten Galgen auch mit einem Kranze gezieret zu werden.

Wenn in einem Gebiete kein gemeiner Ort zu finden ist, wo es sich füglich schickt, einen Galgen zu bauen, kann ein Unterthan gezwungen werden, von seinen Aeckern einen Platz dazu gegen Bezahlung herzugeben, propter publicam utilitatem.

In Bayern haben, wie Hund in dem bayerischen Stammbuch berichtet, gemeiniglich aus alten Herkommen, die Leinweber das Hochgericht bauen, die Müller aber die Leiter machen, auch solche davon und hinzu führen müssen, dessen jezt die Weber an einigen Orten, gegen eine Vergleichung, erlassen sind.

Churbrandenburgisches Edict, die Leinweber nicht zu schimpfen, daß sie die Leiter zum Galgen tragen müßten, d. d. 9. Mart. 1671, st. in Mylii Corp. Constit. March. 5. Th. 2. Abtheil. 10. Cap. No. 12, S. 642.

Königl. preußisches Patent, daß den Handwerkern zwar erlaubt sey, bey der Erbaung der Galgen ꝛc. ihre üblichen Gebräuche zu beobachten, jedoch, daß sie den Gerichtsobrigkeiten außer dem Arbeitslohn keine besondere Unkosten, verursachen d. d. 2. Nov. 1730, st. eb. das. No. 80, S. 761.

Es beweiset allemal aufmerksame Aufseher weiser Anstalten, wenn dergleichen zur Bestrafung der Uebelthäter aufgeführte Gebäude um eine Stadt beständig im baulichen Stande, mit Farben und andern Ausbesserungen wohl unterhalten werden; so wie ein halb umgefallener Galgen sehr nachlässige Befehlshaber zu erkennen giebt.

Die Unterhaltung der Hochgerichte ist ein Artikel, welcher der Kammer nicht sehr beschwerlich fällt, wenn einmal ein Rabenstein da ist; denn dieser kann

als

als ein bloßer eingefaßter Erdenhaufen mit geringen Kosten unterhalten werden. Ein eigenes Galgengebäude hingegen ist schon kostbarer. Wo es noch nicht ist, wird die Kammer keines bauen, sondern lieber bey der Execution eines Inquisiten einen simpeln hölzernen Galgen, wenn der alte zu mürbe wäre, mit geringen Umständen dahin setzen lassen; denn einen ganz neuen gemauerten Galgen zu bauen, ist, wie ich so eben erzählt habe, eine kostbare Solennität, wozu alle Handwerker in Processionen contribuiren, damit keines dem andern vorrücken könne, an den Werkzeugen der Gerechtigkeit mit gearbeitet zu haben, und dadurch untüchtig geworden zu seyn, ein ehrliches heimliches Gemach zu bauen, eine ehrliche Klystirspritze, oder einen ehrlichen Nachttopf ꝛc. zu verfertigen. Es läuft freylich auf einen falsch verstandenen Stolz der Zünfte hinaus; allein, es ist hier die Frage: Ist die kostbare Aufbauung eines prächtigen Galgens und Rabensteines, cameralischer, als die jedesmalige Zurichtung eines Pfahles, wobey der ganze Bau vielleicht in einer Stunde vollendet seyn kann? Und es ist kein Zweifel, daß die Frage zum Vortheile der letztern Art von Jedermann beantwortet werden wird. Dieses vorausgesetzt, können wir den Märterergeist der Zünfte, der sie bey ihren Bocksbeuteln und Handwerksgebräuchen, der kaiserlichen Verordnungen und Verdammungen ungeachtet, erhält, hier immerhin unangegriffen lassen; es ist hier genug, daß der Cameralist, so viel an ihm ist, verhindern muß kostbare Galgengebäude aufzuführen, sowohl um die Baukosten zu vermeiden, als auch um die andern lächerlichen, fast eben so kostbaren Ceremonien abzuschaffen. Ein gewisser gelehrter Italiäner, der gegen die Todesstrafen eifert, schlägt so gar in diesem Eifer den Kammern vor, wenigstens die geköpften und gehenkten Menschen öffentlich schinden, und die Häute zu Patrontaschen, Degengehenken, und Pantoffeln verarbeiten zu lassen. Ohne bey der Mora-

lität oder Thunlichkeit dieser Idee zu verweilen, bleibt wenigstens immer so viel wahr, daß, wenn die Kammer nur will, daß kein steinerner Galgen gebauet werde, dieses allein genug sey, den wirklichen Aufwand zu hindern. Denn, wenn man auch sagen wollte, daß es allemal ein Trinkfest des Volkes sey, wobey das Geld im Lande bleibe: so ist nicht nur doch der Geschmack falsch und wunderbar, unter dem Galgen zu schmausen, sondern es gehen auch wenigstens 3 Tage Arbeit dabey verloren, welches in einem Städtchen, das auch nur 100 arbeitende Einwohner hat, welche dabey helfen, jedem täglich 8 Groschen gerechnet, eine Summe von 333 Thaler, oder in drey Tagen von 1000 Thaler abwirft, die für das Städtchen, und damit auch verhältnißmäßig für die Kammer unwiederbringlich verloren sind.

An einen deutschen Kammerpräsidenten, ein deutscher Bürger. 2. Abschn. Riga und Lpz. 1775, 8. S. 31, fgg.

Man erzählt es sich im Scherze, daß eine gewisse Stadt über ihren Galgen die Worte gesetzt hätte: Dieser ist für uns und für unsere Kinder. Es fehlt aber doch auch nicht an Gelegenheiten, wo eine ernstliche Anwendung davon gemacht worden ist.

Aus einer gewissen Stadt schickte man vor einigen Jahren die Missethäter auf ein nahe gelegenes Amt, um an ihnen dort das Urtheil vollziehen zu lassen. Anfangs achteten dessen Eingesessene darauf nicht; als sie aber gar zu oft aufgeboten wurden, einen armen Sünder zum Gerichtsplatz zu begleiten, denselben zu fahren, den Galgen dafür zu errichten, und andere damit verknüpfte Beschwerden zu übernehmen: so fiel es ihnen endlich ein, einen Rechtsgelehrten darüber zu vernehmen: und dieser wußte die Sache nicht besser zu entscheiden, als daß er ihnen sagte: Der Galgen ist bloß für euch und für eure Kinder. Der Amtmann, als er dieses hörte, stimmte mit ein, und fühlte gleich, daß er auch nicht schuldig wäre, jedem schlechten Kerl, der dahin geschickt wurde, zum Galgen vorzureiten; und der Pfarrer weigerte sich aus einem gleichen Grunde, dergleichen Wechselbälge für die gewöhnliche Gebühr zu begleiten. Einem fremden Diebe, der in meiner Pfarre ergriffen wird, fügte

fügte er wohlbedächtlich hinzu: bin ich diesen letzten Dienst schuldig; so wie ich auch einem Fremden, der in meinem Kirchspiele stirbt, ein Plätzchen gönnen muß. Dieses ist ein Nothrecht; und den es trift den trift es; aber mir solche nach Belieben zuschicken zu lassen, sie drey Tage und drey Nächte zum Tode zu bereiten, und dafür nur die gewöhnliche Gebühr zu erhalten, das ist in der That etwas hart. Die Obrigkeit fand die Vorstellung gegründet, und verordnete, daß die Vollstreckung der peinlichen Urtheile künftig unter den Aemtern in der Reihe herum gehen, und solchergestalt die Gleichheit wieder hergestellet werden sollte.

Es währte nicht lange, so sollte ein Dieb gerichtet werden, der auf einem freyen Hofe, dessen Besitzer nicht mit zur Gerichtsfolge gehörte, ergriffen war. Dessen Besitzer und seinem Gesinde sagten die Amtsunterthanen: sind wir den letzten Liebesdienst schuldig, denn er hat seine Vorrechte ehedem um uns verdient; aber wenn er andre Leute aufnimmt und heget, so mag er auch sehen, wie und wo er sie hängt; unser Galgen ist für uns und unsere Kinder; und da jener mit uns nicht zur Leiche gekommen ist, so sind wir auch nicht schuldig ihn zu begleiten. Er kann so wenig unsre Folge, als eine Galgenstätte auf unserer Gemeinheit von gemeiner Pflicht wegen fordern. Wir sind nicht schuldig ein Gefängniß für ihn zu erhalten, ihn dort zu bewachen, und den Scharfrichter für ihn zu holen. Wer den Vortheil davon hat, mag sich auch des Schadens nicht entbehren. . . Der Proceß hierüber währte lange, und wurde endlich dahin verglichen, daß der Besitzer des freyen Hofes jährlich eine Tonne Bier und einen Schinken an die Gemeinheit dafür entrichten sollte, daß seine Hintersassen mit unter die Kinder aufgenommen würden, für welche der Galgen gehörte; der Amtmann und der Pfarrer sollten, so oft sich der Fall zutrüge, besonders dafür erkannt werden, wenn sie die Begleitung nicht aus Gefälligkeit übernehmen wollten.

Der Landesherr, dem dieses als ein Geschichtchen erzählt wurde, nahm aber die Sache ganz ernstlich auf. „Nein“, sagte er: „dieses soll nicht geschehen, der Galgen ist für meine getreue Unterthanen, die ihn bauen und erhalten, und mich „durch Steuern, Schoß und Brüchten in den Stand sezen, die „peinliche Gerichtsbarkeit zu ihrer Sicherheit auszuüben. Ist „also Jemand in meinem Lande, der Leute in seinem Bezirke hat, „die nicht zur gemeinen Folge kommen, der mag auch für Wa„chen, Gefängniß, Scharfrichter und Galgen sorgen!“

Mösers patiot. Phantasien, 2. Th. Berl. 1778, gr. 8. S. 171, fgg.

Unter den Rechtsgelehrten ist ehemals gestritten worden, ob ein Gehenkter, wenn der Strick gerissen ist, und er noch lebt, sein Recht ausgestanden habe, und ob er loszulassen und auf freyen Fuß zu stellen, oder aber von neuem hinauf geführt und zum andernmal gehenkt werden müsse? Die meisten behaupten, man könne ihn nicht auf freyen Fuß stellen, weil solches den Worten und dem Sinne des Urtheiles, welches sagt, daß der Uebelthäter solle mit dem Stricke vom Leben zum Tode gebracht werden, schnurstracks zuwider wäre; man müsse ihn daher aufs neue henken.

In einigen Ländern werden diejenigen, welche den Dieben oder justificirten Missethätern am Galgen oder auf dem Rade die Kleider ausziehen, mit Staupenschlägen gestraft. Unter denjenigen aber, welche die todten Körper vom Galgen wegnehmen, wird ein Unterschied gemacht, ob es Verwandte, Freunde oder andere thun. Die ersten werden an Gelde oder mit Gefängniß, und nicht am Leibe, die letztern aber, welche es zur Zauberey oder aus anderm bösen Vorsatz thun, mit Staupenschlägen und Verweisung, oder sonst, nach Gelegenheit der Personen, willkührlich gestrafet.

Nach dem göttlichen Gesetze, 5. B. Mos. 21, 22, 23. wurden die Gehenkten vor der Sonnen Untergang wieder abgenommen und begraben, damit das Land nicht verunreiniget werden möchte; denn es steht ausdrücklich dabey: denn ein Gehenkter ist verflucht bey Gott. Bey uns in Deutschland aber werden, der eingeführten Gewohnheit nach, die Gehenkten Diebe, wie auch die Räuber und Mörder, welche auf das Rad gelegt worden sind, nicht wieder herab genommen und begraben, sondern sie müssen, Andern zum schreckenden Beyspiel, daran hängen, und darauf liegen bleiben, und den Raben zur Speise werden; es wäre denn, daß ein Dieb

zur Anatomie ausgebeten würde. Soldaten aber, wenn dieselben im Kriege, oder in den Garnisonen, zum Galgen verurtheilt sind, werden gegen Abend wieder abgenommen und begraben. In einigen Universitätsstädten, geschieht dieses auch an andern Gehenkten, in honorem academiæ.

Wenn Jemand wegen einer Missethat das Schwert oder den Strick verdient hat, demselben aber entlaufen ist: so ist an vielen Orten der Gebrauch, eines solchen Menschen Bildniß oder auf ein Blech geschriebenen Namen an den Galgen zu schlagen, welches auch den desertirten Soldaten, wenn sie auf den ihnen verkündigten Pardon, sich nicht wieder beym Regiment oder in der Garnison einfinden, gemeiniglich wiederfährt.

Zur Zeit der Contagion pflegt man an den Gränzen Galgen aufzurichten, um die ohne Pässe einschleichenden Personen, ohne Gnade und ohne einige Formalität des Processes, aufzuhenken.

Ich gedenke auch mit wenigem, zur Warnung, des Aberglaubens, der mit dem Galgen und mit Gehenkten getrieben zu werden pflegt.

Die Schwarzkünstler pflegen sehr darnach zu trachten, daß sie von der gehenkten Diebe Fleisch und Knochen, oder auch ein Stück von der Galgenkette, Strick oder Nägeln, bekommen mögen. Sie schneiden auch wohl Splitter vom Galgen, weil sie damit viele Zauberey treiben. Aus den Galgenketten pflegen auch einige Thoren Sporuen zu schmieden, wovor sich die Pferde, sie mögen auch sonst noch so träge seyn, fürchten, und hurtig fortgehen sollen. Sie bereiten auch wohl Pferdestangen, Ringe, u. d. gl. daraus. Andere sind in dem närrischen Wahn, daß, wenn man von dem Stricke, womit der Gehenkte gebunden worden ist, etwas in die Löcher der Taubenhäuser hienge, die Tauben blieben, und nicht anders wohin flögen. Was sonst vor Teufeley mit den Diebeshaaren und Diebesdaumen getrieben wird, mag ich, Aergerniß zu verhüten, nicht anführen. Siehe Th. V, S. 168.

In Persien haben die gemeinen Weiber einen sonderbaren Aberglauben. Diejenigen unter ihnen, welche unfruchtbar sind, bilden sich ein, daß sie, um fruchtbar zu werden, unter den

den todten Körpern der an den Galgen gehenkten Missethäter durchgehen müssen; sie glauben, daß ein Leichnam männlichen Geschlechts so gar von ferne wirken, und einer Frau die Kraft geben könne, Kinder zu gebähren.

✿ ✿

Wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt, führen auch andere Werkzeuge den Namen Galgen. Dahin gehört: der Galgen an einem Schöpf-Brunnen, der senkrecht stehende Baum, worin der Schwängel beweglich ist.

In den Salz-Rothen ist der Galgen ein Gerüst über dem Eingange der Salzstätte, worauf man Salz stellt oder Holz legt.

An den Buchdrucker-Pressen ist es eine hölzerne Lehne am Ende des Laufbretes, an welche sich der geöffnete Deckel anlehnt, oder das Gestell, worauf der Deckel von der Form der Presse, wenn er zurück geschlagen wird, liegt. Es führt den Namen von der Gestalt, die es beynahe von einem niedrigen Galgen hat, wird aber am häufigsten Kalgen genannt.

An den Pferde-Zäumen, ein Mundstück oder Gebiß in Gestalt eines Bogens; Galgen-Gebiß, Galgen-Mundstück; siehe im Art. Zaum.

Auf Fischer-Fahrzeugen, eine Art Gabel (Chandelier) welche auf dem Hintertheile gewisser Fahrzeuge angebracht wird, und womit die Fischer ihren Mast, wenn sie ihn herunter lassen, auffangen.

Galgen-Baum-Oehl, siehe oben, S. 660.

Galgen-Frist, eigentlich der kurze Aufschub, den ein zum Galgen verurtheilter Missethäter erhält. Noch mehr figürlich im gem. Leben, der kurze Aufschub einer unangenehmen Handlung; oder ein unnöthiges und vergebliches Zaudern und Verzögern einer verdrießlichen Sache, der man nicht entgehen kann. Es ist nur eine Galgen-Frist.

Galgen-Gebiß, siehe oben, auf dieser Seite.

Galgen-

Galgen-Holz, das Holz von einem Galgen. Im gem. Leben sagt man von einem solchen Menschen, er sey so falsch wie Galgen-Holz, weil dieses Holz der Witterung beständig ausgesetzt, und daher gemeiniglich mürbe und brüchig ist.

Galgen-Männchen, Galgen-Männlein, Alraun; siehe Mandragora.

Galgen-Mundstück, siehe oben, S. 682.

Galgen-Rekel, Mandel-Krähe; s. unter Krähe.

Galgen-Vogel, eine Benennung, welche die gemeinen Leute der gewöhnlichen Art großer Raben beylegen, und dessen Ursprung allem Ansehen nach daher kömmt, weil diese Vögel so häufig die Gerichtsplätze und die Anger vom todten Vieh besuchen, und das Fleisch der todten Körper lieben.

Gali, Anil; siehe Indig.

Galimafrée, eine stark gewürzte Art Fricassee von allerley übrig gebliebenem Fleische, welches man klein geschnitten oder klein gehackt hat.

Man nimmt, um ein Galimafree zu bereiten, sowohl Hühner, Kapaunen, Truthühner und Rebhühner, als Schöpsen- und anderes Fleisch, kochet solches, schneidet es in Stücken, thut es in eine Casserolle mit klarem Kalbfleisch- und Schinken-coulis, einer in Scheiben geschnittenen Zwiebel, Kapern, Pfeffer und Salz, und läßt es heiß werden; sodann nimmt man die Zwiebelscheiben davon, und richtet die Brühe über die Stücken Fleisch an.

Galingen-Baum, siehe Schwalken-Beere.

Galion, siehe Gallione.

Galiote, siehe Galliote.

Galipot, Garipot. Man hat ein europäisches und ein amerikanisches Galipot.

Das europäische Galipot, weißer Weihrauch, weißes Harz, weißes Fichten-Harz, ist die harzige Kruste, oder der durch die Sonnenhitze verdickte obere Theil von dem aus den Ritzen des Terpenthinbaumes, Lerchenbaumes, Kienbaumes und anderer Arten Fichten, gequollenen Safte. Siehe Barras.

Das

Das amerikanische Galipot ist ein Gummi, oder vielmehr Harz, welches dem europäischen Galipot ähnlich, nur nicht von einem so starken oder übeln Geruche ist. Siehe Chibou-Gummi.

Bey den Malern, heißt Galipot ein Firniß aus Terpenthin, welcher, nachdem er in der Luft getrocknet, in Terpenthingeist aufgelöset worden ist.

Galitzen-Stein, eine im gem. Leben übliche Benennung des weißen oder so genannten Zinkvitrioles; siehe unter Vitriol.

Galium; siehe Lab-Kraut.

Galivate, siehe Gallivate.

Gall, unfruchtbar; siehe Gelt.

Gall (der,) ein nur noch im Oberdeutschen übliches Wort, den Schall zu bezeichnen. In den Zusammensetzungen Nachtigall, Seegall, ist dieses Wort auch noch im Hochdeutschen üblich. In einigen, selbst niederdeutschen Gegenden, lautet es Galm. Im Hochdeutschen ist dafür mit Vorsetzung des Zischlautes Schall üblich. Siehe Gällen und Hall.

Daher Gall-Loch, die Oeffnungen an einem Glockenthurme, durch welche sich der Gall oder Schall verbreitet; die Schall-Löcher.

Gall-Apfel, Gall-Nuß, Gallus, Gallus-Apfel, (*) Hageichel, Fr. Noix de galle, nennt man die durch den

(*) Im Lat. Galla, im mittlern Lat. Galga nux, Galiqua, daher auch die Schuster Gallarii hießen, weil sie das Leder damit bereiteten; im Engl. Gall, Schwed. Gall, Galliple. Entweder von der gelben Farbe; siehe Gelb, oder von der Bitterkeit; siehe Galle, oder endlich auch von der runden Gestalt. Im Altfranz. war Gal, Dän. Galde, ein Kiesel, Caillou, im mittlern Lat. Callus, und noch jetzt sind im Franz. Gallets oder Jalets, kleine runde Steine oder thönerne Kugeln, welche man von einem Schnepper schießt.

In einigen Gegenden werden die Gallärfel auch Laub-Aepfel, Gallen, Knoppern, und im Niederf. Eich-Aepfel genannt. Unter Knoppern aber hat man, wie aus der Holzte erhellet, nur eine gewisse Art von Galläpfeln zu verstehen.

den Stich einer Gall- oder Bohrwespe, Cynips quercus *Linn.* (siehe Gall-Insect) verursachten runden oder rundlichen Erhebungen oder Auswüchse an den Eichbäumen gewisser Länder. Es sind dieselben rund; von verschiedener Größe; auswendig entweder glatt, oder knotig, und mit ungleichen Zacken besetzt, und der Farbe nach schwärzlich, bläulich, oder grünlich und röthlich, gelblich oder weißlich; inwendig schwammig und holzig, und meistentheils mit Löchern durchbohrt; eines herben und sehr zusammenziehenden Geschmackes; am Gewichte schwer oder leicht.

Eine Fliege, welche ordentlicherweise 4 Flügel hat, ein kleiner Schmetterling, ein zarter Käfer bringen diese gleichsam erzwungenen Früchte hervor. Diese Thierchen haben am Ende des Bauches einen kleinen Stachel, oder, eigentlicher zu reden, eine Art von Bohrer, womit sie sowohl Blätter, als Rinde und Holz durchbohren. Sie schieben ein oder mehrere Eyer in die Wunde, welche sich gar bald zuthut. Hierauf entsteht um die Wunde eine Geschwulst, ein kleiner Ball, der so genannte Gall-Apfel. Wie dieser wächst, so wächst auch das eingeschlossene Ey, aus welchem zu seiner Zeit ein Würmchen hervor kömmt. Dieses Würmchen lebt und entwickelt sich in dem Gallapfel, wie eine Frucht im Mutterleibe. Endlich verwandelt sich das zur Puppe gewordene Würmchen in eine Fliege oder in einen kleinen Käfer, welcher seiner Mutter ähnlich sieht. Er bohrt sich durch den Gallapfel heraus, weil er nunmehr einer freyen Luft und einer andern Nahrung bedarf.

Indessen darf man nicht gedenken, daß ein jedes Thier, welches inwendig im Gallapfel gebohren wird, allezeit die Brut eines einzigen Thieres sey. Die Natur hatte es so geordnet, daß die Gäste, welche mit den Galläpfeln entstehen und wachsen, andern Insecten zur Nahrung dienen sollten. Verschiedene Raubfliegen kommen zu den Galläpfeln geflogen, machen mit ihren langen Bohrern ein Loch hinein, und legen die Eyer darein, aus welchen mit der Zeit vielerley Arten fleischfressender Würmer zur Welt kommen. Diese Raubwürmer bringen viele der darin verborgenen Gäste um, und verzehren sie. Ihre festen Mauern, welche sie so gut zu beschützen schienen, halfen ihnen also nichts.

Man

Man trifft daher, wenn die Galläpfel noch weich und jung sind, in einigen bisweilen eine Fliege; bisweilen eine Made, bisweilen auch eine Spinne an. Hieraus wollen abergläubige Leute prognosticiren, daß, wenn eine Fliege darin gefunden würde, solches Krieg, die Made Theurung und Hungersnoth, und die Spinne Pest andeuten soll, welches aber zu keinem Glaubensartikel oder prophetischen Weissagung zu machen ist; denn ordentlicherweise, wenn die Galläpfel gerathen, sind dergleichen Insecten darin zu finden. Wenn man auch die Galläpfel, die auf einem Eichbaume neben einander gewachsen sind, visitirt oder öffnet, so wird man auf ein und eben demselben Baume in einigen Fliegen, in andern aber kleine Spinnen oder Maden antreffen. Es müßte also Krieg, Pest und theure Zeit gar öfters mit einander regieren und einfallen. Es sind daher diese Insecten in den Galläpfeln keine üble Vorbedeutung.

In Thüringen und einigen andern deutschen Provinzen, pflegen die Landleute, kurz vor dem Michaelistage die Galläpfel zu besehen, und wenn sie eine Spinne, oder wie sie es nennen, einen Kanker, darin finden, in Ansehung des folgenden Jahres und der Witterung, ein unglückliches Jahr; bey einer Fliege, warme und trockne Luft; bey einem Wurme hingegen oder einer Made, fruchtbare Zeit zu prophezeyen; allein, die Erfahrung lehret ebenfalls die Unwahrheit dieses Vorgebens.

In Schweden hat Hr. Bergmann eine seltsame Art Galläpfel auf der Rinde eines Eichenbaumes angetroffen, und sie dem Hrn. Linné gezeigt, welcher diesen Gallapfel in die neue Auflage der Fauna Suecica genommen hat, wie daselbst, unter Cynips quercus corticis zu sehen ist. Hrn. Bergmann's Beschreibung selbst aber, findet man im 24. B. der übers. Abhandlung der kön. schwed. Acad. d. Wiss. a. d. J. 1762, S. 140, fgg.

Es wird mit den Galläpfeln ein sehr starker Handel getrieben. Sie kommen theils aus der Türkey, theils aus Italien, theils aber auch aus Frankreich und Deutschland.

I. Die türkischen oder levantischen Gall-Aepfel sind theils dem Orte, theils der Farbe nach, unterschieden.

1. Dem Orte nach, sind sie entweder a) mosoulische, die von Mosoul, oder Moussoul (einer 12 bis 15 Tagereisen von Aleppo entfernt liegenden Stadt, am Tigerflusse) kommen, und unter allen die besten sind; oder b) aleppische, in den kaufmännischen Preiscouranten Gallen d'Aleppo genannt, (Fr. Noix de galles d'Alep oder Galles alépines, wofür einige unrichtig Galles à l'épine schreiben,) welche von Aleppo kommen; oder c) tripolische, welche aus Tripoli; oder d) smirnische, welche aus Smirna gebracht werden, und so häufig daselbst wachsen, daß man von selbigen des Jahrs ungefähr 10000 Centner haben kann, die aber gemeiniglich fast alle von den Holländern und Engländern weggeholt werden. Und da auch unter den drey letztern Sorten ein wirklicher Unterschied ist, indem die aleppischen weit besser sind, als die tripolischen und smirnischen: so pflegen sich verständige Materialisten, wenn sie solche im Ganzen einkaufen, nach den Ballen, worin sie kommen, zu richten, indem die aleppischen in länglichen und schmalen, die von Tripoli oder Smirna aber in dicken und kurzen Ballen kommen, und ist das Packtuch dazu insgemein streifig. Die besten türkischen Galläpfel sind ungleich und gleichsam stachelig, schwärzlich oder bläulich, klein, aber sehr schwer.

Zu Amsterdam werden die Galläpfel von Aleppo und Smirna nach dem Centner, und zwar die von Aleppo zu 40 bis 44 Gulden, und die von Smirna zu 38 bis 41 Gulden verkauft. Die ersten geben auf den Ballen 6, und die andern 8 Pfund Tara. Der Abzug für gut Gewicht, und für promte Bezahlung ist in Ansehung beyder gleich, nämlich, 1 pro Cent für gut Gewicht, und eben so viel für promte Bezahlung. In Hamburg aber kauft man sie mit $8\frac{1}{3}$ pro Cent Rabatt in Banogeld nebst 1 pro Cent Tara, oder auch wohl 6 Pfund.

2. Der Farbe nach, giebt es von den levantischen Galläpfeln dreyerley Sorten: schwärzliche oder bläuliche, grünliche und halb weiße, von denen, wie schon gedacht, die schwärzlichen oder bläulichen die be-

sten

sten sind. Die Materialisten aber mischen gemeiniglich alle Sorten durch einander, und nennen sie Gallus in Sortis.

Unter den aleppischen Galläpfeln wird öfters ein gewisses anderes Gewächs gefunden, welches den Galläpfeln nicht ungleich, doch von einer nicht so runden, sondern mehr unförmlichen Gestalt, und röthlichen Farbe ist, und in der Türkey ebenfalls auf den Eichbäumen wächst. Die Türken gebrauchen solches, mit Zusatz der Cochenille und des Weinsteines, eine schöne Scharlachfarbe daraus zu verfertigen. Siehe Pomet in der Histoire des drogues, S. 61. Dieses Gewächs hat den Namen Bazgendge erhalten.

II. Die italiänischen wachsen in den Provinzen Puglia und Romagna. In der erstern Provinz giebt es dreyerley Sorten: 1) Gallæ marmonigæ, so die besten sind; 2) Gallæ augustinæ, und 3) Gallæ verinæ, so die schlechtesten sind; die man aber ebenfalls mehrentheils schon unter einander gemischt findet.

Die italiänischen Galläpfel werden zu Venedig im Ganzen verkauft, wo der Saum netto 370 Pfund hält.

III. Die Puisch-Gall-Aepfel, puischen Gallus, oder, wie sie auch in Frankreich genannt zu werden pflegen, Cassenolle, sind die schlechtesten unter den bisher angeführten Arten. Im Verkaufe werden die Galläpfel, welche in Romagna wachsen, zehnmal mehr, als die Puischäpfel, geachtet. Diese kommen aus Frankreich, insonderheit aus Gascogne und Provence, und aus Deutschland. Sie sind insgemein groß, glatt, röthlich und leicht, daß sie also von den türkischen Galläpfeln sehr wohl unterschieden werden können. Die in Deutschland wachsenden, werden von einigen Esels-Gallus, L. Gallæ asininæ, oder onicidæ, genannt.

Im Handel führt man fast immer nur zwo Sorten Galläpfel, nämlich: türkische Gall-Aepfel, worunter fast alle fremde Nationen stecken, und Puisch-Gall-Aepfel. Alle Arten von Galläpfeln, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, müssen keinen Staub noch

an-

andere Unreinigkeiten von den Eichbäumen untermischt haben; auch hat man sich bey dem Einkaufe wohl vorzusehen, daß nicht die kleinsten und schwersten heraus gelesen seyn, indem die leichten und löcherigen nicht viel taugen.

Die Bienen sollen die jungen Galläpfel fleißig besuchen, und daraus Nahrung ziehen, die Blätter hingegen unberührt lassen.

Man gebraucht die Galläpfel insonderheit zur Färberey, beym Schwarz- Grau- und Braunfärben; auch bedient man sich ihrer, schwarzes Haar und schwarze Tinte, wie auch Gärber- und Lederschwärze zu machen. Die türkischen und schwarzen, dienen mehr die wollenen, die Puischgallus aber die seidenen Zeuge zu färben.

Die Galläpfel werden, in den Seidenfärbereyen, nicht sowohl wegen der Farbe, sondern vielmehr der gefärbten Seide ein Geräusch und gutes Ansehen zu geben, gebrauchet. Unächter Carmesin leidet keinen Zusatz von Galläpfeln; denn diese zerstören dergleichen Farbe gänzlich; bey der ächten hingegen kann solcher Statt haben, und dadurch erhält die Seide ein Geräusch. Da man nun durch das Ansehen und Gefühl ächt und unächt gefärbte Carmesinseide nicht unterscheiden kann: so kann man sicher schließen, daß solche ächt sey, wenn sie ein Geräusch von sich giebt. Es vermehrt der Zusatz von Galläpfeln auch das Gewicht der Seide. Eine Unze davon auf 1 Pfund Seide genommen, giebt 2 bis 3 Pfund auf hundert mehr. Ja, es sollen die Färber die Vermehrung der ächten carmesin gefärbten Seide durch die Galläpfel, 7 bis 8 Pfund aufs Hundert zu bringen wissen. Es ist aber dieser Zusatz allemal eine Betriegerey.

Insbesondere aber brauchen die Färber die grünen und schwarzen zum Wollen- und die weißen zum Leinwandfärben. Die europäischen oder deutschen Galläpfel können, wofern sie reif geworden sind, ebenfalls dazu gebraucht werden; denn sie gelangen nicht alle Jahre zu ihrer ordentlichen Reife. Wenn der Herbst viele feuchte Witterung hat, bleiben sie weich, daß man

sie zerdrücken kann, und fallen, wenn das Laub abzufallen anfängt, mit ab; diese sind zu nichts nütze. Sind aber recht warme Sonnentage im Anfange und um die Mitte der Herbstmonate, und stehen insonderheit die Eichen an Sonnerlehden und an Rändern, wo die Sonne recht anprallen kann, so werden sie reif, und sind zu vorerwähntem Gebrauche fast so gut als die ausländischen. Sonst aber können sie zur Bereitung der schwarzen Tinte gebraucht werden, wenn man dieselben vor dem Winter, wenn das Laub abzufallen anfängt, sammelt, den Saft auspreßt, und eine gehörige Portion Vitriol und Gummi darin zergehen läßt.

Man kann die Galläpfel nicht allein zu Farbebrühen, sondern auch zur Vorbereitung der Körper, welche Farben erhalten sollen, gebrauchen; und ich werde daher die von Hrn. Bergrath **Pörner** mit Galläpfeln angestellten Versuche, in wie fern dieselben zum Färben der Wolle und Baumwolle zu gebrauchen sind, erzählen.

Was zuvörderst die Versuche von der Mischung und den Bestandtheilen der Galläpfel betrifft, so erhält man durch die Destillation keine sonderliche Kenntniß von den Galläpfeln. Die Producte, welche auf diese Weise erhalten werden, sind eine saure Feuchtigkeit, ein brenzlich riechendes Oehl, und in der Retorte oder dem Destilliergefäße bleibt eine schwarze Masse zurück, aus welcher man durch das Auslaugen etwas weniges von einem feuerbeständigen alkalischen Salze erhält. Da nun dergleichen Producte auch aus andern vegetabilischen Körpern erhalten werden, hiedurch aber die Kenntniß der eigentlichen Mischung, welche zur Bereitung der Farben nöthig ist, nicht erlangt wird, so hat Hr. **Porner** eine andere Untersuchung der Galläpfel vorgenommen, und folgende Umstände bemerkt.

1. Wenn

1. Wenn man die zu Pulver gestoßenen Gallöpfen mit Wasser eine halbe Stunde lang kochet, alsdann kalt werden läßt und durchseihet, so erhält man ein Decoct von einer bräunlich gelben Farbe, welche, wenn man es mit etwas Wasser verdünnet, blaßgelb wird, und, nach dem man sie gegen das Licht hält, bald in das bläuliche, bald grünliche spielt. Außerdem wird man nichts von einem besondern Geruche gewahr; hingegen ist der Geschmack überaus herbe und zusammenziehend, wobey etwas süßliches bemerkt wird.

2. Vermischt man das Gallöpfeldecoct mit einer reinen Pottaschenauflösung, so wird die Feuchtigkeit sogleich trübe, und es erfolgt ein bräunlichweißes Präcipitat, welches von oben her grünlich aussieht. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat eine dunkelgrüne Farbe, welche aber mit der Zeit nach und nach braun wird.

3. Wird mit dem Gallöpfeldecocte Salmiakspiritus vermischt, so wird dasselbe trübe, und es erfolgt ein bräunlichgraues Präcipitat. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat anfänglich eine graue Farbe, welche sich aber bald in eine braune verwandelt.

4. Die Vermischung des Kalkwassers mit dem Gallöpfel-Decocte verursachet sogleich eine Präcipitation. Die Feuchtigkeit hat anfänglich eine grünlichblaue, hernach, wenn sich das Präcipitat gesetzt hat, eine bräunliche Farbe. Das Präcipitat sieht von unten bis über die Hälfte gelblichweiß oder gelblichgrau, und alsdann bläulich aus.

5. Durch die Vermischung des Gallöpfeldecoctes mit verdünntem Vitriolsauren, entsteht keine besondere Veränderung, außer daß das Decoct ein wenig trübe wird. Nach etlichen Tagen setzt sich etwas sehr weniges an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes, welches, wenn man den Liquor ab- und reines Wasser zugießt, unverändert bleibt. Gießt man eine reine Pottaschenfolution hinein, so färbt sich dieselbe sogleich gelb, dem ungeachtet aber bleibt die Materie größten Theils unaufgelöset liegen. Seihet man das mit Vitriolsaurem vermischte Gallöpfeldecoct, woraus sich die wenige bräunliche Materie geschieden hat, durch und tröpfelt in dasselbe nach und nach eine Pottaschenfolution, so entsteht ein heftiges Aufbrausen, und endlich erfolgt eine Präcipitation, und es setzt sich eine häufige lockere Substanz von einer grauen Farbe. Hat man durch die hineingetröpfelte Pottaschenfolution den Punct der Sättigung getroffen,

troffen, so wird der Liquor bräunlich; hat aber das Saure noch die Oberhand, so erhält der Liquor eine blaßröthliche Farbe; hat hingegen die Pottaschensolution die Oberhand, so bekömmt der Liquor eine grünliche Farbe.

6. Vermischt man mit dem Galläpfel-Decocte Salpetersaures, so entsteht keine Veränderung, außer daß die Farbe schön weingelb wird. Nach einigen Tagen kömmt mitten in dem Liquor eine sehr geringe Menge einer höchst lockern und weißlichen Substanz zum Vorschein, welche wie eine kleine Wolke in der schönen weingelben Feuchtigkeit hängt. Seihet man alsdann den Liquor durch, so verliert sich diese weißliche Materie in dem Durchseihepapiere, die durchgelaufene Feuchtigkeit aber ist klar und hell. Tröpfelt man alsdann in selbige nach und nach eine Pottaschensolution, so entsteht sogleich ein heftiges Aufbrausen; nach und nach erfolgt, wenn man von dem Alkali immer mehr hinein gießt, eine Präcipitation, und endlich setzt sich, wenn der Sättigungspunct getroffen ist, eine häufige Materie von einer Pfirsichblüthfarbe. Ist das Saure noch nicht genug gedämpft, so erhält der Liquor eine rubinrothe Farbe; befindet sich aber die Pottaschensolution in größerer Menge darin, so wird die Farbe grün, sonst aber wird sie bey dem Puncte der Sättigung braun.

Etwas anders verhalten sich die Erscheinungen, wenn man mit dem Galläpfeldecocte Salzsaures vermischet. Es wird nämlich das Decoct sogleich, als das Saure hinein kömmt, trübe, und noch geschwinder und mehr, als No. 5 bey der Vermischung des Decoctes mit dem Vitriolsauren angezeigt worden ist. Nach 24 Stunden setzt sich auch eine bräunliche Materie in größerer Menge, als bey der angezeigten Vermischung mit Vitriolsaurem geschieht. Gießt man den darüber stehenden Liquor ab, und reines Wasser darauf, so läßt sich die an den Seiten und auf dem Boden des Gefäßes anhängende Materie losspühlen; es löset sich aber von selbiger nichts auf, sondern sie schwimmt wie kleine Blättchen in dem Wasser herum, und das Wasser bleibt, wie es gewesen ist. Gießt man alsdann das Wasser ab, und Pottaschesolution hinein, so färbt sich dieselbe sogleich sehr stark gelb. Nach einigen Tagen findet man wohl, daß die Farbe recht gesättigt und braungelb geworden ist, aber die Substanz ist wenig verändert, und man merkt nicht, daß ihr viel abgegangen ist, außer daß die Blättchen die vorige

Gestalt

Gestalt verloren haben. Gießt man hierauf in das gefärbte Alkali etwas von einem Sauren, so erfolgt zwar ein heftiges Aufbrausen, und die Vermischung erhält eine blässere gelbe Farbe; ein Präcipitat aber erfolgt nicht, sondern der Liquor bleibt klar und hell. Außerdem erfolgen fast eben die Erscheinungen, wie bey dem mit Salpetersaurem vermischten Decocte. Denn, wenn man zu dem Decocte, welches mit Salzsaurem vermischt worden ist, eine Pottaschensolution gießt, so erfolgt gleicher Maßen ein heftiges Aufbrausen, und es schlägt sich ebenfalls eine häufige Materie nieder, welche eine röthlichgraue Farbe hat, und der darüber stehende Liquor ist entweder rubinroth, doch nicht so tief, wie bey der mit Salpetersaurem gemachten Vermischung, oder grün oder braun, nach dem nämlich entweder das Saure, oder das Alkali die Oberhand hat, oder der Punct der Sättigung getroffen ist.

8. Vermischet man mit dem Galläpfeldecocte aufgelöseten grünen Vitriol, so entsteht sogleich eine schwarze oder sehr dunkle violette Farbe, und es schlägt sich nach und nach eine schwarze, oder dunkle violette Substanz nieder. Seihet man den darüber stehenden schwarzen Liquor durch, und gießt etwas von einer Pottaschensolution hinein, so entsteht ein dunkel violettes Präcipitat, und die darüber stehende Feuchtigkeit erhält eine röthlichbraune Farbe.

9. Wird aufgelöseter blauer Vitriol mit dem Galläpfeldecocte vermischet, so erhält dasselbe sofort eine graue Farbe, und es sezt sich auf dem Boden des Gefäßes ein graues Präcipitat. Seihet man den bräunlichen Liquor durch, und vermischet ihn mit Pottaschensolution, so erfolgt wiederum eine Präcipitation, und es schlägt sich eine bräunlichgraue Substanz nieder.

10. Vermischet man das Galläpfeldecoct mit aufgelöseten Alaun, so wird dasselbe ein wenig trübe, nach und nach aber sezt sich ein weißliches Präcipitat. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat eine schwache citrongelbe Farbe. Seihet man dieselbe durch, und gießt etwas von einer Pottaschensolution hinein, so erfolgt wieder eine Präcipitation, und es schlägt sich eine häufige weiße Substanz nieder.

11. Wird endlich mit dem Galläpfeldecocte etwas von einer Zinnauflösung vermischet, so entsteht in demselben sofort eine bräunlichweiße Farbe, und alsdann sezt sich nach und nach ein Präcipitat, welches eine in das bräunliche fallende

weiße Farbe hat. Die darüber stehende Feuchtigkeit sieht sehr hellgelb aus. Wenn alsdann der klare Liquor durchgeseihet, und etwas von Pottaschensolution hinein gegossen wird, so erfolgt eine Präcipitation, und es sezt sich eine bräunlichgraue Substanz. Der darüber stehende Liquor hat eine bräunliche Farbe.

Die jezt angeführten Versuche geben zu erkennen, daß die Galläpfel größten Theils aus erdigen Theilen bestehen, mit welchen sich etwas weniges von einer harzigen Substanz vereinigt hat. Diese erdige Theile scheinen mit einem Sauren genau vereinigt, und durch dasselbe auflöslich geworden zu seyn, weil die zu Pulver gestoßenen Galläpfel sich größten Theils durch das Kochen mit Wasser in demselben auflösen lassen. Nun kann man zwar daher, daß die Galläpfel sich größten Theils im Wasser auflösen, noch nicht überzeuget werden, daß sie aus einer durch ein Saures auflößlich gewordenen Erde bestehen, weil bekannter Maßen, auch andere vegetabilische Substanzen, wie z. B. die gummichten, schleimichten, seifenhaften, und andere dergl. mehr, sind, sich im Wasser auflösen. Wenn man aber die Auflösung im Wasser, nebst den hier angeführten Versuchen, in Erwägung zieht, so wird man vor der erdigen Beschaffenheit der Galläpfel, und zwar von der durch ein Saures verursachten Auflöslichkeit der erdigen Theile überzeuget werden. Doch dieses ist nicht die einzige Mischung, auf welche man bey den Galläpfeln zu sehen hat. Mit diesen sauererdigen Theilen ist auch eine brennbare Substanz verbunden, welche mit diesen sauererdigen Theilen in eine genaue Vereinigung getreten ist. Diese brennbare Substanz scheint etwas von den Eigenschaften der harzigen Substanzen zu haben, und hängt mit den sauererdigen Theilen so genau zusammen, daß sie sich ganz und gar mit selbigen durch das Kochen mit dem Wasser vereinigen läßt. Außer diesen beyden Substanzen, nämlich der sauererdigen und harzigen

Sub-

Substanz, findet man nichts weiter in den Galläpfeln, außer einigen überflüssigen erdigen Theilen, welche mit der erwähnten Substanzen nur locker zusammen hängen, und sich durch das bloße Kochen mit Wasser leicht von selbigen trennen lassen.

Die Galläpfel scheinen, wie aus den vorhergehenden Versuchen erhellet, eigentlich für sich wenig von einer färbenden Substanz zu enthalten. Man erhält aber durch selbige, vermittelst des Vitriols, eine schwarze Farbe; und zwar geben dieselben, unter allen bekannten Körpern, vermittelst welcher man schwarze Farben erhalten kann, die beste Farbe.

I. Versuche mit Tuch, welches in reinem Wasser eingeweicht worden ist. Tuch, welches man in reinem Wasser eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Wasser 28 Stunden hat weichen lassen, erhält aus den mit Galläpfeln bereiteten Brühen folgende Farben:

1) Mit Gapäpfeln ohne Zusatz eine sehr schwache und blasse graue Farbe, welche ein wenig in das bräunliche fällt.
2) Mit 1 Th. Galläpfel, und 1 Th. grünen Vitriol, eine schwarze Farbe, welche aber ein wenig in das graue fällt.
3) Mit 1 Th. Galläpfel, und 1 Th. grünen Vitriol, eine schöne schwarze Farbe, welche ein wenig in das röthliche spielt.
4) Mit 1 Th. Galläpfel, 3 Th. grünen Vitriol, eine sehr gesättigte schwarze Farbe, welche weder in das röthliche noch graue fällt.
5) Mit 2 Th. Galläpfel, und 1 Th. grünen Vitriol, eine sehr dunkle schwarzgraue Farbe, welche ein wenig in das bräunliche spielt.
6) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine etwas schwächere schwarzgraue Farbe welche in das röthliche fällt.
7) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine helle bräunliche Farbe, welche ein wenig in das gelbliche spielt.

8) Mit 1 Th. Galläpfel und 2 Th. blauen Vitriol, eine etwas dunklere braune Farbe.
9) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine sehr gesättigte braune Farbe, welche in das grünliche spielt.
10) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine bräunliche Farbe, welche zwar gesättigt genug, aber blasser als No. 7, 8, 9, ist, und in das gelbliche fällt.
11) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. Alaun, fast gar keine Farbe, außer, daß das Tuch ein gelbliches Ansehen, wie eine Leinwand, welche vom Schweiße gelblich geworden ist, hat; doch ist das Tuch rein, und ganz und gar nicht schmutzig.
12) Mit 1 Th. Galläpfel, 1 Th. Alaun und 2 Th. grünen Vitriol, eine nicht genug gesättigte schwarze Farbe, welche sehr merklich in das röthliche fällt.
13) Mit 1 Th. Galläpfel 1 Th. Weinsteinrahm und 2 Th. grünen Vitriol eine ziemlich gesättigte schwarze Farbe, welche aber ein wenig in das graue fällt.
14) Mit 1 Th. Galläpfel, 2 Th. grünen Vitriol, und dem Gewichte nach, mit 24 Theilen Weinessig, eine schöne gesättigte schwarze Farbe, beynahe wie No. 4.
15) Mit 1 Th. Galläpfel, 1 Th. grünen Vitriol und 1 Th. blauen Vitriol, eine sehr gesättigte und dunkle braunlichschwarze Farbe.
16) Mit 3 Th. Galläpfel, 1 Th. grünen und 2 Th. blauen Vitriol, eine sehr gesättigte und dunkle braune Farbe, welche in das schwarze fällt.
17) Mit 1 Th. Galläpfel, 1 Th. blauen und 2 Th. grünen Vitriol, eine schwarze Farbe, welche ein wenig in das bräunliche fällt.

Anmerkungen über vorstehende Versuche. Die Galläpfel geben eigentlich dem Tuche keine besondere Farbe. Denn obgleich der Versuch No. 1. zeigt, daß das Tuch durch das Kochen mit Galläpfeln bräunlich oder grau geworden ist, so ist doch das Ansehen so beschaffen, daß das auf diese Weise gefärbte Tuch für sich kaum zu gebrauchen ist. Fast eine gleiche Beschaffenheit hat es mit der schwachen gelblichen Farbe No. 11, welche vermittelst des Alaunes und der Galläpfel auf das Tuch gekommen ist. Es wird diese Art der Bereitung kaum für sich allein Statt finden, weil aus dem Ansehen zu vermuthen ist, daß

daß das gelblich gewordene Tuch, wenn es anders gefärbt genannt werden kann, sehr leicht, und noch leichter, als ein weisses ungefärbtes Tuch, den Schmutz annehmen kann. Haben aber gleich diese Bereitungen, sowohl das Kochen mit bloßen Galläpfeln ohne Zusatz, als das Kochen mit Galläpfeln und Allaun, für sich in Absicht, dem Tuche auf diese Weise eine Farbe zu geben, keinen Nutzen, so können doch dergleichen Bereitungen, auf eine andere Weise betrachtet, wichtige Vortheile verschaffen. Es kann nämlich das Kochen mit Galläpfeln zu einer Vorbereitung des Tuches dienen, welches von einer färbenden Materie, z. B. von der Curcuma, eine Farbe erhalten soll. Doch ist hiebey zu merken, daß das Tuch, wenn es mit Galläpfeln gekocht wird, und in der nach und nach erkalteten Galläpfelbrühe 24 Stunden, oder noch länger Zeit, liegen bleibt, weit stärker gefärbt wird, als durch das bloße Kochen und durch das gleich darauf erfolgte Abspühlen in kaltem Wasser geschieht. Denn in diesem letztern Falle erhält es eine sehr schwache gelb oder bräunliche Farbe, da es hingegen im erstern eine sehr starke und gesättigte oder Lehmfarbe bekömmt. Diese Verschiedenheit in der Vorbereitung macht auch hernach einen sehr beträchtlichen Unterschied in den Farben, welche auf das, durch Galläpfel vorbereitete, Tuch gebracht werden. Denn, wenn das Tuch mit Galläpfeln gekocht, und gleich nach dem Kochen in kaltem Wasser rein gespühlt wird, so fallen die darauf kommenden Farben bey weitem nicht so dunkel aus, als bey demjenigen Tuche geschieht, welches nach dem Kochen mit Galläpfeln noch 20 und mehrere Stunden in der Brühe liegen geblieben ist; hingegen werden die Farben in dem letztern Falle fester, als in dem erstern.

Auf eben diese Weise ist es auch mit der Vorbereitung, welche mit Galläpfeln und Allaun vorgenommen worden ist, beschaffen. Wird das Tuch sogleich nach dem Kochen in kaltem Wasser rein gespühlt, so erlangt es fast gar keine Farbe, oder nur dasjenige Ansehen, welches bey dem Versuch N. 11 angemerkt worden ist. Läßt man aber das Tuch nach dem Kochen noch 24 und mehrere Stunden in der mit Allaun bereiteten Galläpfelbrühe liegen, so erhält es eine bräunliche Farbe, die aber bey weitem nicht so gesättigt und so stark ausfällt, als bey dem Tuche geschieht, welches in bloßer Galläpfelbrühe ohne Allaun eine Zeitlang eingeweicht worden ist. Auch diese Vorbereitung wird einen mannigfältigen Unterschied bey den darauf kommenden Farben verursachen, und dieselben mehr und weni-

ger licht, aber doch allemal etwas heller machen, als bey derjenigen Vorbereitung bemerkt wird, welche mit bloßen Galläpfeln ohne Alaun vorgenommen worden ist. Ferner ist auch ein Unterschied, ob mehr oder weniger Alaun mit den Galläpfeln gekocht wird; im erstern Falle werden die Farben heller und lieblicher, im leztern aber etwas dunkler, hingegen oft auch fester. Man kann nach dieser Anleitung verschiedene Arten Versuche unternehmen, und man wird bey jeder besondere Abfälle von Farben, und auch besondere Grade der Festigkeit bemerken.

Die Bereitungen der Galläpfelbrühen mit grünem Vitriol, färben das im Wasser eingeweichte Tuch mehr und weniger schwarz oder auch grau, nach dem die Proportion der Galläpfel und des Vitrioles verschieden ist. Allzu viel Galläpfel verhindern die Schwärze, und machen mehr oder weniger graue oder schwarzgraue Farben, so wie der Vitriol, wenn er in gar zu großer Menge genommen wird, die vornehmste Ursache ist, warum die schwarze Farbe bisweilen in das rothe fällt. Außerdem aber schadet auch die gar zu große Menge desselben dem Tuche, indem die Fasern der Wolle zernaget werden, so, daß ein Stück Tuch, welches zu viel Vitriol erhalten hat, sehr leicht reißt und Löcher bekömmt. Zu wenig Vitriol hingegen schadet in diesem Falle niemals; allein, man wird auch, wenn die Quantität der Galläpfel die Quantität des Vitrioles übersteigt, niemals eine rechte schwarze Farbe erhalten. Die schwarze Farbe, No. 2, welche dem Gewichte nach aus gleichen Theilen Galläpfel und grünem Vitriol hervor gebracht wird, fällt in das Graue; weit schwärzer hingegen ist die Farbe No. 3, welche durch 1 Theil Galläpfel und 2 Theile grünen Vitriol verursacht worden ist; die stärkste schwarze Farbe hingegen ist No. 4, welche aus 1 Th. Galläpfel und 3 Th. Vitriol entstanden ist. Ob nun gleich diese leztere die beste ist, so ist doch nicht zu rathen, solche im Grossen nachzumachen, weil die Quantität des Vitrioles zu stark und dem Tuche nachtheilig ist. Ja, es ist nicht einmal zu rathen, 2 Theile grünen Vitriol gegen 1 Theil Galläpfel zu nehmen, weil die Quantität des Vitrioles immer noch zu groß, und zu befürchten ist, daß die Waare dadurch zerfressen wird. Doch ist auch zu merken, daß, nach dem der Vitriol ist, auch mehr oder weniger genommen werden kann. Wenn man hiebey recht sicher verfahren will, so trockne man vorher den Vitriol ganz gelinde, und wiege alsdann die gehörige Quantität ab, und vermische ihn mit der bestimmten Quantität Galläpfel. Ist

der

Der Vitriol recht trocken, so muß man allemal etwas mehr Galläpfel als Vitriol nehmen; und es werden alsdann 3 Theile Vitriol gegen 4 Theile Galläpfel zureichend seyn, eine gutschwarze und unschädliche Farbe hervor zu bringen. Es ist auch ein großer Unterschied in Ansehung der Bereitung selbst. Kochet man das Tuch mit gleichen Theilen Galläpfel und Vitriol in der schwarzen Brühe bis auf ein Viertel ein, und spühlt dasselbe nach dem Kochen sogleich in kaltem Wasser, so wird die Farbe bey weitem nicht so schwarz ausfallen, als wenn man das Tuch nach dem Kochen mit der schwarzen Brühe kalt werden, 10, 20 und mehrere Stunden darin liegen läßt, und alsdann erst rein spühlt. Bey einem solchen Verfahren, geben 3 Theile Vitriol gegen 4 Theile Galläpfel ein stärkeres Schwarz, als wenn man gleiche Theile mit einander kochet, und das Tuch sogleich nach dem Kochen rein spühlt. Es ist aber auch wohl zu bedenken, daß, je länger das Tuch in der erkalteten schwarzen Brühe liegen bleibt, dasselbe immer mehr angegriffen wird; daher man in solchem Falle allemal mehr Galläpfel, als Vitriol, gebrauchen muß. Es läßt sich hiebey keine allgemeine Regel in Ansehung der Proportion der Galläpfel und des Vitrioles fest setzen, sondern es kömmt hiebey auf die Güte und Beschaffenheit des Vitrioles und der Galläpfel an, und man thut allezeit wohl, wenn man, ehe die Bereitung der Farbebrühe vorgenommen wird, erst einen Versuch im Kleinen macht, damit man erfahre, wie die Güte und Kraft des Vitrioles und der Galläpfel beschaffen ist. Denn manchmal kann man gleiche Theile Galläpfel und Vitriol gebrauchen, manchmal aber muß man mehr Galläpfel als Vitriol zur Farbebrühe nehmen, wenn nämlich letzterer trocken und kräftig genug ist. Ueberhaupt betrachtet aber lehrt die Erfahrung, daß die schwarze Farbe, wenn das Tuch ohne weitere Vorbereitung, sogleich aus der, vermittelst des Vitrioles und der Galläpfel bereiteten Brühe gefärbet wird, niemals so schwarz und schön zum Vorschein kömmt, als wenn das Tuch vorher einen andern gefärbten, vornämlich einen blauen Grund erhalten hat, als in welchem Falle oft eine mit Vitriol und Galläpfeln bereitete schwarze Brühe, wozu 2 Theile Galläpfel gegen 1 Theil guten trocknen Vitriol genommen worden sind, eine sehr schwarze und gute Farbe verschaffet.

Je mehr man von den Galläpfeln nimmt, je weniger schwarz wird die Farbe, wie die schwarzgraue Farbe No. 5 beweiset, als welche aus einer mit 2 Theilen Galläpfel und 1 Th. gemeinen feuchten grünen Vitriol bereiteten Farbebrühe erhalten worden ist.

ist. Es giebt zwar diese angegebene Proportion des Vitrioles und der Galläpfel, wenn ersterer gut und trocken ist, eine schwarze Farbe, hier aber fällt die Farbe merklich in das graue und braune. Der Grund hievon ist, weil 2 Theile Galläpfel gegen 1 Theil gemeinen grünen Vitriol, welcher noch dazu feucht war, zur Erzeugung einer schwarzen Farbe zu viel sind; ja, man erhält mit eben diesem Vitriole und 6 Theilen Galläpfel eine noch schwächere und mehr graue Farbe, welche aber doch noch in das schwarze fällt; 12 Theile Galläpfel aber gegen 1 Theil Vitriol, haben eine röthlichgraue Farbe gegeben, welche nicht das mindeste mehr vom Schwarzen gezeigt hat. Man kann also, nach dem man die Proportion der Galläpfel vermehrt, verschiedene Arten und Abstäle von grauen und bräunlichen oder andern Farben erhalten, vornämlich wenn das Tuch vorher, ehe es in die mit Galläpfeln und grünen Vitriol bereiteten Farbebrühen kömmt, einen andern Farbengrund erhalten hat.

Der blaue oder Kupfervitriol macht mit den Galläpfeln ganz und gar keine schwarze, sondern eine mehr und weniger helle braune Farbe, wie die Versuche No. 7, 8, 9 zeigen. 1 Theil Galläpfel und 2 Theile blauer Vitriol, welche eine dunkelbraune Farbe geben, machen, daß das Tuch rauch wird; hingegen 2 Theile Galläpfel und 1 Th. blauer Vitriol, welche eine sehr gesättigte braune Farbe, welche in das grünliche spielt, geben verursachen, daß das Tuch sehr weich anzufühlen ist, und auch einen guten Glanz hat. Da 2 Theile grüner Vitriol gegen 1 Theil Galläpfel das Tuch bey weitem nicht so rauch machen, als geschieht, wenn 2 Theile blauer Vitriol mit 1 Theil Galläpfel gebraucht werden, so kann man hieraus erkennen, daß der blaue Vitriol die wollenen Fasern weit heftiger, als der grüne Vitriol, angreift, und daß man also denselben in geringerer Quantität gebrauchen müsse. Es kann diese Art der Vermischung nämlich die Vereinigung des blauen V. mit den Galläpfeln für sich allein gebraucht werden, indem man dadurch zwar keine besonders schöne, aber doch auch brauchbare Farben erhält. Je mehr man Galläpfel nimmt, desto heller wird die Farbe, und desto mehr fällt dieselbe in das gelbliche, desto weniger aber wird dem Tuche geschadet. Je mehr man aber von dem blauen Vitriole nimmt, desto brauner wird die Farbe, und desto nachtheiliger ist es für das Tuch. Man sieht also hieraus, daß der blaue Vitriol, in Ansehung der wollenen Fasern, und anderer thierischer Theile, eine mehr beizende Kraft, als der grüne, hat; und da dieses vornämlich von der in demselben befindlichen

chen Kupfererde herrührt, so folgt hieraus, daß dieses metallische Salz mit besonderer Vorsicht, aber, eben dieser beitzenden Kraft wegen, auch mit besonderm Vortheile in der Färbekunst zu gebrauchen ist. Nimmt man beyde Vitriolarten, so muß man die Proportion so einrichten, daß man etwas mehr Galläpfel, als von beyden Vitriolarten, nimmt, doch also, daß das Tuch dadurch eine gute schwarze Farbe erhalten kann. Z. B. 8 Theile Galläpfel, 6 Theile grüner, und 1 Theil blauer Vitriol, werden eine Farbebrühe geben, wodurch man nicht allein eine sehr schöne schwarze Farbe erhält, sondern welche auch so beschaffen ist, daß dem Tuche dadurch kein Schade zugefüget wird. Es ist aber bey diesem Verfahren ebenfalls zu merken, daß man, wenn das Tuch sofort nach dem Kochen in kaltem Wasser rein gespühlet wird, noch keine so brennende schwarze Farbe erhält, als wenn man das Tuch in der erkalteten Brühe noch 6 8 und mehr Stunden liegen läßt. Weil aber hiedurch das Tuch mehr angegriffen wird, so kann man die Proportion der Galläpfel etwas stärker machen. Man kann z. B. 18 Theile Galläpfel, 14 Theile grünen, und 1 Th. blauen Vitriol zur Farbebrühe nehmen, alsdann das Tuch mit selbiger bis auf den dritten Theil einkochen, und in der erkalteten Brühe 12, 16 und mehr Stunden liegen lassen, ehe man es in kaltem Wasser rein spühlet. Auf diese Weise wird man nicht allein eine sehr schwarze, sondern auch dem Tuche unschädliche Farbe erhalten. Uebrigens gilt auch hier die oben bey der, vermittelst des grünen Vitrioles und Galläpfel, zu bereitenden Brühe gegebene Regel, daß man sich vorher um die Beschaffenheit des dazu zu gebrauchenden Vitrioles, und der Galläpfel, bekümmern, und deshalb erst einen Versuch im Kleinen anstellen müsse, damit man die gehörige Proportion bestimmen könne. Nimmt man überdieß mehr blauen als grünen Vitriol, allemal aber mehr Galläpfel, als beyde zusammen betragen, so wird man verschiedene Abfälle von dunkelbraunen Farben erhalten, welche mehr oder weniger in das schwarze fallen. Hat außerdem das Tuch einen andern gefärbten, z. B. einen blauen, gelben oder rothen Grund gehabt, so wird man so viele besondere Farben erhalten, als der Grund verschieden ist, und die dabey gebrauchte Proportion von Galläpfeln die Quantität der beyden Vitriolarten übersteige.

Andere Zusätze, als der blaue Vitriol ist, scheint die Vermischung des grünen Vitrioles mit den Galläpfeln nicht zu vertragen. Z. B. Galläpfel, grüner Vitriol und Alaun, geben eine Brühe, worin das Tuch zwar eine schwarze Farbe erhält,

wie der Versuch No. 12 zeigt, die aber weit schwächer als andere aus grünem Vitriol und Galläpfeln, oder auch aus Galläpfeln, grünem und blauen Vitriol erhaltene schwarze Farbe ist, und sehr deutlich in das graue und röthliche fällt. Eben so wenig erhält man eine gute schwarze Farbe, wenn man die Farbebrühe mit Cremor tartari versetzt, wie der Versuch No. 13 beweiset. Den Essig scheint die Vermischung des grünen V. mit den Galläpfeln noch am besten zu vertragen. Denn die Farbe No. 14, welche aus der mit Galläpfeln, grünen V. und Essig bereiteten Farbebrühe erhalten wird, ist eine ganz feine schwarze Farbe, und hat mit der No. 3 angezeigten viel Aehnlichkeit, auser daß diese leztere etwas mehr in das röthliche fällt. Es scheint demnach das in dem Vitriole befindliche mineralische Saure durch den Essig etwas gemäßiget zu werden, ohne daß dadurch der schwarzen Farbe etwas abgeht. Vielleicht kann man, wenn man die rechte Proportion von dem Essige und grünen V. trifft, auf diese Weise die höchste Schwärze erhalten, welche möglich ist, ohne daß dem Tuche dadurch geschadet wird.

Unter allen Vorbereitungen des Tuches, ist, auser dem bloßen Einweichen im Wasser, fast keine einzige nüzlich und zuträglich befunden worden. Die einzige Vorbereitung mit Essig ist noch die beste, und fast noch besser, als das bloße Einweichen in reinem Wasser. Die Vorbereitung mit Alaun taugt gar nichts, indem dadurch eine schlechte schwarze Farbe, welche in das weißgraue fällt, erhalten wird. Hat man aber die Absicht, vermittelst des grünen Vitrioles und der Galläpfel graue Farben zu bereiten, so könnte diese Art der Vorbereitung, da nämlich das Tuch in Alaunwasser gekocht und eingeweicht wird, einiger Maßen Statt finden. So erhält man z. B. auf Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden ist, aus 6 Theilen Galläpfel und 1 Th. grünen V. eine ganz gute graue Farbe, welche lieblicher ausfällt, als wenn das Tuch im bloßem Wasser wäre eingeweicht worden. Die Vorbereitung durch Alaun scheint auch da Statt zu finden, wenn man vermittelst des blauen V. und der Galläpfel hellbräunliche Farben erhalten will; z. B. 6 Theile Galläpfel und 1 Th. blauer Vitriol, geben dem durch Alaun vorbereiteten Tuche eine so helle Farbe, welche fast mehr gelb als braun ist; da hingegen eben diese Proportion von blauem V. und Galläpfeln dem in bloßen Wasser eingeweichten Tuche eine weit dunklere und braune Farbe verschaffen. Dergleichen Farben, welche aus 6 und mehr

Theilen Galläpfel und 1 Theil blauen V. auf das durch Alaun vorbereitete Tuch gekommen sind, scheinen zwar für sich keinen so besondern Nutzen zu haben, aber doch zu verschiedenen, vornämlich gemischten, Farben einen guten und dauerhaften Grund zu geben. Die Vorbereitungen mit Kochsalz, Salmiak und andern dergleichen Mittelsalzen, sind auch nicht nützlich, weil durch diese in die Fasern der Wolle gebrachte Salze sowohl die Galläpfel als auch der Vitriol in seiner Natur etwas verändert wird, und mithin der schwarzen Farbe desto mehr abgeht, je mehr von dergleichen Salzen sich in den Fasern der Wolle befindet.

II. Versuche mit Kattun, welcher im bloßen Wasser eingeweicht worden ist. Kattun in reinem Wasser eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Wasser 24 Stunden eingeweicht, erhält aus den mit Galläpfeln und Vitriol bereiteten Farbebrühen folgende Farben.

18) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine röthlichschwarze oder violette Farbe.

19) Mit 1. Th. Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine gesättigtere und schwärzere Farbe, als die vorhergehende ist, die aber noch sehr merklich in das rothe fällt.

20) Mit 1 Th. Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine röthlichschwarze Farbe, welche gesättigter als *No.* 18 ist, aber ein wenig mehr, als *No.* 19, in das röthliche fällt.

21) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, fast eine dergleichen Farbe, wie *No.* 20, welche etwas dunkler, wiewohl nicht schwärzer ausfällt.

22) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine sehr schwache schwarzrothe Farbe.

23) Mit 1 Th. Galläpfel 1 Th. blauen und 2 Th. grünen Vitriol, eine schwache schwärzliche Farbe, welche sehr stark in das rothe fällt.

24) Mit 1 Th. Galläpfel, und 1 Th. blauen Vitriol, eine kaum merkliche bräunliche Farbe.

25) Mit 1 Th. Galläpfel, und 2 Th. blauen Vitriol, ebenfalls eine sehr schwache, kaum merkliche bräunliche Farbe, welche aber doch etwas mehr in die Augen fällt.

26) Mit

26) Mit 1. Th. Galläpfel und 2 Th. blauen Vitriol, eine zwar sehr schwache, aber doch weit merklichere bräunliche Farbe.

27) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. Pottasche, eine schwache olivengrüne blasse oder bräunliche Farbe, welche in das grünliche fällt.

Anmerkungen über die Versuche. Wenn man Kattun in einer bloßen Galläpfelbrühe kochet, so erhält derselbe zwar ein verändertes Ansehen, so, daß derselbe ins bräunliche fällt, aber kaum für gefärbt gehalten werden kann. Fast eine gleiche Beschaffenheit hat es mit demjenigen veränderten Ansehen des Kattunes, welches derselbe aus den Farbebrühen erhält, welche mit gleichen Theilen Galläpfel und blauen Vitriol, oder 1 Th. Galläpfel und 2 Th. blauen V., bereitet werden, wie No. 24 und 25 angemerkt worden ist. Der Kattun erhält zwar auf diese Weise ein verändertes Ansehen, so, daß derselbe, gegen den natürlichen ungebleichten gehalten, bräunlicher aus fällt, dem ungeachtet aber nicht für gefärbt gehalten, noch für sich auf diese Weise gebraucht werden kann. Schon ein mehreres gefärbtes Ansehen erhält derselbe, wenn die Farbebrühe aus 6 Theilen Galläpfel und 1 Th. blauen V. bereitet wird, wie No. 26 angezeigt worden ist, dergestalt, daß der auf diese Weise veränderte Kattun, ohne von einem andern Körper eine Farbe zu erhalten, wohl gebraucht werden kann, indem das Ansehen reinlich und die erhaltene bräunliche Farbe, zwar schwach, aber doch nicht unangenehm ist, und in das röthliche oder zimmerfarbige fällt. Ueberdieß aber können diese Bereitungen zu einem guten Grunde dienen, so, daß andere weniger dauerhafte Farben dadurch eine mehrere Festigkeit erhalten, oder schwache Farben ein gesättigteres Ansehen bekommen.

Was diejenigen Bereitungen betrifft, welche mit Galläpfeln und grünem oder Eisenvitriol vorgenommen werden: so kann man aus den von No. 18 bis 23 angeführten Versuchen ersehen, daß der Kattun wirklich gefärbt wird, und eine solche Farbe erhält, welche für schwarz zu halten ist, ungeachtet keine einzige dieser angeführten Bereitungen ein vollkommenes Schwarz, sondern eine solche Farbe giebt, die mehr violett zu nennen ist, wiewohl die Beschaffenheit dieser Farben gegen eine ächte violette Farbe weit schlechter ist, und die Bereitung einer solchen Farbe auf diese Weise nicht wohl Statt haben möchte. Da in den angeführten Versuchen von No. 18 bis 23, verschiedene Proportionen von grünem V. und Galläpfeln zur Bereitung einer

ner Farbebrühe angegeben worden: so kann man, obgleich auf diese Weise keine rechte schwarze Farbe auf dem Kattune zu erhalten ist, aus diesen Versuchen doch so viel ersehen, was für Veränderungen die vermehrte oder verminderte Quantität des grünen V. gegen die Galläpfel auf dem Kattune verursachet. Die Natur und Beschaffenheit der Baumwolle ist ohne allem Zweifel die Ursache, warum eben die in eben den Proportionen mit grünem V. und Galläpfeln bereiteten Farbebrühen, welche auf der Schafwolle eine gute und brauchbare schwarze Farbe erzeugen, auf dem Kattune keine rechte schwarze, sondern eine schwarzrothe oder röthlichviolette Farbe hervorbringen.

Auf gleiche Weise sind auch die mit blauem oder Kupfervitriole und Galläpfeln unternommenen Bereitungen beschaffen, als welche auf dem Tuche eine wirkliche braune, und noch dazu eine sehr gesättigte Farbe erzeugen, wie No. 7, 8 und 9 angemerkt worden; da hingegen eben diese Bereitungen auf dem Kattune in Ansehung der Farbe eine kaum merkliche Veränderung verursachen, wie No. 24, 25 und 26 angezeigt worden ist. Es ist wahrscheinlich, daß die in der Baumwolle befindlichen sauren und erdigharzigen Theile die vornehmste Ursache seyn, warum die vermittels der Galläpfel und Vitriolarten erzeugten färbenden Theile in ihrer färbenden Kraft geschwächt oder verändert werden. Sind gleich die aus dem grünen V. und Galläpfeln bereiteten Farbebrühen zum Schwarzfärben der Schafwolle oder des Tuches aus andern Ursachen, vornämlich der beizenden Eigenschaft wegen, für sich allein ohne einen andern Zusatz nicht anzurathen, so können sie doch, was die Farbe betrifft, allerdings Statt finden, da hingegen eben diese Bereitungen, wenn man auch bey der Baumwolle in Ansehung der beizenden Wirkung dieser Farbebrühen hievon nichts zu befürchten hat, niemals ohne einige andere Zusätze zu Erhaltung einer ächten und vollkommenen schwarzen Farbe unternommen werden können. Man muß also, wenn man dem Kattune eine gute schwarze Farbe geben will, sich außer dem grünen V. und den Galläpfeln solcher Zusätze oder Vorbereitungen bedienen, wodurch die Natur der Baumwollenfasern einigermaßen verändert wird, und dieselben alsdann eine solche Beschaffenheit erhalten, daß die in und auf dieselben kommenden färbenden Theile nicht allein in genugsamer Menge eindringen, sondern auch unverändert bleiben. Siehe den Art. Schwarzfärben der Baumwolle.

III. Versuche mit Kattun, welcher durch blauen Vitriol vorbereitet worden. Wenn man dem Gewichte nach halb so viel blauen Vitriol, als der Kattun beträgt, in einer hinlänglichen Quantität Wasser auflöset, und mit selbigem den Kattun eine halbe Stunde lang kochet, alsdann in dem nach und nach erkalteten Bade noch vier Tage und Nächte liegen läßt, so erhält derselbe aus den mit Galläpfeln bereiteten Brühen folgendes Ansehen.

28) Mit gleichen Theilen Galläpfel und blauen Vitriol, eine kaum merkliche bräunliche Farbe.
29) Mit 1 Theil Galläpfel und 4 Theilen blauen Vitriol, ein noch weniger verändertes Ansehen, so, daß man kaum etwas von einer bräunlichen Farbe gewahr wird.
30) Mit gleichen Theilen Galläpfel und grünen Vitriol, eine ziemlich gesättigte schwarze Farbe, die aber noch etwas in das Röthliche fällt.
31) Mit 1 Theil Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine röthlichschwarze oder vielmehr röthlichviolette Farbe, die aber nicht gesättigt genug ist.
32) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, fast eine dergleichen Farbe.
33) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eben dergleichen Farbe, die aber etwas dunkler und gesättigter ist.
34) Mit 2 Th. Galläpfel, 4 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine gesättigte schwarzrothe oder violette Farbe.

Anmerkungen über obige Versuche. Es dienen diese Versuche zu einem Beweise, daß, obwohl der blaue Vitriol mit Galläpfeln nicht die geringste Spur von einer schwarzen Farbe erzeuget, wie die Versuche No. 28 und 29 darthun, derselbe dem ungeachtet zur Hervorbringung einer durch Galläpfel und grünen V. zu erhaltenden guten schwarzen Farbe vieles beyträgt, und eine schwärzere Farbe hervor bringen hilft, als ohne denselben durch bloße Galläpfel und grünen V. erhalten wird. Die Ursache davon ist wohl in der beitzenden Eigenschaft der Kupfererde zu suchen, durch welche die erdigharzigen Bestandtheile der Baumwolle einigermaßen verändert und dahin gebracht

ner-

werden, daß eine mehrere Quantität von den durch Galläpfel und grünen V. erzeugten schwarzfärbenden Theilen mit selbigen vereiniget, und noch dazu genauer verbunden werden, daher also die Farbe, weil sie gesättigter und gleichsam mehr concentrirt wird, dunkler und folglich auch schwärzer ausfallen muß. Man muß den blauen Vitriol entweder nur zur Vorbereitung des Kattuns gebrauchen, oder denselben bey den Farbebrühen, welche durch Galläpfel und grünen V. bereitet werden, in sehr kleiner Quantität zusezen. Der 7te Theil von dem blauen V. gegen die ganze Vermischung von Galläpfeln und grünen V. scheint in dem Falle, wo der Kattun durch blauen V. vorbereitet worden ist, noch zu viel zu seyn, wie aus der zwar gesättigten, aber noch ins Rothe fallenden Farbe No. 34 zu ersehen ist. Die beste unter den hier angezeigten Farben ist No. 30.

IV. Versuche mit Kattun, welcher durch beizende Lauge und Galläpfel vorbereitet worden. Man lösche von ungelöschtem Kalke, der nur aus dem Ofen gekommen, und fast noch lau anzufühlen ist, 5 Theile gehörig mit Wasser. Sobald der Kalk zerfallen und zu einem dünnen Brey geworden ist, sezt man einen Theil gute reine Pottasche hinzu, rührt alles wohl durch einander, gießt eine hinlängliche Quantität Wasser hinzu, und läßt die Vermischung wohl verwahrt 24 Stunden stehen. Nachdem der Liquor klar und hell geworden ist, gießt man das lautere und klare in einen kupfernen Kessel, sezt ungefähr den dritten Theil reines Wasser hinzu, und macht es warm. Mit dieser Lauge nun läßt man den Kattun eine Viertelstunde lang kochen, und in der nach und nach erkalteten Lauge noch 24 Stunden liegen. Hierauf drückt man den gebeizten Kattun gelinde aus, und läßt ihn trocken werden. Wenn dieses geschehen ist, kocht man den durch Lauge vorbereiteten Kattun in einer gesättigten Gallapfelbrühe eine halbe Stunde lang, und läßt ihn in der nach und nach erkalteten Brühe noch 48 Stunden liegen. Alsdann drückt man den mit Gallapfelbrühe durchzogenen Kattun gelinde aus, und läßt ihn wieder trocken werden. Der Kattun wird eine schwache bräunlichgelbe Farbe erhalten. Endlich weiche man

diesen durch Lauge und Galläpfel verbreiteten Kattun in warmem Wasser etliche Stunden vorher, ehe man ihn färben will, ein, und bringe ihn alsdann in die mit Galläpfeln und grünem Vitriole bereiteten Farbebrühen. Es wird derselbe folgende Farben erhalten.

35) Mit 1 Theil Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine röthlichviolette oder schwache schwarze Farbe, welche sehr deutlich in das Rothe fällt, und nicht gesättigt genug ist.

36) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine gesättigte röthlichschwarze Farbe, welche dunkler als die vorhergehende ist, und bey weitem nicht so stark in das Rothe fällt.

37) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine ganz gesättigte schwarze Farbe, welche etwas in das Rothe fällt.

38) Mit 1 Theil Galläpfel und 4 Th. grünen Vitriol, fast eine dergleichen Farbe, nur daß dieselbe etwas schwächer und nicht so gesättigt ausfällt.

39) Mit 2 Th. Galläpfel, 4 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine nicht genug gesättigte schwarze Farbe, welche in das Röthlichgraue fällt.

40) Mit 4 Th. Galläpfel, 8 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine weit gesättigtere Farbe, welche viel schwärzer als die vorhergehende ist, und weniger in das Graurothe fällt.

Anmerkung über letztere Versuche. Diese vermittelst der beizenden Lauge und Galläpfel unternommene Vorbereitung des Kattuns scheint keinen solchen Nutzen wie die vorhergehende zu haben, welche mit blauem Vitriole angestellt worden. Keine einzige der hier angezeigten Farben von No. 39 bis 40 fällt so dunkel und schwarz wie die Farbe No. 30 aus, wiewohl auch diese noch nicht für eine vollkommene schwarze Farbe gehalten werden kann. Hat indessen diese Vorbereitung denjenigen Nutzen nicht, den man in Ansehung der schwarzen Farbe sich versprechen sollte, so kann sie doch gar füglich zur Bereitung dunkler und ächter violetter Farben angewendet werden, vornämlich, wenn man zugleich bey den Farbebrühen andere, hauptsächlich roth oder blau färbende Materien gebraucht.

Aus allen diesen von No. 1 bis 40 angezeigten Versuchen ist deutlich zu ersehen, daß die Vereinigung der

Gall-

Galläpfel mit grünem Vitriole den vornehmsten Grund zur Bereitung schwarzer Farben darreichet; wiewohl auch aus eben diesen Versuchen zu erkennen ist, daß die mit Galläpfeln und grünem Vitriol bereiteten Farbebrühen ohne einen andern Zusatz weder zum Schwarzfärben der aus Schafwolle, noch der aus Baumwolle gewebten Zeuge mit Vortheile zu gebrauchen sind, indem erstere zwar eine sattsam schwarze Farbe bekommen, die aber oft, wenn keine andere Zusätze dabey gebraucht werden, der Waare nachtheilig ist, und letztere, die baumwollenen Zeuge nämlich, niemals eine rechte schwarze Farbe ohne andere Zusätze erhalten können.

Hrn. B. R. Pörners chymische Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst, 1. Th. Leipz. 1772, gr. 8. S. 351—396.

In der Scheidekunst bedient man sich der Galläpfel zur Untersuchung der mineralischen Wässer. Wenn diese ein vitriolisches Salz oder Eisen= und Kupfertheile enthalten, werden sie davon schwarzviolet oder purpurroth gefärbt, nachdem sie mehr oder weniger dergleichen Zusatz enthalten.

Es giebt sehr geringhaltiges Eisenwasser, in welchen die Gegenwart des Eisens auf die gewöhnliche Art, da man Theebon, grünen Thee, Galläpfel, Eichenblätter, grüne Tannzapfen, rothe Rosen u. d. gl. entweder ganz oder halb gepülvert in das Wasser thut, oder die Solutionen davon in das Wasser gießt, mit welchem man Versuche anstellen will, schwer oder eigentlich gar nicht zu entdecken ist. Auch zeigt sich nicht einmal in den starken Eisenwässern die rechte Farbe, weil diese Materien eine starke Farbe in sich selbst haben, welche die rechte eisenartige violette Farbe in den schwachen Wässern verschlucket, da solche das sicherste Zeichen von der Gegenwart des Eisens ist. In den starken Wässern verursachen vorerwähnte Dinge eine dunkle Farbe, welche weder blau noch schwarz ist, ausgenommen, daß sie Anfangs ein wenig blau ist, sich aber bald in eine aus braun und roth vermengte Farbe verwandelt; und da die rechte Eisenfarbe gleichfalls darunter seyn kann, so ist man ungewiß, ob ein solches Wasser Eisen enthält oder nicht.

Die Probe mit einem schwachen Eisenwasser wird nach Hrn. Salberg Vorschrift im 5. B. der übers. Abhandl. der königl. schwed. Akad. d. Wissensch, a. d. J. 1743, S. 142 folgendermaßen verrichtet. Man erwählt gelbe, reife und dichte Galläpfel, schneidet das Aeußere von ihnen ab, und stößt den innern Theil zu einem sehr zarten Pulver. Dieses Pulver thut man in ein trocknes Bierglas, und streicht oder reibt es mit dem trocknen Finger in dem Glase überall rings herum wohl an die innere Fläche des Glases. Hierauf schüttet man das Pulver aus, und bläst den Staub wohl heraus, so, daß kein Pulver sondern allein die Fettigkeit der Galläpfel im Glase bleibt. In dieses Glas gießt man das Wasser, welches man prüfen will. Enthält nun das Wasser etwas reines eisenartiges, so wird es in einem Augenblicke mit einer reinen violblauen Farbe durchzogen, welche sich weder in roth noch in braun verändert. Der Unterschied, welcher hiebey zwischen hellern und dunklern Farben des Wassers wahrzunehmen ist, giebt eine schwächere oder häufigere Gegenwart des Eisens zu erkennen. Diese Prüfungsart hat auch noch einen Vorzug der Richtigkeit vor den gewöhnlichen Proben darin: Wenn die Tinctur rein eisenhaltig ist, und das Glas damit über Nacht bis des folgenden Tages gegen Abend ruhig stehen bleibt, so fällt die blaue Farbe zugleich mit dem Ocher auf den Boden des Glases nieder, und läßt das übrige Wasser klar.

Der innerliche Gebrauch der Galläpfel in der Arzneykunst ist nicht sicher anzurathen, indem solche noch stärker zusammenziehen und verstopfen, als die Eichenrinde.

Aeußerlich werden sie auf mannigfaltige Art gebraucht. Das damit abgekochte Wasser an schmerzhafte Zähne gehalten, zieht viel Schleim aus, und stillt die Schmerzen. In Südholland pflegt man zur Linderung der Zahnschmerzen einen zerschlagenen Gallapfel auf den Zahn zu legen. Die Wundschäden mit dem Galläpfeldecocte gewaschen, reinigt und heilt sie. Das Galläpfelpulver in faulende fließende Schäden gestreuet, reinigt und trocknet sie. Wenn man die Aepfel zerstoßen in Essig siedet, und wie ein Pflaster auf die Pestbeulen legt, so ziehen sie das Gift aus, und heilen.

Eben

Eben also auf den Magen gelegt, stillen sie das heftige Erbrechen; und auf den Unterleib gelegt, dienen sie wider den Gebährmuttervorfall. Einige empfehlen auch gebrannte Galläpfel, die in Wein und Essig geweicht worden sind, zur Stillung des Blutes, wenn sie über die Ader zerrieben gelegt werden. Von dem Gebrauche der ausgehöhlten und in Franzbranntwein gelegten Galläpfel zum Herausziehen der Brustwarzen bey Personen, welche säugen wollen, siehe Th. VII. S. 126, f.

Eine besondere Art Galläpfel sind die sogenannten Knopern, Knoppern oder Knuppern. Sie wachsen an den Früchten der Eiche oder an den Eicheln, indem man allzeit etwas von der Eichel an ihnen findet. Sie haben die Gestalt der Galläpfel, sind aber etwas größer, und auf der Oberfläche unebener. Sie sind bey uns etwas seltenes, werden aber aus Ungarn, Mähren und Böhmen häufig zu uns gebracht. Nach des Hrn. Reg. R. v. Taube Bericht in dessen Abschilder. der engländ. Manufacturen ꝛc. 1. Th. Wien 1777, gr. 8. S. 215, wachsen dieselben in Ungarn, Croatien, und sonderlich Sclawonien so häufig auf den Eichbäumen, daß sie jährlich 100,000 Fl. fremdes Geld herein ziehen würden, wenn die Ausfuhre erlaubt wäre; doch ist dieselbe im J. 1774 zur See in den österreichischen Seehäfen am adriatischen Meere verstattet worden.

Wenn die Eiche in der Blüthe steht, und es regnet, so kriecht ein kleiner Wurm in die Blüthe, und verursachet, daß anstatt der Eichel eine flache, seltsam gebildete, stachelige Mißgeburt wächst, welches eben die Knoppern oder Knospen sind. Vor 20 Jahren sah es der Landmann als eine Landplage an, wenn die Eichenwälder anstatt der Mast Knospen trugen; jetzt hält er es in den an Oesterreich gränzenden Gespannschaften für einen Segen Gottes, weil er vieles Geld daraus lösen kann. Sie werden im October reif, fallen ab, und werden gesammelt. Aus Natolien kommen auch viele; sie sind aber weit theurer als die ungarischen.

Die Färber können die Knoppern fast besser als die ordinären Gallapfel gebrauchen. Es suchen sie insonderheit die Schwarzfärber und Corduanmacher. Sie dienen auch zum Gärben, und es wird daraus, wenn sie vorher gepülvert, und hernach die Häute mäßig damit bestreuet worden sind, ein tüchtiges Sohlleder verfertiget. Hr. geh. R. Pfeifer sagt im 4. St. seiner vermischten Verbesserungsvorschläge ꝛc. Frkf. a. M. 1778, 8. S. 17, daß das Wiener Leder ihnen seine vorzügliche Güte zu verdanken habe.

Gallapfel-Fliege, Gallapfel-Wurm; siehe den folg. Artikel.

Gall-Insect, Cynips *Linn.* Unter diesem Namen versteht man diejenigen Insecten, welche mit ihrem Stachel Löcher in die Blätter und Blumen verschiedener Bäume und anderer Gewächse bohren, und ihre Eyer hinein legen, woraus hernach auf dergleichen Blättern Auswüchse oder sogenannte Gallen entstehen. Einige nennen diese Thierchen Gallapfelwürmer und Gallapfelfliegen. Hr. Rösel nennt sie Gallenwespen, weil die ausgewachsenen Insecten den Wespen, denen sie aber nicht an Größe gleich kommen, einigermaßen ähnlich sehen. Einige Arten erreichen kaum die Länge einer Linie. Die Kennzeichen dieses Geschlechtes sind nach dem Hrn. v. Linné folgende. Der Mund besteht aus zangenförmigen Kiefern ohne Rüssel, und der Stachel ist spiral wie ein Bohrer gewunden, steckt aber oft verborgen. Der Ritter v. Linné führt 19 Arten an, wovon er die meisten nach den Bäumen benennet, auf deren Blättern und Blüthen sie sich befinden. Außer den Eichen, auf welchen man die meisten antrifft, und auf welchen sie die Eichenrosen (s. Th. X. S. 269) und die kurz vorher beschriebenen Gallapfel veranlassen, sind auch die Buchen, Weiden, Rosenstöcke und andere Gewächse der Aufenthalt dieser Insecten, deren Eyerchen, aus welchen kleine weiße Maden kommen, zwischen dem

Ober-

Oberhäutchen der Blätter ausgebrütet werden. Diese Maden finden in dem Auswuchse der Blätter oder in den sogenannten Galläpfeln ihre Nahrung, und bleiben darin bis zu ihrer Verwandlung, nach welcher sie die Galläpfel vermittelst ihrer Gebißzange durchbohren, und als geflügelte Thiere zum Vorschein kommen. Die davon an den Weiden und Dornen entstehenden Auswüchse werden Dornrosen (s. Th. IX. S. 442) und Weidenrosen genannt.

Neuer Schauplatz der Natur, 3. B. Lpz. 1776, gr. 8. S. 261. Entwurf einer ökon. Zoologie, Lpz. 1773, gr. 8. S. 163.

Gall-Loch, siehe oben S. 684.

Gall-Nuß, siehe Gall-Apfel.

Gall-Sucht, siehe Gallen-Sucht.

Gall-Thier, siehe Gelt.

Galla, Fr. Gala oder Gale, ein spanisches Wort, welches an einigen Höfen üblich ist, eine Festlichkeit, festliche Pracht oder prächtige Kleidung zu bezeichnen. Der Hof ist in Galla, in festlicher Pracht, Fr. la cour est en gale. Es ist auf morgen Galla angesagt worden. Daher die Gallakleidung oder Gallatracht, Fr. Habit de gale, der Gallatag u. s. f. Ohne Zweifel ist dieses Wort zu Carls V. Zeiten mit andern spanischen Wörtern und Gebräuchen an den deutschen Höfen bekannt geworden.

Zu der Galla erscheint Jedermann, der die Entrée bey Hofe hat, nach Maßgabe des Ansagens in prächtiger Kleidung für sich, seine Equipage und Bedienten, und macht bey den höchsten Herrschaften Cour. Nach der verschiedenen Wichtigkeit der Umstände, wegen welcher Galla angesagt wird, giebt es halbe und ganze, kleine und große, gedoppelte, Trauer- und Ordensgalla. Zu den ordentlichen Gallatagen, die man aus den Hof- und Staatskalendern, auch Hofmarschallamtsanzeigen schon zu Anfange jeden Jahres weiß, gehören die Geburts-Namens-Vermählungs-Thronbesteigungs- und Krönungs- oder Regierungsantrittsfeste bey weltlichen Herren, bey geistlichen aber die Tage ihrer Wahl, Consecration und Inthronisation. Die außerordentliche Galla bezieht

sich auf nicht vorhergesehene erfreuliche Fälle, und wird nach der Größe derselben zuweilen auf 2, 3 und mehrere Tage Galla angelegt. An dem römisch-kaiserlichen Hofe gab es vormals nach der eingeführten spanischen Etiquette sehr viele Gallatage; der jetzige Kaiser Joseph II. aber hat dieses beschwerliche Ceremonielwesen abgeschafft, und das Neujahrsfest zum einzigen solennen Gallatage im ganzen Jahre festgesetzt, auch statt der spanischen Mantelhabite französische Gallakleider zu tragen erlaubt. Die Trauergalla ereignet sich an denjenigen Gallatagen, welche in die Zeit einer Hoftrauer fallen. Die Cavaliers und Damen tragen dazu Kleider von schwarzen Gros de Tours oder andern schwarzen seidenen Zeugen mit erhobenen Fäden. Bey kleiner oder halber Galla ist es genug, in simpeln seidenen oder sammtenen Röcken mit reichen Westen zu erscheinen. Bey großer Galla nimmt man schwere von Gold oder Silber gewirkte Zeuge, welche noch überdieß gestickt oder mit Spitzen frisirt sind, wiewohl auch neuerlich verschiedene Höfe eigene Gallauniformen für Cavaliers und Damen namentlich vorgeschrieben haben. Die sogenannten Mousquetärtressen machen keine Galla, sondern es müssen Lahntressen seyn. Ein Mannskleid mit zugeschlossenen Aermeln und glatt anliegenden kleinen Aufschlägen macht ebenfalls nicht Galla, wenn es auch noch so kostbar wäre. Die Galla der Damen besteht in Ansehung der Form der Kleidung in Roben, welche insgemein aus reichen und schweren Stoffen verfertigt sind; der übrige Staat beruhet auf kostbaren Spitzen und Edelsteinen.

Die Gallalivree der Bedienten, die Gallakutsche ꝛc. müssen von verhältnißmäßiger Wichtigkeit und nach einem guten Geschmacke eingerichtet seyn.

Gallande, eine Pfirsichsorte; s. unter Pfirsiche.

Gallatura, der Hahnentritt; siehe Th. XI. S. 739.

I. **Galle**, (*) eine Benennung verschiedener rundlicher Erhöhungen.

1. Der außerordentlichen Auswüchse an den Blättern und Pflanzen, wie z. B. der Galläpfel, welche an mehrern Gegenden nur Gallen heißen.

Die

(*) Daß Gall, Galle schon von den ältesten Zeiten an etwas Erhabenes, Rundes bedeutet hat, erhellt unter andern auch aus dem Hebr. גלל, ein Haufe, גלל, wälzen, גלגל, ein Rad u. s. f. Siehe Gall-Apfel Anmerk.

Die neuern Beobachtungen lehren uns, daß die Gallen Auswüchse sind, welche durch das übermäßige Wachsthum eines gewissen Theiles des Baumes oder der Pflanze entstehen; eine Wirkung von dem Stiche gewisser Insecten; folglich haben sie entweder einen oder mehrere Würmer in sich, welche sich nachher in eben dergleichen Insecten verwandeln, als von denen sie entstanden sind.

Malpighi hat einen eigenen Tractat von den verschiedenen Gallenarten geschrieben, welchen man in dem ersten Theile seiner Werke, wo er von der Anatomie der Pflanzen handelt, findet. S. *Marcelli Malpighii* Opera, Lugd. Bat. 1687, 4. S. 112, fgg. Es hat nachher der Hr. v. Reaumür in seinen Memoir, pour servir à l'hist. des Inf. To. III. P. 2. Mem. 12. eine vortreffliche Abhandlung von den Pflanzengallen, von ihrer Entstehungsart, von ihren verschiedenen Gestalten, und von den Insecten, welche sie in sich haben, und um deren willen sie eigentlich gemacht sind, geliefert.

Siehe auch Bonnet Betracht. über die Natur, 1772, S. 189. 190.

Eb. dess. und anderer berühmten Naturforscher Abhandl. aus der Insectologie, S. 391.

Eb dess. Considerat. sur les corps organis. To. II. Art. 325. nach des Hrn. P. Göze Uebers. S. 214.

Hrn. Degeer Abhandl. zur Geschichte der Insecten, nach der mit vielen lehrreichen Anmerk begleiteten Uebersetz. des gelehrten Hrn. Past. Göze, Lpz. 1776, gr. 4. S. 56.

2. Eines fehlerhaften häutigen Auswuchses unter der Zunge der Pferde in der Größe einer Bohne, welcher ihnen das Trinken beschwerlich macht; Fr. Barbes oder Barbillons. (*) Man sperrt dem Pferde das Maul auf, zieht die Zunge gelinde an sich, und schneidet die Gallen mit einer Scheere dicht an der Haut weg, worauf man die Stelle mit Salz oder Essig reibt; so ist das Uebel geheilt.

Erz-

(*) In dem Catholicon, ou Dictionnaire univ. de la langue françoise, lit. B. S. 63, wird Barbes oder Barbillons, der Frosch oder die Kröte unter der Zunge genannt, und also mit dem oben S. 184 beschriebenen Zufalle, Fr. Fève oder Lampas verwechselt.

Erxleben prakt. Unterr. in der Vieharzneykunst, Gött. und Gotha 1771, 8 S. 45.

2. St. der ökon. Nachr. der patriot. Ges. in Schles. v. J. 1777, S. 9.

3. Eine andere Krankheit an den Füßen der Pferde, welche in einer wässerigen Geschwulst besteht, wird die Flußgalle genannt, zum Unterschiede von der Steingalle. Beyde können indessen auch zu dem folgenden Worte gerechnet werden.

Die Flußgalle, Floßgalle, Dän. Flodgalde, Fr. Ergot, ist eine wässerige Geschwulst der Vorder- oder Hinterfüße der Pferde, theils an dem Knie, theils nicht weit über dem untersten Gelenke zwischen dem Schienbeine und Hufe oder der sogenannten Köthe. Diese Geschwulst verursacht zwar dem Pferde keine Schmerzen, aber sie kann doch durch einen Druck auf die Sehnen (Flechsen, Tendines) und Bänder (Ligamente) die Bewegung des Fußes mehr oder weniger hindern, und das Pferd auch wohl hinken machen. Ihr eigentlicher Sitz ist hinten zwischen dem Röhrenbeine und der daran herunter laufenden großen Sehne, wo sie insbesondre sichtbar wird, wenn das Pferd auf dem Fuße, an dem die Flußgalle vorhanden ist, steht. Wenn sie an beyden Seiten der Sehne inwendig und auswendig zu sehen ist, so heißt sie eine durchgehende Flußgalle. Sie zeigt sich von ganz unterschiedener Größe; bey einigen wie eine kleine Haselnuß, die man aber mehr fühlen als sehen kann; bey andern wohl wie ein Taubeney; ja zuweilen erlangt sie die Größe eines Hühnereyes, wenn sie nicht bey Zeiten weggebracht wird.

Es giebt auch eine sogenannte Spatgalle, welche diese Benennung daher erhalten hat, weil sie nahe an dem Spatknochen befindlich ist, und welche einige zu einer Art des Spates gemacht haben. Siehe den Art. Spat.

Die Ursachen der Flußgalle sind wässerige Säfte, welche sich in vorerwähnten Gegenden ansammeln, und nach und nach immer mehr verdicken. Sie kann, zumal bey jungen und schwachen Pferden, durch übermäßige

mäßige Arbeit veranlaßt werden. Bey einigen Pferden ist es ein Naturfehler, der ihnen von der Mutter angeerbt ist; und diese sind fast unheilbar. Bey andern aber entstehen sie von außerordentlicher Erhitzung zur Winterszeit im Kothe oder Froste, wenn es um Mittag aufbricht, und das Pferd sich dabey erhitzt, und nachher nicht abgewaschen wird, auch wohl noch dazu in kalten Ställen stehen muß. Ueberhaupt, ist dieser Zufall selten aus dem Grunde zu heilen, indem er gemeiniglich bald wieder zum Vorschein kömmt, wenn er sich auch einmal hat vertreiben lassen.

Man kann gegen die Flußgallen entweder zertheilende Mittel, oder Zugsalben und beizende Mittel, oder auch das heiße Eisen gebrauchen. Durch das letztere richtet man zwar das mehreste aus, nur erfordert es Behutsamkeit, daß man keine Sehnen oder Bänder dadurch verletze; und es ist auch noch die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß davon eine Narbe zurück bleibt.

Ein zertheilendes Mittel ist Branntwein und spanische Seife, womit man die Füße wäscht. Solches giebt einen Schaum, den man sich darauf setzen lassen muß, bis er sich einzieht.

Die edle Reitkunst, Eisenach 1771, gr. 8. S. 223.

Zu einer Zugsalbe vermischt man 6 Loth Bilsenkrautpflaster (Empl. de hyoscyamo) mit einer hinlänglichen Quantität Lorbeerenöhl (Ol. laurinum,) um eine etwas dicke Salbe daraus zu machen, und setzt alsdann 2 Loth rothes Präcipitat (Mercur. præcipit. rubr.) und ½ Loth pulverisirte spanische Fliegen (Pulv. cantharidum) hinzu. Diese Salbe streicht man auf Leder, und legt es so lange auf den Ort der Flußgalle, bis sich ein Schorf darüber setzt, welches in 3 bis 4 Tagen geschehen wird. Alsdann bestreicht man den Schorf mit Butter oder Oehle, und läßt ihn von selbst abfallen. Vor dem Gebrauche der Salbe muß man die Haare über-

über der Flußgalle abscheeren, und, so lange die Salbe auf dem Schaden liegt, das Pferd so hoch anhängen, daß es nicht mit dem Maule zur Salbe gelangen könne, welche ihm innerlich sehr schädlich seyn würde.

Erxleben pract. Unterr. in der Vieharzneyk. S. 56.

Zu den schärfer beitzenden Mitteln gehören folgende. Man nimmt Schweinschmalz 2 Loth; Honig und Lorbeerenöhl, von jedem 1 Loth; spanische Fliegen, ungarischen Vitriol, sublimirtes Queckſilber, Arsenik und Paradieskörner, von jedem ½ Loth, mischt alles zu einer Salbe, und bestreicht die Flußgallen alle 3 Tage damit. Sie laufen nach und nach aus, und heilen von selbst. Diese Salbe muß in einem steinernen oder gläsernen Geschirre aufbehalten werden.

Oder man nimmt Euphorbium, spanische Fliegen und sublimirtes Queckſilber, von jedem 2 Loth; venetianischen Terpenthin 8 Loth. Man macht den Terpenthin über Kohlen ein wenig warm, rührt obige Species darein, und vermischt es also zu einer Salbe. Alsdann legt man es, nachdem vorher die Haare rein abgeschoren worden sind, wie ein Pflaster über die Flußgallen, in eben der Größe als der Schade ist. Damit das Pferd dieses Pflaster nicht abstreichen könne, befestigt man es mit einer Binde.

Auch kann nachfolgendes Mittel mit gutem Nutzen gebraucht werden. Man nimmt Scheidewasser, Spick- und Lorbeerenöhl, von jedem 1 Loth; Terpenthinöhl und Weingeist, von jedem 2 Loth; Wachholderöhl 3 Loth, rührt alles wohl untereinander, und bestreicht die Galle täglich damit. Sollte sie aber, wie es geschieht, auslaufen, so heilt man den Schaden mit folgendem Pflaster. Man nimmt weißen Traganth 6 Loth, läßt ihn in 1 Quart Weineßig 24 Stunden weichen, thut 3 Loth rothen Bolus und das Weiße von 3 Eyern hinzu, reibt alles wohl unter einander, und hebt es in einem glasurten Geschirre auf.

Fränkische ökonomisch-landwirthschaftliche Manchfaltigkeiten, 2. B. 1. St. Schwabach 1778, 4. S. 34, f.

Wenn man sich aber lieber des Feuers bedienen will, so sticht man einigemal mit einem spitzigen heißen Eisen in die Flußgalle behutsam hinein, bis das

Wasser

Wasser heraus läuft, worauf man diese Stellen mit Digestivsalbe verbindet. Nach 24 Stunden kann man alsdann ein zusammenziehendes Pflaster, z. B. das Empl. de lapide calaminari darüber legen, und damit die Brandstellen wieder zuheilen.

Erxleben, a. ang. O. S. 57.

Herr L. K. R. v. Schönfeld sagt, er habe die Flußgallen weder durch Beizen noch Brennen glücklich curiren können. Die Pferde wären sehr unleidlich geworden, ehe die Gallen zu vertreiben waren, weil Haut und Haare abgehen; und wenn auch einige Feuchtigkeit heraus gezogen worden, so sey doch der Grund der Galle immer geblieben, die in kurzem sich wieder vergrößert, und Schandflecke zurück läßt. Das beste Mittel, welches er an vielen Pferden mit Nutzen gebraucht, und womit er die Gallen gänzlich vertrieben habe, wäre dieses, daß man dieselben täglich einmal mit einer Salbe reibet, auch, wofern es die Gelegenheit verstattet, mit einem heißen Eisen einbrennt. Die Salbe besteht bloß aus der Hälfte wilden Katzenfett und der Hälfte Aeschenfett. Hievon aber sey die Spatgalle ausgenommen, welche gemeiniglich ein ererbtes Uebel, also nicht wohl zu vertreiben, allenfalls aber durch das angezeigte Mittel zu mindern ist. Am besten wirkt dieses Mittel, wenn man, wie bey allen Krankheiten, bey Zeiten zu Hülfe kömmt, und das Uebel nicht erst zu tief einwurzeln läßt; denn wenn sich die Flußgallen verhärten, und gleichsam zu einem harten Gewächs werden, so ist damit gar nichts vorzunehmen.

Die Landwirthschaft und deren Verbesserung, nach eigenen Erfahrungen beschrieben von Joh. Gottl. v. Schönfeld, Leipz. 1773, gr. 8. S. 490.

Manche sind darauf gefallen, die mit einer Feuchtigkeit oder einem gelben Wasser angefüllten Flußgallen damit zu curiren, wenn sie ihnen den vermeinten Zufluß der Feuchtigkeit dadurch benähmen, daß sie dem Pferde die Blase schneiden, welches mit vielen Schmerzen des Pferdes geschieht, dasselbe

auch auf einmal untüchtig macht, in dem Wasser fortzukommen, und schwimmen zu können. Diese Operation ist zwar für hartnäckige Mauken, imgleichen für solche böse Feuchtigkeit, wovon die Sträubfüße entstehen, deren Anfang gemeiniglich eine Mauke ist, brauchbar; siehe den Art. Mauke; niemals aber muß man diese Cur in der Absicht, die Flußgallen dadurch gründlich zu curiren, gebrauchen.

2. Galle, (*) eine im gem. Leben übliche Benennung verschiedener Arten von Mängeln, besonders fehlerhaften Flecken oder Stellen.

1. Ein fehlerhafter Flecken in dem Hufe der Pferde, welcher bis auf das Leben geht, und auch die Steingalle genannt wird, zum Unterschiede von der Flußgalle; siehe den vorhergehenden Artikel.

Steingallen, Fr. Molettes, werden diejenigen rothen Flecken genannt, welche in den Ecken der Hornsohle bey dem Ballen zwischen der Wand und dem Strahle angetroffen werden. Sie befinden sich mehrentheils an den Vorderfüßen nach der innern Seite des Fußes hin, d. i. an der innern Ecke; weniger in der äußern, und an den Hinterfüßen nur sehr selten. Füße, die von Natur schmal, hoch und zum Austrocknen geneigt sind, sind davon selten befreyt; nicht weniger auch diejenigen, welche eine einwärts gebogene Wand und zugleich eine niedrige Tracht haben, wodurch Anlaß gegeben wird, daß die Sohle in den Ecken entweder von dem Hufeisen oder von Grand und Steinen, die sich hier zwischen dem Eisen und der Sohle gesammelt haben, oder aber, wenn das Hufeisen bey dessen Stollen zu kurz ist, von Steinen des Erdbodens gedrückt werden kann. Wie es scheint, so mögen dieses die Alten bereits eingesehen, und deshalb diesen Man-

(*) Im Isländ. bedeutet Galle ausdrücklich einen Mangel, einen Fehler, und galen ist im Schwed. so wie gall im Dänischen, fehlerhaft, mangelhaft. Auch das Schwed. gall, unfruchtbar, geil, scheint hieher zu gehören. Im Engl. ist gall, die Haut verwunden. Siehe Gelt.

Mangel die Stein-Galle genannt haben. Weil aber auch zum öftern in hohen, hohlen, so genannten Esels-hufen, Steingallen anzutreffen sind, bey welchen weder das Hufeisen, noch unter demselben gesammelter Sand oder Steine, die Gegend der Steingallen hart drücken können, so müssen noch außerdem wohl andere Ursachen seyn, durch welche die Steingallen entstehen können; wovon ich weiter unten ein Mehreres sagen werde. Dergleichen rothe Flecken, wie die Steingalle ist, werden auch insbesondere bey platten oder Vollhusen hin und wieder in der Hornsohle, vorn bey der Zehe, oder neben der Spize des Strahles, ja bisweilen wohl gar auf dem Strahle, wahrgenommen. Diese nennt Kersting, um sie von den Steingallen zu unterscheiden, rothe Sohlen-Flecken; der Hr. Baron v. Sind nennt sie blaue Mäler, die Steingallen aber dürre blaue Mäler; siehe Th. V, S. 619, flg.

Sowohl die Steingallen, als auch die hin und wieder in der Hornsohle anzutreffenden rothen Sohlenflecken, entstehen allemal aus einer vorhergegangenen Entzündung in der Fleischsohle an derselben Stelle. Diejenigen Ursachen aber, welche zu einer Entzündung in der Fleischsohle Anlaß geben, sind bereits oben, im Art. Fuß-Entzündung, S. 546—548, gezeigt worden, und hier zu widerholen unnöthig. Daß aber außer diesen Ursachen auch noch Steingallen öfters daher kommen, wenn die Pferde, wie in großer Herren Marställen gewöhnlich ist, trocken stehen, lehrt die Erfahrung, indem sie weit seltener bey Landpferden, welche im Stalle auf Mist oder auf lehmigen Boden stehen, angetroffen werden.

Es lassen sich hier ganz natürlich die Fragen aufwerfen: warum die Steingalle mehr in schmalen, hohen, als in guten minder hohl gebildeten Füßen angetroffen werde? da doch dieser ihre Hornsohle viel leichter von dem Erdboden gedrückt werden kann, weil sie

nicht, wie jener ihre, so tief nach dem Fuße hin gewölbt, und dem Erdboden, wenn das Pferd aufrecht steht, weit näher als die Sohle eines schmalen hohlen Fußes gelagert ist. Und warum können auch Steingallen entstehen, ohne daß die Sohle zuvor einen äußern Druck in selbiger Gegend erlitten hat? und warum sind die Steingallen bey unbeschlagenen Füßen weit seltener, als bey beschlagenen, anzutreffen? Denn, würden sie, ohne Ausnahme, bloß vom äußern Drucke wider die Ecken des Fußes entstehen, so müßte auch folgen, daß dergleichen mehr in unbeschlagenen Füßen, als in beschlagenen angetroffen würden, wovon doch die Erfahrung das Gegentheil beweiset. Diese aufgeworfenen Fragen beantworten zu können, ist nöthig, daß man die Gestalt der innern Seite der Hornsohle kenne. Diese hat überall, auf ihrer innern nach der Fleischsohle hingekehrten Fläche, umgekehrt die nämliche Gestalt, welche sie hat, wenn der Fuß von dem Schmiede allenthalben dünn ausgewirkt ist; das heißt, sie ist auf ihrer innern Fläche da erhöhet, wo sie von außen vertieft, und in derjenigen Gegend vertieft, wo sie von außen erhaben ist. Bey den Ballen auf jeder Seite des Strahles, da wo die Steingallen gefunden zu werden pflegen, und wo von außen die Hornsohle nach dem Strahle hin sich tief zum Fuße lenket, bildet sie auf ihrer innern Fläche eine von beyden Seiten zugeschärfte keilförmige Erhabenheit, welche hier in Ansehung ihrer Höhe bisweilen einen Zoll beträgt, und hinten von den Ballen nach der Zehe hin immer niedriger, und zugleich weniger scharf wird, bis sie sich bey der Spitze des Strahles ganz verlieret. Je schmaler und hohler der Fuß ist, desto mehr ist auch die Hornsohle nach dem Fuße hinauf gebogen, und desto höher und zugleich spitziger sind auch ihre nach der Fleischsohle hingekehrte Erhabenheiten in den Ecken der Ballen. Eben durch diese scharfe Erhabenheiten wird bey jedem Tritte des Pferdes die Fleischsohle mehr, wie

anders-

anderswo, gedrückt, ja, sie wird davon vorzüglich in den Ecken, gleichsam wie von einem stumpfen Nagel, gestochen. Dieses alles mit noch mehrerer Deutlichkeit einsehen zu können, betrachte man die innere Hornsohlenfläche an einem abgefallenen Hufe; alsdann wird man sich gewiß die vorher aufgeworfenen Fragen selbst beantworten können. Man wird auch sodann mit Ueberzeugung einsehen, daß 1) darum die Ecken bey den Ballen derjenige Ort seyn, wo die Steingallen entstehen, weil hier die Fleischsohle durch die scharfe Erhabenheit der Hornsohle weit mehr, als anderswo, gedrückt wird, mithin hier die Fleischsohle auch leichter, als anderswo, entzündet werden muß. 2) Weil bey schmalen hohen Füßen auch diese Erhabenheiten der Hornsohle mehr hoch und gleichsam spiziger, als bey gut gebildeten Füßen, sind: so sind auch daher jene mehr, als diese, den Steingallen ausgesezt. 3) Weil bey dem Niedertreten jedesmal der stärkste Druck auf die innere Seite des Fußes, oder auf dessen innere Wand geschieht, und mehrentheils die innere Wand schwächer ist als die äußere: so entstehen die Steingallen auch mehr in den innern, als in den äußern Ecken. 4) Unbeschlagene Pferde behalten ihre natürliche Stärke der Hornsohle, und werden derselben nicht, wie leider bey dem Beschlage durch das Auswirken geschieht, beraubet; ihre Stärke hält den so sehr schädlichen Druck wider die Fleischsohle ab, und üble Folgen werden dadurch verhütet. 5) Pferde, die in trocknen Ställen zu stehen gehalten werden, deren Füße sind auch daher geneigt zusammen zu trocknen, wodurch die Hornsohle schmäler und mehr nach dem Fuße hin gebogen wird. Alles dieses zusammen genommen giebt Anlaß, daß daher bey den Ecken des Fußes die Fleischsohle geklemmet, mithin hier Veranlassung zu einer Entzündung gegeben wird.

Eine sehr seltsame Beschreibung der Steingallen findet man in der deutschen Uebersezung von D. Heinr. Brakens Roß-

arzneykunst, S. 347 welche folgendermaßen lautet: „Die „Steingallen sind eine harte runde Geschwulst am Hintertheile „des Hufs auf der Krone, deren Ursache von einem Steine „herrührt, welcher durch die Sohle getreten, nachmals aber „in derselben in die Höhe gedruckt, bey der Krone aber stehen „geblieben ist, und eine Steingalle erzeuget hat." Hr. Pro. Zeiher in Wittenberg, hat in seinem Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung, Berl. 1771, 8. wie beynahe alles, so auch diesen irrigen Begriff von Steingallen, aus Brakens Buche nachgeschrieben.

Die Steingallen können nicht besser gesehen werden, als wenn das Hufeisen vom Fuße genommen, und die Sohle in den Ecken etwa so viel ausgeschnitten wird, daß man die Farbe ihrer Oberfläche erkennen kann. Weil aber eine solche Untersuchung bey einem Pferdekaufe, ins besondere auf Märkten, weder schicklich noch gebräuchlich ist: so müssen einem Kenner die Gestalt und äußere Bildung der Füße bekannt seyn, durch welche die Gegenwart der Steingallen und die rothen Sohlenflecken verrathen werden. Wenn man nun hiedurch auf die Gedanken gebracht worden ist, daß das Pferd Steingallen haben könne, so schabet man mit einem dazu schicklichen Messer die Sohle in den Ecken, und überall, rein ab, bis deren natürliche Farbe gesehen werden kann; kommen alsdann in den Ecken rothe Flecken zum Vorschein, so ist man der Gegenwart der Steingallen gewiß. Allein, ihre wahre Beschaffenheit, d. i. in wie weit dieselben geringe oder schädlich zu achten seyn, solches läßt sich nicht eher gründlich beurtheilen, als bis das Hufeisen abgenommen, und die Sohle in den Ecken ausgewirkt ist. Ringelhufe, die dabey etwas platt sind, lassen mehrentheils Steingallen und zugleich rothe Sohlenflecken vermuthen. Die Füße mit niedrigen und einwärts gebogenen Wänden, sind auch mehrentheils mit Steingallen beschwert; so auch schmale Eselshufe. Die Beschaffenheit der Steingallen, wie auch die Gestalt des Fußes, bestimmen, ob das

Pferd

Pferd davon schmerzhaft gehe, oder nicht; daher sind sie bisweilen wenig, und ein andermal viel bedeutend. Vielbedeutend sind sie, wenn 1) das Pferd auf hartem Boden davon schmerzhaft geht, oder wohl gar hinket; 2) wenn der Umfang der Steingalle groß ist, und eine dunkelrothe Farbe hat; wenn das abgeschnittene rothe Horn sehr locker ist, und gleichsam wie ein verdicktes Blut aussieht, oder aber sich wie vertrocknetes Blut zerreiben läßt: 3) wenn der Fuß niedrige und eingebogene Wände hat; und 4) wenn die Wand, da wo die Steingallen zugegen sind, von der Hornsohle abgesondert, und nicht mit derselben, wie bey einem gesunden Fuße, vereinigt ist. Hingegen sind solche Steingallen wenig zu fürchten, wenn 1) das Pferd gar nicht, auch nicht auf steinigem Boden, schmerzhaft geht, 2) wenn sie einen kleinen Umfang haben, und ihre Farbe blaßroth oder nur gelb ist; 3) wenn die von der Steingalle abgeschnittenen Hornspähne zäh und beynahe dem gesunden Horne gleich sind; 4) wenn der Fuß eine gute Gestalt hat, dessen Wände stark, nicht einwärts gebogen, und mit der Hornsohle vereinigt sind.

Die mehresten Steingallen rühren wohl unstreitig davon her, weil man bey jedem Beschlage die Hornsohle in den Ecken zu dünn auswirket, und hiedurch dieselbe dermaßen schwächet, daß sie bey jedem Drucke nach der Fleischsohle hin gebogen, und diese von der innern scharfen Erhabenheit der Hornsohle schmerzhaft gedrückt wird; siehe oben, S. 723. Da es nun eine ausgemachte Regel ist, daß man zuvor die Ursache eines Schadens hinweg schaffen müsse, ehe man denselben zu heilen gedenkt; ja, wer weiß es nicht aus Erfahrung, wie oft die Natur die Heilung des Schadens blos selbst zu vollbringen weiß, wenn nur die Ursache desselben weggenommen ist: so folgt hieraus, daß das dünne Auswirken bey Füßen, welche Steingallen haben, schädlich, und weniges Auswirken dienlich sey. Dieses hat eine

lange Erfahrung gelehrt; und man darf daher bey geringen Steingallen nichts weiter thun, als nur den Fuß bey dem Beschlagen nicht viel auszuwirken; hievon pflegen sie nach und nach sich von selbst zu verlieren.

Ein Pferd, welches bösartige Steingallen hat, wird, so lange dessen Huf weich ist, und die Hufeisen so aufgeschlagen sind, daß dadurch der Ort der Steingalle weder durch das Eisen selbst, noch von dem Erdboden gedrückt werden kann, nicht leicht davon hinken. So bald aber dessen Hufe, es sey durch was es wolle, trocken und hart werden, so bald wird es auch, ins besondere auf hartem Boden, wo nicht hinken, doch schmerzhaft gehen. Eben dieses erfolgt auch, wenn der Ort der Steingalle durch ein zu enges, oder durch ein auf dem Fuße schief getretenes, oder zu kurzes Hufeisen, von dem Erdboden gedrückt wird. Aus einem solchen, sowohl im Gehen als im Stillstehen des Pferdes immer widerholten Drucke derjenigen Stelle der Fleischsohle, wo die Steingalle sich befindet, entsteht eine Entzündung, welche mehrentheils zum Schwären gelanget, und das Schwären der Steingalle genannt wird. Die davon entstehenden Schmerzen sind jedesmal der Größe der Entzündung und der Reizbarkeit des Körpers gemäß; ins besondere ist bey einem reizbaren Körper allemal ein schmerzhaftes Fieber mit zugegen, daher das Pferd bisweilen vom Fressen abläßt.

Daß ein Pferd wegen seiner Schmerzen von der Steingalle hinke, solches wird erkannt: 1) wenn dasselbe im Gehen nicht dreist hinten auf die Ballen treten will; 2) wenn, nachdem man das Eisen vom Fuße abgenommen, und die Hornsohle etwas ausgewirkt hat, sich in den Ecken Steingallen zeigen; und 3) wenn das Pferd, nachdem man durch Kneipen mit der Hufzange hin und wieder die Sohle setzet, um dadurch den Sitz des Schmerzes zu entdecken, an dem Orte wo die Steingalle zu sehen ist, sehr zuckt, und hiedurch die

mehresten Schmerzen vom Kneipen der Zange zu empfinden verräth. 4) Wenn aber die Steingalle zum Schwären gelangt ist, so wird über derselben der Saum dick, und der Eiter bricht hinter der Wand hervor.

Fast in allen Pferdearzeneybüchern, wird als ein Hülfsmittel wider Steingallen vorgeschrieben, daß man die Sohlen in den Ecken nebst der Steingalle, bis auf das Bluten, wegschneiden soll. Dieser schädliche Gebrauch ist so allgemein geworden, daß auch ein jeder Dorfschmid, so bald er bey dem Beschlagen das geringste von Steingallen wahrnimmt, sich verbunden hält, die Hornsohle in den Ecken nebst den Steingallenflecken bis auf das Blut weg zu schneiden, in der Hoffnung, daß, weil der rothe Flecken der Steingalle weggeschnitten worden, auch dieselbe hernach nicht wieder zum Vorschein kommen könne. Allein, die Folge lehrt das Gegentheil, indem das Pferd nicht nur öfters davon stärker hinket, sondern nachher auch die Steingalle mit dem wachsenden Horne wieder von neuem erscheint. Und wenn es sich auch einmal zutrüge, daß ein Pferd besser gehen könnte, nachdem ihm auf die eben beschriebene Art die Steingallen ausgeschnitten worden sind, so rührt dieses blos daher, weil vorher das Hufeisen bey der Stolle auf dem Orte der Steingalle aufgelegen und daselbst gedrückt hatte, und hernach dieser Druck durch das Wegschneiden des Hornes auf eine kurze Zeit vermieden worden ist. Noch mehr ist es zu mißbilligen, wenn Schmiede, nachdem sie den Ort der Steingalle vom Horne entblößt, und dasselbe bis auf das Blut weggeschnitten haben, die Stelle mit Scheidewasser, mit Vitriolöhl oder mit Spießglanzbutter begießen, und hiemit den Schaden auszurotten suchen. Sie erreichen dadurch ihren Endzweck keinesweges; vielmehr wird durch dergleichen fressende Mittel nicht nur die Entzündung vermehrt, sondern es werden auch bisweilen die Flecken der Fleischsohle, aus welchen die hornigen Röhrchen entspringen,

dergestalt weggefressen und in Unordnung gebracht, daß hernach diese Stelle sich nur mit einem lockern Horne bedeckt, und erst nach langer Zeit ihre natürliche Dichtigkeit wieder erhält. Der Herr Baron von Sind folgt anderer ihrem Vorschlage, und läßt zur Heilung der Steingallen die Sohle ausreißen.

Nach dem jetzt angeführten, kann ein jeder leicht beurtheilen, was von dem von Hrn. D. Weitz im 2. St. seines churfächs. Landphysicus, v. J. 1771, S. 31, f. angepriesenen Mittel zu halten sey. Es heißt daselbst:

„Man lasse das Pferd recht tief ausschneiden, bis der „Schmied auf die Steingalle kömmt. Alsdann lasse man sie „öffnen, und mit einem Kratzer aufkratzen, damit sie blute. „Hierauf nehme man Terpenthin, sublimirten Mercurius, „und ungelöschten Kalk, zu Pulver gestoßen, von jedem gleich „viel. Diese drey Dinge mische man wohl unter einander, „mache Kügelchen davon, in der Größe wie das Loch der „Steingalle ist, und thue eins in die Oeffnung derselben.",

Ich bin überzeugt, daß alle Arten von Steingallen geheilet werden können, ohne daß man dem bereits mit Schmerzen geplagten Thiere die Sohle vom ganzen Fuße abzureißen nöthig hat. Auch ein Arzt der Thiere muß in seinen Berufsgeschäften, so viel als möglich, gegen das kranke Vieh sein menschliches Mitleiden ausüben, und nicht in unnützen schmerzhaften Operationen seine Vorzüge oder seinen Gewinn suchen, sondern vielmehr den sanftesten und gelindesten Weg erwählen.

Das Sohlenausreißen war vor wenigen Jahren in Deutschland so stark im Gebrauch, wie es noch jetzt in Holland und Brabant ist, daß nur derjenige Schmied für geschickt gehalten ward, welcher barbarisch genug war, bey einem, auch geringen, Hufschaden sogleich die ganze Hornsohle auszureißen. Diese hernach an die Thürpfosten und Nothställe fest genagelten Hornsohlen, die aus den Augen geschnittenen Nägel, und die ausgeschnittenen Mäuse, (s. Th. III, S. 32, f. und 37) wurden für Beweise von des Schmiedes gethanen Euren gehalten. Bey einem solchen Anblicke muß ein jeder, der Vernunft und Menschlichkeit noch nicht abgelegt hat, wohl ebendergleichen Schauer empfinden, den er hat, wenn er einen mit vielen Reihen Zähnen

umhangenen Zahnarzt unter einem großen Haufen von Menschen stehen sieht, die des Marktschreyers Kunst in tiefster Ehrfurcht bewundern.

Eine geringe Steingalle, welche sich blos mit einem rothen Flecken in den Ecken der Sohle zeigt, mit welcher keine Empfindung verknüpft ist, und wovon das Pferd im Gehen keinen Schmerz empfindet, wobey zugleich der Huf eine gute Gestalt, d. i. keine niedrige Tracht oder eingezogene Wände hat; eine solche Art von Steingalle wird schon die Natur für sich allein heilen, wenn nur die Sohle in den Ecken nicht ausgeschnitten, sondern dieselbe bey aller ihrer Stärke erhalten wird. Zugleich muß man dahin trachten, den Fuß weich zu erhalten. Man kann daher, in dieser Absicht, jeden andern Tag, den Einschlag No. 1 (*), oder No. 2 (**), auf die Sohle legen, oder, wie man es mit dem Kunstworte nennt, den Fuß damit einschlagen. Nicht weniger ist es auch dienlich, den Huf oben bey dem Saum, ins besondere an den Wänden mit einer guten Hornsalbe, (dergleichen ich an seinem Orte beschreiben werde) jeden andern Abend zu schmieren. Bey diesem Verfahren wird der rothe Flecken der Steingalle nach und nach blasser werden, und endlich ganz verschwinden.

Wenn aber der mit Steingallen behaftete Fuß eine niedrige Tracht, oder einwärts gebogene Wände hat, so muß vor allen Dingen darauf gesehen werden, diese Fehler zu verbessern, und durch den Beschlag es dahin zu bringen, daß der Fuß höhere, und statt einwärts, nunmehr auswärts gebogene Wände bekomme. Denn, weil niedrige oder einwärts gebogene Wände die Ursa-

chen

(*) Einschlag *No.* 1. Leinöhlkuchen, mit einer hinlänglichen Quantität Urin zu einem Brey gemacht.

(**) Einschlag *No.* 2. Man nehme Lehm oder Thon-Erde 2 ℔, und mische es mit ½ ℔ Schweinschmalz und genugsamen Wasser zu einem Brey.

chen zu Steingallen abgeben, so läßt es sich auch leicht einsehen, wie nöthig es sey, die Fehler abzuändern, und den Fuß zu einer solchen bessern Gestalt zu bringen, wodurch dergleichen schädliches Drücken vermieden wird. Wie aber die niedrigen und einwärts gebogenen Wände durch den Beschlag verbessert werden können, werde ich im Art. Hufbeschlag zeigen. Man kann versichert seyn, daß, so wie sich der Fuß, in Ansehung dieser Fehler, durch den nützlich angebrachten Beschlag bessern wird, auch die Steingallen, ohne weiter etwas dawider zu gebrauchen, als was kurz vorher empfohlen worden ist, sich nach und nach verlieren werden. Zu diesem Endzwecke wird man nimmermehr gelangen, so lange man blos auf die Steingalle auch kräftige Mittel bringt, wenn man nicht zugleich auf diejenigen Ursachen sieht, aus welchen die Steingalle entstanden ist.

Andere Heilmittel werden alsdann erfordert, wenn das Pferd von den Steingallen Schmerzen empfindet, und deshalb auf hartem Boden schmerzhaft geht; woraus zu schließen ist, daß die Fleischsohle unter der Steingalle, wiewohl nur geringe, entzündet sey. In diesem Falle muß der Arzt auf folgendes sein Augenmerk richten. Zuerst muß er das Hufeisen abnehmen und untersuchen, ob nicht dasselbe den Ort der Steingalle gedrückt habe? Wofern dieses geschehen wäre, muß er das Eisen bey den Stollen in etwas von dem Fuße abwärts, und so richten, daß es nicht, wie zuvor, auf den Ort der Steingalle dicht aufliege, und daselbst die Sohle drücke. Wenn dieses geschehen ist, muß, ehe das Eisen wieder auf den Fuß aufgeschlagen wird, die Steingalle, so weit nämlich das Horn blutroth ist, mit einem an der Spitze gekrümmten Messer, Fig. 843, heraus gegraben werden. Das Ausschneiden der Steingalle mit dem Wirkmesser ist um deswillen schädlich, weil man genöthigt ist, mit der Steingalle zugleich auch das gesunde Horn in der Ecke weg zu schneiden, und weil hiedurch die

Horn-

Hornsohle zu sehr geschwächt wird. Dieses aber kann vermieden werden, wenn man mit dem angezeigten Messer bloß das roth gefärbte Horn aus der Ecke heraus gräbt, das gesunde aber stehen läßt, so, daß die noch gesunde Hornsohle in den Ecken ihre nützliche Stärke behält. Es darf aber in diesem Falle die Steingalle nicht bis zum Bluten auf die Fleischsohle hinunter ausgegraben werden, sondern es ist tief genug, wenn man beynahe bis zu der Fleischsohle hingekommen ist. Die Absicht des Ausgrabens ist nur die, daß das hernach angebrachte Hülfsmittel desto leichter in den entzündeten Ort der Fleischsohle wirken könne; und es geschieht nicht, wie man insgemein glaubt, um deswillen, daß das rothe Horn die Fleischsohle nicht stechen möge, weil es nicht der Dorn ist, wodurch die Fleischsohle gestochen wird, sondern es ist nur die Folge von der Entzündung der Fleischsohle in den Ecken.

Nachdem nun das rothgefärbte Horn, nach der gegebenen Vorschrift, bis beynahe auf die Fleischsohle heraus gegraben ist, thue man etwas weniges von einer aus gleichen Theilen Bals. Arcæi und Ungu. basilic. bestehenden Salbe, oder von venedischen oder auch nur gemeinen Terpenthin, in einen eisernen Löffel, lasse es darin auf gelindem Kohlfeuer äußerst heiß werden, und gieße es in die gemachte Grube, stopfe sodann etwas Flachs hinein, und nagele das Eisen wieder auf den Fuß. (Falls man keinen eisernen Löffel hätte, kann die Grube mit einem der gedachten Mittel angefüllet, und ein heiß gemachtes spitziges Eisen nahe daran gehalten werden, damit das Mittel in der Grube schmelze). Dieses Eisen kann man alle zween Tage vom Fuße abnehmen, die Steingallengrube, wie zuerst, verbinden, und solches etlichemal wiederholen. Uebrigens ist noch dabey zu beobachten, daß die Grube jedesmal so mit Flachs verstopfet und ausgefüllet werden muß, daß kein Koth oder Sand in derselben sich einsammeln könne. Dabey wird

jeden

jeden Abend von den Einschlägen, No. 1 oder 2, etwas auf die Sohle geleget, und zugleich auch die Wand mit Hornsalbe geschmiert. Nach diesem Verfahren wird das Pferd bald besser gehen; geschähe aber dieses nach etlichen Tagen nicht, und sollte das Pferd, statt besser, weit schlimmer gehen: so ist selbiges ein Zeichen, daß die Entzündung in ein Schwären übergehe und alsdann muß der Schade, wie ich sogleich zeigen werde, behandelt werden.

Wenn ein Pferd vor Schmerzen der Steingalle nicht blos blöde geht, sondern vielmehr desfalls hinket, bey dem Gehen auf die Ballen nieder zu treten sich äußerst schonet, und die Empfindung eines heftigen Schmerzes bezeiget, wenn man es mit der Zange in der Ecke kneipt, wo die Steingalle ihren Sitz hat; so läßt sich daraus schließen, daß entweder die Entzündung den Zeitpunct, in Schwären überzugehen, erreicht habe, oder schon wirklich dazu gelanget sey. Es entstehen aber dergleichen Schäden nicht bloß bey Pferden, welche vorher Steingallen hatten, sondern auch solche, die von Steingallen rein waren, können durch das Dünnschneiden der Ecken auf Reisen dazu gelangen. Hat sich der Arzt durch die so eben angeführten Kennzeichen versichert, daß dem Pferde die Steingalle zum Schwären gelangen werde, oder bereits dazu gekommen sey, so schneidet er mit dem Hakenmesser das Horn in der Ecke, wo die Schmerzen sind, so tief weg, bis er der Fleischsohle so nahe gekommen ist, daß etwas Blut, oder ein gelber Saft, oder der Eiter, daselbst hervor dringen kann. Kömmt schwarzes Blut hervor, so ist dieses ein Zeichen von einer bloß starken Entzündung; kömmt aber ein gelber Saft hervor, und die Hornsohle war nahe bey der Fleischsohle gelb, so ist die Entzündung auf dem Puncte, in ein Schwären über zu gehen. In diesem Falle ist es rathsam, mit dem Wirkmesser die Hornsohle in der Ecke, so viel möglich, ganz dünn auszuschneiden, und sodann mit dem Hakenmesser die Hornsohle, da, wo sie widernatürlich

lich gelb ist, bis auf die Fleischsohle, oder wenigstens so tief, bis der gelbe Saft hindurch dusten kann, wegzunehmen; hernach mache man etwas von oben gedachter Salbe in einem Eßlöffel warm, gieße es in die Wunde, und bedecke sie mit Flachs. Dieses thue man täglich zweymal, lege jedesmal den Einschlag, No. 1, oder No. 2, über die ganze Hornsohle, und befestige ihn mit einem um den Fuß gebundenen Lappen; denn es würde zu mühsam seyn, jedesmal, um die Wunde zu verbinden, das Eisen abzunehmen und hernach wieder aufzuheften.

Wenn nun das Pferd hienach besser geht, und die Wunde wenig eitert, so nehme man etwas von dem Mittel No. 3 (*), gieße etliche Tropfen Lein- oder Baumöhl in einem Eßlöffel dazu, und lasse es auf gelindem Feuer unter einander schmelzen; sodann gieße man solches warm in die Wunde, bedecke sie mit Flachs und schlage das Eisen auf den Fuß. Dieser Verband kann 4 Tage liegen bleiben. Es wird dadurch das frische Horn verhärtet, und zugleich verhütet, daß sich kein Sand in der Wunde sammeln und das noch zu weiche Horn drücken könne; und wenn das Pferd auch schon gut geht, so kann es doch bey der gut verwahrten Wunde noch gebraucht werden.

Ist aber bereits die Steingalle zum Schwären gelangt, und verschaffet man dem Eiter in der Ecke durch Wegschneiden der Hornsohle nicht bald einen Ausfluß, so dringt derselbe hinter der Wand hinauf, und bricht an der Seite bey dem Saume (der Krone), nahe bey den

(*) No. 3. Man nehme Gummi Elemi 4 Loth, venedischen Terpenthin 3 Loth, Wachs 8 Loth, Baumöhl 4 Loth; dieses schmelze man über gelindem Feuer unter einander, und mische zuletzt 4 Loth fein gepülverte runde Hohlwurzel, und 2 Loth Drachenblut hinzu, lasse es erkalten, und hebe es zum Gebrauche auf.

den Ballen, hervor. Hiebey leidet das Pferd große Schmerzen, wobey sich gemeiniglich ein Fieber einfindet; das Bein ist am Fessel, und auch wohl über dem Fesselgelenke, von dem Fuße bis zum Knie hinauf, geschwollen. In diesem Falle muß die Hornsohle überall dünn ausgewirket, und da, wo der Eiter sich befindet, mit dem Hakenmesser so weit weggenommen werden, als sie abgesondert ist. Alsdann wird die Wunde, sowohl im Fuße, als auch da, wo der Eiter bey dem Saume hervor gedrungen ist, mit der, aus Balf. Arcæi und Ungu. basil. vermischten, heiß gemachten Salbe verbunden, und in allem, auf die oben vorgeschriebene Art, so lange damit continuiret, bis die Wunde nur wenigen und dicken Eiter giebt. Hierauf verbinde man täglich einmal mit der Essenz von der runden Hohlwurzel, oder mit einer aus Myrrhen- und Aloeessenz zu gleichen Theilen vermischten Mixtur, worauf die Wunde austrocknet, und die Fleischsohlen mit neuem Horne gar bald bedecket werden. Die Geschwulst am Beine wird dadurch gehoben, wenn man dieselbe täglich drey und mehrmal mit dem oben, S. 555, angezeigten Mittel No. 4, wäscht, oder, in dessen Ermangelung, sich des warmen Essigs, worunter etwas Salmiak gemischt worden ist, dazu bedienet. Wofern das Pferd dabey ein schmerzhaftes Fieber bekäme, so kann ihm, wenn es vollblütig ist, am Halse eine Ader geöffnet, und täglich der Trank, *No.* 4 (*) eingegeben werden, bis die Schmerzen, und mit diesen zugleich auch das Fieber, nachgelassen haben.

Je-

(*) Trank, *No.* 4. Man nehme gereinigten Salpeter, präparirte Austerschalen, von jedem 1 Loth, und gebe es mit 1 ℔ kalten Wassers zum Maul ein.

In Ermangelung der präparirten Austerschalen, kann man blos 2 Loth Salpeter nehmen.

Jedesmal wird bey Hufschäden, so bald die Hornsohle, der Geschwüre wegen, an einem Orte hat weggenommen werden müssen, die Fleischsohle in die Höhe steigen, welches die Schmiede das Vordringen des Lebens zu nennen pflegen. Sie sind aus Unwissenheit sogleich beschäftigt, diese vorgedrungene Fleischsohle, welche bis jetzt noch entzündet und geschwollen ist, zurück zu treiben; in dieser Absicht gießen sie Scheidewasser und andere fressende Mittel darauf, und bringen dadurch dem bereits leidenden Thiere noch mehr Schmerzen zuwege. Nicht viel besser ist es, wenn sie sogleich die Wunde mit einem Gemische von Kalk, Ofenruß und rothem Bolus belegen. Man muß vielmehr die Wunde mit erweichenden und zugleich balsamischen Mitteln vom Anfange verbinden, und hiemit so lange fortfahren, bis das Eitern nachläßt, und die Fleischsohle ausgetrocknet zu werden geschickt ist. Alsdann erst können die austrocknenden Mitel mit Nutzen aufgeleget, und dadurch die Verhärtung der neuen Hornsohle befördert werden, wozu ins besondere die Mittel *No.* 5 (*) und *No.* 6 (**) dienen.

Die hin und wieder in der Hornsohle befindlichen rothen Flecken verrathen, daß das Pferd zu Entzündung der Füße geneigt sey; oder sie sind vom Druck des Hufeisens, ins besondere, wenn das Pferd vollhufig ist, entstanden. Zu dergleichen Flecken scheinen die weißen Füße mehr, als die schwarzen, geneigt zu seyn. Sie wer-

(*) *No.* 5. Man nehme in der Luft gelöschten Kalk und Ofenruß, von jedem gleich viel; dieses mache man mit Essig zu einem Brey.

(**) *No.* 6. Man nehme gemeinen Vitriol 8 Loth; dieses brenne man in einem eisernen Gefäße oder einem Schmelztiegel auf starkem Feuer, bis es eine rothe Farbe erhält; alsdann lasse man es kalt werden, stoße es zu Pulver, und gieße 1 ℔ starken Essig darauf. Es muß beym Gebrauche jedesmal umgeschüttelt werden.

werden bloß dadurch vertilget, wenn man alle 14 Tage die Sohle mit dem Wirkmesser etwas weniger ausschneidet, d. h. nur das obere Horn, welches bereits abgestorben ist, wegnimmt; hierauf beschmiere man die ganze Hornsohle mit gemeinem Terpenthin, nehme eine heiß gemachte Schmiedezange, und fahre mit derselben auf der mit dem Terpenthine beschmierten Hornsohle hin und wieder herum, damit nicht nur der Terpenthin zerschmelze, sondern gleichsam in die Hornsohle hinein ziehe. Nachdem dieses geschehen ist, wird das Eisen wieder aufgeschlagen, und man braucht in der Zwischenzeit nichts, als jeden andern Tag einen erweichenden Einschlag auf die Hornsohle zu legen. Hiemit wird eine Zeitlang fortgefahren, worauf die Flecken nach und nach blasser werden, und endlich ganz verschwinden. Es versteht sich aber auch, daß bey dem Beschlagen dahin gesehen werde, daß das Hufeisen nicht sehr auf die Hornsohle drücke, und daß hiedurch die vorherige Ursache der Flecken vermieden werde.

Versings Unterricht, Pferde zu beschlagen ꝛc. S. 235, 293.

2. Flecken von dem Harze in dem Tangelholze, welches Spalten und Risse in demselben machen, werden im Forstwesen Harz-Gallen genannt; siehe Harz.

3. Fehlerhafte Stellen in der Seele einer gegossenen Kanone, heißen gleichfalls Gallen.

4. Ein heller Schein am Himmel, wie der Fuß eines Regenbogens, der Sonne gegen über, so fur ein Zeichen eines bevorstehenden Sturmes gehalten wird, führt im gemeinen Leben den Namen einer Wind-Galle; so wie 5. ein unvollkommener Regenbogen, oder ein Stück von einem Regenbogen, eine Regen-Galle, oder Wasser-Galle genannt wird.

6. Die Fäulniß. Im Niederf. heißt die Fäulniß in dem Käse, die Galle. Im Westphäl. bedeutet galmen, einen widrigen Geruch und Geschmack haben, wie z. B. der Knoblauch.

3. Galle,

3. Galle, (*) eine im gem. Leben übliche Benennung verschiedener Arten von Feuchtigkeit, und deren Zusammenflusses.

1. Nasse Stellen auf den Aeckern, besonders, wenn sie von kleinen Quellen herkommen, werden in der Landwirthschaft Gallen, Ackergallen, Naßgallen, Märzgallen, oder Wassergallen, ingleichen Springflagen, Quellgründe genannt.

Man wird selten Felder antreffen, in welchen sich nicht an einem oder dem andern Orte eine aus verborgenen Quellen entspringende Verhaltung des Wassers findet, welche insgemein Naß- oder Wassergalle genannt wird. Diese, wenn ihnen nicht der benöthigte Ablauf oder Abzug (in den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes eine Dohle) verschaffet wird, greifen durch die Länge der Zeit immer weiter um sich, und sind in nassen Jahren wenig oder gar nicht zu benutzen, weil der darein gebrachte Same gänzlich verfaulet; und daher können solche nur zur Noth mit Hafer oder Trespe angebauet werden.

Die überflüssige Feuchtigkeit verursachet, daß der Nahrungssaft allzu roh bleibt, auch, weil hinlängliche Wärme mangelt, sich in der Getraidepflanze nicht gehörig vertheilen kann, indem das Wässerige, welches durch die Ausdünstung fortgehen soll, nicht schnell genug geschieden wird. Daher bleiben in den Naßgallen, bey allzu feuchtem Sommer, die Halme klein,

(*) In der Bedeutung einer Quelle oder eines feuchten Ortes ist dieses Wort gleichfalls sehr alt. Schon im Hebr. ist גל und גלה, sowohl eine Quelle, als auch eine Welle. Im Alban. bedeutet Gajoll einen Sumpf. Pictorius braucht Güllen von einer Pfütze und Mistgullen, von einer Mistpfütze. Steingalle ist bey ihm die Feuchtigkeit, welche aus den Steinen tröpfelt; gullachtig und wassergallig, sumpfig. Gahl bedeutet um Bremen einen niedrigen mit Buschwerk bepflanzten Grund, durch welchen ein Wasserlauf geht; siehe Quelle, welches genau mit diesem Worte verwandt ist, und Welle. Im Alemann. Geitze ist Gall. und im Franz la Galle, die Krätze, vermuthlich um der damit verbunden Nässe willen.

klein, schossen nicht völlig aus, und bringen schlechte Körner; Erbsen und Linsen vergelben gar, und es wird nichts daraus. Hiezu kömmt noch, daß der von den Wurzeln angezogene Saft meistentheils verderben muß, wenn dieselben von allzu vieler Nässe in Fäulniß gesetzt worden sind.

Ein fleißiger Landmann sucht zwar seine mit dergleichen Naßgallen beschwerte Aecker durch Abzüge (ausdohlen) auszutrocknen, und dieses ist auch das einzige Mittel, diesem Uebel abzuhelfen; allein, es versteht nicht ein jeder einen tüchtigen und dauerhaften Abzug zu führen; und wenn ein Abzug nicht mit aller Vorsicht gemacht wird, so bringt er in der Folge der Zeit mehr Schaden als Nutzen. Denn, wenn dieser sich verschlämmet, und das Wasser seinen Fortgang nicht hat, so bricht dieses zum öftern an dem besten Orte und Boden des Ackers aus; und es kostet viele Arbeit und Mühe den schadhaften Ort zu finden.

Die gemeine Art, einen Abzug zu machen, ist, daß man in den gemachten Graben zween gleiche Steine, etwa einer Hand breit oder einer Spanne lang, von einander aufstellet, selbige mit einem breiten Steine bedecket, Moos darauf leget, und sodann mit Erde überschüttet. Wen der Acker hoch liegt, und das Wasser einen Zug oder Fall hat, so thun zwar dergleichen Abzüge lange Jahre gute Dienste; wo aber die Lage des Ackers so beschaffen ist, daß jener fast durchaus in gleicher Tiefe geführet werden muß, und das Wasser, wegen Mangel des Ablaufes, keinen beständigen Fortgang hat, so muß sich ein solcher Abzug in kurzer Zeit versenken und verschlämmen.

Eine andere und bessere Art, einen beständigen und dauerhaften Abzug zu führen, ist diese: man schlägt einen 1 Schuh breiten Graben aus, wirft in denselben 1 Schuh hoch kleine Steine oder Mauerbrocken, beleget diese Moos, und schüttet sodann die ausgeworfene Erde darauf. Ein solcher Abzug wird sich niemals verschlämmen; und man hat die Probe damit gemacht

auch

auch so gar das Wasser aus den Kellern durch dergleichen beschütteten Abzug abgeführet. Das Hauptwerk bey Anlegung eines Abzuges zu einem Acker kömmt darauf an, daß man den zu machenden Abzug nicht an dem Orte, wo sich die Naßgalle befindet, sondern da, wo der Zufluß sich herzieht, anlege, und diesen vermittelst des Abzuges abführe, da alsdann jene in kurzer Zeit von selbst austrocknen, und die darauf verwendeten Kosten reichlich ersetzen wird.

Es giebt aber auch Aecker, welchen, theils weil sie zu tief liegen, und mithin dem Abzuge der Ablauf oder Zug nicht verschaffet werden kann, und theils, um der Nachbarn willen, welche ihre daran liegende gesunde und keiner Abzüge benöthigte Felder nicht durchgraben lassen wollen, und das Wasser nicht anzunehmen schuldig sind, mit den Abzügen schlechterdings nicht geholfen werden kann. Diesen muß man auf eine andere Art zu Hülfe kommen, und zwar folgendermaßen. Man macht zunächst der Quelle oder Naßgalle, an dem Orte, wo sich der Zufluß herzieht, ein weites Loch, gräbt solches so tief, bis man so genannten Triebsand findet, und füllt es, so hoch als man will, jedoch je höher je besser, mit Kieselsteinen von Aeckern, oder andern kleinen Steinen, an; diese werden mit Wassermoos überleget, worauf endlich der gute Boden wieder geworfen, eingeebnet, und der übrige schlimme Boden weggeschaffet wird. Der Sand führt das Wasser unter der Erde weg; und der vorhin naß und kalt gewesene Acker wird vollkommen gesund und zum Feldbau tüchtig werden. Sollte ebenfalls der Boden keinen Sand bey sich führen, so müßte die Grube an einem Ende des Ackers, wenn solches, ohne Beschädigung der Nachbarn, allenfalls an einem Gemeingrundstücke geschehen kann, desto tiefer gemachet, und die Wassergalle in dieselbe durch einen Abzug geleitet werden. Man wird in kurzer Zeit den erwünschten Nutzen davon spüren.

Alle 50 oder 60 Schritt werden lange Steine aufgerichtet, damit, wenn der Abzug nicht tüchtig gemacht, oder etwa Quellen das erstemal übersehen worden wären, solche noch nachgeholet werden können, und man nicht erst in den Acker oder in die Wiese wühlen, und den Abzug suchen dürfe. Auch werden da, wo der Abzug ausgießt, zu desto mehrerer Dauer, große Steine geleget. Wenn sich ein Abzug verschlämmt, geschieht es allemal da, wo derselbe ausgießt; doch kann er mit einem Stocke oder einer hölzernen Krücke leicht geräumet werden.

Die Abzüge werden nach dem Gedinge gemacht. Die Steine und den Moos muß man an Ort und Stelle liefern. Für das Ausgraben des Abzuges und der Quelle, für das Aussetzen der Steine, und das Wiedereinebnen, zahlet man pro Elle 10 Pfennige, bis 1 Groschen.

38. St. der ökon. Nachrichten, Lpz. 1752, 8. S. 128, f.
No. 33. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1766, S. 306, f.
Hrn. Past. Mayers Lehrbuch für die Land- und Hauswirthe u. Nürnb. 1773, 8. S. 89, f.

2. Hieher scheint auch die Glasgalle zu gehören, worunter man den weißen flüssigen Schaum versteht, welcher sich in den Glastöpfen von dem geschmelzten Glase scheidet; wovon an seinem Orte ein Mehreres.

4. Galle, (*) L. Bilis, Fel, Fr. Bile, Fiel, eine bittere seifenartige gelblichgrüne, und zuweilen schwarze Feuchtigkeit in den thierischen Körpern, welche zur Verdauung der Speisen sehr nothwendig ist, aber wenn sie sich zu häufig in den Magen ergießt, auch allerley Krankheiten verursachet.

1. Ei-

(*) Bey dem Ottfried und Notker Gallun; bey dem Raban Maurus Galla, im Nieders. Galle, im Angels. Gealla, im Engl und Isländ. Gall, im Schwed. Galla, im Griech. χολη. Auch das Lat. Fel und Bilis scheinen hieher zu gehören, weil der Uebergang der Lippen- und Blase-Laute in die Gaumen- und Hauch-Laute nichts seltenes ist. Bey dem hohen Alter dieses Wortes ist es ungewiß, ob es von gelb, im mittlern Lat. gialbus, Engl. yallow, oder von einem der vorigen Wörter herstammet. Im Oberd. lautet es in der zweyten und den folgenden Endungen auch Gallen. Sie geben mir Gallen zu essen, Ps. 69, 22. Essig mit Gallen vermischt, Matth. 27, 34. Das Recht in Gallen wenden, Amos 6, 12, welche Form auch in vielen der folgenden Zusammensetzungen beybehalten worden ist.

1. Eigentlich. Die Galle läuft ihm über, die Galle wird bey ihm rege, Fr. sa bile s'echaufe; il se met en colére, sagt man im gem. Leben von einem Menschen, der zornig wird. Bitter wie Galle, Fr. amer comme fiel.

Es ist die Galle eine etwas dicke, zähe, gelbe, oder auch mehr oder weniger grauliche und bittere Feuchtigkeit, welche aus dem öhlichten, fetten und zähen Blute, das durch die Pfortader von den mehresten fetten Eingeweiden des Unterleibes gesammelt, und in der Leber, als ihrem dazu bestimmten Werkzeuge, abgesondert wird. Man theilt sie in die Lebergalle, Bilis hepatica, und in die Blasengalle, Bilis cystica, ein. Die Lebergalle, oder diejenige, welche unmittelbar aus der Leber abfließt, und durch den Lebergang und gemeinschaftlichen Gallengang immerfort in den Zwölffingerdarm sich ergießt, ist viel dünner, und weniger bitter, als jene und hat eine hellere Farbe; die Blasengalle hingegen ist viel dicker, außerordentlich bitter, und sehr dunkelfarbig. Diese letztere kommt nicht, wie man vormals geglaubt hat, durch unmittelbare Wege, die man zur Zeit noch nicht einmal hat entdecken können, aus der Leber in die Gallenblase, sondern sie entsteht gleichsam durch Zurückfließen der Lebergalle in die Gallenblase. Denn da die Galle in der Leber sowohl außer der Verdauung, als auch in derselben, ununterbrochen abgesondert wird, jedoch aber zu der Zeit, wenn keine oder doch nur sehr wenige Verdauung vor sich geht, verschiedener Verhinderungen wegen, sich nicht so häufig in den Zwölffingerdarm ergießt, als sie immer vorräthig ist, so geschieht es, daß diese übrige Galle aus dem Lebergange, durch den Gallenblasen Gang, in die Gallenblase zurück tritt, und von derselben aufgenommen wird. Die auf solche Weise entstandene Blasengalle, wird in diesem Behältnisse einige Zeit lang aufbewahret, und erhält eben hiedurch jene besondere Eigenschaften, welche sie so sehr

von der Lebergalle unterscheiden, nämlich die höhere dunkle Farbe, den bittern Geschmack, und ihr dickeres Wesen. Endlich wird sie zur Zeit der Verdauung, theils durch die wechselsweise zusammenziehende und ausdehnende Bewegung der Gedärme, theils gleichsam durch das Schütteln der übrigen angränzenden und nahe gelegenen Eingeweide, und durch andere Ursachen, welche alle zusammen genommen, auf die Gallenblase wirken, aus derselben ausgepresset, und fliest also durch den Blasengang und durch den gemeinschaftlichen Gallengang mit der Lebergalle zugleich in den erwähnten Darm ein.

Die Gallenblase, L. Vesicula fellea. Cystis fellea, Fr. Vessie, Vesicule oder Follicule du fiel, Reservoir de la bile, ist eine kleine Blase, welche fast die Gestalt einer Birn hat, und in einer Vertiefung der flachen Seite der Leber liegt, an welche sie auch zum Theil vermittelst eines zellichten Gewebes angewachsen ist. Ihr breites Ende, welches den größten Umfang hat, wird der Grund, fundus, das schmälere und zugespitzte hingegen der Hals, collum, genannt. Ihrem Bau nach kömmt sie mit dem Magen und Gedärmen überein, und besteht aus verschiedenen häutigen, fleischigen, nervigen und Gefäßschichten, welche über und auf einander liegen, und durch ein dazwischen kommendes zellichtes Gewebe unter sich verbunden sind. An den wilden fleischfressenden Thieren, z. B. dem Löwen, Tiger u. a. m. theilen grosse Falten die Gallenblase gleichsam durch eine Scheidewand. Es muß die Gallenblase auch in ihrer äußern Fläche gewisse Dunstlöcher haben, aus welchen etwas Galle unvermerkt ausschwitzen kann; welches daraus erhellet, weil ein großer Theil des Blind- und Grimmdarmes, welche sie berührt, mit galligen Flecken bezeichnet und gefärbt wahrgenommen wird. Aus dem etwas höher liegenden und gekrümmten Halse der Gallenblase entspringt zuletzt ein dünner Ausführungsgang, dessen

Struc-

Structur der Structur der Gallenblase ähnlich ist. Er wird von seinem Ursprunge der Gallenblasengang, Ductus cysticus genannt, ist inwendig runzelig und mit verschiedenen Falten versehen, welche man für besondere Klappen (Valvuln) ansieht, und verbindet sich mit einem andern, welcher gleich mit ihm fortläuft, und unmittelbar aus der Leber entsprungen ist, oder dem so genannten Lebergange, Ductus hepaticus, aus welcher Verbindung endlich noch ein dritter oder gemeinschaftlicher Gallengang, Ductus choledochus communis, entsteht, der sich endlich an der Hinterseite des Zwölffingerdarmes einsetzt, und inwendig entweder mit einer kleinen besondern Mündung wieder zum Vorschein kömmt, oder sich unvermerkt mit dem Ausführungsgange der großen Gekrösdrüse zugleich verliert. Der Nutzen und die eigentliche Bestimmung der Gallenblase ist leicht einzusehen, nämlich: die Blasengalle von der Lebergalle theils anzunehmen, theils dieselbe bey sich eine Zeitlang aufzubewahren, und sie zur Verdauungszeit durch den Blasengang und gemeinschaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm auszuschütten. Vielen andern Thieren von andern Arten und Geschlechtern fehlt die Gallenblase gänzlich, und es behelfen sich dieselben daher bloß mit der Lebergalle, welche bey ihnen durch den Lebergang und gemeinschaftlichen Gallengang in den bestimmten Ort einfließt. Unterdessen läßt sich über diesen Mangel der Gallenblase nichts gewisses bestimmen, man müßte denn annehmen, daß sich derselbe vornämlich bey den kraut- und grasfressenden Thieren fände, weswegen sie schon keine so scharfe Galle, als die Blasengalle eigentlich ist, vonnöthen zu haben scheinen, welche jedoch bey den fleischfressenden Thieren, wegen der Fettigkeiten, die sie alsdann zugleich mit genießen, erfordert würde.

Die eigentlichen Bestandtheile der Galle sind, außer einer großen Menge wässeriger Theilchen, auch viele öhlige, erdige und flüchtige, laugensalzige, welche verschie-

schieden und verhältnißmäßig unter einander gemischt und mit einander verbunden sind, welches sich theils aus ihrer brennbaren Eigenschaft, theils aus der Erzeugung der Gallensteine, theils aus ihrer geschwinden Fäulniß, beweisen läßt. Man rechnet sie daher zu den seifenartigen Säften des Körpers, deren Eigenschaften man aus ihrer Wirkung und Nutzen, welchen sie in dem Körper stiften, sehr genau und deutlich abnehmen kann. Sie besitzt nämlich nicht nur die Kraft, alle grobe und zähe Theile des Nahrungsbreyes (Chymus,) welche im Magen noch nicht gehörig verdauet und gekochet worden sind, ferner noch besser zu zertheilen, sondern sie widersteht auch, vermöge der ihr ganz besonders eigenen, Bitterkeit, aller Säure, welche etwa von dem Genusse der Speisen aus dem Pflanzenreiche entstehen möchte. Hiernächst ist die Galle das Hülfsmittel, wodurch die fettigen und öhligen Theile der Speisen mit den wässerigen in eine genaue Mischung und Verbindung gelangen. Es hat auch die Galle eine reinigende Kraft, und es wird durch sie aller Schmutz und Unreinigkeit, welche nach geschehener Verdauung an der innern Fläche der Gedärme hängen bleibt, von ihnen gleichsam abgewischet und abgewaschen. Endlich besteht auch ihr Nutzen darin, daß sie vermöge einer ihr eigenen gelinden Schärfe, welches besonders von der Blasengalle gilt, die Gedärme reizet, und ihre wechselsweise zusammenziehende und ausdehnende Bewegung vermehrt, und solchergestalt die gehörige Leibesöffnung und den Stuhlgang befördert. Bey andern Thieren unterscheidet sich die Galle bisweilen an Farbe, an Geschmacke, oder auch in Ansehung ihres Wesens selbst, indem sie bald bitterer und schärfer oder auch gelinder, bald hellgrüner, oder auch ganz schwarz und dunkel, bald dicker oder auch mehr wässerig und dünn, ausfällt.

Die verderbte Galle verursachet beschwerliche Krankheiten. Wenn sie scharf und häufig ist, zeuget sie Bauch-

grim-

grimmen; wenn sie flüchtig ist, die Gallensucht und Brechfieber; wenn sie fett und öhlicht ist, Ekel und brennende Schmerzen in den Gedärmen oder ganzem Leibe; wenn sie dünn und wässerig ist, den Bauchfluß; wenn sie kleberig und dick ist, Verstopfungen.

Bey den Rindviehseuchen, sowohl derjenigen Art, welche mit einer Verstopfung begleitet ist, und wo die Eingeweide der daran crepirten Stücke sich ganz verbrannt zeigen, hart, von allen Säften entblößt sind, als auch derjenigen, wo sich die Krankheit mit einem starken, heftig stinkenden, und öfters blutstriemigen Durchfalle anfängt, welcher so lange dauert, bis das kranke Vieh entweder crepirt oder besser wird; in beyden Arten der Seuchen trifft man jederzeit bey dem daran crepirten Viehe, eine außerordentlich große Galle an; und es ist solches ein untrügliches inneres Kennzeichen, daß das Vieh an der Seuche gestorben, und dieselbe ansteckend sey. Die Ursachen dieser Erscheinung, und wie deshalb in dem Falle, wenn die fremden Viehhändler, zur Zeit grassirender Viehseuchen, die Verkürzung der Quarantaine verlangen, das Abschlachten eines Stückes aus der die Quarantaine haltenden Heerde, und die Untersuchung der in denselben befindlichen Galle nothwendig sey, werde ich in dem Art. Vieh-Seuche zeigen.

Die Aerzte reden von zweyerley Galle, der grünen, und schwarzen. Jene ist die schon beschriebene; diese aber, die schwarze Galle, atra bilis, ist ein von der vorigen Galle unterschiedener, brauner dicker Saft, welcher von dem Blute abgesondert wird, sich in den Nebennieren (Renes succenturiati, Capsulæ atrabilariæ) befindet, und ein Merkmahl eines mürrischen, verdrießlichen und zornigen Temperamentes ist. Die Galle plagt ihn, sagt man von einem mürrischen Menschen, dessen dickes zähes Blut viele schwarze Galle absondert.

Die Galle wird auch unter die vier Haupttemperamente gerechtet, und zwar das choleriſche der grünen,

das melancholische aber der schwarzen zugeeignet; daher von einem zornmüthigen Menschen gesaget wird, daß er gallreich sey, oder viel Galle habe; und von einem zornigen, daß ihm die Galle überlaufe. Siehe Temperament.

In den Apotheken wird unter andern aufgehoben und verkaufet: die Hechtgalle, Fel lucii piscis; Hühnergalle, Fel gallinæ; Rebhühnergalle, Fel perdicis; Ochsen- oder Rinds-Galle, Fel tauri. Von dem in der letztern steckenden oft sehr kostbaren Gallensteine, siehe den Art. Gallen-Stein.

Von dem Nutzen der Bärengalle, wie auch der Galle von einem jungen Ziegenbock, insonderheit aber von einem Ochsen oder einer Kuh, wider die fallende Sucht, siehe Th. XI, S. 141. Vom Gebrauche der Bocksgalle, zum Wegbringen der überflüssigen Haare der Augenbraunen; siehe Th. III, S. 13.

Vom Nutzen der Schweinsgalle bey Dornstichen, siehe Th. IX, S. 438, und bey erfrornen Gliedern der Menschen und Thiere, oben, S. 279. Es wird dieselbe auch in den Ohrengeschwüren mit Nutzen gebrauchet.

Insonderheit ist die Fischgalle als ein Mittel wider die Augengebrechen berühmt; sie muß aber allemal mit etwas gelindem, z. B. mit Honig oder Fenchelwasser, versetzet werden; siehe Th. III, S. 20, No. 14.

Ob man gleich nicht eigentlich weiß, von was für einem Fische die Galle gewesen ist, welche der junge Tobias, auf Anrathen des Engels, zu Wiederherstellung des Gesichts bey seinem Vater gebraucht hat, (Tob. 6, 10 und 11, 13 fgg.:) so behaupteten doch zu allen Zeiten viele Naturforscher und Aerzte, daß die Galle besonders vom Hechte, oder auch von einem andern Fische, die weißen Flecken in der Hornhaut der Augen zu vertreiben, sehr dienlich sey.

In Paris will man unlängst das Geheimniß, welches ehedem der Engel dem jungen Tobias entdeckt hat, die Blindheit durch eine Fischgalle zu heben, von neuem erfunden haben. Die wahren Umstände dieser Begebenheit, welche in Paris sehr viel Aufsehen gemacht hat, werden in No. 43 der Gazette salut.

v. J.

v. J. 1767, folgendermaßen erzählet. „Die Ehefrau des Herrn Baradelle, eines geschickten Instrumentenmachers, kaufte auf der Straße von einem Fischhändler etliche Barben. Bey dem Ausnehmen und der Zubereitung dieser Fische, bat sie ihr Sohn um eine Galle von denselben, welche er zu Vermischung gewisser Farben probiren und gebrauchen wollte. Sie gab ihm solche, und sagte, daß eben diese das heilsame Mittel gewesen sey, wodurch ehemals der junge Tobias seinem Vater wieder zum Gesicht verholfen habe. Ein Uhrmacher und Gehülfe des Herrn Baradelle hörte dieses, und bat gleichfalls um eine Galle von diesen Fischen, um an seiner Schwiegermutter einen Versuch damit zu machen. Diese hatte seit 6 Monaten hitzige Geschwüre an den Augen gehabt, bis sich endlich ein weißer Fleck an denselben gesetzt und eine völlige Blindheit verursachet hatte. Ihr Schwiegersohn drückte die erhaltene Fisch Galle in eine kleine Schale aus, und träufelte ihr, noch an demselben Abend, mit der Spitze einer Feder etwas davon in die blind gewordenen Augen. Alsbald empfand sie einen heftigen Schmerz darin, welcher aber nur eine halbe Stunde anhielt, worauf ihr viel Wasser aus den Augen lief. Am folgenden Morgen wollte der Schwiegersohn sehen, was das Mittel für Wirkung gethan hätte. Die Augen waren von den dicken, aus denselben geflossenen Feuchtigkeiten zugeklebt; nachdem er sie aber mit gemeinem Wasser aufgeweicht hatte, konnte die Kranke schon, besonders mit dem einem Auge, in welches die meiste Galle gekommen war, ziemlich deutlich sehen. Er wiederholte demnach das Mittel noch an den zween folgenden Abenden, und in dieser Zeit verlor sich die Entzündung völlig. Die Augen erhielten ihre natürliche Farbe; die blind gewesene Frau ward wieder sehend, ja, sie bekam gleichsam ein neues, heiteres und gestärktes Gesicht."

Berlin. Samml. 3. B. 5. St. S. 350, fgg.

Vom Nutzen der Galle der Frösche im viertägigen Fieber, siehe oben, S. 177.

Aus der Hecht- und Aalgalle, läßt sich folgendermaßen eine sehr gute Farbe bereiten, welche anstatt des Gallensteines, den die Farbenhändler verkaufen, als eine gelbbräunliche Farbe, welche in der Miniatur das Gummigutt sehr wohl schattirt, gebraucht werden kann. Man läßt gedachte Gallen an einem warmen Ofen trocknen, löset sie nachher in reinem Wasser auf, und zerquetscht

quetscht sie darin. Wenn die Galle im Wasser völlig zergangen ist, nimmt man alle Fäserchen und Häutchen davon weg, und läßt endlich dieses Wasser in Gefäßen durch die Evaporation an der Sonne, oder an einem warmen Orte, trocknen.

Von dem Gebrauche der Galle zum Waschen, Bleichen und Reinigung der Leinwand, s. unter Leinwand.

✡ ✡ ✡

2. Figürlich. 1) Der Schwanz des Rothwildbretes bey den Jägern, weil derselbe der Sitz der Galle seyn soll, daher er auch sehr bitter ist. 2) Unangenehme Empfindungen, und was dieselben verursachet. Das Volk mit Galle tränken, Jer. 9, 15. 3) Bitterkeit des Herzens, feindselige zum Schaden geneigte Gesinnung. Honig im Munde, Galle im Herzen. Du bist voll bitterer Galle, Apostelgesch. 8, 23.

Galle, (Aal-) siehe oben, S. 747.
— (Acker-) siehe oben, S. 737.
— (Bären-) siehe oben, S. 746.
— (Barben-) siehe oben, S. 747.
— (Blasen-) siehe oben, S. 741.
— (Erd-) siehe Tausendgüldenkraut.
— (Fisch-) siehe oben, S. 746.
— (Fluß-) siehe oben, S. 716, fgg.
— (Frosch-) siehe oben, S. 747.
— (Glas-) siehe oben, S. 740.
— (Grüne-) siehe oben, S. 745.
— (Hahnen-) siehe unter Hahn.
— (Harz-) siehe oben, S. 736.
— (Hecht-) siehe oben, S. 746 und 747.
— (Hühner-) siehe oben, S. 746.
— (Leber-) siehe oben, S. 741.
— (März-) } siehe oben, S. 737.
— (Naß-) }
— (Ochsen-) siehe oben, S. 746.
— (Regen-) siehe oben, S. 736.

Galle, (Rebhühner-)
— (Rinds-) } siehe oben, S. 746.
— (Schwarze-) siehe oben, S. 745.
— (Schweins-) siehe oben, S. 746.
— (Spat-) siehe oben, S. 716.
— (Stein-) siehe oben, S. 720, fgg.
— (Wasser-)
— Wind-) } siehe oben, S. 736.
— (Ziegenbocks-) siehe oben, S. 746.

Gallen-Blase, ein häutiges Gefäß im untern Theile der Leber, in welchem sich die überflüssige Galle versammelt; siehe oben, S. 742.

An den Bienen wird das Säcklein im Leibe, worin sie ihren Stachel tragen, (s. Th. IV, S. 481, f.) gleichfalls die Gallenblase oder Giftblase genannt.

Gallen-Blasen-Stein, siehe Gallen-Stein.

Gallen-Fieber, L. Febris biliosa, dasjenige Fieber, welches von allzu vieler und scharf gewordener Galle entsteht, wenn sich dieselbe mit dem Blute vermischet, dasselbe scharf macht, und die innern Häute der Blutgefäße reizet; siehe Th. XIII, S. 300, fgg.

Es giebt auch epidemische Gallenfieber, dergleichen z. B. in Schlesien, im Monat Julius, August, und bis in die Mitte des Septembers des 1775sten Jahres, geherrscht haben. Nach den genauen breslauischen Witterungsbeobachtungen, war in der ersten Hälfte des Junius die Witterung heiß und trocken. Auf 4 kühle Tage folgte eine Hitze, mit vielen Gewittern. Im Julius schmachtete jedermann vor Hitze, welche besonders um das Ende des Monats unerträglich und merkwürdig war. Im August zählte man 24 heiße Tage; und die Nächte waren auch ungewöhnlich warm. Die Wirkung einer so anhaltenden Hitze nun mußte auf den menschlichen Körper beträchtlich seyn. Die Säfte mußten in Bewegung gesetzt, zertheilt und durch den Verlust der flüchtigsten und dünnsten Theile verdickt werden. Es mußten

ten die öhligen und salzigen Theile desselben scharf werden, und eine gallichte Verderbniß derselben erwecken, die zu einer vermehrten Absonderung, und widernatürlichen Schärfe der Galle, Anlaß gaben. Zugleich mußten die festen Theile des Leibes schlaff und matt werden, und zu einer verminderten Ausleerung der Schärfe durch die Leibesöffnung und Urinwege Gelegenheit geben. So lange noch der durch die Hize verursachte Schweiß ununterbrochen fortgieng, konnte sich die Galle im Blute nicht so sehr anhäufen, daß sie die Gesundheit gestört hätte; so bald aber die verführerische Lust zur Abkühlung durch leichte Kleidung oder kaltes Trinken, den Schweiß zurück trieb, legte die gallichte Schärfe sich zum Theil in dem Magen und in den Gedärmen an, zum Theil häufte sie sich in der Masse des Blutes dermaßen an, daß sie die Kräfte des Umlaufes zur Erregung eines Gallenfiebers reizte. Und dieses ist die Entstehung der so gewöhnlichen Gallenfieber, welche gewiß den vierten Theil der Krankheiten des menschlichen Geschlechtes ausmachen.

Die Erfahrungen der Aerzte, von Hippocrates an, bis auf unsere Zeiten, bestätigen einmüthig, daß man unfehlbar nach einer großen Hize Gallenfieber, Gallenkrankheiten und Ruhren erwarten und vorher sagen könne; und die Gallenfieber sowohl, als die Ruhr, welche, in vorgedachter Gegend, die Monate Julius, August und September durch ihre Epidemie so sehr auszeichneten, hatten auch nichts anders als die heiße Witterung desselben Sommers, zur Ursache. Sie waren in den meisten Gegenden Schlesiens gemein, und äußerten sich durch die gewöhnlichen Zufälle des Fiebers, als: Frost und brennende Hize, welche besonders in den ersten Tagen der Krankheit sehr heftig war. Zugleich waren fast allemal ein bitterer Geschmack, Ekel, und eine unreine mit gelblichem Schleim überzogene Zunge, als die Kennzeichen einer gallichten Verunreinigung des Mageus und

der

der Gedärme, zugegen. In vielen Fällen entledigte sich die Natur von dieser gefährlichen Schärfe, durch das Erbrechen und den freywilligen Durchfall; in den meisten aber kam, oder mußte vielmehr die Kunst der Natur zuvor kommen, und alsdann ließen die fieberhaften Zufälle gewisse Stunden auch wohl ganze Tage nach, und veränderten sich in all- oder dreytägige kalte Fieber, welche endlich, nach vorangeschickten Ausleerungen, entweder durch kritische Schweiße, oder, wenn diese nicht hinlänglich waren, durch das gewöhnliche Fiebermittel, gehoben wurden.

Diejenigen, welche den Anfang der Krankheit nicht achten, oder schweißtreibende Mittel brauchen, und sich dabey zu heiß halten, oder die Hülfe der Natur durch Mittel, die das Brechen und den Durchlauf anhalten, stören, oder den Schweiß hintertreiben, fallen entweder in eine Entzündung der Gedärme, oder in langsam abzehrende Fieber, welche insgemein tödlich werden.

Gegen eine so gewöhnliche Krankheit, vor der wir keinen Sommer sicher sind, eine Heilungsart bekannt zu machen, ist, meines Erachtens, ein Gegenstand von Wichtigkeit und Nutzen, besonders, da diese Krankheit den hülflosen Theil des menschlichen Geschlechts, das Landvolk, am meisten befällt.

Der Hauptendzweck der Cur, ist die Verdünnung, Einwickelung und Ausleerung der Galle. Hiezu kann ich kein einfacheres und wohlfeileres Getränk, als das abgekochte Wasser von Gersten-Graupen, vorschlagen. Man nimmt eine Handvoll Gerstengraupen, kocht sie eine Stunde lang mit 4 Quart Wasser, und gießt, weil es einkocht, von Zeit zu Zeit etwas nach. Wenn dieses Getränk kalt geworden ist, thut man 8 Eßlöffel voll Weineßig, oder, in dessen Ermangelung, 12 Eßlöffel voll Bieressig hinzu, und läßt es den Kranken oft, und in kleinen Portionen, den Tag über trinken. Wenn der Patient dieses Getränkes überdrüssig wird, läßt man

2 Hän-

2 Händevoll frischen Sauerampfer mit 4 Quart Wasser eine Viertelstunde lanz kochen, und dieses ihn, abgekühlt, trinken. Je mehr der Kranke davon trinkt, desto kürzer währt die Krankheit.

Wenn große Uebelkeiten und eine Neigung zum Brechen sich einfinden, ist ein geringes Brechmittel das geschwindeste Hülfsmittel, den Magen zu reinigen. In dieser Absicht giebt man ½ Quent fein pulverisirte Brechwurzel (Ipecacuanha,) welche kurz vor dem Gebrauche zu Pulver gestoßen werden muß, und läßt, so bald sich die Neigung zum Brechen äußert, lauliches Wasser mit Honig versüßt, oder worin man etwas Butter hat zergehen lassen, oder Kamillenthee, häufig und so lange zwischen dem Brechen trinken, bis das getrunkene Wasser keinen fremden Geruch mehr spüren läßt. In Fällen aber wo keine Neigung zum Brechen vorhanden ist, oder wo man die Brechmittel nicht ohne Gefahr geben darf, als: bey Schwangern, Kindbetterinnen, oder bey Personen, die mit Blutstürzen, oder einem Bruche, oder Zufällen am Kopfe, beschwert sind, giebt man um den andern Tag ½ eines Quentes fein gestoßene Rhabarber mit einer Messerspitze voll gereinigten Salpeter, welches man nach 6 Stunden wiederholen kann, wofern das erste nicht seine Wirkung thut. In der Zwischenzeit, und auch während der Wirkung der Rhabarber, und nach dem Brechen, giebt man dem Patienten, die ganze Krankheit hindurch, alle zwey Stunden 2 Eßlöffel voll nachstehender Salz-Mixtur.

Man gießt auf 4 Loth Weinstein-Rahm (*Cremor tartari*,) 1 Nößel kochendes Wasser, und läßt beydes eine Viertelstunde lang, unter beständigem Umrühren, kochen. Alsdann nimmt man es vom Feuer, schüttet eine Messerspitze voll reine Pottasche hinein, und rührt es um. Es brauset zwar heftig auf, allein man darf sich daran nicht kehren, sondern, wenn das Aufbrausen vorbey ist, nur wieder

eine

eine Messerspitze voll Pottasche hinein thun, es umrühren, und damit so lange fortfahren, als sich nach der Beymischung der Pottasche ein Aufbrausen zeigt. Brauset es nicht mehr davon auf, so ist es fertig. Es ist aber hiebey zu merken, daß die Vermischung der Pottasche mit der Auflösung des Weinstein-Rahmes in einem weiten und großen Gefäße geschehen muß, weil sonst die aufbrausende Masse überlaufen würde.

Diese Mixtur nun muß mit dem im Wasser unaufgelöset gebliebenen weißen Pulver gebrauchet, und deswegen allemal bey dem Gebrauche wohl umgerühret werden.

Diese Cur wird so lange fortgesetzt, bis der bittere Geschmack verschwunden, und das Gallenfieber in ein all- oder dreytägiges kaltes Fieber übergegangen ist. Alsdann wird das in diesen Fiebern unfehlbare Mittel, die Chinarinde, gereichet, deren Gebrauch aus Th. XIII, S. 287, f. zu ersehen ist.

Nur selten findet bey den Gallenfiebern der Aderlaß Statt; sind es indessen junge vollblütige Personen, und Patienten, deren Puls sehr heftig schlägt, die schwer und geschwinde Athem holen, und eine außerordentlich heftige und mit Phantasieren (Fiseln) verknüpfte Hitze haben: alsdann ist ein einziger Aderlaß zureichend. In den meisten Fällen aber ist, und besonders bey dem arbeitsamen Landmanne, der täglich im Schweiße zerfließen möchte, die Vollblütigkeit nicht gefährlich. Das Phantasiren ist ein gewöhnlicher Zufall der ersten Periode dieser Krankheit, wider welchen ein Senfpflaster auf die Waden gelegt, oder 10 bis 12 Blutegel an die Schläfe oder in das Genicke gesetzt, anzurathen sind.

16. St. der ökon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien, v. J. 1776, S. 122, fgg.

Ein faulendes Gallen-Fieber, Febris biliosa putrida, welches von verdorbenen, faulenden, insonderheit gallichten Materien im Magen, in den Gedärmen, in den Eingeweiden des Unterleibes, oder von solchen, die schon in das Blut übergegangen sind, seinen Ursprung nimmt, meldet sich einige Tage vorher mit gros-

ser Mattigkeit, mit Kopf- Lenden- und Knieschmerzen, übeln Athem vor Mittage, Mangel des Apperits, und unruhigem Schlafe an. Zuweilen geht ein außerordentlich starker Kopfschmerz, ohne alle andere Zufälle, einige Tage vorher. Hierauf folgt ein Schauer, und nach diesem eine scharfe und trockne Hitze. Der Puls, welcher unter dem Schauer klein und geschwinde ist, erhebt sich in der Hitze, und ist oft sehr stark; hat aber nicht die Härte, wie in den Entzündungsfiebern, wofern nicht, wie zuweilen geschieht, das faulende Fieber mit einem solchen vergesellschaftet ist. In dieser Zeit ist der Kopfschmerz gemeiniglich sehr heftig: der Kranke hat fast beständig Eckel, ja auch zuweilen ein Erbrechen, er verwandelt sich, hat übles Ausstoßen, bittern Geschmack im Munde, und läßt wenig Urin. Dieser Zustand der Hitze dauert viele Stunden, zuweilen die ganze Nacht. Vor Mittage lindert sich die Hitze ein wenig, und der Puls ist weniger, obgleich noch immer fieberhaft; und ob sich gleich der Kranke etwas leidlicher befindet, so ist er doch sehr entkräftet. Die Zunge ist weiß und unrein, wie auch die Zähne; und der Athem riecht übel. Die Farbe, Menge und Beschaffenheit des Urins ist sehr veränderlich. Einige Kranke sind verstopft; einige gehen oft, mit wenig Abgange und ohne Erleichterung, zu Stuhle. Die Haut ist zuweilen trocken, zuweilen dunstet sie aus, ohne einige Besserung des Kranken. Das Fieber erneuert sich täglich, und oft ohne eine gewisse Zeit zu halten. Außer der großen Verschlimmerung, die bey allen Kranken bemerkt wird, haben einige auch noch oft kleinere.

Wenn diese Krankheit sich selbst überlassen, oder schlecht behandelt wird, oder wenn sie, wie nicht selten geschieht, der Hülfe der Kunst spottet, so vermehrt sich das Fieber; die Verschlimmerungen kommen öfter, unordentlicher, und dauern länger; es giebt keine gute Zwischenzeiten; der Bauch spannet sich, wie eine Bla-

se;

se; es kommen Phantasien hinzu; der Leib entledigt sich ohne Wissen des Kranken; der Patient will nicht einnehmen, redet beständig, und sein Puls ist geschwinde, klein und unordentlich. Zuweilen zeigen sich auf der Haut, besonders am Halse, am Rücken und auf der Brust, kleine braun und blaue Flecken; alles, was aus dem Körper weggeht, hat einen heftigen Gestank; es kommen convulsivische Bewegungen, insonderheit im Gesichte hinzu; der Kranke kann nur auf dem Rücken liegen, und sinkt unvermerkt nach den Füßen des Bettes nieder; er greift auf dem Bette und in die Luft; der Puls wird so klein und geschwinde, daß man ihn kaum fühlen und nicht zählen kann; die Angst scheint unaussprechlich zu seyn; der Elende ist mit Angstschweiße bedeckt; die Brust wird voll, und der Tod tritt hinzu.

Wenn die Krankheit nicht so heftig ist, oder gehörig behandelt wird, und die Arzeneyen anschlagen, so bleibt dieselbe einige Tage so, wie in ihrem anfänglichen Zustande, ohne weder schlimmer, noch besser zu werden; und an statt daß sich nachher die oben beschriebenen Kennzeichen des schlimmen Zustandes einfinden sollten, fangen vielmehr alle Zufälle an, sich zu vermindern. Die Verschlimmerungen dauern nicht so lange, und sind minder heftig; der Kopfschmerz ist erträglicher; die Leibesöffnung kömmt nicht so oft, aber reichlicher, und schaffet Erleichterung: der Urin fließt häufig, ob er gleich immer noch veränderlich bleibt; es kömmt ein wenig Schlaf, der ruhiger ist; die Zunge reinigt sich, und die Genesung nimmt täglich zu.

Diese Krankheit hat keine gewisse Gränzen weder in Absicht der Genesung, noch des Todes. Wenn sie sehr heftig ist, oder schlecht behandelt wird, so folgt zuweilen am neunten Tage der Tod; zuweilen am 18ten, am 20sten, manchmal wohl erst, nach abwechselnder Besserung und Verschlimmerung, am vierzigsten. Ist

sie leicht, so endigt sie sich zuweilen, nach den ersten Ausführungen, in wenig Tagen mit der Genesung. Es giebt Kranke, welche erst nach 6 Wochen, und wohl noch später, außer Gefahr sind. Allein, es ist nicht zu läugnen, daß diese so langwierige Krankheiten, oft größtentheils von der Curart herrühren, und daß ordentlicherweise ihr Ausgang zwischen dem 14ten und 30sten Tage bestimmt seyn muß.

Bey der Cur dieser Krankheit ist Folgendes zu beobachten. 1) Wenn eine Entzündung vorhanden ist, welches man aus der Stärke und Härte des Pulses, und aus dem Temperamente des Kranken schließt, wenn er stark und robust ist, oder wenn er sich durch Strapazen, in heißer Luft, durch heiße Speisen oder Getränke, Wachen und Ausschweifungen erhitzt hat: so muß er Blut lassen, und dieses wohl gar, wenn es nöthig ist, nach einigen Stunden wiederholen. Es pflegt aber selten eine Entzündung dabey zu seyn, und es würde alsdann der Aderlaß schädlich seyn. 2) Der Patient muß die für hitzige Krankheiten vorgeschriebene Diät (s. Th. XIII, S. 298, f.) beobachten; und ob gleich der Leib offen, ja wohl gar ein kleiner Durchfall vorhanden ist, muß er dennoch täglich ein Klystier haben. Sein beständiges Getränk muß Gerstenwasser mit Weinsteinrahm seyn. Man kocht nämlich 4 Loth Gerste und 2 Quent Cremor tartari so lange mit $2\frac{1}{2}$ Quart Wasser, bis die Gerste zerplatzt ist, und seihet es durch. Noch besser ist es, wenn man, an statt der Gerste, 8 Loth Hundsgras- (Quecken-) Wurzel mit 2 Quent Weinsteinrahm $\frac{1}{2}$ Stunde lang mit 5 Nößel Wasser (Seidel) kochet und durchseihet. Zum beständigen Getränke kann auch Limonade genommen werden. 3) Wenn der Kranke von dergleichen Getränken 2 Tage reichlich getrunken hat, und der Geschmack im Munde noch übel, auch starke Neigung zum Erbrechen vorhanden ist, löset man 6 Gran gemeinen Brechweinstein (Tartarus emeticus)

in

in 1½ Pfund laulichem Wasser auf, und läßt den Kranken davon alle halbe Viertelstunden ein Glas, oder ungefähr 6 Loth am Gewichte, trinken. Weil aber diese Arzeney ein Brechen verursachet, so muß sie nicht eher genommen werden, als bis man sicher ist, daß kein Umstand das Erbrechen verbiete. Wenn nach den ersten Gläsern ein heftiges Brechen erfolgte, müßte man nicht mehr davon eingeben, und nur eine starke Menge laulichtes Wasser zu trinken verordnen. Erfolgt kein Erbrechen, oder nur sehr wenig, so wird der Gebrauch der Arzeney fortgesetzt. Man kann auch, an statt des Brech-Weinsteines, 35 Gran gepülverte Ipecacuanha nehmen, und zwischen den Wirkungen viel laulichtes Wasser nachtrinken; doch ist das erste Mittel in schweren Fällen vorzuziehen. Uebrigens aber muß, wo eine Entzündung vorhanden ist, keines von beyden gebraucht werden, weil es alsdann ein wahres Gift seyn würde; ja, wenn auch gleich keine Entzündung vorhanden, das Fieber aber doch sehr stark wäre, muß man die Brechmittel nicht geben. Die rechte Zeit des Gebrauches derselben, ist die, nach den Verschlimmerungen, wenn sich das Fieber um vieles gemäßigt hat. Der Brechweinstein purgirt gemeiniglich noch nach, wenn das Erbrechen vorbey ist; die Ipecacuanha thut dieses selten. Wenn das Erbrechen geendigt ist, giebt man dem Kranken sein gewöhnliches, oben beschriebenes Getränk wieder, aber keine Fleischbrühen, ob man gleich sagen möchte, daß nun der Leib gereinigt wäre. An den folgenden Tagen verfährt man eben wieder so, wie an den ersten, nur ohne Blut zu lassen. Weil es aber sehr nöthig ist, den Leib offen zu erhalten, so muß der Kranke alle Tage eine Abführung nehmen. Man gießt, in dieser Absicht, auf 6 Loth Tamarinden 1 Nößel kochendes Wasser, läßt es ein Paar Minuten zusammen kochen, und gießt es durch. Dieses ist die Arzeney für jeden Tag. An ihrer Statt könnte man auch, weil es wohlfeiler

wäre, täglich nur 1½ Gran Brechweinstein, in 5 bis 6 Tassen, oder in 36 Loth Wasser auflösen, und davon, von früh an, alle zwo Stunden eine Tasse voll, oder 6 Loth, trinken lassen. Ist aber das Fieber heftig, so verdient der Tamarindentrank den Vorzug. 4) Wenn nach der Wirkung des Brechmittels das Fieber anhält, der Abgang bey der Leibesöffnung faulend bleibt, der Leib ein wenig gespannt bleibt, und der Urin sparsam fließt: so muß man alle zwo Stunden eine Tasse voll Fliederthee gegeben werden, wo in 2 Loth desselben 2 Loth Essigmeth von Meerzwiebeln (Oxymel squilliticum) aufgelöset sind. Diese Arzeney thut der Fäulniß Einhalt, und mindert das Fieber. Bey dringender Noth giebt man dieses Mittel alle Stunden. 5) Wenn, dieser Beyhülfe ungeachtet, das Fieber fortdauert, und das Gehirn nicht frey ist, sondern der Kranke über heftiges Kopfweh klaget, und unruhig ist, muß man an die Waden Blasenpflaster von spanischen Fliegen legen, und die Stellen, so lange als möglich ist, eitern lassen. 6) Bey sehr starkem Fieber muß der Kranke schlechterdings nicht speisen. 7) Wenn das Brechmittel nicht Statt findet, muß man, zween Taze hinter einander, des Morgens, drey Stunden auf einander, alle Stunden 1 Quent Weinsteinrahm geben, welches einigemal von unten gallichte Unreinigkeiten abführt, wovon das Fieber sich mindert, und die Heftigkeit der Krankheit mächtig gebrochen wird. Diese Arzeney wird in denen Fällen, wo das allzu heftige Fieber das Brechmittel verbietet, mit gutem Erfolge gebrauchet; und man muß sich allezeit damit begnügen, wenn es die Umstände ungewiß machen, ob das Brechmittel dienlich sey, welches man außerdem auch in sehr vielen Fällen entbehren kann. 8) Wenn die Krankheit um vieles gemindert ist, wenn die Verschlimmerungen schwach sind, und das Fieber einige Stunden ausbleibt, müssen die purgirenden Arzeneyen nicht mehr täglich verordnet, sondern nur das

beständige Getränk fort gebrauchet, und alle zween Tage, vor Mittage, zwo Stunden hinter einander, jedesmal 1 Quent Cremor tartari genommen werden, wodurch allen übeln Folgen der Krankheit am besten vorgebeuget wird. 9) Wenn das Fieber den größten Theil des Tages ausbleibt, die Zunge gut, und der Kranke wohl gereinigt ist, gleichwohl aber doch täglich ein Fieberanstoß wiederkömmt: so muß man täglich in der Zwischenzeit beyder Anfälle viermal 1 Quent Chinarinde nehmen, und damit einige Tage continuiren. Wer diese Rinde nicht haben kann, oder dieselbe verabscheuet, der kann zwischen den Anfällen, in vier gleich abgetheilten Zeiten, 4 Gläser, oder jedesmal 6 Loth, von einem bittern Kräuterthee trinken, welcher aus gleichen Theilen, der Spitzen von Gamanderlein, klein Tausendgüldenkraut, Wermuth und Kamillen, von jedem eine Handvoll, mit reichlich 3 Pfund heißem Wasser gezogen, und, nachdem es erkaltet, durch Leinwand gedrückt, zubereitet worden. 10) Weil in dieser Krankheit die Verdauungswerkzeuge sehr gelitten haben: so muß man lange Zeit, sowohl in der Art, als auch Menge der Speisen, behutsam seyn, und, so bald es die Kräfte erlauben, die Leibesübung zu Hilfe nehmen, damit man der Gefahr, in eine auszehrende Krankheit zu verfallen, vorbeuge.

Von dem faulenden Fieber, welches eine Fäulniß in den Verdauungswegen, besonders der Galle, zum Grunde hat, haben uns zwey vortreffliche Schriftsteller dreyerley Arten, nebst ihren Curen beschrieben, deren Gegeneinanderhaltung den vollkommenen Begriff von demjenigen an die Hand giebt, was die Kunst in dieser gefährlichen Gattung von Krankheiten bisher entdeckt hat. In dem Vorhergehenden habe ich die Beschreibung und Cur dieser Krankheit, so wie sie sich gemeiniglich im Lande zu äußern pflegt, nach der Vorschrift der Herren Tissot und Unzer mitgetheilt. Bey dieser Cur kam alles darauf an, der Entzündung, wenn eine

vorhanden war, durch Blutlassen zu begegnen, die Verdauungswege von der Gallenschärfe und Fäulniß, durch Brechmittel, Rharbarber und Weinsteinrahm, zu reinigen, das Fieber durch dienliche Mittel zu heben, im schwachen Zustande, wo das Gehirn angegriffen ist, durch Blasenpflaster dasselbe zu befreyen, und endlich mit der Chinarinde, so bald es der Zustand des Kranken erlaubt, dem traurigen Schauspiele ein Ende zu machen. Eben dieselben Maßregeln wird man in dem Verfahren des Hrn. Pringle wahrnehmen, welcher uns dieses faulende Fieber, so wie es bey einer Armee im Felde und in den Lagern sich zu offenbaren pflegt, und so, wie es sich äußert, wenn das Lager in sumpfigen Gegenden, wo faulende Dünste die Luft verunreinigen, steht, beschrieben, und aus einer großen Menge von Versuchen die besten Regeln der Cur hergeleitet hat. Das faulende oder Gallenfieber, welches bey einer Armee, die auf trocknem Boden steht, zu grassiren pflegt, nennt Hr. Pringle, das Lager-Fieber; dasjenige aber, welches die Soldaten in dumpfigen und sumpfigen Lagern beschweret, das Sumpf-Fieber. Ich werde diese Benennungen beybehalten.

Das Lager-Fieber fängt sich mit Schauer, Müdigkeit, Kopfweh, Schmerzen in den Füßen, und einer Unordnung im Magen, an. Die Verschlimmerungen kommen in der Nacht mit starker Hitze und großem Durste, dürrer Zunge, heftigem Kopfweh, Schlaflosigkeit und Phantasien. Gegen Morgen erleichtert ein unvollkommener Schweiß alle diese Zufälle, die aber am Abend, ohne neuen Schauer, wieder zunehmen. So verwandelt sich die Krankheit täglich durch vormittäglichen Nachlaß und Abendverschlimmerungen so lange, bis nach und nach das Fieber entweder völlig anhaltend und hitzig, oder zum Wechselfieber wird. Bisweilen vertreibt ein kleiner Durchlauf die Anfälle, und ersetzt die Stelle der Schweiße; zuweilen wechseln die Verschlim-

schlimmerungen um den andern Tag, und geben der Krankheit das Ansehen eines dreytägigen Fiebers. In den ersten drey Tagen findet bey einigen gar kein Nachlaß statt, zumal wenn das reichliche Blutlassen versäumt worden ist. Das Nasenbluten in der stärksten Verschlimmerung beschleuniget den Nachlaß, und macht ihn vollkommener. Eben dieses bemerkt man nach dem Brechen und Purgiren. Doch pflegt keine natürliche Ausführung eine vollständige Cur zu bewerkstelligen, wenn es etwa eine hiezu kommende Gallenruhr (wovon ich weiter unten in einem besondern Artikel handeln werde,) ist. Nach dem ersten Anfalle geht vor der Verschlimmerung selten ein Schauer vorher. In den Anfällen ist der Puls allezeit voll und geschwinde, und auch in den guten Zwischenzeiten behält er noch etwas Febrilisches. Das Blut hat, so gar im Anfange der grassirenden Krankheit, einige Zeichen von Entzündung; gegen den Winter aber bekömmt es die Haut, welche bey den Entzündungen gemein ist, weil zu solcher Zeit, mit den andern Zufällen, Seitenstechen, rheumatische Schmerzen oder catarrhalische Husten vergesellschaftet sind. Ueberhaupt sind die Zufälle des gallichten Fiebers am häufigsten, so lange das Wetter warm bleibt; so wie aber der Winter herau nahet, behalten die Kennzeichen der Entzündungsfieber die Oberhand. Der Urin ist roth, doch stark gefärbt, bis sich das Fieber in ein Wechselfieber verwandelt. Die durch das Erbrechen oder den Stuhlgang weggehenden Materien sind insgemein faulend und gallicht. Der Leib ist oft vor und in der Krankheit verstopft, und sodann hart anzufühlen und mit Blähungen erfüllt. Obgleich nicht alle Kranke sich wirklich erbrechen, so empfinden sie doch alle eine Uebelkeit, besonders bey heißem Wetter. Oft gehen Würmer von unten und oben ab, und solche Personen haben ein hartnäckigeres Kneipen und Magenschmerzen. Sie empfinden auch oft Seitenstiche, welche durch keinen

Aderlaß gelindert werden, weil sie blos von Blähungen ihren Ursprung nehmen. Einige Kranke bekommen eine gelbe Haut, welcher Zufall weder ein gutes noch schlimmes Zeichen ist. Die Dauer der Krankheit ist ungewiß; und da sie keine Crisis hat, so ist ihr bester und gewöhnlichster Ausgang der, wenn sie sich in ein Wechselfieber verwandelt, wogegen es immer gefährlich ist, wenn sie ganz anhaltend und bösartig wird, welches zu geschehen pflegt, wenn sie im Anfange vernachlässigt worden ist, oder wenn die Kranken im Lazarethe zu dicht zusammen gestecket werden.

Nach den heißen Sommern sind diese Gallenfieber bey den Armeen häufiger und heftiger, als nach mäßig warmen. Die Zeit, da sie sich eigentlich offenbaren, ist das Ende des Sommers und der Anfang des Herbstes.

In eben derselben Jahrszeit ereignen sich bey dem Heere, welches in sumpfigen Gegenden campirt, diejenigen schlimmern Arten von Gallenfiebern, welche Pringle mit dem Namen der Sumpf-Fieber beleget. Alle feuchte Länder veranlassen Wechselfieber, welche aber, wenn die Feuchtigkeit rein ist, eine regelmäßige Ordnung drey- oder viertägiger Fieber halten, und leicht zu curiren sind. Wenn aber die Feuchtigkeit von lange stillstehendem Wasser, worin Pflanzen, Fische und Insecten verfault sind, entsteht, so verursachen diese faulenden Dünste gefährliche Fieber, die, wenn sie auch anfänglich zu wechseln scheinen, doch bald anhaltend werden, und die Natur der faulen und bösartigen Fieber annehmen.

Diese sumpfige Gallen-Fieber offenbarten sich den Beobachtern auf folgende Weise. Die Leute wurden entweder auf einmal mit einer brennenden Hize und heftigen Kopfschmerzen befallen, oder es gieng ein kleiner kurzer Schauer vorher. Bey der Hize war Durst, Schmerzen im Rücken und in den Beinen, große Müdigkeit und Unruhe, Ekel, Uebelkeit oder Magenschmerz, der mit einem Erbrechen von grün und gelber, widerig riechender Galle begleitet war. Der Puls war, nach dem

ersten

ersten Anfalle, gemeiniglich niedergedruckt (depressus) erhob sich aber nach dem Blutlassen. Einigen ward der Kopf so jähling und heftig angegriffen, daß sie ohne vorhergängige Beschwerden auf eine wilde Art umher liefen, und für unsinnig gehalten wurden, bis die Linderung des Anfalles durch einen Schweiß und seine periodische Wiederkunft die wahre Beschaffenheit des Uebels entdeckte. Mehrentheils war nach den Anfällen der Zustand der Kranken noch immer fieberhaft. Diejenigen, bey denen sich in den Zwischenzeiten das Fieber einige Stunden völlig legte, befanden sich in keiner so großen Gefahr, ob sie gleich im Anfange eben so heftig rasseten. Von den ersten bekamen einige um den neunten Tag critische Schweiße, worauf die Krankheit ein reguläres Wechselfieber wurde. Einige wenige hatten eine Crise durch den Urin oder Stuhlgang; einige lagen drey Wochen im anhaltenden Fieber, ohne merklichen Nachlaß, worauf es sich mit einigen alltäglichen Paroxysmen endigte. Diese Leute lagen, die ganze Krankheit über, in einem gelinden Schweiße. Die triefenden Schweiße hatten allezeit einen faulenden Geruch, und der Ausfluß von den Blasenpflastern gab einen unausstehlichen Geruch. Von denen, die sich im Anfange der Krankheit erbrachen, gingen einigen mit der Galle, von oben und unten, Würmer ab. Vor dem Tode hatten die Kranken schon einige Tage einen Leichengeruch, und gleich nach dem Tode zeigten sich schwarzrothe Flecken und andere Zeichen des Brandes. Einige von denen, die gleich anfangs plötzlich zu rasen anfingen, sind nach überstandener Krankheit epileptisch geblieben, und überhaupt sind die meisten Genesenen häufigen Rückfällen von kalten Fiebern ausgesetzt gewesen. Die stinkenden Nebel, welche des Morgens über dem Lande schwebten, schienen die nächste Veranlassung zum Ausbruche dieser Krankheit zu seyn.

Die häufigen Rückfälle dieser Fieber waren, ob sie gleich nur die Gestalt der Wechselfieber hatten, sehr hartnäckig und irregulär, zumal, da sie bey vielen eine Verstopfung der Eingeweide, worauf die Gelb- oder Wassersucht folgte, oder auch eine Geschwulst der Füße, oder die Trommelsucht sich ereignete. ohne daß man solches bey denen, die keine Chinarinde gebraucht hatten, weniger hätte bemerken sollen, als bey denen die sie gebraucht hatten.

An dem Sumpffieber selbst starben vergleichungsweise nur sehr wenige. Die Gefahr desselben und der Rückfälle war während dem heißen Wetter am größten; gegen das Ende des

Herb-

Herbstes war sie schon geringer, und, als sich das Frostwetter einstellte, am allergeringsten.

Obgleich diese beyde jetzt beschriebene Arten von Fiebern offenbar von einer Fäulniß der Säfte, und besonders der Galle, herrühren, mithin, ihrer Natur nach, nicht eigentlich Entzündungskrankheiten sind: so werden sie doch bald, von der Heftigkeit der Paroxysmen, inflammatorisch. Denn es ist leicht zu begreifen, daß eben dieselbe Ursache, sie sey auch welche sie wolle, die eine so brennende Hitze, Nasenbluten, heftige Kopfschmerzen und Raserey verursachet, öfters auch vermögend seyn müsse, Entzündungen hervor zu bringen. Daher sind die Gallenfieber in ihrer größten Wuth allezeit von der vermischten Natur der faulenden und Entzündungsfieber, auf welchen Umstand man bey der Cur ganz besonders sehen muß. Wenn aber bey dem Abschiede des Herbstes das Wetter kühl wird, so ist die Ursache der Fäulniß und Erregung der Galle geschwächt, da dann das Fieber, dessen Anfälle mäßiger werden, insgemein mit wenig oder gar keiner Entzündung begleitet ist, und reguläre Paroxysmen mit völlig guten Zwischenzeiten hat.

Die Cur des Lager-Fiebers kömmt, ehe es anhaltend wird, auf die nöthigen Abführungen und auf den Gebrauch der Mittelsalze und Fieberrinde an. Gleich anfangs muß man, nach Beschaffenheit der Umstände, einauch wohl mehrmal Blut lassen. Die nachlassenden Fieber im Frühlinge und im späteren Herbste, sind mit Seitenstichen, Rheumatismen und andern Entzündungen vergesellschaftet, und erfordern um deswillen, mehr Blut zu lassen, als in den andern Jahrszeiten. Die Ader kann, gleich sicher, in der Zeit des Nachlasses, oder im stärksten Paroxysmus, geöffnet werden; nur muß man dazu die Zeit wahrnehmen, da der Kranke nicht im Schweiße liegt. Nach dem Aderlaß ist ein Brechmittel nöthig; und dieses muß zur Zeit des Nachlasses, oder der völligen Abwesenheit des Fiebers, und lieber bald

nach

nach einer Verschlimmerung, als kurz vor derselben, gegeben werden. Doch muß man kein Brechmittel verordnen, wenn der Magen entzündet ist, oder wenn das Fieber schon eine Zeitlang gedauert, und eine anhaltende Gestalt angenommen hat. Wenn das Fieber stark ist, und nur wenig nachläßt, oder wenn bereits eine Neigung zum Erbrechen vorhanden ist, ist die Brechwurzel (Ipecacuanha) das beste; wenn aber das Fieber völlig ausbleibt, oder merklich nachläßt, sind die Brechmittel aus Spießglanze, entweder allein, oder mit ihr vermischt, vorzuziehen. Man kann zu 20 Gran Brechwurzel 2 Gran Brechweinstein geben. Diese Brechmittel, welche auch mit von unten abführen, sind die allernützlichsten, insonderheit wenn sie stark genug sind, die verdorbene Galle ganz auszufegen, da sie manchmal allein, ohne alle andere Arzeneyen, die Cur bewerkstelligen.

Bey Verstopfung des Leibes ist es nöthig, denselben mit einem gelinden Laxiermittel zu eröffnen, zumal, wenn sich ein Stuhlzwang und Schmerzen in den Gedärmen dabey befinden. Hiezu ist der Tamarindentrank am dienlichsten. Die Mittelsalze dienen dazu, die Fieber eher in irreguläre Wechselfieber zu verwandeln. Eine Mixtur von Wermuthsalz und Citronensaft, ist zu dieser Absicht am besten. Zu 2 Quent des Salzes, welche mit Citronensafte völlig gesättigt worden sind, gießt man 12 Loth Brunnenwasser, und thut 2 Loth spirituöses Zimmetwasser, und 1½ Loth Pomeranzenschalen-Syrupp hinzu. Statt dieser theuern Arzeney, kann man 1 Quent Wermuthsalz in 12 bis 14 Loth Wasser auflösen, und so viel Vitriolspiritus hinein tröpfeln, bis sich das Salz gesättigt hat. Alsdann thut man 1 Loth Pomeranzensyrupp und eben so viel von einem spirituösen Wasser, hinzu. Anstatt dieser Mittelsalze, kann man sich auch der Gerstenptisane mit Weinsteinrahm bedienen.

Wenn nach den Anfällen die Schweiße verhältnißweise nicht häufig genug sind, giebt man, noch ehe die

Ver-

Verschlimmerung ganz zu Ende geht, ungefähr 2 Loth Spiritus Mindereri, in 2 oder 3 Schlücke abgetheilt, um damit, ohne Erhitzung, den Schweiß zu treiben.

Ungeachtet die Lagerfieber im Anfange niemals ohne Entzündung sind, und selten vollkommene Paroxysmen haben, so kann doch, wenn der Urin sich bricht, und das Fieber auch nur ein Paar Stunden völlig aufhört, die Chinarinde sicher gegeben werden. Wollte man dieselbe vor dem Blutlassen geben, so würde sehr leicht ein Entzündungsfieber davon entstehen; es ist aber ihr Gebrauch eben so gefährlich, wenn die Verdauungswege noch nicht gereinigt sind, weil alsdann entweder das Fieber wiederkömmt, oder eine Trommelsucht darauf erfolgt. Die Rinde thut in Substanz die besten Dienste, wenn sie mit Rheinwein infundirt wird. In der Latwerge kann man zu 2 Loth pulverisirte Rinde, 1 Quent rohen Salmiak mischen. Wäre die Reinigung der Verdauungswege versäumet worden, so thut man zur Fieberrinde so viel Rhabarber, daß der Leib in den ersten Tagen des Gebrauches der Rinde offen erhalten wird. Wenn die Paroxysmen täglich kommen, und sehr kurze Zwischenzeiten lassen, muß man bisweilen mit der Rinde den Anfang machen, ehe noch der Schweiß ganz vorüber ist, um den folgenden Anfall zu verhüten.

Ist die Krankheit im Anfange vernachläßigt worden, oder verwandelt sich dieselbe aus einem nachlassenden oder Wechselfieber in ein anhaltendes: so muß, wenn der Puls voll und hart ist, eine Ader geöffnet werden; sind aber Phantasien, Kopfweh und kleiner Puls vorhanden, so dienen Blutegel an den Schläfen besser. In einem solchen Falle sind Blasenpflaster das beste Hilfsmittel, es möge nun der Aderlaß habe geschehen müssen, oder nicht. Zu der Zeit schicken sich weder Brech- noch Purgiermittel, so sehr auch die Verdauungswege überladen seyn mögen; doch können Klystiere oder gelinde Abführungen nöthig seyn, ob sie gleich nicht ohne Vorsicht

sicht wiederholet werden dürfen. Hier können auch die Mittelsalze zu Hülfe genommen werden.

Ungeachtet ein Schweiß die eigentliche Crisis ist, so muß derselbe doch niemals durch Theriak, und flüchtige, hitzige Arzeneyen erreget werden, außer wenn der Puls sinken, und Flecken oder andere Zeichen eines bösartigen Fiebers sich äußern sollten, da die hitzigen Arzeneyen nöthig sind.

Bisweilen verwandelt sich diese Krankheit in eine Ruhr, welche ihre besondere Cur erfordert. Wenn aber ein Durchlauf dazu kömmt, so ist es oft dienlich, ihn, jedoch allemal nur nach und nach, durch Opiate zu stillen, und den Schweiß zu befördern. Wenn der Puls beym öftern Durchlaufe sinkt, so kann Theriak und die virginianische Schlangenwurzel gegeben werden. Obgleich ein Durchlauf die schlechteste Crisis ist, so muß man doch, wenn die Natur durch Kolik, und Spannung des Bauches, bey trockener Haut, diesen Weg suchet, durch ein Klystier, oder einen Aufguß von Rhabarber mit Manna, welcher, nach Befinden, zu wiederholen ist, dazu beförderlich seyn.

Das Sumpf-Fieber ist nichts anders, als ein faules Gallenfieber von bösartiger Natur. Die Cur, welche **Pringle** dafür verordnet, setzt die vom Lagerfieber völlig, voraus, und besteht außerdem in Folgendem.

Wenn das Sumpffieber wüthend hitzig (ardens) ist, so erfordert es reichlichen Aderlaß. Da aber in dieser Krankheit die Säfte überhaupt eine große Neigung zur Fäulniß haben, so verstattet sie den Aderlaß weniger, als das Lagerfieber, wo das Blut von viel starken Erkältungen zäher wird, und die Entzündung sich mehr festgesetzt hat. In den meisten Fällen ist es am ersten, oder, wenn das Fieber nicht völlig aufhörte, am folgenden Tage nöthig, eine Ader zu öffnen. Wiederholter Aderlaß hingegen thut, außer bey offenbaren Zeichen einer Entzündung, so wenig gute Dienste, daß es vielmehr das Fieber bösartiger zu machen pflegt.

Die Brechmittel sind hiebey noch wirksamer, als im Lagerfieber, und oft bleibt das Fieber davon weg, wenn sie die Galle

ganz ausfegen. Die Brechwurzel thut aber dieses so wenig, daß sie vielmehr die folgenden Paroxysmen länger und heftiger gemacht hat; daher man den Brechweinstein dazu nehmen muß.

In der heißen Jahrszeit verwandelt sich diese Krankheit gern aus einem einfachen Wechselfieber in ein doppeltes, oder in ein anhaltendes; daher mußte man, nach gehöriger Vorbereitung, die guten Zwischenzeiten, da es ganz wenig war, wohl in Acht nehmen, um es zu vertreiben. Hiezu dient die Fieberrinde vortrefflich; allein, ob man sie gleich in großer Menge gab, so waren doch die Rückfälle gewiß zu erwarten, wenn der Gebrauch derselben nicht öfter wiederholt ward. Man mußte nämlich den ganzen Herbst hindurch, alle 10 bis 12 Tage, 2 Loth davon nehmen; dabey mußten die Genesenden wenig oder gar keine kühlende Sachen, kein Obst, dünnes Bier, noch blähende Speisen genießen, hingegen mäßig Branntwein trinken.

Wenn nach der langen Dauer, oder nach öftern Recidiven dieser Fieber, Verstopfungen der Eingeweide folgen, die sich in Wasser- und Gelbsucht endigen: so fängt im ersten Falle die Geschwulst an den Füßen an, und steigt allmählich bis zum Unterleibe. Wenn aber der Unterleib, nach dem unzeitigen Gebrauche des Opium in der Ruhr, oder der Fieberrinde in Wechselfiebern, allein und plötzlich aufschwillt: so ist es eine wahre Trommelsucht, deren Cur ich an seinem Orte anzeigen werde.

Gallen-Fluß, siehe Gallen-Ruhr.

Gallen-Gang, siehe oben, S. 743.

Gallen-Kolik, eine Kolik, welche von verdorbener Galle herrührt, und bey welcher durch Erbrechen oft eine grüne und gelbliche Materie abgeht. Ein mehreres davon siehe im Art. Kolik.

Gallen-Krankheit, eine jede Krankheit, welche von allzu häufiger oder auch von verdorbener Galle verursachet wird; siehe Gallen-Fieber, Gallen-Kolik, Gallen-Ruhr, Gallen-Stein, Gallen-Sucht.

Gallen-Kraut, siehe Galbanum.

Gallen-Pulver, siehe Jalappe.

Gallen-Ruhr, Gallen-Fluß, Cholera, Gr. und L. Cholera morbus, Passio fellifiua, Cholerica passio, Fr. Cholera morbus, Trousse-galand, ist eine Art des Durchlaufes, welche zwischen der gemeinen Diarrhoe,

und

und der rothen Ruhr gewissermaßen das Mittel hält, und sich zuweilen in letztere verwandelt. Sie besteht in einem plötzlichen heftigen Erbrechen und Purziren, und ist eben so schmerzhaft, als gefährlich. Zuerst ist der Unterleib von Winden aufgetrieben und ein wenig schmerzhaft, wobey aber der Kranke schon ganz kraftlos ist. Hernach folgt ein sehr häufiges Erbrechen oder Purziren, gemeiniglich beydes bald auf einander. Das Purgiren, ist mit großer Schwierigkeit und Angst verbunden, und die Schmerzen und Ausspannung des Leibes werden entsetzlich. Die abgehenden Materien sind gelb, grün, braun, weiß, schwarz. Eine große Herzensangst martert den Kranken. Der Puls ist gemeiniglich nur eine sehr kurze Zeit stark und fieberhaft, und wird bald von der erstaunlichen Abführung matt, klein, schnell und ungleich. Die Menge der Abführungen erstreckt sich oft in wenig Stunden auf hundert. Der Kranke wird zusehends mager, und ist, bey einer heftigen Krankheit von dieser Art, in 3 bis 4 Stunden kaum mehr kennbar. Hiezu kömmt die Hitze, die Angst, und der unerträgliche Ekel. Wenn die Abführungen den Kranken sehr mit genommen haben, wird er, außer dem Bauchgrimmen, auch von den peinlichsten Krämpfen in Armen und Beinen gemartert; und wenn es nicht bald die gehörigen Arzneyen bekömmt, so erfolgen Ohnmachten, Schlucken, Convulsionen, kalte Glieder, kalte Schweiße, und oft schon in 24 Stunden der schmerzhafteste Tod.

Diese Krankheit ist gemeiniglich die Folge einer erhitzten und scharfgewordenen Galle, und ihr eigentlicher Termin pflegt, nach Sydenhams Beobachtung, der August und der Anfang des Septembers zu seyn, wiewohl man sie auch im Julius hat, besonders wenn er sehr heiß ist, und die Sommerfrüchte rar sind. Wenn sie von hitzigen Getränken und Ueberladungen erreget wird, bindet sie sich an keine gewisse Zeit.

Wenn man ihr zeitig zu Hülfe kömmt, so läßt sich oft das Leben des Kranken noch retten. Das erste, was

man zu thun hat, besteht darin, die Gallenschärfe in einer großen Menge flüssiger Getränke zu ersäufen, welche aber auf keine Weise die schon allzu sehr gereizten Gedärme angreifen müssen. Man nimmt hiezu entweder bloß abgekochtes Gerstenwasser, oder die dünnste Mandelmilch, oder Wasser, wovon 12 Pfund mit 1 Pfund geröstetem Brod eine halbe Stunde lang gekocht worden. Brod von Habermehl ist am besten. Man kann auch Weizenkorn rösten, daß es gemahlen, und wie ein dünner Kaffee mit Wasser gekocht werden kann. **Sydenham** ließ ein junges Huhn, (es kann aber auch ein Pfund mageres Kalbfleisch seyn,) in 6 bis 8 Quart Wasser, ungefähr 1 Stunde kochen, so daß die Brühe kaum einigen Geschmack vom Fleische bekömmt; oder er nahm Biermolken, an deren Statt auch andere süße Molken oder Buttermilch gebraucht werden können. Man wähle hievon, was am ersten zur Hand ist, beobachte aber dabey, daß von allem eine große Menge nicht nur getrunken, sondern auch durch Klystiere beygebracht werde. Die letztern sind alle zwo Stunden nöthig; die Getränke werden indessen strohweise und lauwarm verschlungen, so daß die oben angegebene Portion von 6 bis 8 Quart, binnen 3 Stunden schon beygebracht sey.

Starken blutreichen Leuten wird Anfangs, da der Puls noch stark, und der Schmerz sehr heftig ist, ein oder zweymal die Ader geöffnet, um die Heftigkeit des Uebels zu mindern, und zur übrigen Cur Zeit zu gewinnen. Zuweilen hat sich sogleich nach dem ersten Aderlasse das Erbrechen geleget.

Nach Verlauf von vier bis sechs Stunden, hält die Wuth der Krankheit bey diesen Hülfsmitteln etwas ein; allein, sie kömmt bald mit gleicher Heftigkeit wieder. Daher muß man dieselbe Cur ununterbrochen fortsetzen. Ein laulichtes Bad schaffet Linderung, so lange man darin sitzt; ob aber gleich nachher oft alles wieder ärger wird, so ist doch die Hülfe zuweilen dauerhafter, und darum muß man es nicht hintan setzen. Der Kranke muß

lange

lange darin sitzen; und in dieser Zeit muß er sich eines Trankes von 6 Loth Tamarinden in 1 Pfund heißen Wasser ein Paar Minuten aufgekocht und durchgegossen, dergestalt bedienen, daß er davon 7 bis 8mal, jedesmal ein Glas voll, welches ungefähr 6 Loth hält, trinke. Hr. Tissot, welcher diesen Rath ertheilt, versichert, daß sich nach dieser Arzney das Erbrechen gestillet, und daß der Kranke nach dem Bade einige außerordentliche starke Abführungen gehabt, wonach sich die Krankheit merklich gemindert habe.

Sydenham verordnete gleich nach den vier ersten Stunden, worin die Menge der Getränke von oben und unten beygebracht worden war, ein opiatisches Mittel. Er war ein großer Verehrer dieser Arzneyen, und trieb es damit unstreitig in manchen Fällen zu weit, wie er denn auch wirklich, wider eben diese Krankheit bey Kindern, denen er nicht so viel Getränk beyzubringen wußte, das einzige Laudanum zur Cur verordnete, welches sie doch unmöglich retten konnte. Tissot, welcher die Gränzen des Gebrauches der Opiate enger, als einer der neuern Boerhaavischen Aerzte, einschränket, giebt eine Warnung, welche dieser Maxime des Sydenham widerspricht, und hier angeführt zu werden verdient. „Wenn man sich durch die Menge „der Ausführungen erschrecken läßt, und sie zu zeitig mit Theriak, Krausemünzenwasser, weißen Mohnsyrupp, Opium, „Mithridat u. d. gl. anhalten will: so wird entweder das Uebel „ärger, anstatt sich zu mindern; oder, wenn ja der Durchlauf „sich stopft, so wird der Zustand des Kranken desto gefährlicher. „Ich habe einem Manne, dem man die Gallenruhr mit einer „Arzney aus Theriak, Mithridat und Oehl, gestopft, und ihn „dadurch in ein bösartiges Fieber mit Rasereyen gestürzt hatte, eine „Purganz geben müssen, um die Gallenruhr wieder in Gang „zu bringen. Man muß diese Mittel nicht eher geben, als bis „der kleine Puls, die große Schwachheit die anhaltenden heftigen Krämpfe, und selbst das Unvermögen, sich mehr zu erbrechen, Furcht erregen, daß der Kranke unterliegen möchte. „In diesem Falle giebt man alle Viertelstunden einen Speiselöffel voll, oder 1 Loth von einer Vermischung des weißen Mohnsyruppes mit gleich viel Fliederwasser, und setzt dabey den Gebrauch der Getränke fort. Wenn dieses in einer Stunde vier „mal geschehen ist, so wird dasselbe Mittel fernerhin nur alle „Stunden, und zwar noch 8 Stunden hinter einander, gegeben."

Dieses ist die sicherste Cur der Gallenruhr, welche aber nach Beschaffenheit der Umstände, zuweilen verändert werden muß. **Riverius** curirte sie einstmals von ungefähr mit einer Humpe Essigwasser (Oxicratum,) welches er einer Frauensperson unterdessen verordnete, bis ihr Arzney zubereitet werden konnte. Sie trank einen Becher voll davon aus, und es verlor sich das Erbrechen, das Purgiren und der Schmerz alsobald, so daß die verordneten Arzneyen unnöthig waren. Eben Derselbe hat schon bey einer Gallenruhr, die beynahe zur rothen Ruhr geworden wäre, die Cur des laulichen Bades an sich selbst bewährt gefunden, und sich damit allein hergestellt. **Ettmüller** rieth, das Decoct der Brechwurzel in dieser Krankheit zu versuchen, und **Riverius** glaubte auch, daß das Erbrechen nützlich seyn könnte. Eben der Letztere hat auch schon den Aderlaß, dessen **Sydenham** nicht gedenkt, unter den obigen Bedingungen, im Anfange der Krankheit, angepriesen.

Wenn der Kranke gerettet werden soll, so müssen die Schmerzen und Abführungen allmählich nachlassen, die Alteration muß geringer, der Puls, ob er gleich sehr schnell bleibt, doch ordentlicher werden; und es muß ein wenig Schlaf kommen, denn der rechte lange Schlaf bleibt noch lange aus. Bey diesem Anscheine der Genesung, müssen die ersten Hülfsmittel, wiewohl mit mehrerer Mäßigung, fort gebrauchet werden. Man kann ein wenig Bouillon mit Brod oder Mehl speisen; und wenn die Ausführungen aufgehört haben, und kein Schmerz, sondern nur eine große Schwäche und Empfindlichkeit noch übrig ist, so kann man einige Tage dieselben Bouillons, wie auch frische Eyer, wenig oder gar nicht gekocht, erlauben. Endlich verweiset man den Kranken zur Diät der Genesenden, (wovon im folgenden Theile ein eigener Artikel vorkommen wird,) und befördert die Genesung durch den Gebrauch der Fieberrinde.

Herr

Herr D. Carl Anton Douglaß in Edinburgh, hat eine andere Curart der Gallenruhr beschrieben, welche ich ebenfalls hier anzeigen muß, da sie eigentlich denen, die keine Aerzte sind, zum Nutzen gereicht, und man diese Krankheit, welche öfters, wenn keine Arzneyen bey der Hand sind, in 24 Stunden tödtet, mit einer auch in den Häusern der ärmsten Bauern sogleich bey der Hand habenden Arzney curiren kann, und die Hr. Douglaß oftmals versucht, und allemal bewährt gefunden zu haben, versichert.

„Wenn die Kranken", sagt Derselbe: „ehe ich gerufen werde, nicht sehr erschöpft sind, lasse ich sie drey bis viermal warmes Wasser hurtig hinein trinken, welches sie allemal wieder wegbrechen; dieses verdünnt und dämpfet die Schärfe der Feuchtigkeit, und evacuiret sie auch zu gleicher Zeit. Hernach rathe ich ihnen ein Decoct von Haberbrod häufig zu trinken, welches ohne Sauerteig oder Hefen gebacken, und sorgfältig so braun als Kaffee geröstet, aber nicht verbrannt ist. Dieses Decoct muß wie schwarzer Kaffee aussehen. In Ermangelung des Haberbrodes, kann man auch Weizenbrod, oder gut gebranntes Roggenmehl nehmen. Ist aber der Kranke durch heftiges Brechen und Purgiren sehr erschöpft, so gebe ich ihm zuerst einen starken Trunk von dem erwähnten Decocte, und wenn der Ekel sich ziemlich gestillt hat, verordne ich öfters eine Pille von Opium zu nehmen, die für eine erwachsene Person ½ Gran beträgt, und vermehre oder vermindere die Dosin nach dem Alter oder der Stärke der Krankheit." ꝛc. ꝛc.

Die Gallenkrankheit oder Gallenruhr, ist auch eine bey den Schafen nicht seltene Krankheit, und man curirt dieselbe mit folgenden Mitteln. Man verbrennt Farnkraut zu Asche, und mischet 1 Theil derselben mit 2 Theilen zerstoßener Erlenknospen, etwas Ruß und Salz; hievon giebt man, nach dem Grade der Krankheit, 2 bis 3mal eine kleine Handvoll ein.

Folgendes ist in Schweden ebenfalls mit Nutzen gebraucht worden. Man nimmt Blätter und Wurzeln von Schwalben Kraut (Chelid majus) 4 Loth; Curcumawurzeln 1 Pfund; Wachholderbeeren 4 Loth; trock-

nen Gänsekoth $\frac{1}{2}$ Pfund; englisch Salz 8 Loth; machet alles zu einem Pulver, und dieses mit Mehl und Wasser zu kleinen Kuchen, wovon man alten Schafen $\frac{1}{2}$ Loth, jungen aber 1 Quent in das Maul stecket.

18. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wissensch. a. d. J. 1756, S. 145, f.

Schrebers neue Cameralschr. 5. Th. S. 445.

Gallen-Stein, Gallenblasen-Stein, Gr. und L. Cholelithus, Calculus vesicae felleae, ein Stein, der sich in der Gallenblase oder in den Gallengängen, sowohl bey Menschen als Thieren, erzeuget. So lange diese Steine noch in der Gallenblase stecken, ziehen sie wenig oder gar keine nachtheilige Folgen nach sich; wenn aber dieselben in die Gallengänge eintreten, und den Ausgang der Galle in die Gedärme hindern, verursachen sie Gelbsucht und Schmerzen, wovon ich in dem Art. Gelbsucht sprechen werde.

Vom Gebrauche der Gallensteine der Ochsen und Kühe, welche Ochsen-Bezoar genannt werden, siehe im Art. Rind.

Gallen-Sucht, Gall-Sucht, eine Krankheit, welche aus einer Verstopfung der Gallengänge, entweder durch Stein, oder durch ein dickes und zähes Blut, oder auch durch eine heftige Erschütterung der Galle, entsteht, so daß diese durch die Zweige der Pfortader geht, und sich mit dem Blute vermischet. Weil dabey der ganze Körper, besonders aber die Augen, mit einer gelben Farbe überzogen sind, so wird sie auch die gelbe Sucht, oder Gelbsucht genannt. Siehe Gelbsucht.

Gallen-Wespe, siehe Gall-Insect.

1. Gallen mit Galläpfeln zubereiten, in den Seidenmanufacturen, wo die Seide gegallet wird, wenn sie durch ein oder zwey Bäder von Galläpfeln gezogen wird; siehe oben, S. 689.

2. Gallen, so nur bey den Jägern üblich ist, sein Wasser lassen, feuchten, in dem gemeinen Umgange der Meißner schollen. Siehe Galle 3.

3. Gallen, so nur im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich ist. Einen Fisch gallen, die Galle aus demselben heraus nehmen.

Gallcote, siehe Galeote.

Gallerie, aus dem Franz. Galerie, und Ital. Gallaria, Gr. Xystus, L. Porticus, Ambulatorium, ein ansehnlicher zum Spatzierengehen bequemer Gang; oder auch ein angebauter Gang, wo entweder eine schöne Aussicht ist, oder welcher zu verschiedenen Zimmern eine Communication und bequemen Zugang gestattet. Man belegt daher auch wohl die Gänge oder Corridors vor den Zimmern, wie auch hölzerne, gebrückte oder untergewölbte Gänge, über welche man in der Höhe von einem Gebäude in ein benachbartes kommen kann, mit dem Namen Gallerie. Ein solcher mit einer Brustlehne versehener, inwendig oder auswendig ganz um ein Gebäude herum geführter, bedeckter oder unbedeckter leichter Gang, um von einem Orte zu einem andern kommen zu können, und das Tageslicht nicht zu verhindern, damit noch andere Plätze im Gebäude erleuchtet werden, heißt im Franz. Galerie de pourtour; und ein mit architectonischer Arbeit nach einer gewissen Säulenordnung verzierter langer Gang, Galerie d'architecture.

Insonderheit heißt in Pallästen Gallerie, Fr. Galerie magnifique, ein Sal, welcher ungleich länger, als breit, ist, oder auch eine Folge von Sälen und Zimmern, worin Gemälde und andere Werke der bildenden Künste, auch allerey Naturalien und andere Seltenheiten, aufbehalten werden; z. B. eine Bilder-Gallerie, ein Bildersal, Fr. Galerie de peinture; eine Gallerie, worin Statüen, Brustbilder, Basreliefs u. d. gl. aufbehalten werden, Fr. Galerie de sculpture; Gewehr-Gallerie, u. s. f. Kleinere Sammlungen solcher Werke der Natur und Kunst, die ebenfalls auch reiche Privatpersonen haben können, werden Cabinete genannt, weil insgemein ein einziges, und auch wohl ein mit-

telmässiges Zimmer oder Cabinet dazu hinreicht; aber nur große Herren, deren Palläste als der Mittel-Punct, wo alle Werke der schönsten Künste versammelt werden, anzusehen sind, haben Gallerien, in denen große Werke aus allen berühmten Kunstschulen zu sehen sind. Von diesen Gallerien ist die florentinische, welche Cosmus III, Herzog von Florenz und nachher Grosherzog von Toscana, angelegt hat, die berühmteste und wichtigste. In Deutschland sind die Gallerien von Dresden, Düsseldorf, Sanssouci und Wien die berühmtesten.

Dergleichen Gallerien sind für die zeichnenden Künste, was die öffentlichen Bibliotheken für die Gelehrsamkeit; Schätze zum öffentlichen Gebrauch der Künstler. Sie müssen deswegen den Künstlern und Liebhabern zum Studiren beständig offen stehen. In dieser Absicht aber sollten sie auch nach einem besonders dazu entworfenen Plane angelegt seyn, nach welchem jeder Theil der Kunst sein besonderes Fach hätte. Ein Theil müßte der Zeichnung; einer der Zusammensezung; ein anderer der Haltung u. s. f. gewidmet seyn.

Hrn. Prof. Sulzer allgem. Theorie der schönen Künste Art. Gallerie.

Auf den Schiffen, versteht man unter Gallerien, Holl. Galderyen, oder Galerven, Fr. Galeries, Ital. Giardini, L. Fori, die zu beyden Seiten der Kajüte gegen das Hintertheil über den Bord heraus gebauten offenen oder bedeckten Gänge, welche nicht nur zur Zierde des Schiffes, sondern auch zur Bequemlichkeit des Capitäns, dienen. Man leget auch wohl, wenn sie bedeckt sind, allerley Sachen darein, um sie bald bey der Hand zu haben. Sie sind etwa 10 bis 12 Fuß lang, und 8 Fuß hoch.

Auf Schiffen welche mehr als 50 Kanonen führen, heißen die im Raume angebrachten, 3 Fuß breiten Gänge, längs der innern Verkleidung des Vorder- und Hintertheiles, Galeries du fond de cale. Diese Gallerien im Schiffsraume dienen insonderheit zur Bequemlichkeit der Zimmerleute, um die bey dem Gefechte im Schiffe durch die Kanonenschüsse entstandenen Löcher und Oeffnungen zu verstopfen und auszubessern.

In

In der Festungs-Baukunst, heißt Gallerie, L. Vinea, Fr. Galerie a passer un fossé, ein kleiner hölzerner Gang, welcher oben und auf beyden Seiten mit starken Bohlen bedeckt und umgeben ist, und den die Belagerer über einen mit Faschinen ꝛc. angefüllten Graben hinüber führen und mit Erde bewerfen, damit die Minirer vor dem Musketenfeuer der Belagerten gesichert seyn, bis an den Fuß eines Werkes gelangen, und eine Mine anbringen können. Dergleichen Gallerien sind aber heut zu Tage nicht sonderlich mehr im Gebrauche, weil man mit wenigern Umständen beyzukommen weiß.

Kleinere Minengänge, welche längs den beyden Seiten der ordentlichen Minengänge angelegt sind, um in einem gewissen Abstande von einander Leute hin zu stellen, welche horchen müssen, was der Feind in der Nachbarschaft für Arbeit vornimmt, um davon zu berichten, werden Lauergallerien, Fr. Galeries d'écoute, genannt.

In den Statüengießereyen, heißen Gallerien, Fr. Galeriers, die mit Thon ausgelegten, und durch Mauern von Sandstein oder Backsteinen von einander abgesonderten Räume, worein man das Holz und die Kohlen leget, deren Feuer das Wachs des Modelles ausschmelzen, und die ganze Form ausbrennen soll. Diese so genannten Gallerien werden nur in dem Falle angeleget, wenn die Form zu einer sehr großen Statüe verfertiget werden soll, und vertreten die Stelle eines Ofens unter der Form. Sie werden mit einem sehr starken eisernen Roste übersetzt, der das Fundament abgiebt, welches die Stäbe trägt, die das ganze Gerüste (d. i.) den Kern und die fertige Statüen unterstützen müssen.

In einem Ballhause versteht man unter Gallerie den langen und bedeckten Gang, wo man den Ballspielern zusieht. Er ist ungefähr mannshoch, und mit einem schrägen Dache von Bretern bedeckt. Im Französischen werden die Zuschauer auf der Gallerie, gleichfalls la galerie genannt.

Gallerte, (*) L. Gelatina, Fr. Gelée, im Oberd. die Sulze, in der Küchensprache einiger Gegenden, eine gestandene Schüssel, nennt man ein schleimiges, durchsichtiges und dem gefrornen Wasser ähnliches Wesen von einer gewissen Consistenz, welches man insonderheit aus thierischen Theilen erhält, wenn man ihnen eine gewisse Menge von ihrem überflüssigen Wasser entzogen hat. Insofern eine solche Gallerte zum Essen bestimmt ist, behält man oft auch im Deutschen das französische Wort Gelee bey.

In der Chemie und Pharmacie macht man einen Unterschied zwischen Gallerte (Gelatina), und Schleim (Mucilago). Das Wort Gallerte gebraucht man gewöhnlicher von thierischen Theilen, und das Wort Schleim von Vegetabilien; wiewohl man auch aus manchen Pflanzen eine Gallerte, und aus manchen Thieren einen Schleim erhalten kann. So kann man z. B. aus den frischen ausgepreßten Pflaumen eine wirkliche Gallerte bekommen. Und selbst die Vegetabilien, welche einen Schleim geben, haben eine mit einer Gallerte verbundene schleimige Materie. Der Unterschied zwischen Gallerte und Schleim ist dieser, daß in dem Schleime mehr erdige Theile, als bey der Gallerte sind, und in dieser, nach Proportion, mehr öhlige und salzige Theile gefunden werden. Ferner ist auch zwischen der vegetabilischen und thierischen Gallerte ein Unterschied. In jener haben die salinischen Theile eine säuerliche Natur, in der thierischen aber haben sie fast die Natur eines Mittel-

(*) Dieses Wort, welches bey den Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte Galrey, Gallhart, Gallrad, Gallraid, und im mittlern Latein Galatina, Geltina, Gltreda, Galadria u. s. f. lautet, stammt wohl nicht von dem Lat. gelatus her, wie Frisch will, sondern von einem guten alten deutschen Stamme. Im Dithmarsischen bedeutet Keller noch jetzt geronnene Milch, und kellern, gerinnen, gelieren. Ob das Griech. γαλα, Milch, gleichfalls dahin gehöre, ist ungewiß. Siehe Gällig.

Mittelsalzes, und es sind also die sauern Salze schon verändert. Ueberhaupt betrachtet aber können alle diese Substanzen, nach Beschaffenheit der Verdauungskräfte nähren. Gesunde und starke Personen z. B. können die schleimigen Substanzen so verdauen, daß sie davon genähret werden, da hingegen schwache Personen gar keine Nahrung davon erhalten. In hitzigen Krankheiten nähren die Vegetabilien, welche eine wirkliche Gallerte geben, recht gut, und schaden nicht; da hingegen bloße thierische Gallerten schaden, und nicht nähren.

Es scheint, daß der Körper aller Thiere größtentheils aus einer gallertartigen Materie bestehe. Denn wenn man Fleisch, Knochen, Häute, Flechsen, Nerven, Hörner, Haut, mit einem Worte, alle die verschiedenen festen oder weichen Theile, welche den Körper eines Thieres ausmachen, in Wasser kochen, und hernach dieses Wasser bis zu einem gehörigen Grade abrauchen läßt: so gerinnt es in der Kälte zu einer wirklichen Gallerte; und wenn man dieses Abrauchen bis zur Trockne, aber bey einer solchen Wärme fortsetzt, welche, diese gallertartige Materie aus ihrer Mischung zu setzen, nicht vermögend ist, so macht sie zuerst einen Leim, und hernach eine Art eines mehr oder weniger durchsichtigen, harten und festen Hornes.

Die Gallerte ist, nach Beschaffenheit der Theile eines Thieres, unterschieden. Diejenige z. B. welche man aus gekochtem Fleische erhält, ist feiner und besser, als die von Knochen, Häuten und Flechsen. Sie können zwar alle nähren; aber mit welchem Unterschiede! Die Gallerte vom Fleische wird geschwinder durchgearbeitet, als die andern Arten, weil sie weniger erdige Theile enthält. Es ist auch in Ansehung der Thiere ein Unterschied. Die Gallerte von Hühnern ist feiner, als die vom Kalbfleisch, Rindfleisch u. s. f. Ja, manche Thiere haben eine so feine Gallerte, daß sie den Menschen fast nicht nähren können, weil sie in dem Magen und Gedärmen so durchgearbeitet werden, daß sie keinen solchen Milchsaft, welcher den Menschen zu nähren geschickt wäre, liefern können.

Das

Das Blut, das Blutwasser, der Same der Thiere, sind beynahe nichts anders, als ganz reine gallertartige Materie; die Milch selbst enthält eine sehr große Menge von selbiger. Kurz, beynahe alle thierische Feuchtigkeiten, diejenigen ausgenommen, welche als Excremente zu betrachten sind, dergleichen der Urin und der Schweiß ist, sind nichts anders, als Arten von wässerigen Gallerten.

Diese gallertartige Materie der Thiere, hat in ihrem natürlichen Zustande fast gar keinen Geruch, noch eine saure oder alkalische Eigenschaft; ihr Geschmack ist süßlich; wenn sie aber in einer hinlänglichen Quantität Wasser, und vermittelst anderer zur Gährung nöthiger Umstände verdünnt worden sind, so geräth sie sofort in Gährung, sobald sie ihrer zum Leben nöthigen Bewegung beraubt worden sind, und dieses so gar bisweilen, wenn das Thier noch lebt, von welchem sie einen Theil ausmacht; sie bringt verschiedene Krankheiten, und in der thierischen Oeconomie eine merkliche Unordnung zuwege. Anfänglich gelangt sie zu einer gelinden Bewegung der sauern Gährung eben so, wie man bey der Milch, dem Blute dem Fleische, und den Fleischbrühen, bemerkt; und hernach geräth sie sehr geschwinde in eine völlige Fäulniß, welche sie in eine Art einer sehr stinkenden Materie verwandelt.

Wir müssen die Eigenschaften und Wirkungen der Gallerte, in so fern wir sie in den thierischen Speisen genießen, etwas näher betrachten. Es giebt bereits erwähnter Maßen, einige Thiere, welche mit einem gewissen Leime vor andern überhäuft sind. Das Schwein hat einen sehr großen Ueberfluß davon; und alle junge Thiere haben dessen nach Proportion mehr, als die ältern. Es läßt sich fast aus allen Theilen des Schweines, aus den Kälberfüssen und Lämmern und jungen Hühnern, mit leichter Mühe, eine solche Brühe heraus kochen, welche, nachdem sie erkaltet ist, steht

und

und zittert. Viele Leute glauben, daß dieses die rechte Kraft und das eigentliche Nahrhafte des Fleisches sey, und sie bemühen sich sorgfältig, es daraus zu erhalten. Wenn man das wenige Flüssige, welches in der bebenden Gallerte noch übrig ist davon jaget: so kann man trockne Täfelein daraus verfertigen, welche die Franzosen Tablettes de jus de viande nennen, und die nur in heißem Wasser aufgelöset werden dürfen, wenn man ohne Fleisch und ohne viele Umstände in der Geschwindigkeit Fleischsuppe haben will; siehe Th. VI, S. 270, fgg. Es ist aber weit gefehlt, daß dergleichen Suppen die Kraft und Nahrhaftigkeit der wahren Fleischbrühen besitzen sollten. Eine kleine Ueberlegung wird uns hievon überzeugen.

Die Gallerte ist einer der allerzähesten thierischen Säfte, und solchen Thieren eigen, die überhaupt dicke Säfte und wenig Bewegung haben. Das Fleisch solcher Thiere selbst ist zähe und kleberig, und ihre Gallerte enthält viel erdige Theilchen. Sie nimmt, ihrer Natur nach, von selbst eine Fäulniß an, und wird von flüchtiger Art. Ihre Bestandtheile sind Erde, Wasser, etwas Salz, und ein wenig Oehl. Wenn ein solches zähes Wesen dem menschlichen Körper zu einer guten Nahrung dienen soll, so muß es schnell verdauet werden, weil es zur Fäulniß geneigt ist. Soll es aber schnell verdauet werden, so muß eine starke Verdauungskraft in dasselbe wirken, weil sich die Speisen desto schwerer auflösen, und von den Verdauungs Säften in einen guten Nahrungssaft verwandeln lassen, je zäher sie sind. Wenn diese zähe Materien nicht auf das nachdrücklichste und geschwindeste verdauet werden, so erzeugen sie natürlicher Weise im Magen einen zähen Schleim, welcher alle übrige gute Speisesäfte mit in sich verwickelt und verdirbt. So bald aber die Gedärme mit einem solchen Schleime überzogen sind, wird nicht allein kein guter Milchsaft mehr aus den Speisen zubereitet, sondern

dern es erzeugen sich auch viele Blähungen in den Gedärmen, welche zu verdrießlichen Krankheiten Anlaß geben. Von diesem Schleime werden auch selbst die Drüsen der Gedärme schlaff gemacht, und alsdann ergießen sie, statt ihrer gewöhnlichen dünnen Flüssigkeit, ebenfalls zähere kleberige Säfte in die Gedärme, welche sich mit den guten Speisesäften vermischen, und sie verderben. Wenn der Schleim lange in den Gedärmen verweilet, wird er endlich entweder schon faulend, oder noch unschuldig mit in das Blut übergeführet. Dieses geschieht nicht schnell und merklich, sondern nur allmählich; und daher kann die dadurch verursachte Verschleimung der Säfte lange verborgen bleiben, welches zuletzt ihre Cur desto schwerer macht. Es ist aber nicht das Blut allein, welches durch diese Verschleimung zähe gemacht wird, sondern es nehmen auch die feinern Säfte in den zärtern Gefäßen hieran ihren Antheil. In diesen Gefäßen fließen die zähern Säfte langsamer, und diese Hemmung ihrer Bewegung verursachet ein Aufschwellen derselben. Auf diese Weise entstehen Geschwülste von der Erschlaffung der festen Theile, welche verdorbene Säfte zum Grunde haben. Will man sie curiren, so muß man stärkende Arzneymittel dazu gebrauchen.

Man sieht aus dieser leichten und natürlichen Herleitung, daß die thierischen Speisen, welche viel Leim in sich enthalten, oder sehr gallerthaftig sind, an sich keine gute Nahrungssäfte erzeugen; und daher habe ich im XVI. Th. S. 212, fgg. schwächlichen und kränklichen Personen gerathen, ihre Fleischsuppen nicht zu stark zu kochen, weil durch das starke kochen und Dämpfen des Fleisches ein großer Theil seiner Gallerte mit der Fleischbrühe vermischet wird. Da aber doch diese zähe Gallerte jederzeit mit Brühe und Fleischfasern vermischt ist, so können starke Magen noch wohl Nahrung heraus arbeiten; und ihnen halten solche zähe Speisen auch bes-

ser

ser vor, als die dünnen Suppen. Allein, da sie starke Verdauungskräfte erfordern: so ist es allemal, insonderheit schwächlichen Personen, zu rathen, bey dem Genusse derselben alles zu Hülfe zu nehmen, was ihre Verdauung erleichtern kann. Man muß solche Speisen mit andern aus dem Gewächsreiche zugleich genießen, um ihrer Neigung zur Fäulniß Einhalt zu thun, und muß viel Brod, welches wohl ausgebacken und gut gegangen ist, dazu essen. Außerdem aber muß man auch Salz und starke Gewürze zu Hülfe nehmen; denn keine Speisen leiden mehr Salz als diese; und die stärkenden Gewürze reizen, vermöge ihres flüchtigen öhlichten Salzes, nicht allein den Magen und die Gedärme zu desto besserer Verdauung, sondern hindern auch, daß sich der Schleim nicht zu schnell erzeuge. Daher ist es eine gute Gewohnheit, das schleimvolle Schweinefleisch mit saurem oder anderm Kohle, stark gesalzen und wohl gewürzt, geräuchert oder gebökelt, oder in Form einer kalten gewürzten Sulze mit Essig und Petersilie zu genießen. Durch diese Zusätze werden die zähen Speisen besser aufgelöset und durchdrungen, daß sie der Gewalt des gestärkten Magens leichter nachgeben, ihre gute Säfte fahren lassen, und dadurch dem Menschen zur Nahrung dienen, wogegen der zäheste Schleim mit den übrigen groben Theilen der Speisen in den Gedärmen zurück bleibt, und seinen Ausgang anderwärts findet.

Aber dieser guten Hülfsmittel ungeachtet, ist es doch schwachen Personen, insonderheit Frauenzimmern, Gelehrten, und solchen Leuten, die eine sitzende Lebensart führen, nicht zu rathen, daß sie sich solcher zähen Speisen öfters bedienen. Man kann ihnen zur Noth im Winter solche Freyheit gestatten, wo ihre Verdauungskräfte am stärksten sind. Am meisten aber sollen sie von Personen, welche ohne dieß zähe phlegmatische Säfte haben, oder welche Präservationscuren, Brunnen- oder Molkencuren ꝛc. gebrauchen, vermieden werden.

den. Daß Kindern eine solche Nahrung schlechterdings unzuträglich seyn müsse, versteht sich von selbst.

Auch der häufige Gebrauch der Geleen muß bey Gesunden und Kranken eingeschränket werden. Sie nähren weit weniger, als man glaubt; und sie würden gewiß den Magen, die Gedärme und alle Säfte verschleimen, wenn man sie häufig, ohne Gewürze, genießen wollte. Man muß sie mit Zucker und Citronensaft speisen, oder sie in dünnen Suppen zergehen lassen, und sich eines guten alten und stärkenden Weines dabey bedienen. Von den Getränken aus Hirschhorn oder Eyerdottern, welche man den Kranken oft zu reichen pflegt, findet ein gelinderes Urtheil Statt. Sie theilen dem Wasser einige Nahrhaftigkeit mit, und weil sie ihm nicht so viel Gallerte einverleiben, daß es davon dick werden und gerinnen könnte, so können sie den Verdauungskräften auch nicht sonderlich zur Last fallen. Doch ist es allezeit nützlich, sie ein wenig säuerlich zu machen.

Wie die Gallerten zubereitet werden müssen, findet man bey Abhandlung der Essen und bey deren Zurichtung beschrieben. Was aber die eigentlich so genannten Geleen, und das Färben derselben betrifft, so werde ich davon im Art. Gelee handeln.

Eine Gallerte mit Brustkräutern, wird folgender Gestalt zubereitet. Man nimmt weiße Eibischwurzel, Lungenkraut, Leberkraut, und die Herzen von blauem Kohl, von jedem 1 Handvoll, schneidet alles klein; thut 3 Löffel voll kleine Grütze, einen gehackten Kälberfuß mit dem Knie an der Keule, 2 gehackte Schaffüße, und eine Messerspitze voll Muskatenblumen hinzu; setzt alles zusammen mit 3 Quart Wasser in einem fest zugeklebten Topfe an das Feuer, und läßt es 3 Stunden lang kochen; drückt es hernach durch einen feinen Durchschlag, oder durch ein härenes Sieb, und läßt es in einem Topfe im Keller zugedeckt stehen, bis es zu einer Sulze gerinnet.

Diese Gallerte ist nicht bloß erweichend und nährend, sondern auch reinigend, und gelinde stärkend. Man nimmt davon morgens und Nachmittags einen Eßlöffel voll, in dünner Rindfleischbrühe zerlassen.

* * *

Bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, wird ein gewisses Pflanzengeschlecht von der unvollkommensten Art Gallerte genannt, welches aus einem gleichförmigen, durchsichtigen, häutigen, gallertartigen Wesen besteht, und in selbigem einige, vielleicht dem Samen ähnliche Körper einschließt, und im Lat. Tremella genannt worden ist. Verschiedene Arten sind den Flechten ähnlich; es fehlen aber bey allen die Schilderchen und Warzen. Die Arten selbst sind unter sich gar sonderbar verschieden; vornämlich haben die Naturforscher die faltige Blatt-Gallerte aller Aufmerksamkeit gewürdiget. Schon der Name Himmels-Blume oder Himmels-Blatt, Coelifolium oder Ciniflonum, Spuma aëris, welchen Paracelsus dieser Pflanze beygelegt hat, giebt ganz deutlich zu erkennen, daß man derselben einen besondern Ursprung angedichtet, und von allen andern Pflanzen unterschieden hat; wie dann solche in vorigen Zeiten von vielen für die astralische Quintessenz, von andern aber für ausgebrannte Abgänze von Sternen, welche man Stern-Putzen, Stern-Schneutzen, Stern-Schnuppen zu nennen pflegt, gehalten worden ist. In neuern Zeiten haben Reaumür, Dillenius und andere, die wahre Beschaffenheit dieser Pflanze genauer untersucht, und theils als ein eigenes Geschlecht unter dem Namen Nostoc oder Linkia beschrieben, oder mit der Tremella vereinigt. Hr. v. Haller setzt dieselbe unter die gallertartigen Flechten. Es ist solche die Tremella Nostoc *Linn.*; sie wird im Deutschen auch Erd-Blume genannt, ob gleich noch Niemand etwas, so einer Blume ähnlich seyn könnte, daran entdeckt hat. Es ist ein unordentlicher, dunkelgrüner, durchsichtiger Körper oder Blatt, welches, wenn man es anrührt, gleichsam wie eine Gallerte zittert, zwischen den Fingern aber nicht schmilzt, auch, weil es zähe ist, sich nicht leicht von einander reißen läßt. Man bekömmt

es nicht eher, als nach dem Regen, zu sehen. Es findet sich alsdann an allerley Orten, besonders auf einem unbearbeiteten Erdreiche, Wiesen, sandigen Wegen, in den Gartengängen u. d. gl. Man findet es zu allen Jahrszeiten, niemals aber häufiger, als im Sommer nach vielem Regen. Der geschwinde Ursprung ist besonders merkwürdig. Es entsteht gleichsam in einem Augenblicke. Wenn man des Sommers in einem Gange des Gartens spaziren geht, kann man nicht die geringste Spur davon wahrnehmen; fällt aber Regenwetter ein, und man kömmt in kurzer Zeit wieder in eben diesen Gang, so findet man dergleichen so viel, daß der ganze Gang damit belegt zu seyn scheint. Die ganze Pflanze ist gleichsam ein Blatt, welches wie ein Schwamm das Wasser häufig an sich zieht, und so lange in seinem natürlichen Zustande sich befindet, so lange es mit Wasser angefüllt ist. Ein Sonnenschein oder ein starker Wind aber entzieht ihm das Wasser in wenig Stunden wieder, und alsdann falten und schrumpfet es sich zusammen, wird ganz klein, undurchsichtig und verliert seine Farbe; es zerfällt in ein trocknes schwarzbraunes Blatt, welches kaum noch sichtbar ist: und dieses ist die Ursache des vermeinten geschwinden Wachsthumes nach dem Regen. Ein neuer Regen bringt das verdorrte und unsichtbar gewordene Blatt wieder zum Vorschein. Diese Verwandlung hat bey dem nämlichen Blatte mehrmals Statt.

Geoffroy will an diesem Blatte Wurzeln beobachtet haben, welche aber Reaumür nicht hat finden können; hingegen hat Dieser viele kleine runde Körner auf der Oberfläche gesehen, solche für Samen gehalten, und in besondere Gefäße ausgesäet; sie sind auch aufgegangen, haben aber niemals Wurzel getrieben. Reaumür hat hernach die jungen Blätter umgekehrt, und die untere Seite, auf welcher doch die vermeinten Wurzeln seyn müßten, von der Erde entfernt, und sie sind nichts desto weniger fortgewachsen. Vermuthlich ziehen sie das ernährende Wasser durch die Oberfläche ihrer Haut in sich, und werden nur alsdann immer größer, wenn es sich voll gesogen hat. Die

Sa-

Samen des Reaumür hält Hr. v. Haller für Knospen, und vergleichet die Vermehrung dieser Gallerte mit den Polypen. Es ist nur sichtbar, wenn sie sich nährt, und bleibt so lange unsichtbar, bis es wieder zu wachsen anfängt. Reaumür versichert, daß es solchergestalt abwechselnd wohl ein Jahr über fortwachse.

Wenn das Blatt eine gewisse Größe erlangt hat, bekömmt es Falten, welche, wenn es dürre geworden ist, tiefer und deutlicher erscheinen; es bleiben solche auch nachher, wenn es auch von neuem Wasser angezogen hat. Wenn Dürre und Nässe mehrmals abwechseln, vermehren sich die Falten immerfort, und endlich sieht das Blatt auch im frischen Zustande von den vielen Falten ganz zerkrünkelt aus.

Die jungen Pflanzen, welche Reaumür aus Samen erzogen hat, waren Anfangs kugelförmig, nachher wurden sie platter, und endlich wie ein Blatt ausgebreitet. Dillenius aber muthmaßet, daß viele dergleichen runde Körperchen an einander wüchsen und eine Haut vorstellten.

Paracelsus, Knöffel, Tournefort, Geoffroy und andere, haben dieser Gallerte ganz besondere Tugenden zugeeignet. Sie soll Wunden heilen, der Fäulung widerstehen, die Nerven besänftigen. Die Alchymisten erzählten davon gar wunderbare Sachen, und suchten darin besonders ein auflösendes Mittel zum Golde. Allein, obgleich selbige viel Oehl und flüchtiges Salz enthält, und daher wirksam scheint, ist sie doch jetzt kaum mehr als ein Arzeneymittel bekannt, auch die Sperniola, welche Knöffel als ein, von Nostoch und andern zusammen gesetztes Mittel, so hoch angepriesen hat, und die deswegen in einigen Apotheken aufgenommen worden ist, gänzlich in Vergessenheit gerathen. Unter den neuern Schriftstellern, erwähnt Vogel des Nostochs als eines bewährten Mittels, den Branntweinsäufern die Lust zu dergleichen Getränke zu benehmen, wenn solches in Branntwein eingeweicht, denselben heimlich beygebracht wird.

Gallerte, (See-) Holothuria Physalis *Linn.*; s. in S.

Galles, (*Princesse de*) eine Nelkensorte; s. unter Nelke.

Gallina, siehe Huhn.
Gallimache, der brasilian. Geier; s. unter Geier.
Gallinage, L. Gallinago; siehe Schnepfe.
Gallinasse, Fr. Gallinasse; siehe unter Geier.
Galline, L. Rubellio, ein Meerfisch; s. Roth-Feder.
Gallinella, Morsus gallinæ, Hühnerbiß; s. Aline media.
Gallion, (das) L. Rostrum navis, Holl. Galjoen, Fr. Avantage, Cap, Eperon, Poulaine, Serpe, der Schiffsschnabel, heißt am Vordertheile des Schiffes, hinter der Sirene oder dem ausgeschnitzten Löwen, derjenige Raum, wo die Soldaten und Matrosen ihren Abtritt nehmen, und wo (auf Kriegsschiffen) die Gefangenen geschlossen liegen. Dieser Raum ist aus verschiedenen bogenförmigen und vorn sich zusammenspitzenden Hölzern zusammen gesetzt, nämlich den Regelingen oder Geländern (Porte-vergues,) Knie- oder Krummhölzern (Courbatons,) den Schneiden (Eguilles,) und dem Kamm (Frise.) Das Gallion dient, den Mast des Boegsprietes fest zu halten, und das Vordertheil des Schiffes zur Durchschneidung des Wassers geschickter zu machen. Das Gallion gegen Land kehren. Siehe auch Gelte und Gölle.
Gallione, (die) eine Art großer Kriegsschiffe von 3, 4 oder mehr Verdecken, so ungefähr 400 Tonnen führt. Vor Zeiten hatte man dergleichen in Frankreich und Spanien; jetzt aber ist dieser Name bey der Schifffahrt nicht viel mehr im Gebrauche, außer nur bey den Spaniern, welche noch einen Theil derer Schiffe, die sie zu der Handlung nach West-Indien gebrauchen, also zu nennen pflegen; Span. Gallione. Man muß dieses Wort mit Galeone, eine große Galeere, (s. oben S. 660) nicht verwechseln. Es gehen nämlich aus Spanien zu Friedenszeiten alle Jahre, zu Kriegszeiten aber etwas seltener, zwo Flotten nach Amerika ab; die eine nach Mexico, welche man die Silber-Flotten nennt, und die andere nach Peru, welche man die Gallionen

nennt

nennt. Daher wird in Spanien ein Kaufmann, welcher an derjenigen westindischen Handlung, die durch Gallionen getrieben wird, Antheil hat, ein Gallionist genannt; im Gegensatze der Flottisten, welche ihren amerikanischen Handel durch die Schiffe der nach Veracruz abgehenden Silberflotte treiben.

Die Gallionen sind auf eine Art gebauet, die heut zu Tage überall, außer in Spanien, ganz aus der Mode gekommen ist. Die Ursache, warum man sich derselben dort noch bedienet, ist, weil sie einen großen Raum haben, Kaufmannswaaren einzunehmen, mit welchen die königlichen Schiffe so vollgepresset werden, daß sie gemeiniglich außer Stande sind, sich gehörig zu vertheidigen. Richard Walter, in seiner Beschreibung der Reise des Lord Ansons um die Welt, legt ihnen eine ungeheure Größe bey, sagt aber doch, das größeste wäre wenig kleiner, als ein englisches Kriegsschiff vom ersten Range, und die kleinern wären von 1100 Tonnen, das größere aber habe, zum Kriege gerüstet, 1200 Mann geführt, gemeiniglich aber hätten sie nur 350 bis 600 Mann, und etliche 50 Kanonen. Er gesteht aber doch, daß die vom Lord Anson eroberte viel größer gewesen, als der Centurion, das Hauptschiff Lord Ansons, welches 60 Kanonen und 400 Mann am Bord gehabt hat, da jene mit 555 Mann, 36 Kanonen und 28 Steinstücken besetzt gewesen ist. Nun ist, nach einer genauen Ausrechnung, ein englisches Kriegsschiff vom ersten Range, auf dem obersten Verdecke 159 bis 174 Fuß lang, und 44 bis 50 breit, und führt 706 bis 800 Mann, und 96 bis 110 Kanonen; ein Schiff vom vierten Range aber, wie der Centurion war, ist auf dem obersten Verdecke 118 bis 146 Fuß lang, und führt 226 bis 400 Köpfe, nebst 48 bis 60 Kanonen. Carreri aber meldet, daß die 1694 gebaute Gallione, St. Joseph, welche nachher im Sturme unterging, einen Kiel von 62 Ellen (Coudées, deren jede 1½ Palmi gehalten, einen Palm rechnet man aber auf 9 Zoll,) lang gehabt. Der Kiel einer andern, Santo Christo genannt, sey 60 Ellen lang gewesen, und er selbst habe den S. Franciscus Borgia, mit einem Kiele von 55 Ellen bauen gesehen. Merkwürdig ist dabey, daß ihr Bau so fest, und das Holz so dauerhaft und stark gefüttert ist, daß keine Kugel leicht durchdringen kann. Ein solches Schiff wehrte sich gegen 14 holländische, die ihm, zum größten Erstaunen, nichts anhaben konnten; und als das Gefecht vorbey war, zog man 90 Stückkugeln aus ei-

ner Seite heraus, die es wie eine steinerne Mauer aufgefangen hatte, weil es sich nicht wenden konnte, da es auf dem Trockenen lag.

Die Flotte, unter welche die Gallionen gehören, besteht aus acht solchen Kriegsschiffen. Drey davon sind von ausnehmender Größe, und führen die Namen la Capitana, la Admirante, und il Governo; zwey andere sind kleiner, nämlich la Patacha, und la Margaritha, jede von 50, und eine Advis-Fregatte von 40 Kanonen; die übrigen haben keine besondere Namen. Alle diese Schiffe sind für königliche Rechnung, und Kriegsschiffe, gemeiniglich aber mit so vielen und schweren Waaren beladen, daß es, wie bereits erwähnt worden ist, im Fall eines Treffens schwer ist, sich zu vertheidigen. Außer diesen königlichen Gallionen aber sind noch 12 bis 15 Kauffarteyschiffe, welche Privatpersonen zugehören, und die, weil in Spanien keine Handlungscompagnie für Amerika errichtet ist, unter Bedeckung und in Gesellschaft der Gallionen, mit nach Amerika gehen; daher sie dann ebenfalls mehrentheils mit dem Namen der Gallionen belegt werden. Diese den Privatpersonen gehörigen Gallionen aber müssen die Erlaubniß dazu von dem großen Rathe von Indien zu Madrit erlangen, oder erkaufen, welches von einer jeden Gallione, nach dem sie klein oder groß ist, 70 bis 80000 Realen, oder 3 bis 6000 Reichsthaler kostet. Diese Schiffe führen wenigstens $\frac{1}{3}$ Güter mehr am Bord, als in ihren ordentlichen Frachtbriefen angegeben ist. Es können auch wohl einige Privatpersonen mit den Gallionen, auf ihre Unkosten, mit nach West-Indien gehen; sie müssen aber ebenfalls erst von dem Könige Erlaubniß dazu haben, und sich zu Sevilien, in dem Hause der Contractation, einschreiben lassen; alsdann aber dürfen sie doch nicht weiter, als bis auf die Seiten von St. Domingo, Honduras, Caracas und Buenos Ayres.

Die Ausrüstung der Gallionen selbst geschieht zu Cadiz, von wannen sie zu aller Zeit unter Segel gehen können, welches auf des Königs Willen und auf die Bequemlichkeit der Kaufleute ankömmt. Ihre Abfahrt aber geht gemeiniglich etliche Monate vor der Abreise der Silberflotte vorher, indem die Gallionen gewöhnlichermaßen im März oder April unter Segel gehen, da hingegen die Silberflotte wegen der Winde, eher nicht, als im Julius oder August, absegeln kann. Von Cadiz richten die Gallionen ihren Lauf nach Cartagena und Porto-bello, die Patache ausgenommen, welche sich unterweges bey dem Golfo de las Jagues, oder de las Yeguas scheidet, und nach der Margareta (Insula Margaritæ) geht, daselbst Perlen einzunehmen. Zu gedachtem Porto-bello wird nun, nach der Ankunft der Gallionen ein ansehnlicher Jahrmarkt gehalten, auf welchen nicht allein die Indianer und spanischen Colonisten, von Lima, Panama und andern Orten aus Peru und Terra-firma, mit Gold, Silber und andern amerikanischen Waaren kommen, um europäische Waaren zu kaufen, oder einzutauschen, sondern auch alles aus den königlichen Bergwerken in Peru gewonnene Gold und Silber dahin gebracht wird.

Porto-bello, Portobelo, oder Portovelo, ist eine Stadt und ein Hafen in Amerika, auf der nördlichen Küste der Landenge von Panama, und in der Provinz gleiches Namens, an dem Nordmeere, und unter dem 8ten Grade der Norderbreite. Sie ist die reichste Handelsstadt in der Welt; jedoch nur so lange, als ihre Messe währet, d. i. 4 bis 6 Wochen lang, wenn und so lange nämlich die spanischen Gallionen sich daselbst befinden, indem außer dieser Zeit die vornehmsten Kaufleute sich das ganze Jahr zu Panama an dem Südmeere aufhalten. Während dieser Messe, oder so lange die Gallionen zu Portobello bleiben, ist der Zulauf daselbst so groß, daß die schlechtesten Buden oft für 1000 Rthlr. und eine sehr mittelmäßige Kammer für 120 Rthlr. auf die kurze Zeit vermiethet werden, und auch die Lebensmittel nach Proportion steigen; wie dann das Rindfleisch, von dem man sonst das ganze

Jahr hindurch 13 Pfund für ½ Real (1 Gar. 6 Pf. oder 3 holländ. Stüver) kaufen kann, alsdann das Pfund für 2 Realen (oder 6 Ggr.) verkauft wird, und das Federvieh, welches sonst kaum 1 Real gilt, 12 Realen kostet. Eben zu dieser Zeit aber ist auch die Luft daselbst am allerungesundesten, indem kein Jahr vergeht, daß nicht während der Messe allda an die 500 Personen, vornämlich von den Europäern, sterben sollten.

Der Transport derjenigen Waaren, die von Panama nach Portobello auf die Messe, und der mit der Flotte aus Europa gekommenen Waaren, die von Portobello nach Panama zurück geführt werden, geschieht gewöhnlich durch 2000 Maulesel zu Lande, weil es nur 16 Meilen von einer Stadt zur andern ist. Den Ort der Verwahrung der Waaren zu Portobello betreffend, so wird 1) das Gold und Silber, so von Panama nach Portobello gebracht wird, und worin die vornehmste Ladung der 2000 Maulthiere besteht, auf dem öffentlichen Markte abgeladen, von den königlichen Bedienten daselbst gewogen und gezeichnet, und bleibt, nachdem solches geschehen ist, bis zu ihrer Einladung in die Schiffe, hier mit größter Nachlässigkeit liegen, als man bey uns in den Gewölben der Kaufleute das Bley etwa in einem Winkel derselben liegen sieht. 2) Die andern Waaren werden unterdessen, bis sie entweder auf die Gallionen zu Schiffe gebracht, oder nach Panama abgeführt werden sollen, in Niederlagen verwahrt, welche den größten Theil der Gebäude der Stadt ausmachen, wobey große Ställe sind, in welchen sie ihre Maulthiere und andere Lastthiere so lange stehen haben, als sie zu Portobello bleiben.

Die Ladung anlangend, so werden auf die Gallionen insgemein die königlichen Einkünfte, und die Gold- und Silber-Stangen, welche den Privatpersonen zugehören, geladen; die andern Waaren, als: Indig, Chochenille, Cacao, Zucker, Toback, Leder u. d. gl. ladet man auf die Kauffarteyschiffe, welche, oben erwähntermaßen, jederzeit unter Convoy der königlichen Flotte mit nach Portobello kommen. Nachdem die Ladung der königlichen Gallionen und der mit ihnen gehenden Kauffahrteyschiffe geschehen ist, segelt die Flotte von Portobello nach Cartagena ab, wie ich weiter unten erzählen werde; vor dieser Abreise aber werden die Schiffe insgesamt von den königl. Beamten visitirt, um zu sehen, ob nicht etwa Waaren, die dem Könige nicht die gebührenden Abgaben entrichtet haben, eingeladen seyn.

Die

Die Waaren, welche mit den spanischen Gallionen aus Spanien nach Portobello gehen, und auch für die andern Handelsplätze der Spanier in Amerika dienen, sind vornämlich folgende: 1) Verschiedene Gattungen von Leinwand; 2) verschiedene wollene Zeuge; 3) Tuch von allerley Gattungen; 4) wollene Strümpfe und Mützen; 5) verschiedene Gattungen von Seidenwaaren; 6) allerhand Eisenkram- und Galanteriewaaren, als: weißer Zwirn von allerley Gattungen; Zwirn aus Bretagne von allerley Farben; leinene Unterhosen und Strümpfe bis auf die Ferse, aber ohne Füße, für Manns- und Weibsversonen; spanischer Toback von Sevilien, blaue Farbe zum Leinwandstärken, Bleyweiß, holländische Messer, Hüte, zwirnene Spitzen, Schnupftücher, Handschuhe, Schlösser, Schnupftobacksdosen, Scheeren, Visam, weiß Wachs ꝛc.; 7) verschiedene Gattungen Weine: 8) Oehl; 9) Saffran, Weihrauch, Benzoe, und allerley andere Spezereywaaren. Der Profit an allen diesen Waaren ist insgemein sehr groß. Es besteht aber des Handels Vortheil mehrentheils darin, daß man zweyerley wisse: a) ob die Anzahl der Waare, welche die spanische Flotte jährlich von Europa aus, nach Portobello bringt, größer, oder geringer sey, als die Gold- und Silberbarren, Stücke von Achten, und andere Waaren, welche die peruvianischen und westindischen Kaufleute auf diesen Markt bringen. Denn, wenn sie nach Portobello Gold, Silber und andere Waaren bringen, die sich höher belaufen, als diejenigen, welche die Spanier dahin gebracht haben, so ist es gewiß, daß der Verkauf für die Spanier vortheilhaft, und daß dabey viel zu gewinnen sey. Die Ursache ist, weil die Indianer vielmals ihr Gold und ihre Waare wieder zurück nehmen, daher sie dann alles für wenig hingeben. Sind hingegen die Waaren weit größern Werthes, als die indianischen, so ist wenig daran zu gewinnen, vielmehr oft zu verlieren, weil die spanischen Negotianten alsdann genöthigt sind, dieselben um einen geringern Preis wegzugeben, damit sie derselben los werden. b) Ist zu wissen, welche Waaren am meisten begehrt werden, und den Indianern am nothwendigsten seyn.

In Ansehung der Unkosten, welche für die Waaren, so nach Portobello geschickt werden, aufgehen, wird von Cadiz aus, wo das Verzeichniß derselben gemacht wird, 5 bis 6 pro Cent Schifflohn bezahlt; für die Ausladung ungefähr 6 pro Cent; für den Zoll, welchen man dem Könige zu entrichten hat, und Indult, d. i. Erlaubniß und Paß, 8 Achtort und 2 Real de

plata für jeden Ballen, welches etwa 2½ pr. C. beträgt. Oft werden die Waaren von Portobello, wenn sie nicht alle mit Nutzen daselbst verhandelt werden können, nach Cartagena gebracht, und das Schifflohn für jeden Ballen mit ungefähr 5 Franken, welches beynahe ½ pr. C. macht, bezahlt.

So bald der Jahrmarkt zu Portobello geendigt ist, kehren die auf Rechnung des Königs ausgerüsteten Gallionen nach Cartagena zurück, wo ebenfalls ein großer Handel mit indianischen Waaren geschieht. Hierauf gehen sie nach der Havana, die Nothwendigkeiten zu ihrer Rückreise nach Spanien einzunehmen, und die unterdessen nach Portorico, Veracruz und Mexico, in Neu-Spanien gegangenen Kauffarteyschiffe, welche in ihrer Gesellschaft gekommen waren, und wieder mit zurück wollen, imgleichen die nach Margareta gegangene Patache, zuweilen auch die Silberflotte, zu erwarten. Die Reise der Gallionen von und nach Hause, pflegt insgemein 7 bis 9 Monate zu währen, von denen 2 auf die Hinreise, 2 auf die Rückreise, und die übrigen auf den Handel in Amerika hingehen. Oftmals bleiben auch die Kauffarteyschiffe gar zurück, und kommen erst in 13 bis 14 Monaten wieder nach Cadiz zurück. Zuweilen segeln die Gallionen und die Silber-Flotte mit einander in Gesellschaft aus Spanien ab, und kommen auch in Gesellschaft zurück; alsdann aber trennen sie sich auf der Höhe der antillischen Inseln, da dann die Gallionen, vorgedachtermaßen, ihren Lauf nach Cartagena und Portobello richten, und die Silberflotte den ihrigen nach Veracruz nimmt; bey der Rückfahrt aber vereinigen sie sich sodann wieder in der Havana.

Was die Handlung selbst betrifft, welche mit diesen Gallionen nach dem spanischen Amerika getrieben wird: so ist solche sehr beträchtlich. Eigentlich sollte sie zwar nur von dem Könige und denjenigen spanischen Kaufleuten, denen der König die Erlaubniß dazu giebt, geführt werden; allein, es haben wirklich die Ausländer,

insonderheit Franzosen, Holländer und Engländer, mehrentheils wo nicht mehr, doch eben so viel Antheil daran, als die Spanier selbst. Der König hat zwar diesen Handel allen Nationen, außer seinen Unterthanen scharf verboten; man weiß aber schon, solchen auch im Namen seiner eigenen Unterthanen mit großem Nutzen zu treiben, und der König sieht durch die Finger, weil er wohl weiß, daß seine Unterthanen den Handel nach Amerika ohne Hülfe der Fremden nicht wohl allein bestreiten können. Man schickt nämlich die Waaren, welche nach Amerika bestimmt sind, nach Cadiz an seine Correspondenten, die solche gebornen Spaniern gegen einen Schein oder eine Handschrift, daß sie solche empfangen haben, und bey ihrer Zurückkunft Rechnung davon ablegen wollen, anvertrauen, die dann mit nach Amerika reisen, die ihnen anvertrauten Waaren in Amerika verkaufen oder vertauschen, und dafür Gold und Waaren wieder zurück bringen, welche dann von Spanien nach Frankreich und Holland geschickt werden.

Es sind aber diese Waaren, die mit den Gallionen nach Amerika gehen, außer denjenigen Waaren, die Spanien an und für sich selbst dahin versendet, hauptsächlich französische, englische, holländische, italiänische, deutsche und ostindische Waaren und Manufacturen, welche man in Bohns Kaufmann, Th. 1, S. 692, f. specificirt findet. Gegen diese Waaren bringen die Gallionen aus Amerika wieder zurück: Gold, etwa für 2 bis 3 Millionen Thaler; Silber, ungefähr für 18 bis 20 Millionen Thaler; Perlen, für 200000 Thaler, wovon der König den fünften Theil genießt; Smaragde für 2 bis 300000 Thaler; Bezoar, Amethyste, und andere schlechte Edelsteine, für 20 bis 30000 Thaler; Wolle von den Vigognes, für 40 bis 50000 Thaler; Chinarinde, für 20000 Thaler; Häute, etwa für 70000 Thaler; Campecheholz, für ungefähr 60000 livres; Indig, etwa für 600000 livres; des Zuckers, Cacao und anderer geringerern Specereyen und Kaufmannswaaren, die meistens in Spanien bleiben, nicht zu gedenken; das meiste aber von diesen hier benannten Waaren kömmt nach Frankreich, Holland und England. Insonderheit haben die Holländer und

Eng-

Engländer von dem mit den Gallionen kommenden Golde und Silber den besten Antheil.

Alles Geld, welches geraden Weges aus Amerika an den König kömmt, wird in eine Gallione eingeladen, und einem königl. Münzmeister unter Händen gegeben, welcher vor dem Antritte jeder Reise dem Könige 6000 Rthlr. bezahlt, und hingegen 1 pro Cent von seinem unter Händen habenden Gelde wieder einbehält, welches ein weit mehreres, als sein Vorschuß, beträgt. Was der Particulierkaufleute ihre Gelder betrifft, so können sie solche einladen, wo sie wollen, und muß ihnen der Schiffscapitän allezeit Rede und Antwort dafür geben; wiewohl es doch zuweilen geschieht, daß auf ausdrücklichen Befehl des Königs kein Particulierkaufmann einiges Gold oder Geld auf die königlichen Gallionen mit geben darf. Derjenige welchen der König zum General der Gallionen erwählt, schießt demselben gemeiniglich 80 bis 100000 Rthlr. vor, welche ihm hernach mit starken Interessen wieder bezahlt werden. Ein gleiches muß auch jeder Schiffscapitän nach Proportion der Größe seines Schiffes thun.

Seit den Jahren 1735 und 1737, sind keine Flotten und Gallionen mehr abgeschickt worden, sondern der Handel nach Amerika wird durch die so genannten Register-Schiffe getrieben, wovon ich an seinem Orte handeln werde; man hofft aber, daß nach dem alten Fuße die Schiffahrt mit der Flotte und den Gallionen werde wieder hergestellt werden.

Zum Beschluß ist noch anzumerken, daß dasjenige, was die Spanier eine Gallione nennen, bey den Portugiesen eine Caracke heißt. S. Caracke und Flottille.

Galliote, Fr. Galiote, oder Galiotte. Bey den Franzosen führen diese Benennung allerley hochbemastete, mit Segeln und Rudern gehende Fahrzeuge auf dem Meere, worunter diejenigen, welche höher, schwerer und stärker bemastet sind, zum Lasttragen, die leichtern und schmälern aber als eine Art Avisjachten gebraucht werden. Noch kleiner sind die Fischer-Gallioten; und bey diesen ist der Raum in Fächer eingetheilt, die Fische hinein zu legen. Es giebt auch Gallioten, deren man sich auf Flüssen und Canälen zum Ueberführen bedient, und welche daher Fluß-Gallioten und Canal-Gallioten heißen.

Eine

Eine Bombardier-Galliote, Fr. Galiote à bombes, nennt man ein galliotenartig gebauetes Fahrzeug, welches sehr stark von Holz und ohne Oberverdeck ist, nach Maßgabe seiner Länge 1 oder 2 Masten führt, und einen platten Boden mit Bettungen hat, auf welchen, unter einem falschen Verdecke (faux-pont) etliche Mörser stehen. Vor dem Abfeuern der Mörser werden die Masten nieder gelegt.

Bey den Holländern heißt Galliote ein Fahrzeug, welches wie ein Heu bemastet ist, seine größte Breite vorn, und, nach Art der Pinassen, ein viereckiges Hintertheil hat. Eine solche Galliote ist gemeiniglich 85 bis 90 Fuß lang, und die Holländer thun oft sehr weite Reisen damit, so gar bis nach Indien. Wenn aber dergleichen Fahrzeuge nach Art der Flüten ein rundes Hintertheil haben, so heißen sie nicht Gallioten, sondern Bothe oder Böthe.

Mit der Galliote ist die, oben S. 667, beschriebene Galeote, eine kleine Galeere, nicht zu verwechseln; obgleich ihre Benennungen aus einer Quelle herfließen. Siehe Galee und Galle.

Gallipoli de Toulouse, nennen die Blumisten eine feuerrothe mit Weiß vermischte Anemonensorte.

Gallium, Galium; siehe Lab-Kraut.

Gallivate, oder Gallwette, Fr. Galivate, eine Art von Last- und Kriegesschiffen, welche in den ostindischen Gewässern gebräuchlich sind, und einen sehr schräg stehenden Mast haben.

Gallmey, siehe Galmey.

Gallo, eine Silbermünze im Königreiche Camboya, in Ost-Indien, welche 1 Maß und 5 chynesische Condorins wiegt. Der Gehalt dieser Münze war sonst von 80, seit 1718 aber ist derselbe nur von 60 Tocquen.

Gallon, ein in Groß-Brittannien sowohl, als auch in einigen Provinzen Frankreichs, gebräuchliches Maß, dessen man sich zum Messen theils feuchter theils trockener Dinge bedient.

1. In Groß-Brittannien hat man ein doppeltes Maß, welches diesen Namen führt, nämlich eines zu feuchten, und eines zu trockenen Waaren.

1) Das zu feuchten Waaren ist wieder von dreyerlerley Gattung: eines zu Wein, eines zu Ale oder süßem Biere, und eines zum Hopfenbiere (Beer.) Das zum Weine ist das kleinste unter allen, das zum Hopfenbiere aber das größte; und das zum Ale hat zwischen beyden das Mittel. Denn 5 Gallons Weinmaß betragen $4\frac{1}{8}$ Gallons Ale, und 4 Gallons Hopfenbier. Ueberhaupt hat ein Gallon zu flüssigen Dingen 2 Bottle; 1 Bottle, 2 Quart; 1 Quart, 2 Pinten. Da nun 1 Pinte ungefähr 1 Pfund Troygewicht, oder etwas weniges mehr, als ein deutsches Pfund wiegt: so folgt, daß ein Gallon zu feuchten Dingen ungefähr 8 bis 9 Troypfund haben muß; wobey dann der Unterschied wieder nur auf die damit zu messenden Dinge ankömmt, indem ein Gallon Wein gerade 8, ein Gallon Ale $8\frac{1}{8}$, und 1 Gallon Hopfenbier 9 Troypfund wiegt. Oder, ein Gallon macht 8 Londoner, oder 4 Pariser Pinten, oder 233 französische Kubikzoll aus, und hält beynahe 5 Dresdner Kannen. 43 Weingallons machen 45 Stübchen Hamburger Maß.

Acht Gallons machen ein Firkin; wiegt im kleinen Maße 64, im großen 72 Pfund. Sechszehn, oder in großem Maße achtzehn, Gallons machen ein Kilderkin; $18\frac{1}{2}$ Gallons, ein Rumlet: 32 (oder 36) Gallons, ein Barrel; 64, ein Hogshead; 84, ein Tertian; 126, eine Pipe; 252, eine Tonne.

2) Der Gallon zu trockenen Waaren, als: Korn, Samen, Hülsenfrüchten, und andern festen Körpern, ist größer als der Gallon zum Weine, aber kleiner als der zum Ale. In der Provinz Cornwallis machen 2 Gallons einen Pec oder Pecotin; 4 Pecs machen einen Scheffel; 4 Scheffel, einen Comb oder Carnok; 2 Carnoks, eine Carte; 10 Cartes, eine Last, welche 5120 Pinten, oder eben so viel Pfunde Troygewicht hält.

hält. In Ireland und Scotland hält ein Scheffel 18 Gallons.

In der Provinz Cornwallis meſſen die Zinngießer ihr ſchwarzes Zinn, d. h. den zu Pulver gemachten Erzſtein, mit dem Gallon, bey welcher Gelegenheit derſelbe eine Gattung von einem Scheffel iſt. Ein Kubikfuß ſchwarz Zinn thut 2 Gallons.

2. An einigen Oertern in Frankreich, inſonderheit aber in der Normandie, in der Gegend von Caen, iſt der Gallon ein Maß zu flüſſigen Sachen, welches 2 Pots, oder die Hälfte von einem Septier enthält, und alſo mit dem Gallon der Engländer meiſt überein kömmt.

3. In der franzöſiſchen Provinz Touraine, verſteht man unter dem Worte Gallon, eine Schachtel oder einen einfachen Scheffel, welcher daſelbſt gebraucht wird, die ſchönſten getrockneten (gedörrten) Pflaumen, welche man Brunellen nennt, darein zu legen, und ſolchergeſtalt zu verſchicken.

Endlich nennen auch 4. die Specereyhändler, Gewürzkrämer und Confectbäcker, eine Art runder Schachteln, die oben und unten einen gemalten breiten Saum haben, und aus Flandern kommen, Gallons oder Galons, worin ſie allerley Gewürze und Materialwaaren, oder auch trockene Confituren aufbewahren. Ein jeder ſolcher Gallon hat eine Cartouche, oder einen Zettel, welcher mit großen Buchſtaben die darin befindlichen Droguiſtereyen oder Waaren anzeigt.

Galloſche, Galluſche, Fr. Galoche, hölzerne Schuhe der Bauern und gemeinen Leute; ſiehe Holz-Schuh im Art. Schuh.

Auch nennt man Galloſchen, Fr. Galloches, eine Art Ueberſchuhe oder Ueberzüge über die Schuhe, deren man ſich bey ſchlechtem Wetter bedient, damit dieſe nicht naß oder kothig werden.

Gallus, ſiehe Hahn.

Gallus-Apfel, ſiehe Gall-Apfel.

Gallus-Sommer, Filamenta Mariæ; siehe Sommerfäden.

Galluschc, siehe Galloschc.

Galluschel, siehe Milch-Schwamm.

Gallwerre, siehe Gallivate.

Galm, siehe Gall.

Galmen, siehe Gallen, und 2 Galle, 6.

Galmey, ist ein fester, harter, zimlich schwerer, bald duntel- bald hellbrauner, bisweilen auch bleichgelber und weißlicher, mineralischer Körper, welcher allemal aus Zink, Eisen und einer alkalischen Erde besteht, zuweilen auch wohl andere Metalle und Mineralien enthält, mit Kupfer geschmolzen, das Messing darstellt, durch die Destillation aber den Zink giebt. Er kömmt sowohl in lockerer, als derber Gestalt vor. In jener wird er Galmey-Erde, in dieser aber Galmey-Stein, Calamint-Stein, L. Cadmia naturalis, nativa, fossilis, oder lapidosa, Cadmia fossilis metalli expers. Lapis calaminaris, Zincum Calaminaris *Linn.* Fr. Calamine, Calamite, oder Pierre calaminaire, genannt. Dieses ist der natürliche oder gegrabene Galmey, den man aber von dem Ofen-Galmey aus Goslar, L. Cadmia fornacum oder furnorum, unterscheiden muß. Dieser letztere ist kein natürliches Product, sondern entsteht, wenn das goßlarische Erz geschmolzen wird, da sich dann der Rauch, welcher aus verbranntem Zinke und andern in die Höhe gerissenen und veränderten Metallen besteht, an den Wänden und Kammern des Ofens unter allerley Gestalten anlegt; es ist also der Ofengalmey eigentlich ein Ofenbruch, wie er dann auch insgemein galmeyischer Ofenbruch genannt wird.

Der weißliche, gelbliche und gelbe Galmey findet sich vornämlich bey Aachen, Limburg und Stollberg, imgleichen bey Villach, bey Beuthen und Tarnowitz in Ober-Schlesien, bey Commotau in Böheim, bey Ulkusch in Polen, bey Kremnitz in Ungarn, und an verschiedenen

nen Orten in England; der röthliche, bräunliche und bunte aber wird in England, imgleichen in Frankreich, gezraben. Wie denn derselbe auch nunmehr in Schweden angetroffen wird.

In den Gegenden von Aachen, Limburg und Stollberg, giebt es verschiedene Galmeygruben. Ihre Teufe ist nicht über 6 bis 7 Lachter; und die Bergleute fahren daselbst, vermöge der gewöhnlichen Fahrten, ein und aus. Dieser Stein besteht aus runden Klumpen, und liegt lagenweise in einer gewissen gelben Erde, welche von einer andern sanften und weichen, oder von einem gelbbraunen Lehme umgeben ist, worauf diejenigen, welche auf Galmey einschlagen, sorgfältig Acht haben. Oefters findet man ihn auf ebenem Felde, fast zu Tage; öfters aber auch in der Nähe blätteriger Gebirge. Derjenige, welcher sich in der Erde findet, geht in Lagern oder Schichten fort, die sich zuweilen nach und nach so lange erheben, bis sie zu Tage ausstreichen. Er söndert sich auch leicht von der Erde ab, von welcher er gleichsam umwickelt ist. Vom Wasser werden die Arbeiter in diesen Gruben selten belästigt; und wenn auch dieses geschieht, so leitet man dasselbe in Vertiefungen oder unterirdische Gräben, wo es sich verliert. Der Galmey, oder Calmesen, wie man ihn in diesem Lande nennt, ist mit verschiedenen gefärbten Steinen vermengt, sowohl rothen, als blauen, die man aber nicht achtet. Man hält ihn um so viel besser, je schwerer er ist. Er wird mit einem Hammer in gröbliche Stücke geschlagen, damit man die Erde oder andere schlechtere Stücke, so damit vermischt sind, gehörig davon absöndern könne; sodann, wie ich weiter unten beschreiben werde, geröstet, zu Mehl gemacht, durch ein Sieb geschlagen, und endlich in die Messinggießerey geschickt.

In England, gewinnt man eine große Menge Galmey, vorzüglich in den Bleygruben. Er liegt daselbst nicht in Lagern, sondern bricht in Bleyerze; seine blaßrothe Farbe unterscheidet ihn auch leicht von der Erde, die noch überdieß mit unter bricht; wie er dann auch weit schwerer ist, als diese. Oefters ist Bleyglanz in diesem Galmey eingesprengt, und es ist derselbe wie eine sanfte und fette Erde anzufühlen. Da man den meisten Galmey, welcher in England verbraucht wird, aus Aachen bekömmt, so entsteht hieraus für den einländischen ein weit geringerer Preis. Hier nennt man die Galmeygruben Calamine-Pits, deren Teufe sich von 2

oder 3; bis zu 10 und 12 Lachter erstreckt. Ihr Streichen ist das Streichen des Bleyganges.

Unter den engländischen Galmeyarten, ist insonderheit der aus Sommerset und Nottingham berühmt. Der erste ist auswendig röthlich, inwendig aber gelblich; er ist schwer, schlägt Feuer, und löset sich mit Brausen in Säuern auf. Zuweilen ist er krystallisirt, und zwar pyramidenförmig, zuweilen stellt er zwo mit den Grundflächen an einander gewachsene Pyramiden dar. Der Galmey aus Nottingham ist weiß, fester, doch schlägt er nicht Feuer. Die Krystallen der erstern sind oft hohl, und haben zuweilen Bleyglanz in sich. Ueber beyde Arten hat Sage Untersuchungen angestellt, welche man in den Pariser Memoires, a. d. J. 1779, desgl. in Dessen Examen chymique de differentes substances minérales, à Paris, 1769, wovon wir eine mit des Hrn. Prof. Beckmann lehrreichen Anmerkungen vermehrte deutsche Uebersezung, u. d. T. Des Hrn. Sage chymische Untersuchung verschiedener Mineralien, haben, antrifft.

In der Grafschaft Namur, wird der Galmey in den Fluren der kleinen Dörfer Laudenne, Velaine und Havemonet, gegraben, welche alle drey unter einerley Gerichtsbarkeit stehen, 3 Meilen von Namur und ½ Meile von dem linken Ufer der Maas entfernt liegen. Bey Havemonet, welches auf einer Anhöhe liegt, bricht der Galmey mit einer mittelmäßigen Teufe, woselbst man kein Kunstgezeug zur Gewältigung der Grubenwasser nöthig hat. Der dasige Galmey ist zwar eben so gut, als der aus den beyden andern Gegenden; allein, er bricht in keiner so großen Menge. Mit demjenigen, welcher bey Terne an Grive bricht, welches auf einem Berge am rechten Ufer der Maas liegt, verhält sich beydes eben so.

Das Gewinnen und Fördern des Galmeyes geschieht auf folgende Art. Man macht zwo Gruben, (Puits) 10 bis 12 Lachter von einander, welche man Schächte (Bures) nennt. Jeder Schacht ist 10 bis 12 Fuß ins Gevierte mit Holz ausgezimmert, damit das Erdreich nicht nachstürze; und man geht so lange nach der Teufe zu, bis man auf eine gute Ader (Veine) von Galmey kömmt. Hier schlägt man Gänge, (Galleries) welche die Bergleute Strecken (Chasses) nennen; und damit sie nicht zusammen sinken, werden sie mit Bretern und Stämmen ausgezimmert. Beym Niedersinken des Schachtes, ehe man auf den Galmey kömmt, werden die Berge (le déblai) zu Tage gefördert, und bey

der

der Grube auf eine Halde gestürzt; diejenigen aber, welche man antrifft, wenn man die Strecken treibt, werden in die alten abgebauten Strecken gestürzt, aus welchen man die Auszimmerung nach und nach wegreißt, so wie diese zugestürzt sind, von welchen man das Holzwerk zu neuer Arbeit anwendet. In einen dieser beyden Schächte werden die Pumpen zur Gewältigung der Grubenwasser gesetzt; weshalb er auch tiefer ist, als derjenige, durch welchen man den Galmey zu Tage fördert. Die beyden ersten Strecken, welche von den Schächten aus, einander paralell (oder doch beynahe) getrieben werden, haben, vermittelst anderer Querstrecken, Gemeinschaft mit einander, so, daß vermöge dieser der Zug der Luft durch die beyden Schächte erhalten wird. Nachdem aber diese Strecken zu weit von den Schächten weggetrieben werden, und das Athemholen den Grubenarbeitern zu beschwerlich wird, sinket man neue Schächte ab, die man Wetterschächte (Bures d'airage) nennt, weil sie blos dazu dienen, die Bewegung der Luft zu erleichtern. Bisweilen theilt man den großen Schacht in der Mitte von einander, in die eine Hälfte werden die Pumpen gesetzt, der andern aber bedient man sich zum Ein- und Ausfahren, wie auch um Fördern des Galmeyes, vermittelst eines darüber errichteten Haspels. In diesem Falle aber sind die Wetterschächte allemal nöthig. Werden die Wasser in den Strecken zu beschwerlich, so wird der große Schacht noch etwas tiefer gemacht, und von da aus ein kleiner Graben bis an den Ort geführt, wo es nöthig ist, damit das Wasser ablaufen könne. Diesen Graben nennt man eine Röschе. (un arêne) Man hat auch einige Höhlen, in welchen sich das Wasser durch verschiedene Risse, die man Schwindgruben (égougeoires) nennt, verliert.

Die Teufe des großen Schachtes ist 43 Ruthen dasigen Maßes, welches nach dem französischen 39 Ruthen 1 Zoll und 6 Lin. beträgt. (*) Eine Kunst (Machine) hebt die Wasser aus einer Bley, und die andere aus einer Galmeygrube. Jede dieser Künste hat ein großes Rad, von 25 Fuß im Durchmesser, welches 19 Fuß tief unter der Erde hängt und von zwo Mauern getragen wird, auf welchen es 6 Fuß über die Oberfläche der Erde ragt. In dem Mittel-

(*) In Frankreich hält die Ruthe 6, zu Namur aber 5 Schuh, 5 Zoll und 6 Lin.; der Unterschied ist also 6 Zoll und 6 Linien.

puncte dieses Rades ist eine Kurbel, welche das Kunstgestänge bewegt, an dessen Enden die Pumpenstämpel der Kunströhren sind, welche in die Schächte gehen. Das Wasser fällt auf den obern Theil des Umkreises der Räder, welche mit Schaufeln (Aubes) versehen sind, und setzt sie dadurch in Bewegung. Das eine Rad wird durch einen Kunstgraben, welcher aus einem Teiche kömmt, getrieben. Dasselbe Wasser wird in einem Graben weiter geleitet, und treibt das untere Kunstrad, welches die Wässer aus der Galmeygrube hebt. Jedoch würde das Wasser aus dem Teiche nicht allein hinlänglich seyn, den beyden Rädern so viel Gewalt, als sie nöthig haben, zu geben, wenn die Grubenwässer nicht mit aufgeschlagen würden, welche durch einen Stollen, (Canal souterrain) der sich beym Ausgusse der Kunströhren des großen Schachtes anhebt, auf ein Gerinne geführt werden, welches sie, etwas über den horizontalen Durchmesser des Rades, auf dieses gießt.

Eine ausführliche, mit einem Riß begleitete Beschreibung dieser Anstalt, finde man in Hrn. Gallons Kunst, Messing zu machen; s. den 5. B. des Schaupl. der Künste und Handwerke, S. 1, fgg.

Von dem in Schweden entdeckten Galmey, ertheilt Hr. Benzelstierna, im 3. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1741, S. 283, f. Nachricht.

Da der Galmey, wie aus dem bisher Angeführten erhellet, mit allerley Erde und Bergarten, auch andern metallischen Körpern, besonders Eisen und Bley, vermischt zu seyn pflegt: so ist dessen Farbe, Härte und Schwere so verschieden, daß sich keine sichere, aus der äußern Beschaffenheit genommene Kennzeichen angeben lassen. Seine Farbe ist, wie wir gesehen haben, bald hell- bald dunkelgelb, bald hell- bald dunkel- und braunroth. Sein Gefüge ist oft mürbe, und hat das Ansehen einer zusammen gebackenen, halb versteinerten Erde; oft ist er hart, und bisweilen von so glasigem Ansehen, wie eine halb verschlackte Bergart; und so wie sein Gefüge dicht oder locker, derb oder drusig ist, oder nachdem leichte oder schwere Berg- oder metallische Gangarten damit vermischt sind, ist der Galmeystein schwer oder leicht. Es kann jedoch durch folgenden an jedem Orte leicht anzustellenden Versuch der Galmey erkannt wer-

werden, wenn man einige Loth oder Pfunde davon gröblich zerstößt, und auf ein frisches Kohlfeuer wirft, welches ebenfalls vor einer Schmiedeesse geschehen kann; es müssen aber die Kohlen wenigstens eine Spanne hoch liegen, und nicht größer als ungefähr Haselnüsse seyn, damit der Galmey nicht sogleich zwischen den Kohlen durchfallen und sich der Hitze entziehen könne. Es entsteht alsdann, wenn es Galmey ist, gar bald ein dicker, weißlicher Rauch, welcher sich von allen andern mineralischen Dämpfen dadurch unterscheidet, daß er sich an ein kaltes, eine Zeitlang darüber gehaltenes eisernes Blatt häufig, weißblau und weicher als ein Spinnengewebe anlegt, welches, so viel man weiß, kein anderes Mineral thut; zugleich wird die dampfige Flamme wie von hineingeworfenem Zinke gefärbt, als welcher mit einer hellen blendenden angenehmen gelbgrünen Flamme brennt, welche bey mehr zunehmenden Feuer mit blau und röthlich abwechselt. Läßt sich dieser Rauch nicht spüren, so ist auch kein Galmey in der Probe befindlich.

Wer noch zuverlässiger zu wissen verlangt, ob ein solches rauchendes Mineral wirklich Galmey sey, der brenne einige Loth davon, gröblich zerstoßen, in einem offenen Schmelztiegel, eine gute Stunde lang, mit ziemlich hellem Glühfeuer, reibe es zu Pulver, und vermenge es mit ungefähr dreymal so viel, dem Maße nach gerechnet, angefeuchteter zerstoßener Kohlen; thue das Gemenge wieder in einen Schmelztiegel, welcher so groß seyn muß, daß er beynahe voll davon werde, lege einige Stückchen Kupferblech oder kupferne Pfennige dazwischen und darüber, decke alles mit kleinen Kohlen zu, seze es einige Stunden in einen Windofen, oder vor ein Gebläse, damit es anfänglich stark glühe und endlich schmelze; so wird es seine rothe Farbe verlieren, und zu gelbem Messing, mit einem gar merklichen Zuwachse am Gewichte werden. Wenn auch das Kupfer schon

nicht geschmolzen, sondern nur dem Schmelzen nahe gewesen ist, so zeigt sich dennoch diese Wirkung vom Galmey; und man kann die Veränderung, durch Vergleichung mit Kupfer, wenn beydes mit einer Feile gestrichen wird, deutlich wahrnehmen.

Was den Ursprung des Galmeyes betrifft, so ist es sehr wahrscheinlich, daß derselbe eben auf die Art, wie der Eisen- und Kupferocher, nämlich durch die Zerstörung gewisser Zinkerze, erzeuget werde, daher man denselben füglicher einen Zinkocher nennen könnte, indem sich in demselben vom Zinke nichts weiter, als die flüchtige Grunderde desselben, befindet, welche aber dennoch durch Zusetzung eines Phlogiston, so wie alle Ocherarten, zu reduciren ist; wie solches aus dem von Herrn Marggraf, in den 2. Band der Memoires de l'Acad. R. d. Sc. de Berlin, S. 49—57, eingerückten Processe erhellet, und wovon die Verfertigung des Messings den deutlichsten Beweis vor Augen legt, indem diese Erde durch das brennliche Wesen der Kohlen reducirt, und vom Kupfer, unter der Gestalt des Zinkes, aufgenommen wird.

Um Zink aus dem Galmey herzustellen, röstet man ihn Anfangs in einem gelinden Feuer, damit die flüchtigen Mineralien, deren eingesprengte Schwefel und der Arsenik davon kommen; sodann reibt man ihn auf das zarteste, vermischt ihn mit (dem Maße nach) eben so viel reinem und zart pulverisieten Kohlenstaube, und mengt es auf das sorgfältigste unter einander. Dieses thut man in eine hessische oder waldenburgische Retorte, legt dieses dergestalt in einen Windofen, daß man ihr ein gutes Glühfeuer geben kann, und lutirt eine Vorlage mit kaltem Wasser daran. Man fängt hierauf an, ein gelindes Feuer zu geben, welches man aber allmählig verstärket, bis die Retorte wohl glüht. Mit dieser Glut hält man 4, 6 bis 8 Stunden an, nach dem es mehr oder weniger ist; endlich läßt man alles von selbst erkalten. Wenn alsdann die Vorlage abgenommen, und die Retorte zerschlagen wird, findet man den Zink, der im Gemenge war, theils in der Vorlage, theils im Retortenhalse, den man wiegen und seinen Gehalt berechnen kann, wenn man vorher den Galmey gewogen hat.

Uebri-

Uebrigens legt dieses Mineral seinen Zinkgehalt auch durch den bereits oben erwähnten, weißen Rauch, den es im Feuer von sich giebt, und der sich, wenn er gehörig aufgefangen wird, in wirkliche Zinkblumen verwandelt, hinlänglich an den Tag.

Man sagt, wenn Gold mit Galmey cämentiret würde, so bekomme es eine höhere Farbe; wenn man es aber mit Messing cämentire, verlöre es seine Geschmeidigkeit, wegen der Beymischung aus diesem Steine.

Wenn der Galmey, mit 2 Theilen Salpeter vermischt, der Destillation übergeben wird, so geht ein durchdringender Spiritus von gelber Farbe über, das zurück bleibende Caput mortuum aber hat eine dunkelgrüne Farbe und einen stechenden Geschmack. Die Auflösung desselben in Wasser zeigt eine grasgrüne Farbe, welche aber verschwindet, nachdem sich ein rothes Pulver zu Boden gesetzt hat. Der mit diesem grünen Caput mortuum digerirte Weingeist, zieht eine blutrothe Farbe aus.

Wenn destillirter Weinessig auf Galmey gegossen wird, nimmt er eine braune Farbe an; evaporirt man ihn aber bis zur Trockne, so läßt er glänzende Schüppchen zurück. Gießt man Weinsteinöhl in diese Solution, so entsteht kein Aufbrausen, sondern es schlägt sich aus diesem Mengsel lebendiger Kalk nieder. Uebrigens verhält sich die natürliche Schwere des Galmeyes, zu der specifischen Schwere des Wassers, wie 469 zu 100.

Ehe der Galmey in die Messingbrennereyen geliefert wird, pflegt man ihn zu rösten, und zu mahlen. Nach dem Rösten wird der Galmey nicht nur leichter, sondern auch an Farbe weißlicher; bisweilen aber sind schwarze Fleckchen eingesprengt, welches von der Wirkung des Feuers herrührt. Ich werde hier das Rösten und Mahlen des Galmeyes, so wie es in der Grafschaft Namur bewerkstelligt wird, nach des Hrn. Gallon Anleitung beschreiben.

Den Galmey zu rösten, macht man einen Rösthaufen, wie die Pyramide A B C, Fig. 844. zeigt, wel-

che man folgendergestalt zubereitet. Erstlich legt man den Grund G F, von 10 bis 12 Fuß im Durchmesser, und 15 bis 18 Zoll hoch von starkem Holze, dem man Stroh, dünnes Holz und andere leicht feuerfangende Materien untergelegt hat; doch so, daß 4 Züge, ungefähr 1 Fuß breit, gelassen werden, die sich in der Mitte H endigen, aber gleichfalls mit Holz ausgefüllt sind. Hernach schüttet man eine Schicht rohen Galmey, 7 bis 8 Zoll hoch, auf den Galmey wieder Holzkohlen, aber weit dünner, und so, daß der Galmey noch nicht gänzlich bedeckt ist; und auf diese Art wird wechselweise fortgefahren, bis eine conische Gestalt, C A B, oder auch eine Pentagonalpyramide zum Vorschein kömmt. Es möge die Grundfläche viereckig oder rund seyn, so muß man bey H 2 Reisbünde über einander auf die hohe Seite setzen, und, ehe noch die erste Schicht Galmey gelegt wird, den Anfang dazu machen, damit in der Mitte des Röstthaufens ein Rauchfang oder Schorstein bleibe, wie B zeigt. Gemeiniglich röstet man 140 bis 150 Centner Galmey in in einem solchen Röstthaufen auf einmal. Nachdem die Pyramide dergtstalt zubereitet ist, zündet man sie an; da alsdann ihr Brand 8 bis 10 Stunden, bisweilen auch wohl länger, dauert. Die größte Sorgfalt, welche man jetzt anzuwenden hat, ist diese, daß der Galmey nicht verbrenne. Um dieses zu vermeiden, zieht man die Schichten eine nach der andern weg, und macht bey denen, die den Eindruck des Feuers zuerst erlitten haben, den Anfang. Es lassen sich hierüber keine gewisse Regeln geben, sondern die Uebung allein kann den Arbeiter unterrichten, wie stark die Röstung seyn müsse Nachdem endlich der Galmey geröstet und erkaltet ist, säubert man ihn; man liesert nämlich die verbrannten Stücke, Steine und andere fremde Körper, welche sich dabey befinden, davon aus. Sodann wird er in trockne Kästen gepackt, damit man ihn in die Mühle schaffen könne.

Die

Die Mühle Fig. 845 a) b), und c), hat 2 Läufer I L, deren Achsen an eine senkrechte Welle M N befestigt sind, und von einem Pferde umgetrieben werden. Diese beyden Mühlsteine laufen frey auf einem großen eingegrabenen Steine P, dessen Umfang mit einem eisernen Schutze S eingefaßt ist, den verschiedene Pfähle R fest halten. Der untere Zapfen N, Fig 845 b) bewegt sich in einer metallenen Pfanne, die in einen viereckigen Baum eingelassen ist, welcher in der Mitte des Steines, durch ein Loch von der nämlichen Gestalt geht; der obere Zapfen M aber geht in zwey zusammengesetzten Stücken V, welche in einem Loche, im Balken des Gebäudes, mit zween Bolzen, die durch den Balken gehen, stark befestigt werden. Der Arbeiter O wendet stets den Galmey mit einer Schaufel um, damit er durchgängig unter die Mühlsteine komme, und gleichförmig zerdrückt werden könne. Das Pferd kömmt in einer Minute viermal herum, und kann täglich 20 Maß Galmey mahlen. Ein solches Maß hält oben 15 Zoll und 6 Linien im Durchmesser, auf dem Boden 13 Z. 6 L. und ist 13 Zoll hoch. Es hat die Gestalt eines Eimers, und ist mit eisernen Reifen beschlagen. Am Gewichte enthält es 150 Pfund Galmey; mithin machen die 20 Maß zusammen 30 Centner, welches das gewöhnliche Tagewerk ist.

Auf dieser Mühle werden, außer dem Galmey, auch alte Tiegel und Holzkohlen gemahlen. Wird Tiegelerde darauf gemahlen, so werden in einer Stunde 4 solche Maße fertig; sind es aber alte Tiegel, so können in einer Stunde nicht mehr als 3 Maß gemahlen werden, weil der gebrannte Thon härter ist. An Holzkohlen werden stündlich 6 Körbe gemahlen, welche nicht mehr als 3 Körbe Gestübe oder Kohlenmehl geben.

Die Steine zu dieser Mühle bekömmt man aus den Steinbrüchen der namurischen Gegend. Sie sind sehr hart, von einem feinen Korne, und wohl ausgearbeitet. Die Läufer nutzen sich wenig ab; und wenn sie gut ausgesucht und be-

arbeitet sind, dauern sie 40 bis 50 Jahre; der untere Stein aber, welcher den Bodenstein vorstellt, dauert nicht so lange.

Nachdem der Galmey und die Kohlen gemahlen sind, läßt man sie durch ein Sieb (Blutoir) Fig. 846 a) b), und c), gehen, welches die Gestalt eines abgekürzten Kegels hat, und aus verschiedenen Ringen über einer Welle besteht, welche mit Haarsieb überzogen sind. Es hängt in einem Kasten C D, nach seiner Länge, so, daß er bey B höher ist, als bey A. An dem Ende B ist eine Kurbel, wodurch es herum gedreht wird; und an dem Theile A, ist noch ein Bret, E F, Fig. 846 b), worauf das grobe fällt, so nicht durch das Sieb gehen kann; das feinste aber fällt durch, und sammelt sich unter dem Siebe. Die Materie, welche man durchsieben will, schüttet man oben über das Sieb in G, und der Arbeiter, welcher mit der einen Hand die Kurbel dreht, zieht zugleich mit der andern den Galmey nach der Rinne H I, welche ihn inwendig in die Trommel leitet. Und da die beyden Böden oder Grundflächen dieses hohlen abgekürzten Kegels völlig offen sind, so fällt auch das grobe abwärts auf das Bret E; und man bringt es wieder in die Mühle, um es nochmals zu mahlen. Der Galmey, welcher durch das Sieb gefallen ist, ist so fein wie Mehl.

In England, bringt man den Galmey, nachdem man die größten Stücke zerschlagen hat, um das Bleyerz davon scheiden zu können, und diese Steine durch das Ausleſen geschieden worden sind, sofort auf eine Mühle, deren Stein senkrecht liegt, wo er zerdrückt und zu einem Mehl gemacht wird, welches man erst alsdann röstet. Der Ofen, worin man ihn röstet, ist wie ein gewöhnlicher Reverberierofen. Die Feuerung wird mit klein gespaltenem oder Knüppelholze darin gemacht, dessen Flamme durch eine dazu gemachte Oeffnung in den Ofen geht, wo der Galmey 3 bis 4 Querfinger hoch ausgebreitet liegt, auf dessen Oberfläche sie alsdann wegstreicht; der Zug der Flamme aber wird durch einen kleinen Rauchfang, welcher an der einen Seite des Ofens ist, gemäßigt und regiert. Die Quantität dieses Galmeymehles so man auf einmal röstet, ist 1 Tonne, oder 7½ Schiffpfund, (welches 3900 Pfund beträgt.) Man fährt mit dem Rösten

bey

bey einem stets mittelmäßigen und gleichen Feuer fort, unterdessen aber wendet man es von Zeit zu Zeit um, damit alles durchgängig und gleichförmig geröstet werde. Nach dem Rösten hat es seine mehlartige Gestalt verloren; daher wird es nochmals gemahlen.

In Schweden, bedient man sich (weil der Galmey, den man daselbst findet, nicht zureichend ist) desjenigen, den man theils aus Polen, theils aus Ungarn, kommen läßt. Ehemals machte man von dem aus Aachen starken Gebrauch; auch hat man sich des engländischen stark bedient; allein, man hat gesehen, daß er nicht besser ist, und keinen größern Nutzen giebt, welches man dem Bleye, womit er verunreinigt ist, zuschreibt. Der ungarische Galmey ist weißer und schwerer, als der polnische, welcher auch brauner ist; welches um so viel mehr in die Augen fällt, nachdem man ihn zu Pulver gemacht hat. Der ungarische vermehrt auch das Gewicht des Kupfers stärker, als der polnische; dieser aber giebt ein Messing von einer bessern Beschaffenheit, weil es zäher und schmiedbarer ist. Nachdem der Galmey geröstet und gemahlen ist, bringt man ihn nach Schweden. Jetzt ist er von weißer Farbe, die er vor dem Rösten nicht hatte; er wird aber nochmals geröstet, ehe er zu Pulver gemacht wird. Diese neue Röstung geschieht unter dem Gewölbe eines Ofens, der inwendig viereckig ist, und dessen jede Seite 8 Fuß breit, und 5 hoch ist. Der Eingang des Ofens ist an einer seiner Seiten, und wird durch eine eiserne Thüre verschlossen; der Heerd ist unten, und treibt die Hitze durch zwo Oeffnungen unter das Gewölbe. Der Boden des Ofens ist von Ziegelsteinen gemacht, und dient, den Galmey zu fassen, um ihn aufs neue zu rösten. Von da bringt man ihn auf die Mühle, ihn daselbst zu Pulver zu machen, welches sehr schwer ist, wenn man ihn vorher nicht gut gebrannt hat. Die Steine der Mühle sind denen gleich, mit welchen Korn und Gerste gemahlen wird.

Was mit dem Galmey, und zwar dem Berggalmey sowohl, als dem Ofengalmey, weiter vorgenommen wird, um aus demselben, vermittelst Cämentation, Messing zu machen, wird im Artik. Messing vorkommen.

Beyde Arten werden auch in der Heilkunst bey Augenkrankheiten, als zusammenziehende und austrocknende

nende Arzneyen gebraucht. Ferner nimmt man den präparirten Galmey nicht nur zu denen Streupulvern, womit die kleinen Kinder, wenn sie wund sind, oder auch diejenigen, welche sich wund (fratt) geritten haben, bestreuet werden, sondern gebraucht ihn auch zum Heilen aller Schäden und Wunden; wie denn nicht allein die bekannte Salbe aus Galmey, Weinessig und Baumöhl, sondern auch einige Pflaster, als: das sogenannte Zeltenpflaster, Empl. e lapide calaminari, daraus verfertigt werden. Man will bemerkt haben, daß, wenn der Galmey allein gebraucht wird, die Narben an den Wunden roth werden; wenn er aber mit Oehl oder Fett vermischt ist, dieselben, wie andere Haut, weiß werden.

An account of digging and preparing the Lapis Calaminaris, in a letter from Mr. GILLS POOLEY, Wrington, Oct. 25, 1684, st. in No, 198 der Philos. Transact. for March 1693, S. 672—677.

EMAN. SWEDENBORGII regnum subterraneum, s. minerale de cupro & orichalco: de lapide calaminari &c. Dresd. & Lpz. 1734, 8.

De lapide calaminari, ejusque præparatis & viribus; s. JO. JAC. MANGETI biblioth. pharm. med. T. II. Genev. 1703, f. S. 124.

Bifolium chemico-physico-metallicum, bestehend in zwo besondern Abhandlungen, deren die erste den Zink und Galmey, die andere aber den Arsenik untersucht; von *J. L. ab Indagine*, Amst. und Lpz. 1771, 8.

Galmey-Flug, ein weißer, wollichter Körper, welcher von dem Galmeye in offenem Feuer in die Höhe steigt, und auch Galmey-Blumen, Almey, weißer Nicht; Augen-Nicht ꝛc. genannt wird, siehe Nicht.

Galoche, siehe Galloschе.

Galone, (*) aus dem Franz. Galon, eine Gattung Gewebe von Gold, Silber, Seide oder Wolle, und manchmal auch nur von Zwirn; Fr. un galon d'or, d'argent, de soie, de laine, de fil. Die goldenen und

(*) In der strasburg. Polizeyordn. von 1608. heißen sie schon Galaunen.

und silbernen Galonen dienen zu Besetzung der Kleidungen für Standespersonen beyderley Geschlechts, oder wenigstens für diejenigen, welche reich sind, oder dafür angesehen seyn wollen. (Daher eine galonirte Mannsperson, Fr. un homme galonné, einer, dessen Kleid galonirt oder mit Tressen besetzt ist.) Man braucht sie auch zum Kirchenornat sowohl, als auch zu verschiedenen Ausmeublirungen der Paläste und großen Häuser. Jedoch braucht man zu diesen beyden letztern Arten öfters nur Galonen von unächtem Golde und Silber. Die goldenen und silbernen Galonen, welche bloß zur Besetzung oder Einfassung der Kleidungen, des Kirchenornats und der Meublen gebraucht werden, nennet man auch Borten; insbesondere aber giebt man diesen Namen den Galonen, welche man auf die Hüte der Cavaliers und der Militärpersonen setzt. Die in Frankreich verfertigten Galonen wurden vormals, wegen ihrer saubern Arbeit und geschmackvollen Desseins, vor andern geschätzt: es giebt aber nunmehr in Berlin, Dresden, Leipzig, Wien ꝛc. nicht minder berühmte Galonenfabriken, von allen Arten und Faßons, wie sie Jedermann selbst verlangen kann. Ich werde in den Art. Gold und Silber mit mehrern davon zu sprechen Gelegenheit haben.

Die seidenen und wollenen Galonen, verfertigen die Bortenwirker oder Posamentirer; siehe Th. VI, S. 246—248.

Die sogenannten Livree-Galonen, oder Livree-Borten, Fr. Galon de livrées, sind gemeiniglich sammetartige Gewebe von verschiedenen Farben und Faßons, womit man die Kleidungen der Bedienten auszieret und verbrämet, um sowohl die Pracht ihres Herrn sehen zu lassen, als auch seinen Stand und sein Haus zu unterscheiden und kenntlich zu machen.

Alle diese Sorten von Livreegalonen verfertigen die Bandmacher.

Zu Paris erfand man, vor einigen Jahren, die so genannten Galons à la grecque, eine Art durchbrochener Galonen, welche wie gestickte Arbeit aussahen, und von Blumen zusammengesetzt waren, die sich um einen Stab schlangen, und einen leeren Raum ließen.

Galons, siehe Gallon 4.

Galop, Galopade, galoper; siehe Galopp.

Galopin, nennt man in Frankreich zuweilen ein kleines Maß flüssiger Dinge, welches aber gewöhnlicher ein halber Septier heißt; siehe Pinte.

Galopp, (*) derjenige Gang eines vierfüßigen Thieres, besonders eines Pferdes, wobey es die beyden Vorderfüße fast zugleich etwas hoch erhebt, und mit den Hinterfüßen auf gleiche Weise folgt, welches der mittlere Gang zwischen dem Trotte, und der Carriere, oder dem gezogenen Galoppe, ist. Daher galoppiren, Fr galoper, a) als ein Neutrum, im Galoppe gehen, den Galopp gehen; dieses Pferd galloppirt gut, (geht einen guten Galopp) ce cheval galope bien; (oder fur le bon pied) b) als ein Activum, sein Pferd im Galoppe gehen lassen; auf dem ganzen Wege hat er beständig, (oder in einem fort) galoppirt, il n'a fait que galoper son cheval pendant tout le chemin; und Galoppade, Fr. Galopade, das Galoppiren, un cheval qui a la galopade brillante, ein Pferd, das prächtig galoppirt. Man nennt auch Galoppade einen gewissen Raum, den man im Galopp durchstreicht; Es ist noch um eine kleine Galoppade zu thun, so sind wir im Schloß, une petite galopade nous conduira au château.

Der

(*) Wir haben dieses Wort freylich zunächst aus dem Franz. Galop und Ital. Galoppo entlehnt; allein eigentlich stammt es doch aus dem Deutschen her. Bey dem Ulphilas ist klaupan, und im Angelsächs. kleapan, laufen, springen, Niedersächs. lopen, im Isländ. hleipa, wohin auch das Griech. καλπαν; καλπαζειν, καλπη, und das Hebr. חלף, transiit, und חלרף, transitus, zu gehören scheinen. Siehe Laufen.

Der Galopp ist theils ein natürlicher, theils ein künstlicher Gang der Pferde. Man gehe auf Weiden, so wird man an den daselbst sich befindlichen Pferden diesen Gang beobachten, welcher durch die Kunst sie noch nicht hat gelehrt werden können. Es ist derselbe die schnellste Bewegung, wobey die Vorderschenkel noch nicht zur Erde gesetzt sind, wenn sich die hintern schon heben, so, daß, einen fast nicht zu bemerkenden Augenblick hindurch, alle 4 Füße zugleich in der Höhe sind. Die Muskeln des Rückens und des Beckens wirken bey dem Galoppe eben so sehr, als die Muskeln der Füße. Indem die Rückenmuskeln sich bestreben, die Vordertheile des Körpers zu erheben und fort zu stoßen, ziehen sich die Muskeln, welche den Tarsus und das Schienbein auf dem Schenkelbeine beugen, zusammen, brechen die Gewalt, und mildern den Stoß. Je biegsamer und weicher also die Kniekehle ist, desto sanfter ist der Galopp. Auch ist er um desto schneller und fortreißender, je stärker die Muskeln des Tarsus und des Schienbeines sind; und desto anhaltender, je stärker die Muskeln des Rückens und der Lenden sind.

Die Pferde pflegen gemeiniglich auf dem rechten Fuße zu galoppiren; bisweilen aber thun sie es auch auf dem linken. Wenn sie rechts galoppiren, so tritt der rechte Vorder- und Hinterfuß weiter vor, als der linke. Bey dem Galoppe auf der linken Hand ist es umgekehrt.

Der künstliche Galopp besteht in einer ununterbrochenen, nach drey Zeitpuncten wohl abgemessenen Reihe von Sprüngen, welche das Pferd in einer guten Stellung wohl beysammen, den Kopf nach der Hand, auf welcher es geht, mit gebogenen Hanken, auf der Erde, gerade vor sich, macht.

Bey dem Galoppe machen die Vorderfüße eigentlich keine eigenthümliche Bewegung aus, sondern sie werden vielmehr durch die Schnellkraft der Kniebeugun-

gen und der Hanken fort bewegt; weil aber selbige dennoch die Erde verlassen, und wieder niedersezen, so bemerkt man bey diesem Gange dennoch drey Zeitpunkte, wovon ich weiter unten sprechen werde. Dieser Gang besteht also in einer Reihe auf einander folgender Sprünge, welche nicht unterbrochen werden sollen. Folglich darf nicht auf einen Sprung ein anderer Gang, und wieder ein Sprung u. s. w. folgen, sondern das Pferd muß mit diesen Sprüngen fortfahren, bis es überhaupt diesen Gang zu verändern angewiesen wird. Wenn sich ein Pferd in diese springende Bewegung sezt, so stämmt es den einen Hinterfuß auf die Erde, welches der erste Zeitpunkt ist, und gleich darauf erheben sich der andere Hinterfuß nebst dem ihm entgegengesezten Vorderfuße, welchem unmittelbar der andere Vorderfuß folget, dergestalt, daß die Erhebung dieser drey Füße, wie zugleich geschehen, sich unserm Auge darstellt. Die beyden einander entgegengesezten Füße, welche sich nach dem stehenden auch zugleich aufgehoben haben, fallen auch zugleich nieder, so, daß der Hinterfuß einen Vorsprung vor demjenigen bekömmt, der zuerst auf die Erde gestämmt war, welches den zweyten Zeitpunct ausmacht. Gleich darauf fällt nun auch der andere Vorderfuß nieder, welcher ebenfalls einen Vorsprung vor dem zuerst niedergesezten Vorderfuße erhält. Hieraus folgt, daß beyde Füße auf einer Seite vor dem auf der andern Seite hervorragen, und gleichsam den Weg zeigen. Da hier drey Zeitpunkte bemerkt werden, so müssen nothwendig zwo Zwischenzeiten Statt finden, die sich aber auch nicht gleich sind.

Diese Sprünge müssen 1) wohl abgemessen seyn, d. h. es muß bey den Zeitpuncten keine Veränderung vorgehen, auch müssen die Schritte nicht vergrößert werden, sondern es muß vielmehr die einmal angenommene Cadenze beybehalten werden. 2) Es müssen dieselben in einer guten Stellung geschehen, nämlich in einer solchen, wie sie durch die Regeln der Reitkunst vorgeschrieben ist, als: mit aufgerichtetem Halse,

herbey

herbey gebrachtem Kopfe, u. s. w. 3) Das Pferd muß diesen Gang wohl beysammen, d. i. mit vereinigten Kräften, verrichten. 4) Der Kopf muß nach der Hand, auf welcher es geht, d. i. einwärts, gebogen seyn. 5) Die Hanken müssen dabey gebogen seyn, weil dadurch die Schnellkraft in dem Hintertheile vergrößert, und die Kräfte mehr vereiniget werden. 6) Diese Sprünge müssen auf der Erde geschehen, wodurch sie sich von den Sprüngen über der Erde unterscheiden. 7) Dieser Gang geht gerade vor sich. Er gehört unter die natürlichen Gänge, welche sämtlich, in Ansehung ihrer Bewegung, durch die Kunst nicht verändert, sondern nur verbessert werden. Man wird es bey diesem Gange auch leicht wahrnehmen, daß ein Pferd, welches denselben gehörig und regelmäßig verrichten soll, entbundene Schenkel haben müsse, daß dieser Gang einen gehörigen, regelmäßigen Trab voraus setze, und daß dieser es zum Galopp zubereite, auch so gar der Galopp daraus entstehe.

Wenn ich sage, daß aus dem Trab der Galopp entstehe, so deutet dieses zweyerley an: 1) will es so viel sagen: wenn ein Pferd gehörig trabet, und durch den Trab seine Glieder sowohl entbunden hat, als es auch mit dem Gebrauche seiner Hanken besser bekannt geworden ist, so ist es in den Stand gesetzt, den Galopp regelmäßig zu gehen; 2) bedeutet es: wenn ein Pferd gehörig trabet, so entsteht aus dem Trabe der Galopp von selbst; oder, das Pferd fällt ohne Mühe aus dem Trabe in den Galopp. Der Beweis dieser beyden Wahrheiten ist folgender.

Der Galopp ist ein natürlicher Gang, und als einen solchen betrachtet, kann man nicht sagen, daß er aus dem Trabe entstehe; denn es entsteht kein natürlicher Gang aus dem andern, sondern ein jeder besteht vor sich; allein, die Kunst ist mit der Natur in diesem Stücke nicht zufrieden, sondern hat Regeln, nach welchen die natürlichen Gänge verbessert werden sollen, und diese sind, in Ansehung des Galoppes, von der Beschaffenheit, daß sie ganz nothwendig entbundene Glieder voraus setzen. Weil nun, wie ich an seinem Orte zeigen werde, die Entbindung der Glieder durch den Trab bewirket wird, so folgt daraus, daß der Galopp einen gehörigen Trab voraus setze, oder, welches einerley ist, daraus entstehe, wodurch die erste Erklärung bewiesen ist.

Wenn ein Pferd gehörig trabt, so sind seine Glieder frey und beweglich, es setzt ohne Mühe seinen Hintertheil unter

sich, und nimmt auf selbigen die Last des Vordertheiles, wodurch es ohne Beschwerden in die springende Bewegung des Galoppes fällt, wodurch die zweyte Erklärung bewiesen ist. Dieses ist sodann auch der Zeitpunct, in welchem man, ein junges Pferd zum Galoppe abzurichten, anfangen muß.

Es giebt einige Reiter, welche im Gegentheil die Güte des Trabes aus dem Galoppe erweisen wollen, und sagen: wenn ein Pferd im Trabe von selbst zu galoppiren anfängt, so ist es ein Zeichen, daß der Trab gehörig und gut sey. Diese Meinung ist nicht als allgemein zu behaupten; denn es giebt Pferde von außerordentlicher Leichtigkeit, welche lieber galoppiren, als traben, und bey welchen es Mühe kostet, sie in Trab zu bringen; auch giebt es einige, welche feste Schultern haben, und doch feurig sind, die da sie im Trabe nicht fort können, gleich in Galopp springen, von welchen man insgesamt nicht behaupten kann, daß sie gehörig traben, weil sie gar nicht traben können.

Wenn also ein Pferd gern trabet, und dessen Trab von der Beschaffenheit ist, daß er frey und auf den Hanken geschieht, und es fängt an, sich vorn zu heben, und in eine springende Bewegung, nämlich den Galopp, zu fallen: so ist dieses ein Zeichen, daß es vereinigt trabe, und Zeit, es diesen Gang, den Regeln gemäß, zu lehren. Man ist Anfänglich zufrieden, wenn es einige Schritte gehörig fort galoppiret; und in dieser Arbeit hält der Bereiter, so bald es von selbst in Galopp gefallen ist, die Zügel etwas stärker an sich, und feuert es an, wodurch es seine Kräfte noch mehr zu vereinigen, und im Galoppe fortzufahren angetrieben wird. Hat es einige Schritte, oder im ganzen Reithause herum galoppiret, und es fällt von selbst wieder in Trab, so läßt man es in diesem Gange fort; oder wenn es den Galopp nicht von selbst endiget, so hält man einen Zügel um den andern sanft an, um es aus dem Galoppe wieder in den Trab zu sezen; denn es ist nicht gut, wenn man ein Pferd im Anfange zu lange mit dem Galoppe unterhält, weil es dadurch ermüdet und wider den Gang eingenommen wird. Auf solche Art fährt man eine Zeitlang mit dem jungen Pferde fort, daß man es sowohl auf der rechten als linken Hand zuweilen zwischen dem Trabe galoppire.

Ist ein Pferd so weit, daß es einen täglichen Unterricht im Galopp bekömmt, so pflegt man die Repriſen des Trabes zu verkürzen, und daſſelbe, nachdem es auf beyden Händen getrabet und die gehörige Zeit zwiſchen durch pariret iſt, in Galopp zu ſetzen, und es auch darin regelmäßig zu unterrichten. Man bringt es auf zweyerley Art zum Galopp; nämlich, man läßt es 1) in den Galopp fallen, welches geſchieht, wenn das Pferd aus dem Trabe ſich in die ſpringende Bewegung von ſelbſt oder durch eine leichte Anfeuerung ſetzt, wie ich kurz vorher gezeigt habe; oder 2) man ſprenget es dazu an, welches geſchieht, wenn man es aus dem Schritte, oder von der Stelle, vermittelſt Anhaltung der Zügel, und eines dazu gegebenen Zeichens der Ermunterung, welches man Hülfen nennet, bringt.

Anfänglich, um ein Pferd den Galopp zu lehren, läßt man es vorher allemal in Trab gehen; und wenn es alsdann nicht von ſelbſt aus Munterkeit in den Galopp fällt, wird es durch Hülfen dazu gebracht.

Es giebt bisweilen Pferde, bey welchen es ſchwer hält, ſie in den Galopp zu ſetzen, woran entweder Faulheit, Mattigkeit, oder, weil ſie dazu durch den Trab noch nicht gehörig zubereitet ſind, Schuld iſt. Dieſe drey Fälle muß ein Bereiter wohl zu unterſcheiden wiſſen, wenn er mit Nutzen das Pferd zum Galoppiren zu bringen gedenkt. Iſt die Faulheit die Urſache davon, ſo hat man Mittel genug, dergleichen Pferde aus dem Schlafe zu ermuntern, und einige tüchtige Ruthenhiebe werden von vortrefflicher Wirkung ſeyn. Iſt es Mattigkeit, ſo muß man Geduld haben, bis es mehr Kräfte bekömmt; ſonſt ermüdet man es, und macht es verdrießlich. Iſt es durch den Trab noch nicht gehörig zubereitet, ſo iſt es thöricht, von einem ſolchen Thiere etwas zu verlangen, zu deſſen Leiſtung es kein Geſchick hat. Die Folgen davon ſind, daß man das Thier quälet, widerſpänſtig macht, und es auf die Schultern arbeitet; woraus von neuem folgt, daß es auf des Reiters Fauſt eine Stütze ſuchen, und ein elendes Pferd ſeyn und bleiben wird.

Wenn ein junges Pferd so lange getrabet, und in den Pilaren gearbeitet ist, daß es sich von selbst zum Galopp darstellt, so muß dasselbe nunmehr darin unterrichtet werden, damit es nach unserm Belieben auch darin ansprenge. Am bequemsten geschieht dieses anfänglich in einer Ecke. Ich nehme den Fall an, daß es in einem zusammengenommenen Trabe geht, und durch die Ecke wenden will. In diesem Augenblicke wird es dergestalt verhalten, daß der auswendige Zügel so stark angezogen bleibt, daß die Groppe (Croupe) nicht aus der Linie, auf welcher es geht, fallen könne, wobey man es durch den Zungenschlag oder Anstoß des auswendigen Schenkels anfeuert, wodurch es nothwendig in den Galopp fallen muß. Es wird angefeuert, und doch verhalten, weshalb es sich nothwendig in eine springende Bewegung setzen muß; und weil es zugleich eine Wendung macht, und durch die Ecke will, so muß es die inwendigen Füße vorgehen lassen, und also gehörig galoppiren. Ein Pferd galoppirt aber auf der Reitbahn gehörig, wenn die inwendigen Füße den auswendigen vorgehen; und da nun das Pferd zwo Seiten hat, so wird der Galopp nach der vorhergehenden Seite benannt. Gehen also die rechten Füße vor, so sagt man: es galoppire rechts; und gehen die linken vor, es galoppire links. Hieraus folgt nun, daß man ein Pferd, wenn es rechts ansprengen soll, links verhalten müsse, weil in diesem Falle der linke Zügel, die Groppe zu erhalten, einer Anstrengung bedarf, weil es sonst mit der auswendigen Seite eben so leicht vorgreifen könnte, die aber wegen des angestrengten äußern Zügels zurück bleiben muß; und daß mithin auf gleiche Art das Pferd rechts verhalten werden müsse, wenn es links ansprengen soll.

Manchen Pferden ist die Hülfe der Zunge, oder der Stoß des auswendigen Schenkels, nicht hinreichend, sondern es will noch stärker geholfen seyn, wie z. B. ein faules

les Pferd; und in solchem Falle pflegt man wohl mit der Spitze des innern Fußes, gegen den innern Schenkel des Pferdes, in eben dem Augenblicke zu stoßen, in welchem es die vorerwähnte Hülfe des äußern Schenkels des Reiters erhält. Durch den Stoß des inwendigen Fußes erschrickt das Pferd, und wirft die innere Seite vor, zumal da es durch den auswendigen Schenkel, welcher hinter die Gurte gegen den Leib fährt, und das Anhalten des auswendigen Zügels, die Groppe zu bewahren, gezwungen wird.

Man unterscheidet den Galopp, 1) in den Feld-Galopp und Bahn-Galopp, welcher Unterschied auf dem Gebrauche der Hanken beruhet; 2) in den wahren und falschen.

Bey dem Bahn-Galopp, Fig. 847, geht das Pferd sehr zusammen; es senkt sich mit der Groppe sehr zur Erde, greift mit dem Hintertheile weit vor, verkürzet die Schritte mit den Vorderfüßen sowohl, als es die Zwischenzeiten verlängert, und nimmt also eine langsamere Cadence an. Bey dem Feld-Galopp hingegen braucht es die Hanken weniger, es nimmt sich weniger zusammen, sondern streckt sich mehr, und verkürzet die Cadence. Jenen muß man einem jeden abgerichteten Pferde, so viel möglich, beyzubringen suchen, wenn es auch gleich der Endzweck, dasselbe zu einem Campagnepferde abzurichten, seyn sollte; denn durch diesen wird es mit dem Gebrauche seiner Hanken bekannt, und es ist eine sehr leichte Bemühung, dem Pferde den Galopp zu verlängern, wozu man im Felde gar leicht gelanget, wenn man es nur im Galopp fleißig fortläßt, wodurch sich der Gebrauch der Hanken nur gar zu leicht verliert.

Hier entsteht die Frage, wozu es nöthig sey, ein Pferd auf die Hanken zu setzen, wenn man es doch wieder davon entgewöhnen will? Die Ursachen davon sind diese: 1) Das Pferd

geht, ungeachtet der Galopp verlängert wird, dennoch viel leichter und freyer, weil es, ob es gleich nicht so stark zusammen geht, doch mit seinem Hintertheile weit vorgreift. 2) Es kann sich eine Gelegenheit ereignen, daß man ein Pferd in völliger Carriere pariren muß, wenn man ein Unglück vermeiden will; z. B. im Kriege, oder man sieht plözlich eine jähe Tiefe vor sich, die man in der Ferne nicht hat beobachten können; diese also nöthige schleunige Parade kann nur ein Pferd machen, welches den Gebrauch seiner Hanken in seiner Gewalt hat; denn durch die geringste Anstrengung der Zügel geht es zusammen, und hält sich auf seinen Hanken, da ein anderes, welches den Gebrauch der Hanken nicht kennt, sich in die Gefahr hinein stürzt. 3) Der Gebrauch der Hanken verschaffet dem Pferde eine richtige Anlehnung auf das Mundstück, und erhält das Maul weich und empfindlich; denn, wenn es im Galopp die Vorderfüße auf die Erde zu sezen im Begriff ist, so ist es auch geneigt, eine Stüze auf dem Mundstücke zu suchen; und bey dieser Gelegenheit hat der Bereiter Zeit, ihm die Zügel empfinden zu lassen, wodurch ihm die Wirkung der Stange am besten bekannt wird, und es ihr nachgeben lernt. Auf solche Art läßt sich auch umgekehrt sagen, daß durch die Zäumung das Pferd mehr auf die Hanken gesezet, und der Galopp so vollkommen gemacht werden könne, daß er völlig nach der Cadence eingerichtet ist, wie die Abbildung, Fig. 847, zeigt, worin man jeden Zeitpunct und Zwischenzeit wahrnehmen kann, die sich bey diesen vermehren, indem man wirklich 4 Zeitpuncte und 3 Zwischenzeiten bemerkt, welche sich folgendergestalt auszeichnen. Z. B. zuerst stämmet es den auswendigen Hinterfuß auf die Erde, welchem der inwendige folgt; nach diesem fällt der auswendige Vorderfuß, und zulezt der inwendige Vorderfuß nieder. Von diesen Zwischenzeiten sind die erste und dritte einander gleich, die zweyte aber ist länger.

Aus diesen Gründen muß man nun suchen, auch ein Campagnepferd so stark, als möglich, und so viel es dessen Bau und Kräfte zulassen, auf die Hanken zu sezen, damit es im Nothfalle den Bahngalopp annehmen und gehen könne. Mit einem jungen abzurichtenden Pferde ist man nun noch anfänglich zufrieden, wenn es nur galoppiret, in dem Galopp die Cadence behält, und die Füße nicht wechselt,

wo-

wobey man sich nach und nach bemühet, dasselbe anzufeuern, daß es mit dem Hintertheile mehr vorgreife, welches man durch ein sanftes Anrühren der Waden zu bewerkstelligen suchet, wodurch ein allmählicher Gebrauch der Hanken entsteht, auf welchen in eben der Maße eine Erleichterung des Vordertheiles erfolgt.

Ferner wird der Galopp, vorgedachtermaßen, in den wahren und falschen eingetheilet. Wenn das Pferd die inwendigen beyden Füße vorsetzt, so ist es ein wahrer; so bald aber die geringste Veränderung darunter vorgeht, ist es ein falscher Galopp. Wenn z. B. ein Pferd auf der rechten Hand galoppiret, so setzt es die beyden rechten Füße weiter vor, als die linken; es geschieht aber öfters, daß, zumal ein junges Pferd, den linken Hinterfuß, oder den linken Vorderfuß, oder aber beyde linke Füße weiter vorsetzt, als die rechten, und alsdann galoppiret es falsch. Auf gleiche Art geschieht es auch, wenn das Pferd auf der linken Hand galoppiret; daher es eines Bereiters Hauptaugenmerk seyn muß, daß er nicht zugebe, daß ein junges Pferd bey Erlernung des Galoppes einen Fuß verwechsele, weil es sich sonst zu sehr daran gewöhnet, und nicht leicht den Galopp halten lernt. So bald also dieser Fall eintritt, muß er es, durch Anhalten eines Zügels um den andern, wieder in den Trab bringen, und es bald darauf von neuem wieder in den Galopp setzen. Ist das Pferd so weit, daß es mit den Paraden bekannt ist, so pariret er es in dem Augenblicke, da es einen Fuß wechselt, und sprenget es auf der Stelle von neuem an; oder wenn die Correction noch nicht hinreicht, so läßt er es nach der Parade zur Strafe scharf zurück treten, und darauf wieder ansprengen, womit er so lange continuiret, bis es nicht mehr wechselt. Hieraus folgt aber auch, daß ein Bereiter nothwendig ein gutes Gefühl haben, und den Galopp sowohl, als einen jeden Fußtritt, spüren muß.

Wenn das Pferd aus dem Galopp fällt, d. i. nachdem das Pferd, beym Anfange des Galoppes, den rechten Fuß zuerst vorgesetzt hatte, so hat es nachher mit den Füßen gewechselt, und setzt jetzt den linken Fuß vor den rechten her; nennen die Franzosen: ce cheval est désuni. Wenn es hingegen die Hüften nach sich zieht, d. i. wenn es im Galoppiren den rechten Hinterfuß zu gleicher Zeit mit dem rechten Vorderfuße vorsetzt, sagen sie: ce cheval est désuni du derrière.

Ein fehlerhafter Gang, ist auch der so genannte Mittelgalopp, Fr. Aubin, wenn das Pferd vorn galoppiret, und hinten trabet.

An einigen Orten verlängert man noch die Reihe der Schulen durch den so genannten Galop gaillard, welcher darin besteht, daß ein Pferd im Galopp zuweilen einen Sprung mit einmische. Man kann aber diese angebliche Schule gar nicht als eine solche ansehen, zumal da die untermischten Sprünge zu keiner von den erhabenen Schulen gezählet werden können, weil sie nicht nach Regeln geschehen, sondern dermaßen irregulär sind, daß man ihnen gar keinen Namen beylegen kann. Dieser mit den Sprüngen untermischte Gang ist völlig fehlerhaft, und darf an einem Pferde nicht geduldet werden, weil die Sprünge, zumal einem unerfahrnen Reiter, sehr beschwerlich werden, und ihn satellos machen.

Endlich habe ich noch von der Bequemlichkeit und dem Endzwecke des Galoppes etwas zu sagen. Der Galopp ist ein bequemer Gang für den Reiter, weil der Mittelpunct der Schwere des Pferdes nur eine geringe Bewegung dadurch leidet, welche noch immer mehr verringert wird, je mehr sich das Pferd auf die Hanken setzt. Aus diesem Grunde muß der Endzweck des Galoppes nothwendig der seyn, daß es auf die Hanken gebracht werde; woraus denn folget, daß der Bahngalopp noch be-

bequemer sey, als der Feldgalopp, weil jener mehr auf den Hanken geschieht, als dieser.

Die Bequemlichkeit, welche ein Reiter beym Galoppe verspüret, ist einem Jeden bekannt: und es kömmt dieselbe allerdings von der geringen Bewegung her, welche der Mittelpunct der Schwere bey diesem Gange leidet, und von der einförmigern und gelindern Ausdehnung der Kniekehle, wodurch die Bewegung des Galoppes sanfter wird. Diese einförmige und gelinde Ausdehnung aber wird erhalten, wenn sich das Pferd auf die Hanken setzt; woraus folget, daß der Galopp desto bequemer seyn müsse, je mehr er auf den Hanken geschieht. Die Bequemlichkeit und der Unterschied derselben bey diesem Gange ist so merklich, daß er auch von ganz unerfahrnen Reitern empfunden wird.

Bey der Anweisung eines Pferdes zum Galopp, darf es nicht von selbst wechseln; wenn es aber geschieht, so muß, nach Beschaffenheit der Umstände, eine Verbesserung vorgenommen werden. Ich habe oben, S. 823, der Wechselung, welche junge Pferde bey dem Galoppe von selbst vorzunehmen pflegen, Erwähnung gethan, auch angezeigt, wie und auf was Art selbige zu verbessern seyn. Hier bemerke ich nur noch, daß der Bereiter dem Pferde keine Gelegenheit oder Veranlassung zu der Wechselung geben müsse, welches zum öftern durch einen unsteten Sitz und durch das Rücken der Zügel geschieht; bey welchem letzten man die Absicht hat, es nach und nach mehr zu verhalten, damit es hinten mehr vorgreifen, und seine Hanken brauchen lerne. Die Absicht ist nicht zu tadeln, nur muß das Anhalten der Zügel so sanft und unmerklich geschehen, daß das Pferd den Zeitpunct der Veränderung der Zügel zu bemerken nicht im Stande sey. Das sicherste ist, daß man dasselbe anfänglich fort galoppiren lasse, ohne sich zu sehr um den Gebrauch der Hanken zu bekümmern, damit es nur erst den Galopp halten lerne; und wenn

es nicht mehr darin wechselt, so bemühe man sich, denselben zu verbessern. Es versteht sich, daß ein junges Pferd vor jedesmaliger Lection in den Pilaren gearbeitet wird, wovon zu der Zeit, da es im Galoppiren geübet wird, die Absicht ist, es nicht nur immer mehr und mehr zu entbinden, sondern es auch auf die Hanken zu sezen, welches den Unterricht bey dem Galoppiren gar sehr erleichtert. Man fährt also mit dem Galoppiren fort, bis es darin völlig befestigt ist; um den Gang aber zu verbessern, ist es auch Zeit, dasselbe in der Schule, Schulter einwärts, zu reiten. Diese Arbeit und ihren Nutzen, werde ich an seinem Orte erklären.

Nachdem ein Pferd die Hanken mehr oder weniger gebraucht, ist die Zeit zu bestimmen, da es angewiesen werden solle, auf die gegebenen Hülfen zu wechseln. Dieses kann ihm am bequemsten beygebracht werden, wenn man vermittelst einer geraden Linie über die Bahn von einer Hand auf die andere geht.

Ein Pferd wechseln, bedeutet überhaupt von der einen Hand auf die andere gehen, und wird diese Wechselung bey allen Gängen vorgenommen. Im Schritte und Trabe bleibt die Bewegung der Beine unverändert; im Galoppe aber geht mit der Veränderung des Weges, welchen das Pferd durch die Wechselung nimmt, auch eine Veränderung mit den Beinen vor, indem die Seite des Pferdes, welche vorhin zulezt auf die Erde fiel, nunmehr den Erdboden zuerst berühren muß.

Diese Wechselung muß so geschehen, daß sie in eben dem Gange, ohne zuvor in einen andern zu fallen, gemacht werde; und auf solche Art muß das Pferd in dem durch die Wechselung veränderten Galoppe mit eben der Cadence fortfahren, in welcher es zuvor war. Man kann leicht einsehen, daß kein Pferd ohne Unterricht zu dieser Geschicklichkeit gelangen könne, und daß man also Hülfen wählen müsse, es zu dieser Handlung zu bestimmen. Der Zeitpunct ist dazu da, so bald es auf den Hanken steht.

Wie

Wie ein Pferd anfänglich, durch Verhalten und eine dabey gegebene Hülfe, zum Galopp angesprengt werde, habe ich oben, S. 819, f. gezeigt. Nach und nach, da das Pferd mehr an das Galoppiren und Ansprengen gewöhnet wird, verfeinert man die anfänglich dazu nöthig gewesenen Hülfen, bis ein bloßes Verhalten nebst einem Zungenschlage es schon dazu bestimmen, ohne daß man nöthig hätte, einen Schenkel zu bewegen. Da das Pferd, einen Unterschied zwischen dem rechten und linken Verhalten zu machen, die Fähigkeit besitzt, so richtet es auch danach sein Anspringen ein, nachdem es durch den Zungenschlag benachrichtiget wird, daß es galoppiren solle. Nur für einen Soldaten ist der Zungenschlag keine schickliche Hülfe, weil er dadurch die Pferde seiner Cameraden zugleich mit anfeuert, weshalb sie besser thun, daß sie den Schenkel gebrauchen. Wäre das Pferd auf der rechten Hand, oder es galoppirte rechts, so würde man ihm die Hülfe zum linken Ansprengen geben müssen, damit es im Galopp wechsele. Ehe ich die Art erzähle, wie man dazu am leichtesten gelangen kann, einem Pferde diese Wechselung beyzubringen, will ich erst die Regel zum voraus fest setzen: daß das Wechseln nothwendig allemal in einem solchen Zeitpuncte geschehen müsse, in welchem es sein Vordertheil von der Erde erhebt, und auf den Hanken steht. Denn ruhet es mit seinen Füßen auf der Erde, so kann es zwar einen andern Galopp anfangen, als es zuvor gegangen war, es ist aber eben dasselbe, als ob es von neuem dazu angesprenget würde, und man kann nicht sagen, daß es wechsele: imgleichen, wenn das Pferd über der Erde ist, die eine Seite schon vorgeworfen, und im Begriff steht, mit dem inwendigen Vorderfuße nieder zu fallen, so ist auch keine Wechselung mehr möglich, weil die auswendige Seite alsdann, wenn die Hülfe zur Wechselung kömmt, gewiß schon steht. Dieses zum

vor-

vorausgesetzt, ist es wohl die leichteste und bequemste Art, wenn man ein Pferd anfänglich darin unterrichten will, daß man einen Ort wähle, wo man mit dem Wechseln eine Wendung verbinden kann; denn wenn ihm die Hülfen zu einem gegenseitigen Galopp gerade zu der Zeit gegeben werden, da es zugleich wendet, so muß es schlechterdings mit der inwendigen Seite vorgreifen, und also wechseln. Man ritte z. B. auf der rechten Hand in Galopp, und wollte wechseln, so müßte man gerade über die Bahn reiten, und unweit der Mauer sodann wechseln und wenden, um auf der linken Hand weiter zu gehen. Um es desto besser zu bewerkstelligen, reitet man erst einigemal über die Bahn, ohne zu wechseln, und alsdann, da das Pferd es am wenigsten vermuthet, und in der Meinung ist, wieder rechts zu wenden, kömmt auf einmal eine gegenseitige Wendung und Hülfe. Ist diese Wechselung gut von Statten gegangen, so wird es bald darauf pariret und geliebkoset, um es ihm bemerklich zu machen, daß es recht gehandelt habe. Dadurch wird das Pferd aufmerksam, und erwartet beständig die Wechselung, so bald es wieder auf die Stelle kömmt, wenn es nur einige Zeit darin geübt ist; und man wird bemerken, daß es so gar von selbst wechselt, welches man aber nicht zugeben darf. Wie man von der rechten zur linken gewechselt hat, eben so verfährt man von der linken zur rechten, jedoch mit gegenseitigen Hülfen. Wie man sich dieser Wechselung nur zu Anfange bey einem jungen Pferde bedient, so muß man mit dem Wachsthume seiner Geschicklichkeit auch darauf bedacht seyn, sie zu verfeinern, und es dazu anhalten, daß es auch auf jeder geraden Linie, ohne eine Wendung dabey zu machen, wechsele.

Ein Pferd dahin zu bringen, daß es auf jeder geraden Linie, ohne irgend eine andere Hülfe, bloß durch eine Bewegung der Hand wechsele, geschieht, nach Hrn. Hauptm. Prizelius Anweisung, folgendergestalt. Nachdem das Pferd an die Wechselung nahe an der Mauer gewöhnt, und darin so lange geübt ist, daß es selbige befolget, nimmt man es an einem etwas von der Mauer entlegenen Orte, und läßt es, ohne zu wenden, auf der geraden Linie, bis an die Mauer mit verändertem Galopp fortgehen, und wenn man an die Mauer kömmt, wendet man erst. Hier wird man wider die Gewohnheit, daß es bey der Wechselung wenden wolle, zu streiten haben; und es wird neue Arbeit kosten, um es bis an die Mauer gerade zu erhalten. Das dawider zu ergreifende einzige und wirksame Mittel ist, daß man den auswendigen Zügel (welcher vor der Wechselung der inwendige war,) fest halte, daß es nicht von der Linie weichen könne. Diese Uebungen werden fleißig wiederholet, und sie sind um so mehr nöthig, weil es dem Pferde zuträglich ist, daß es im Felde bald auf die eine, bald aber auch auf die andere Hand galoppire, wozu der Reiter durch die Wechselung gelangen muß; und überdem sind sie vortheilhaft, das Pferd in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu bringen und zu erhalten. Große Herren, und auch Privatpersonen, welche keine geübte Reiter sind, verlangen zuweilen, daß ein Pferd beständig rechts galoppire, und nicht wechsele; in welchem Falle die Wechselung ein Pferd nicht gelehret werden darf, sondern man galoppiret sie beständig rechts; und um sie desto mehr in dem Galoppe zu befestigen, läßt man sie auch auf der linken Hand rechts galoppiren, wobey man sich wohl vorzusehen hat, daß man sie nicht tief in die Ecken führe, sondern die Ecke abschneide, damit sie nicht durch eine plötzliche Wendung zum Wechseln genöthiget werden.

Hiebey ist die Frage zu erörtern, ob es dem Pferde nicht nachtheilig sey, es beständig auf einem Schenkel zu galoppiren? Es ist allerdings nachtheilig; denn der linke Hinterschenkel, welcher zuerst bey dem Galopp auf der rechten Hand auf die Erde gestämmet wird, muß den Körper beständig allein tragen und fort treiben, daher er auch am stärksten angegriffen wird. Die rechte Seite geht allemal weiter vor, als die linke, und die Schenkel auf dieser

Sei-

Seite werden auch stärker gebogen, als die auf jener, daher die linken Schenkel durch die immerwährende Last, welche auf ihnen ruhet, und durch die wenige Bewegung, welche sie zu machen haben, nothwendig abgenutzet werden müssen. Aus diesem Grunde wird ein geübter Reiter sein Pferd fleißig im Galopp wechseln lassen, und es bald rechts, bald links, im Felde galoppiren.

Wenn das Pferd gezäumet ist, bemühet sich der Reiter, die Wechselungen dergestalt einzurichten, daß die bloße Bewegung der Hand das Pferd dazu bestimmet, ohne daß irgend eine andere Hülfe dazu komme. Zur Uebung reitet er in der Mitte der Reitbahn in die Länge herunter, und wechselt auf dieser Linie zwey bis dreymal, bis es nach und nach diese Handlung mit vorzüglichster Leichtigkeit und Geschicklichkeit verrichtet, die er eben so wohl im Felde zu üben nicht unterlassen darf, weil ein Pferd draußen wegen der ihm vorkommenden vielen Gegenstände nicht so sehr auf seinen Reiter achtet, als im Reithause, da es nichts ungewohntes um sich sieht.

Die Methode: welche Hr. v. Sind, in seiner neuen und sichern Lehrart, die Pferde in kurzer Zeit fein und schulmäßig zu dressiren ꝛc. S. 69. ein Pferd zum Wechseln im Galopp abzurichten, angiebt, wird von Herrn Prizelius in seiner vollständ. Wissenschaft, Leipz. 1777, gr. 4. S. 478, beurtheilet und mit Recht verworfen.

Zum Beschluß gedenke ich noch mit wenigem des Galoppes der Kutschpferde. Wenn es Kutscher giebt, die, um ihren jungen Herren zu gehorchen, ihre Pferde in Galopp setzen, weil sie einen sehr leichten Wagen, oder sehr rasche Pferde haben: so ist dieses kein Beyspiel für andere Kutscher. Der Galopp ist niemals der Gang für Kutschpferde gewesen, und wird es auch niemals, besonders in großen Städten, werden, es sey denn, daß man die Pferde zu Grunde richten, den Wagen in Stücken, und dem Herrn Arm und Beine zerbrechen wollte. Giebt es aber dringende Gelegenheiten, wo

man

man im freyen Felde die Pferde in Galopp setzen muß, so muß es mit Behutsamkeit geschehen. Gemeiniglich sind die Kutschpferde zu schwer, um den Galopp zu laufen. Folgendes ist inzwischen dabey zu beobachten.

Die Pferde müssen willig und leicht laufen, ohne die Vorderfüße gar zu sehr zu heben, welches anzeigen würde, daß ihnen das Galoppiren sauer würde, weil die Schultern nicht folgen. Sie müssen beständig in einer schönen Stellung bleiben, den Kopf hoch, die Schultern niedrig halten. Das Hintertheil muß so gut folgen, daß man nicht bemerken könne, wie die Hinterfüße nach den Vorderfüßen auf die Erde kommen, sondern alle viere müssen gleichsam immer in der freyen Luft seyn. Pferde, welche allzu lange Hüften haben, können keinen kurzen Galopp, sondern nur den gestreckten gehen, weil sie die Knie nicht beugen, und unter sich greifen können. Wenn die Pferde die Füße im Galopp zu sehr heben, so verlieren sie an der Geschwindigkeit; und es ist ein Zeichen, daß sie keinen Athem haben.

Der vollkommene Kutscher, nach der 2ten französ. Ausgabe übers. vom E. M. S. A. Frs. und Lpz. 1778. gr. 8. S. 228. f.

Galreda, siehe Gallerte.

Galstrig, siehe Ranzig.

Gamache, siehe Stiefelette.

Gamander (der,) oder das Gamanderlein. (*) Diese Namen führt überhaupt das ganze linnäische Geschlecht des Teucrium, welches zu den Pflanzen mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden und einem nackten oder bloßliegenden Samen gehört, und die Erd-

(*) Im Engl. lautet dieser Name Germander, Fr. Germandrée, welche Namen, so wie der deutsche, vermuthlich aus dem Griech. und Lat. Chamædrys verunstaltet sind, welchen diese Pflanzen bey den alten Kräuterkennern führen.

Erd-Kiefer, das Katzen-Kraut, den Lachen-Knoblauch, die Scorodonie, und den Bathengel unter sich begreift. Von der Erd-Kiefer, Teucrium Chamæpytis, siehe Th. VIII, S. 513, f. Von dem Katzen-Kraute, Teucrium Marum, s. Marum-Kraut. Von dem Lachen-Knoblauch, siehe Scordien. Von der Scorodonie, und dem Bathengel, werde ich jetzt handeln.

1. Die Scorodonie, der salbeyblätterige Gamander, Teucrium Scorodonia *Linn.* wächst hin und wieder in Deutschland, auch England, Frankreich, Italien, an den Hecken und auf Wiesen. Die dauerhafte kriechende Wurzel treibt haarichte, aufrecht stehende, ungefähr 2 Fuß hohe viereckige Stängel. Die gestielten, herzförmig spitzigen, eingekerbten Blätter sind dunkelgrün, runzelig, und mit kurzen Haaren hin und wieder besetzt, diejenigen aber, welche bey den Blumen stehen, viel kleiner, rundlich, völlig ganz, und an beyden Enden spitzig. Die Wirtel stehen dicht bey einander, und stellen gleichsam eine einseitige Aehre vor. Das Blumenblatt ist blaßgelb, und dessen Blumenähre lang und gekrümmt. Die Pflanze vermehrt sich häufig durch die Wurzel, oder man kann diese nach Belieben theilen. Sie dauert füglich in jedem Erdreiche, und in freyer Luft. Der Geruch kömmt einigermaßen mit dem Wasser-Gamander (Lachen-Knoblauch, Scordien) überein; die Kräfte aber sind weit geringer.

2. Der Bathengel, in einigen oberdeutschen Gegenden der Frauenbiß, Chamædris major repens *Bauh.* Teucrium Chamædrys *Linn.* Fr. Calamandrier, wovon das Gamanderlein, Chamædrys minor repens *Dod.* & *Bauh.* Chamædris vulgaris s. secunda *Clus.* Fr. Petite germandrée, le petit chêne, petit chêne vert, oder la chênette, eine Varietät ist, welche für kräf-

tiger

tiger gehalten wird, und daher officinell geworden ist. Diese Pflanze wächst in Deutschland an vielen Orten, insonderheit aber in der Schweitz, in Oestreich und Ungarn, an den Wegen, und in steinigen, sandigen Gegenden. Sie treibt aus der faserigen dauernden Wurzel viele mit Aesten besetzte Stängel, welche mehr auf der Erde hin kriechen, als aufrecht stehen, und gleichfalls den Winter über aushalten. Die ganze Pflanze erreicht selten die Länge eines Fußes; mehrentheils ist sie nur eine Spanne lang. Sie ist überall mit Blättern besetzt, welche einander gegen über und paarweise stehen, gestielt, länglichrund und am Rande eingekerbet sind. An den obern Theilen der Aeste, welche sich zur Zeit der Blüthe, nämlich im Junius und Julius, aufrichten, stehen zwischen den Blättern die röthlichen Blumen; und zwar treiben gemeiniglich aus jedem Winkel drey derselben. Der Geburtsort ändert zuweilen das Ansehen dieser Pflanze. Man findet zuweilen mehrere, öfters wenigere Blumen an dem Blattwinkel bey einander; manchmal stehen die Blätter und Blumen gedrungen bey einander, ein andermal sparsam und mehr von einander entfernt. Meistentheils hat die Pflanze keinen, selten einen angenehmen und starken Geruch.

Man findet die getrocknete Pflanze in allen Apotheken, indem sie jederzeit häufig gebraucht worden ist; und sie besitzt auch wirklich gute Eigenschaften. Sie enthält bittere, eröffnende, balsamische und zusammenziehende Bestandtheile, und wird daher von Vielen, besonders Prosp. Alpin und River, mit Wein abgekocht, bey den Wechselfiebern angerühmet, ja, von Chomel'n der Chinarinde vorgezogen. Sie stärket den Magen, stillet die Blutflüsse, verbessert die Bleichsucht, eröffnet die Verstopfungen der Lunge, Leber und übrigen Eingeweide, und dient folglich bey der Gelbsucht und

Engbrüstigkeit. Vornämlich will man sie als ein bewährtes Mittel wider Gliederschmerzen und die laufende Gicht ausgeben; wie denn schon Vesal gemeldet hat, daß die genuesischen Aerzte den Gebrauch derselben dem Kaiser Carl V. wider dieses Uebel angerathen haben. Der Cardinal Fleury soll durch einen Thee aus gleichen Theilen Bathengel, Schlag-Kraut (Teucrium Chamæpytis) und Osterluzey (Aristolochia Clematis,) von dieser Krankheit befreyet worden seyn. Andere Exempel zu geschweigen. Boerhave aber erinnert, daß man bey dem Gebrauche vorsichtig verfahren solle, indem dadurch die Bewegung der Säfte vermehret, und die Hitze erreget werde.

Gambetta, siehe Schnepfe. (Wasser-)

Gambienser Gummi, Gummi Gambiense, gehört zu den neuern, und denjenigen Materialwaaren, von welchen wir noch keine hinlängliche Kenntniß haben. Fothergill hat dasselbe einigermaßen, im 1. B. der übers. Bemerk. der Aerzte in London, S. 327, bekannt gemacht. Es ist ein hartes, zerbrechliches, dunkelrothes, oder beynahe schwarzes, undurchsichtiges Gummi, von welchem jedoch die allerkleinsten Stückchen roth und durchsichtig erscheinen. Es giebt keinen Geruch von sich, auf der Zunge aber zerfließt es geschwinde in ein schleimiges Wesen, und verursachet ein starkes, jedoch angenehmes Zusammenziehen. Wenn es gröblich gestoßen ist, löset es sich im Wasser größtentheils auf, und theilet demselben eine dunkelrothe Farbe, und einen starken zusammenziehenden Geschmack mit. Was in dem Wasser unaufgelöset bleibt, scheint harzig zu seyn. Es unterscheidet sich von dem senegalischen Gummi, weil es weit zerbrechlicher ist; und von dem Drachenblute, mit welchem es leicht verwechselt wird, weil es sich im Wasser auflöset. Es soll dieses Gummi wie

ein

ein rother Saft aus einem Baume fließen, welcher Pau de Sangue genannt wird, sonst aber unbekannt ist.

Bey eingewurzelten Durchfällen, dem weißen Flusse, allzu häufigem Abgange der monatlichen Reinigung, und überhaupt in allen Fällen, welche von einer Schlaffheit und Schärfe herrühren, soll dieses Gummi vorzüglich und nützlich zu gebrauchen seyn.

Gamelo, ein Beyname des Copahu-Balsames; siehe Th. III, S. 453.

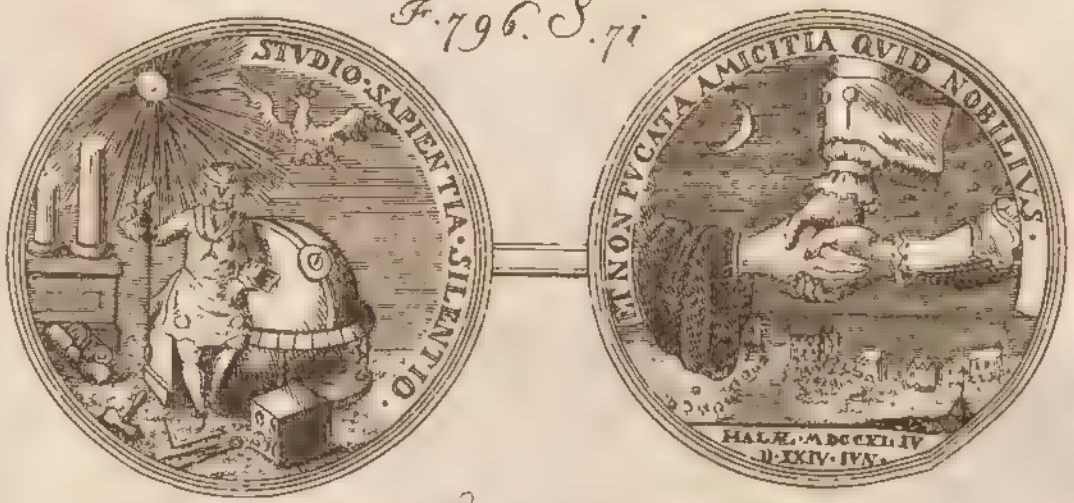
Gampferkraut, siehe Abrotanum.

Ende des fünfzehenten Theiles.

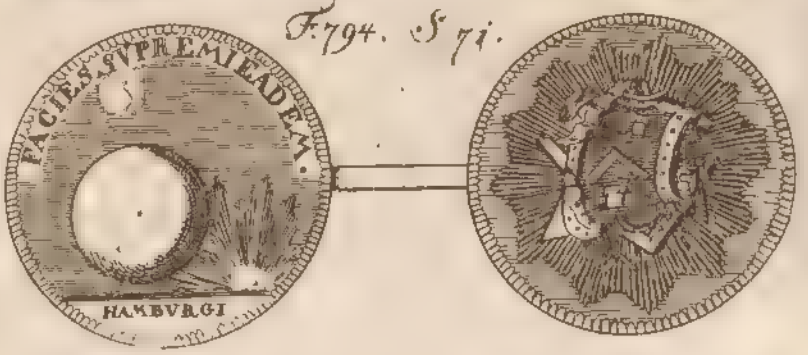
F.792 S.70.

F.793. S.70.

F.796. S.71



F.794. S.71.



F.795. S.71

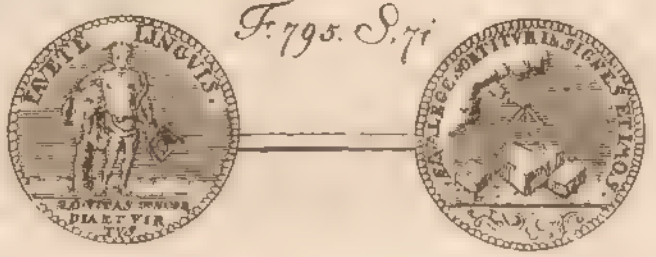


Fig. 798. S. 133.

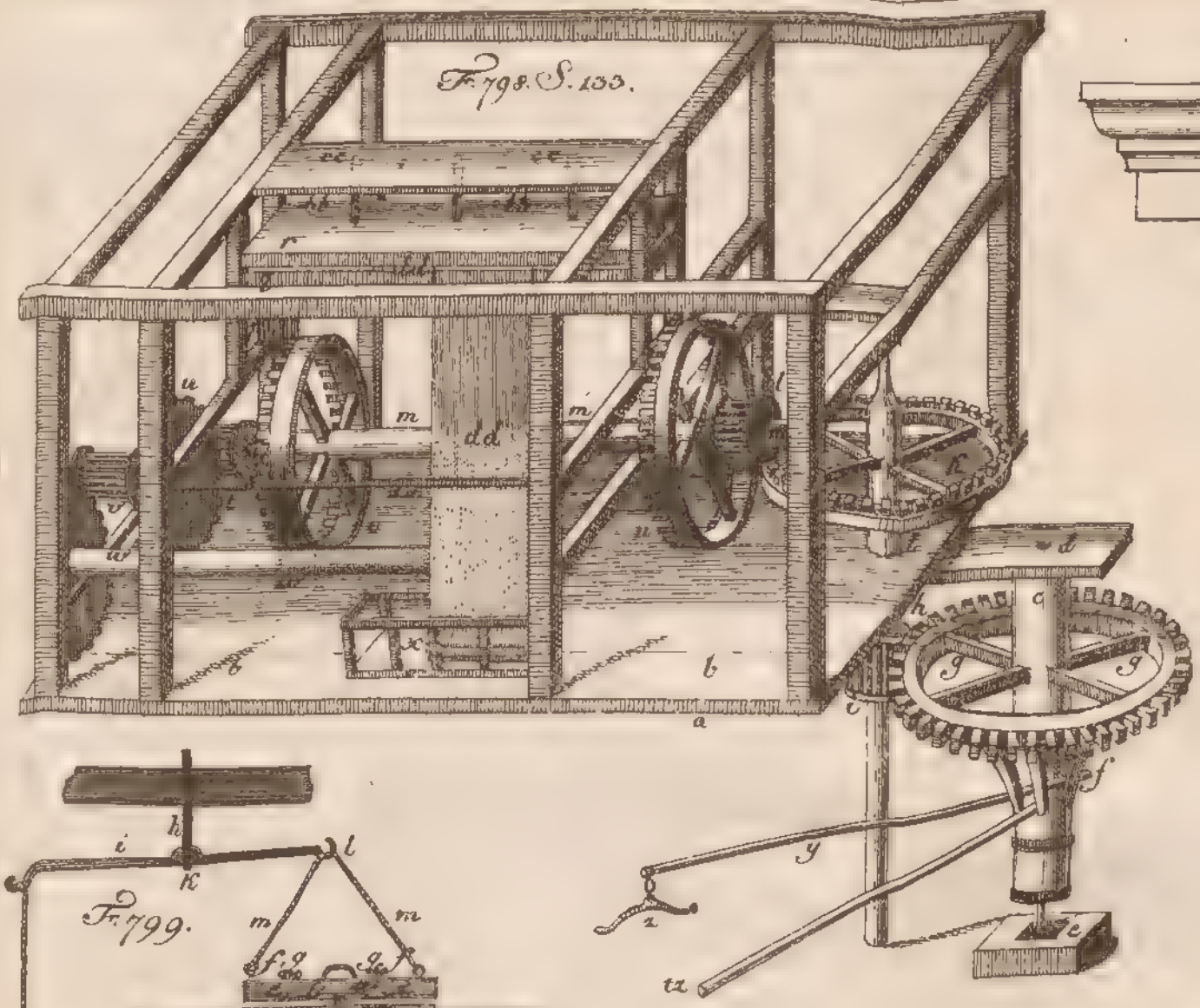


Fig. 797. S. 108.

Fig. 799.

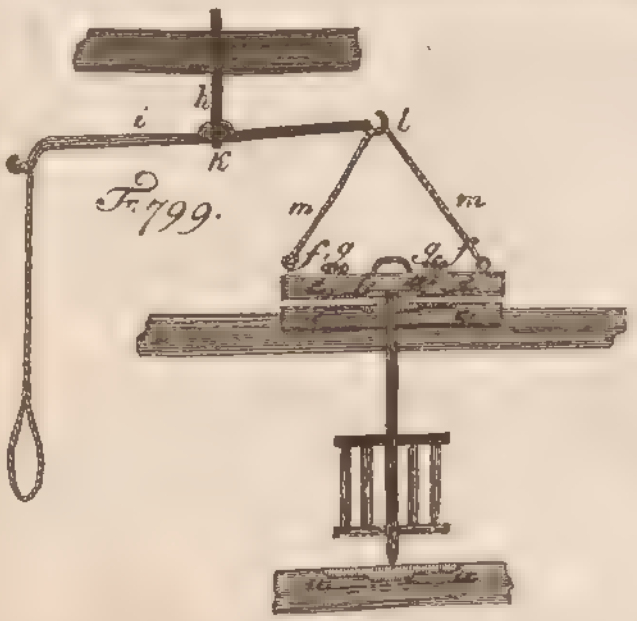


Fig. 800.

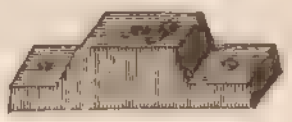


Fig. 801. S. 135.

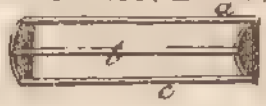
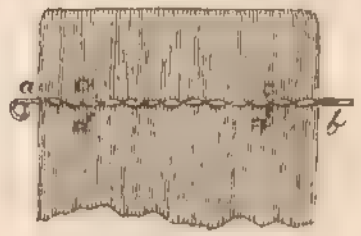


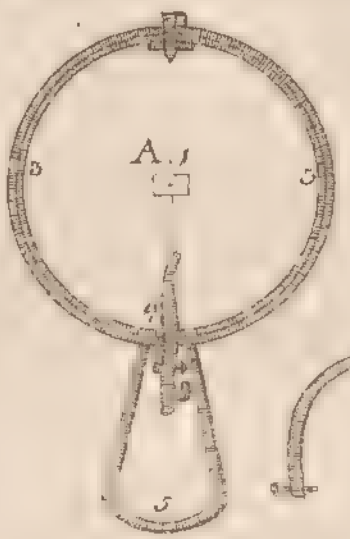
Fig. 802. S. 136.



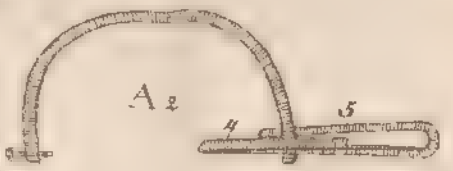
F. 804 S. 141.
F. 803. S. 138.
a
F. 805
F. 807. S. 145.
F. 810. S. 145
a
b
b
F. 806. S. 144.
d
e
F. 808. S. 145
F. 809. S. 145
f
b
a
g
h

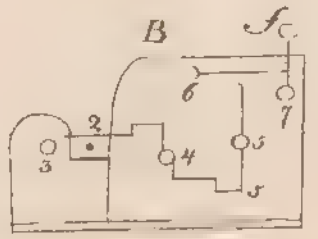
Oec Enc. XV. T.

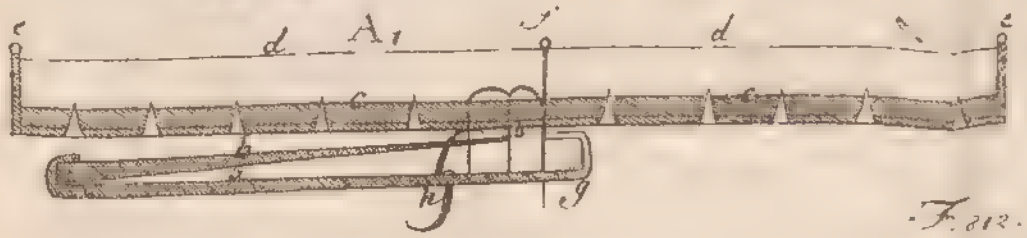
F. 811. S. 811.



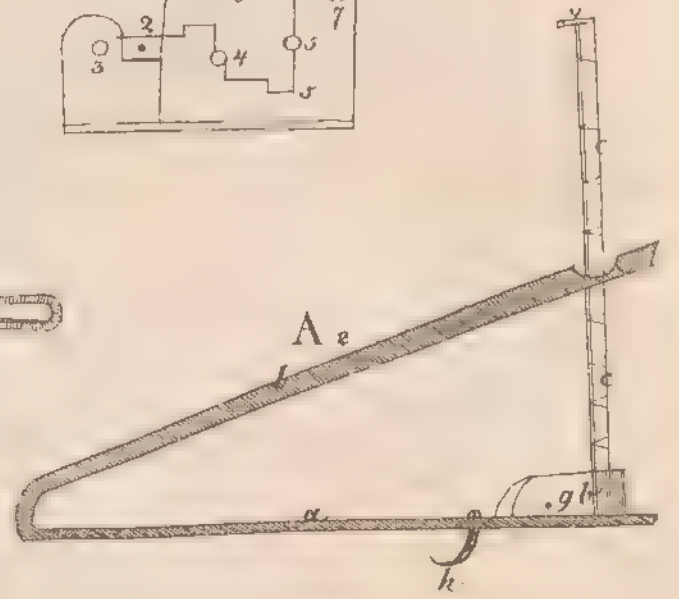
F. 813. S. 891.

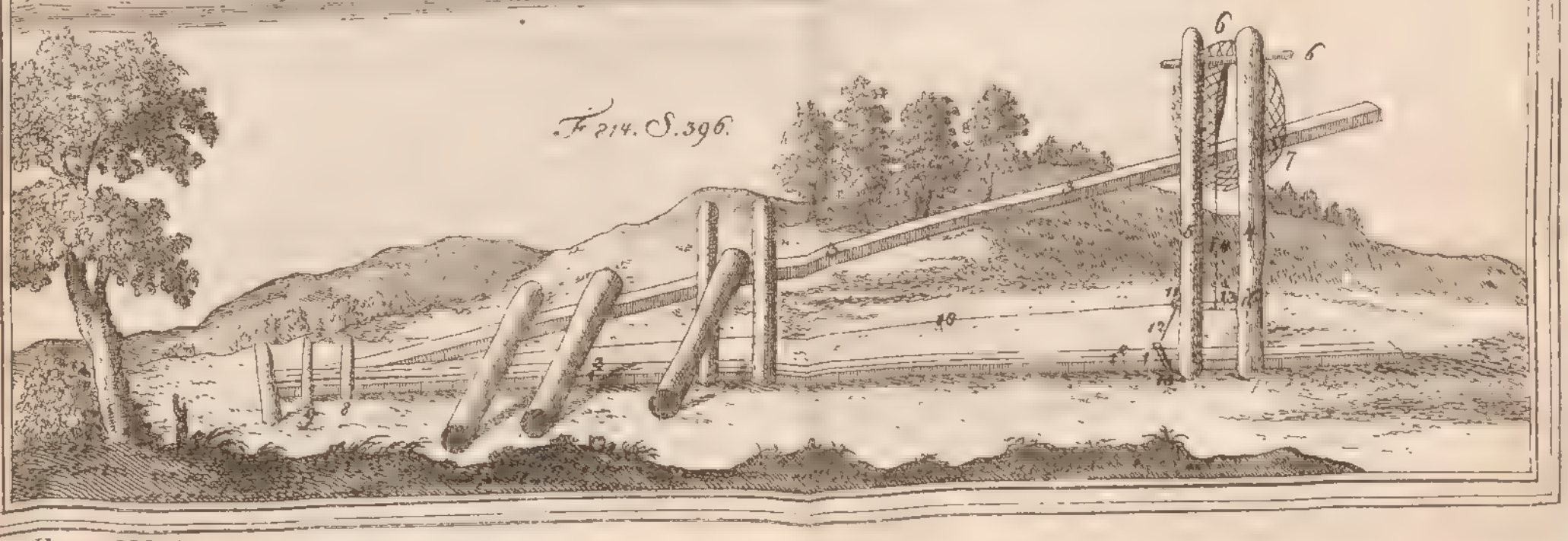






F. 812. S. 885.



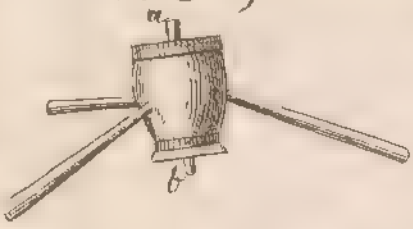


F. 214. S. 396.

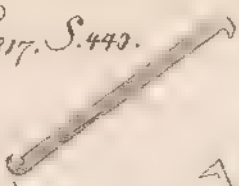
Cec. Enc. II. T.

Dec. Enc. V. T.

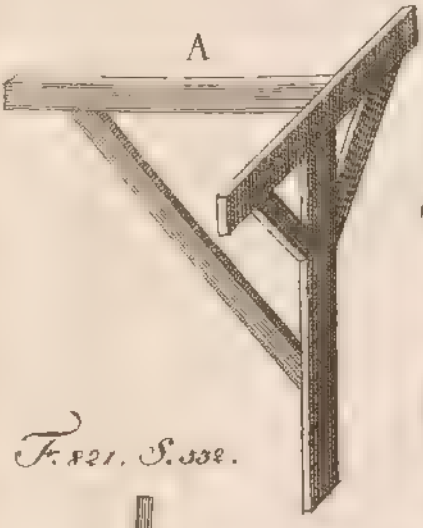
Fr. 816 S. 439.

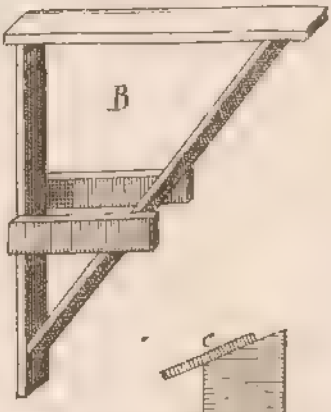


Fr. 817. S. 443.

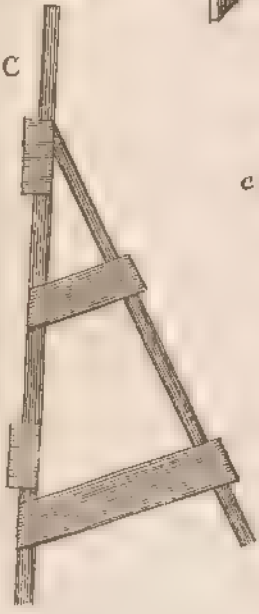


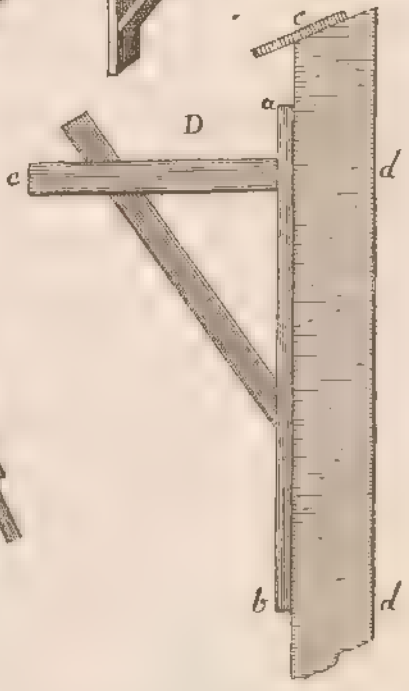
Fr. 820. S. 525.





Fr. 821. S. 532.





Oec. Enc. XV.T.

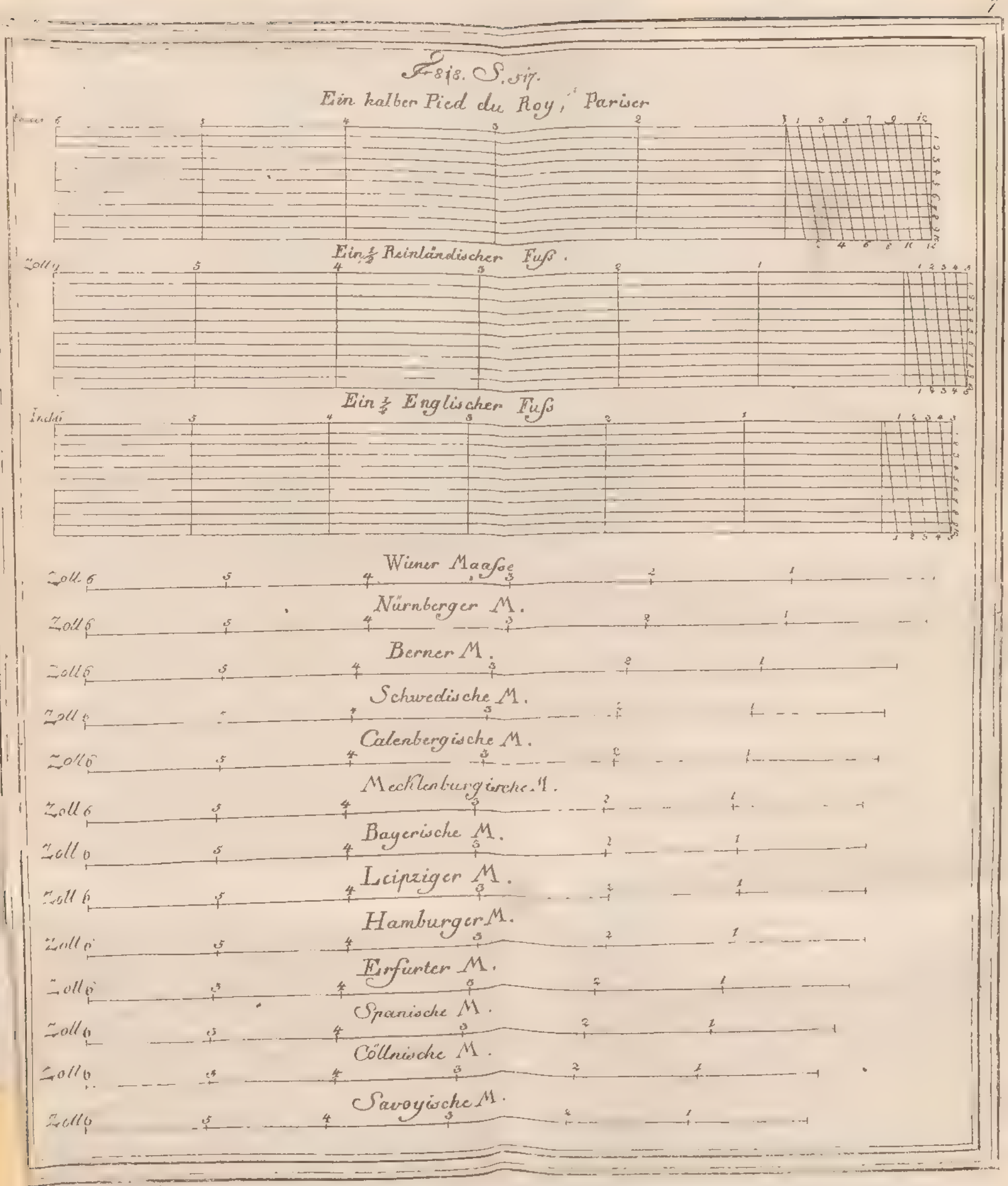
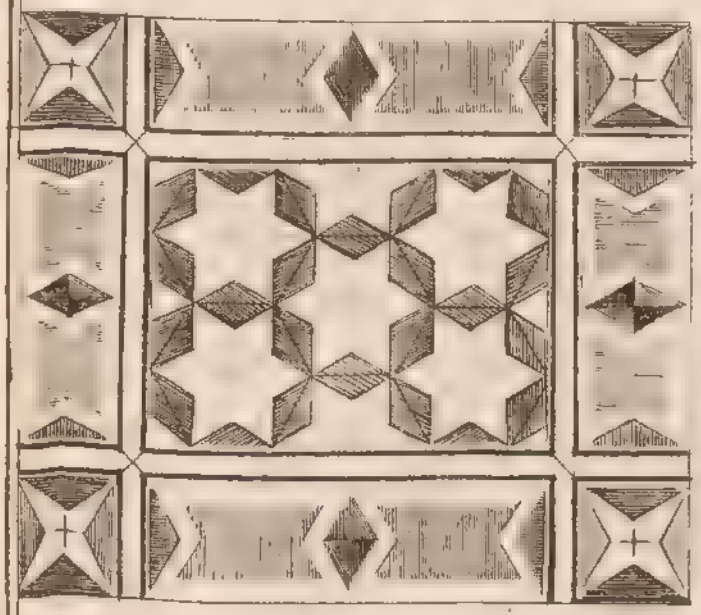
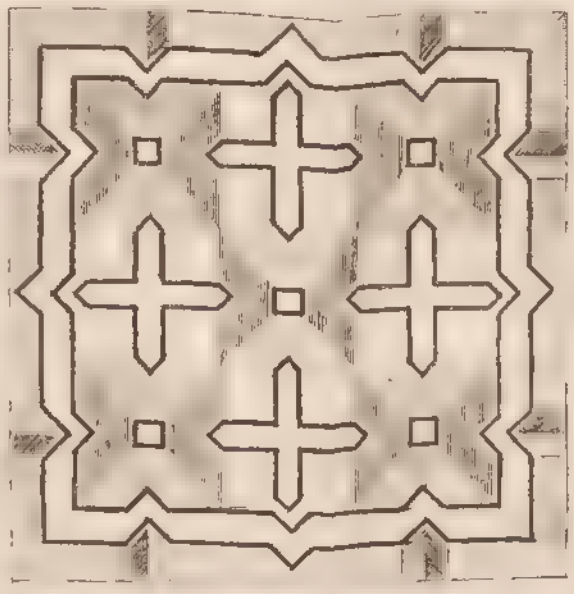
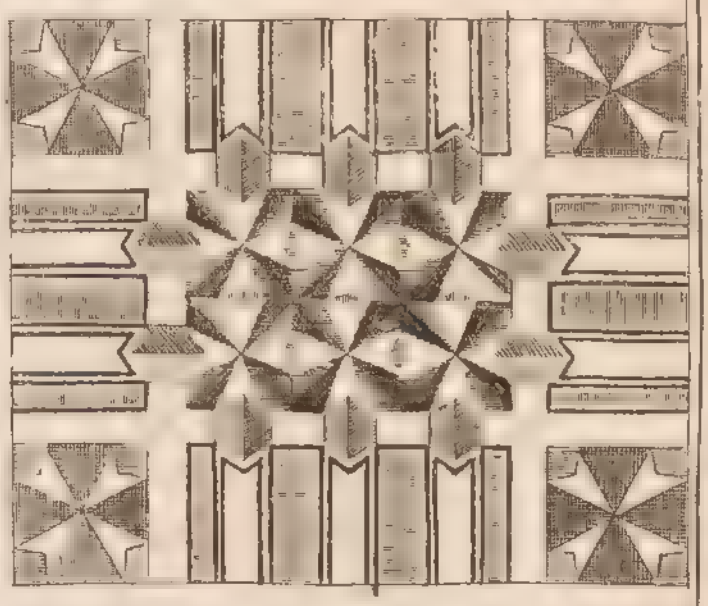

F. 818. S. 517.
Ein halber Pied du Roy, Pariser
Ein ½ Reinländischer Fuß.
Ein ½ Englischer Fuß
Wiener Maaße
Nürnberger M.
Berner M.
Schwedische M.
Calenbergische M.
Mecklenburgische M.
Bayerische M.
Leipziger M.
Hamburger M.
Erfurter M.
Spanische M.
Cöllnische M.
Savoyische M.

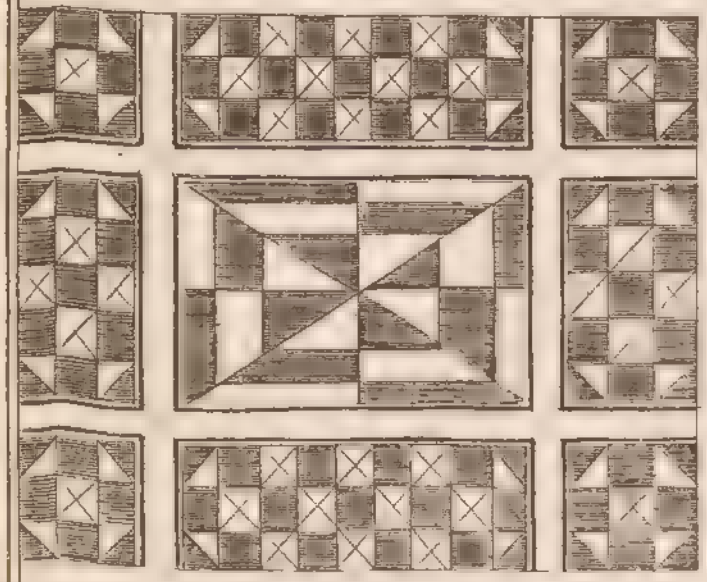
Fig. 8523.

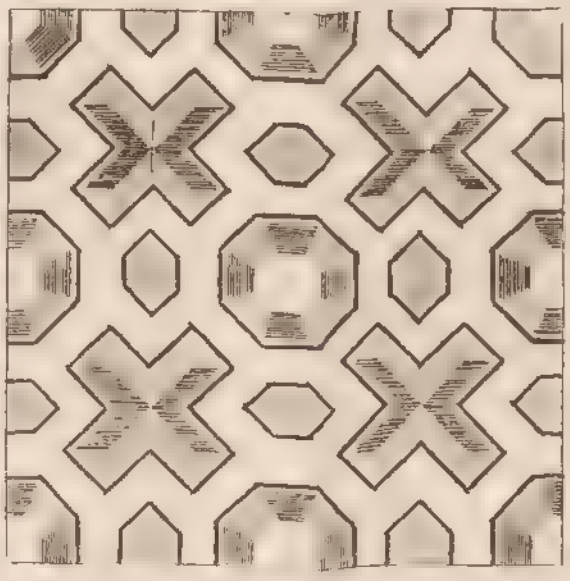
Oec. Enc. XVI. T.

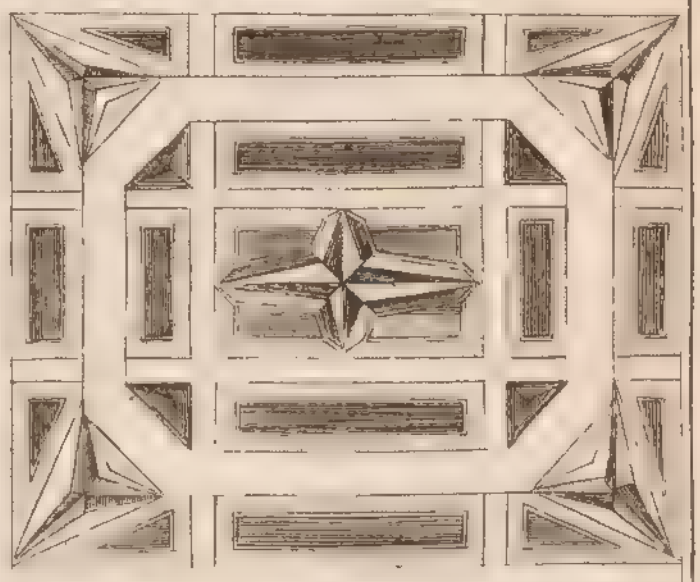








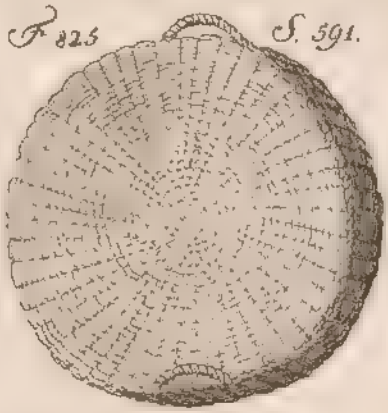




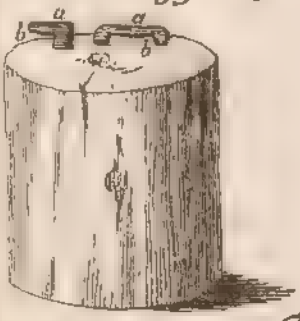
F. 824 S. 564.

F. 825 S. 591.

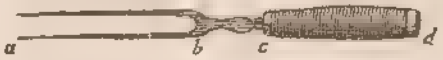
F. 823. S. 554.



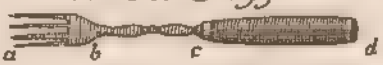
F. 828. S. 599.



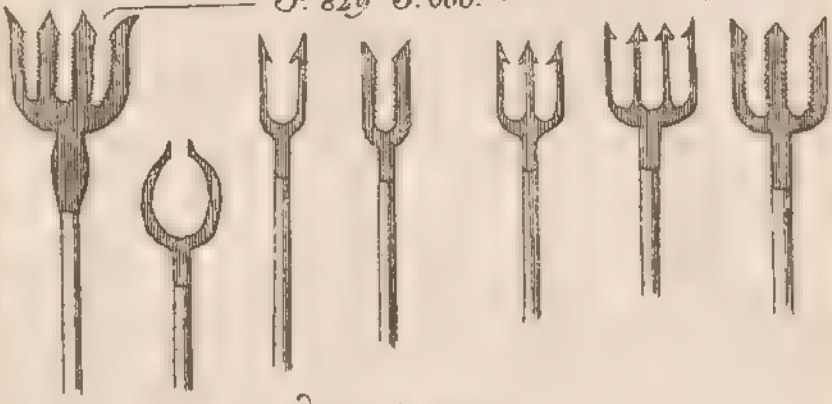
F. 827.



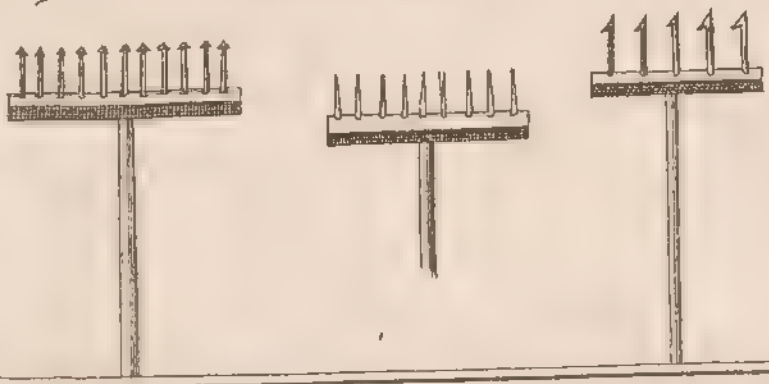
F. 826. S. 599



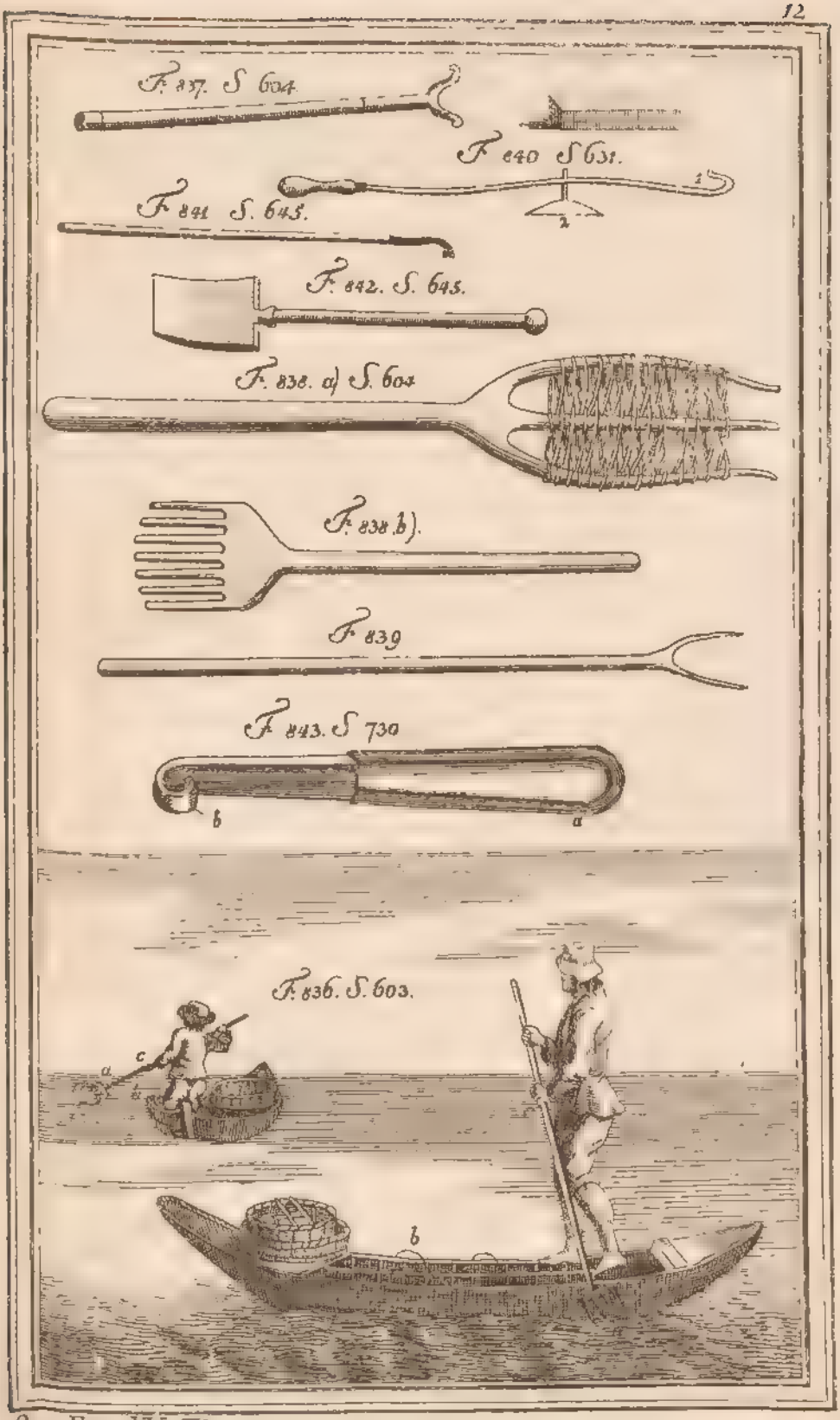
F. 829 S. 600.



F. 830. S. 600.



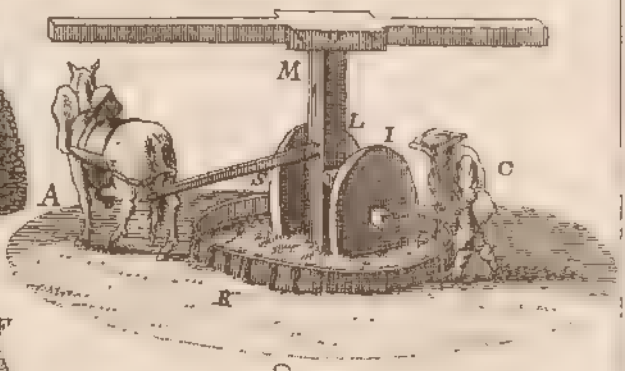
F. 831. S. 601.
F. 832. S. 602.
F. 834. S. 602.
F. 833. S. 602.

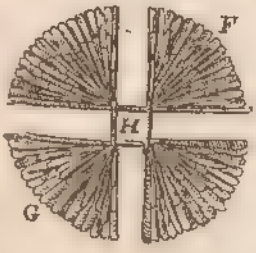

F. 837. S. 604.
F. 840 S. 631.
F. 841 S. 645.
F. 842. S. 645.
F. 838. a) S. 604
F. 838. b).
F. 839
F. 843. S. 730
b
a
F. 836. S. 603.
a
c
b

Oec Enc. XV T.

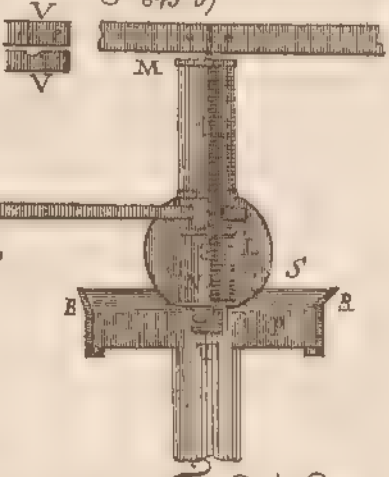
F. 844 B S. 807.

F. 845 a) S. 809.

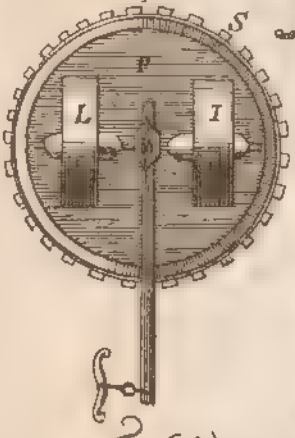




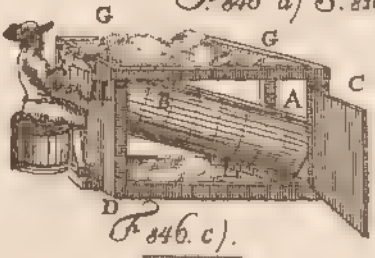
F. 845 b)



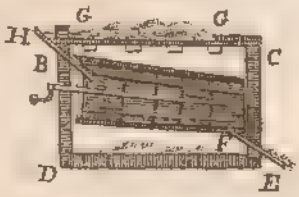
F. 843. c).



F. 846 a) S. 810.



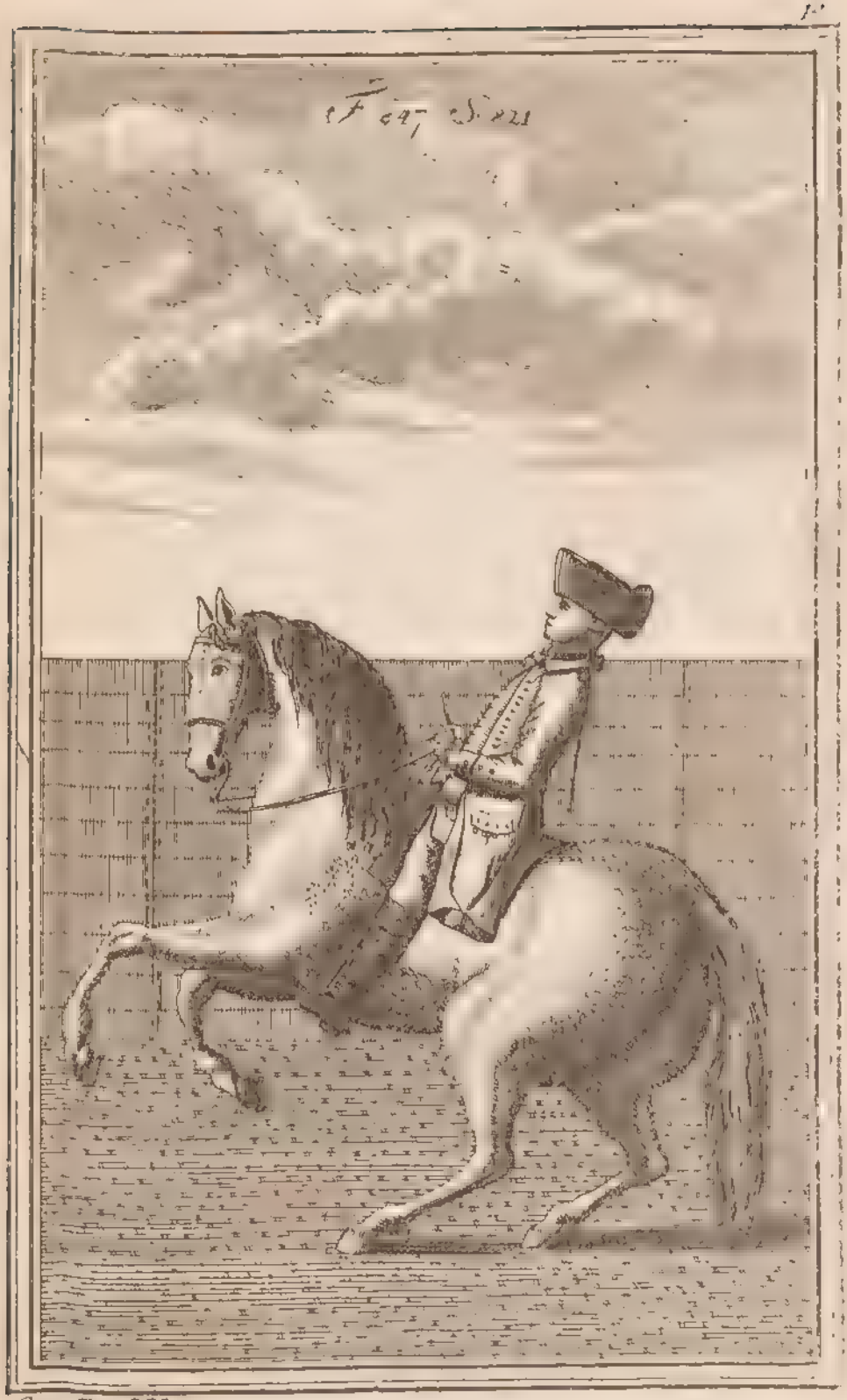
F. 846 b)



F. 846. c).

Maaß t. r. Fuß

1 2 3 4 5 6 12 18



Oec. Enc. XV. T.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN